Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfzehnter Band.

(Mit den Porträts von Friedrich Spielhagen, Bret Harte und Andreas Achenbach.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 15. Bandes.

October — November — December.

1880.

S. von Basch in Wien. Seite
Das Wesen des Kreislaufs 309

Udo Brachvogel in New-York.
Bret Harte 235
Mit dem Porträt Bret Harte's. Radirung von J. L. Meyer in Düsseldorf.

Alexander Brückner in Dorpat.
Zur Naturgeschichte der Prätendenten 254

M. Carriere in München.
Wechselbeziehungen deutscher und italienischer Kunst 73

F. von Duhn in Heidelberg.
Ueber die Anfänge der Antikensammlungen in Italien 293

Heinrich Kruse in Berlin.
Die Siegelbewahrer. Eine Seegeschichte 349

Paul Lindau in Berlin.
Persönliche Begegnungen. Henri 102

Rudolph Lindau in Berlin.
Treu bis in den Tod. Erzählung 279

Jürgen Bona Meyer in Bonn.
Zur Philosophie der Gegenwart. II. Dührings Wirklichkeitsphilosophie 34

Hermann Oelschläger in Leipzig.
Bernardo 218

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.
Der Haararzt. Aus den Hundstagsferien eines Gymnasial-Oberlehrers 319

Ludwig Pietsch in Berlin. Seite
Andreas Achenbach 381
Mit dem Porträt A. Achenbach's. Radirung von F. L. Meyer in Düsseldorf.
Hermann Schmidt-Kimpler in Marburg.
Ueber Blindsein 393
Bernhard Schädel in Darmstadt.
Briefe von Moritz von Schwind. (Schluß.) 357
O. Schrader in Jena.
Aus der Geschichte der Hausthiere. Eine linguistische Studie 335
Lorenz von Stein in Wien.
Der amerikanische Socialismus und Communismus. I—IV 87 191
Alfred Stern in Bern.
Karl von Clausewitz 175
Friedrich Spielhagen.
Vorbemerkung der Redaction 136
Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd" 137
Adolf Wilbrandt.
Der Verwalter. Novelle I. 143
Ludwig Ziemssen in Neustettin.
Friedrich Spielhagen 121
Mit dem Porträt Friedrich Spielhagen's. Radirung von Wilhelm Rohr in München.
Bibliographie 139. 274. 423


Band 15. — Heft 43.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
October 1880.
Breslau,
S. Schottlaender.

October 1880.

Inhalt.

Adolf Wilbrandt. Seite.

Der Verwalter. Novelle 1

Jürgen Bona Meyer in Bonn.

Zur Philosophie der Gegenwart. II. Dührings Wirklichkeitsphilosophie 34

M. Carriere in München.

Wechselbeziehungen deutscher und italienischer Kunst 73

Lorenz von Stein in Wien.

Der amerikanische Socialismus und Communismus. I. II..... 87

Paul Lindau in Berlin.

Persönliche Begegnungen. Henri. 102

Ludwig Ziemssen in Neustettin.

Friedrich Spielhagen 121

Friedrich Spielhagen.

Vorbemerkung der Redaction 136

Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd“..... 137

Bibliographie..... 139

Hierzu ein Porträt Friedrich Spielhagen's, Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilage zu diesem Hefte

von

S. Schottlaender in Breslau (Ariost's rasender Roland, illustr. von Gustav Doré, herausgegeben von Paul Heyse).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XV. Band. — October 1880. — 43. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Friedrich Spielhagen.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Verwalter.

Novelle

von

Adolf Wilbrandt.

I.

Frauen-Emancipation . . . Wenn ich dieſes Wort leſe oder höre, ſehe ich gewöhnlich den Doctor Raimund Weber vor mir; meinen guten Bekannten Doctor Raimund Weber, der die Frage der Frauenemancipation auf ſeine Art anſah und auf ſeine Art zu löſen ſuchte. Er iſt auch „damit fertig geworden“; er hat ſich als Löſer dieſer Frage zur Ruhe geſetzt. Nur noch dadurch wirkt er an dieſer „Aufgabe des Jahrhunderts“ mit, daß er zuweilen ſeine Geſchichte erzählt. Dann muß er aber gemüthlich am Kamin und beim Wein ſitzen, dann muß er gute Freunde vor ſich ſehen, die ihm auch nicht am Schluß mit Theorien kommen und ſeinen Fall in ein großes ſyſtematiſches Gebäude einſchachteln wollen; denn „ſo muß es gemacht werden“, ſagt er, „und ich hab's gelöſt“. Er ſagt das mit ſeinem herzlichen, klugen, humoriſtiſchen Lächeln; es iſt aber eine durchaus ernſthafte Geſchichte, und ich finde ſie merkwürdig, lehrreich. Ich hab' ihm deshalb geſagt, daß ich ſie öffentlich erzählen möchte, und unter der Bedingung, daß ich ihn alsdann „Raimund Weber“ nenne (er heißt ganz anders), hat er eingewilligt. Ich nenne ihn alſo Raimund Weber (warum nicht), und die anderen Namen der Geſchichte verändere ich nach eigenem Ermeſſen; — eh' ich aber anfange, muß ich doch noch ſagen, wer er iſt, und wie ich ihn kennen lernte.

Ich war noch Student in W., als ich ihn zum erſten Mal ſah; er ſtudirte gleichfalls, ſein Feld war die Medicin. Zu jener Zeit war er freilich mehr „im Wald und auf der Wieſe“, als auf ſeinem Feld; er beſtellte es mangelhaft. Er hatte zu viel Geſundheit, zu viel Durſt und zu viel Humor, um „an dieſer trockenen Scholle zu kleben“, wie er ſagte. Seine

Nervenkräfte waren unerschöpflich, sein Kopf unternehmend, voll schnurriger Einfälle und verwegener Tollheiten; dabei hatte er übrigens in ernsten Stunden ein so gemüthvolles Herz und so viel Zartgefühl, daß wir alle ihn lieb hatten. Eine seiner Tücken war auch das Versemachen, wenn Humor oder Satire dabei im Spiel war. Einmal, erinnere ich mich, verspottete er in einem witzigen Gedicht meine „Dreifelderwirthschaft", da ich Geschichte, Philosophie und Kunstwissenschaft zugleich betrieb. Er schloß dann freilich mit einem fürchterlichen Wortspiel, indem er in einem unmöglichen Pentameter zugab:

„Aber ein Einfeldiger scheint mir noch einfältiger".

Man muß bedenken, daß er damals jung war . . . Nachdem er einen Sommer hindurch ganz dem Zweck gelebt hatte, mit seinem Ueberschuß von Gesundheit etwas aufzuräumen, faßte er plötzlich den Entschluß, ein ernsthafter Mensch zu werden, und warf sich mit eiserner Energie (Alles an ihm war Energie) auf die Wissenschaft. In diesem Zustand verblieb er das ganze zweite Semester; dann verließ er M., und viele Jahre hab' ich ihn nicht gesehn. Er ging als junger Doctor der Medicin nach Amerika, war Militär-Arzt während des Bürgerkriegs, bei den Bundestruppen, wurde in der Siebentageschlacht am Chickahominy gefangen, kam nach einer verwegenen Flucht zu den Unionisten zurück, und blieb bis zum Ende. Als er dann die Heimat wieder aufsuchte, kam ihm Alles so „g'spaßig" vor; das heißt, es gefiel ihm nicht, und er ging bald wieder ins Weite. Er versuchte Manches, und hielt an Jedem so lange unermüdlich fest, bis er sich sagte: „ich kann es". Mehrere Jahre hindurch führte er als Schiffsarzt und Commandeur Auswanderer aus Deutschland und den nordischen Ländern nach Australien, ergab sich dann in Queensland der Landwirthschaft und wurde Verwalter eines reichen Grundbesitzers; gab das wieder auf und kehrte zu seinen Auswanderern zurück, nachdem er den Weg um die Erde gemacht und „sich die kleine Kugel einmal angesehen" hatte. Als er das nächste Mal nach Queensland kam, begegnete ihm etwas, das ihn nachdenklich machte. Er hatte seine Auswanderer in Brisbane ausgeschifft und sah eben dem sonderbaren Schauspiel zu, wie die jungen Männer aus der Colonie auf die „Freite" gingen: sie kamen auf den Platz, wo die gelandeten ledigen Frauenzimmer aus der „alten Welt" sich aufgestellt hatten, und betrachteten sie prüfend, in tiefem, allgemeinem Schweigen. Von Zeit zu Zeit ging dann einer von den Junggesellen bedächtig auf die Jungfrauen zu, stellte sich vor Diejenige hin, die ihm „einleuchtete", und fragte sie, ob sie mit ihm gehen und seine Frau werden wolle. Er sei Der und Der, und habe eine Farm da und da. Dann betrachtete sie ihn; und wenn er ihr einleuchtete, sagte sie nach einer Weile: Ja. Sie gaben sich die Hand, und der Handel war abgemacht.

Während diese Verständigung zwischen der alten und neuen Welt zum Besten der Zukunft des Landes vor sich ging, sah Doctor Raimund Weber eine auffallend schöne Dame vom Pferde steigen, das sie einem alten Diener

übergab, um den Heiraths-Markt auch aus der Nähe zu betrachten. Sie hatte schon eine Weile schweigend zugesehn (und sie gefiel Raimund sehr), als ein junger Bursche vorbeizog, der einen Gaul an der Leine führte. Der Gaul, ein Bild des Jammers, war lahm, müde, schien alt und erschöpft zu sein; der Bursche aber schlug mit einer gemeinen Fühllosigkeit auf ihn los, wie wenn er einen ausgestopften oder nachgemachten Gaul vor sich hätte. Die schöne junge Dame ward roth und ging auf den Menschen zu. Sie fragte ihn erregt, wie er so grausam sein könne; ob er denn kein Gefühl habe. Der Bursche, ein roher, untersetzter Kerl, antwortete mit einem gemeinen Schimpfwort, das sich hier nicht wiederholen ließe. Als die Dame das hörte, ward sie leichenblaß und fing an zu zittern; hob dann ihre Reitpeitsche und schlug ihm damit ins Gesicht.

Der Mensch schrie auf wie eine Bestie und stürzte auf sie zu. Ehe er aber das schöne Wesen noch ergreifen konnte — und ehe Raimund Weber im Stande war, ihr zu Hilfe zu eilen — hatten einige von den Zuschauern sich auf ihn geworfen, rissen ihn zurück, und bedrohten ihn auf das unzweideutigste, wenn er nicht sofort seiner Wege ginge. „Dir ist recht geschehen!“ riefen sie ihm zu. „Du Hund wolltest Dich an der Miß vergreifen? an dieser guten, wohlthätigen, edlen Miß da, die so ein Herz für die Menschen hat, und für die Thiere dazu? Das wolltest Du gottverdammter Hund Du?“ — — Der Bursche blickte um sich und sah, daß sich sämmtliche Gesichter des „Publikums“ gegen ihn erklärten. Er wollte schon mit einem resignirten Murmeln abziehn, als Jemand ausrief: Die Miß lasse ihn fragen, was er für den armen Gaul da haben wolle; denn in seinen Händen möchte sie ihn nicht lassen. Der Kerl lächelte höhnisch, und forderte eine unverschämte Summe. Die junge Dame, die in einiger Entfernung ruhig dastand, nickte, ohne ein Wort zu sagen. Darauf winkte sie ihrem alten Diener, der seinen Geldbeutel zog und die Summe zahlte. Sie bestieg wieder ihr Pferd, dankte den Leuten herzlich, die ihrerseits die Hüte herunternahmen, und ritt langsam davon; der Diener folgte zu Fuß mit dem Gaul, den sie erhandelt hatte. In einer Straße der Stadt war sie bald verschwunden.

Das wär' eine Frau für mich! dachte Raimund Weber. Er blieb aber bei dieser theoretischen Vermuthung: denn vergebens durchwanderte er an diesem und den folgenden Tagen die ganze Stadt Brisbane und die nächste Umgegend! er sah die Dame nicht wieder. Nach seinem alten Grundsatz; sich mit allem Menschenmöglichen, aber nicht mit Unmöglichkeiten zu befassen, gewöhnte er sich ab, an sie zu denken (bis auf gelegentliche kleine Rückfälle, die nichts zu bedeuten hatten), und fuhr durch die Torres-Straße und den Suez-Kanal nach Europa zurück. Hier kam er nach einiger Zeit wieder in die Heimath, etwas „auszuruhen“; fand ein feines junges Mädchen, das er als Kind gekannt und das den Ruf einer spröden, stolzen Männerfeindin hatte; schmuggelte sich als Arzt ins Haus, machte ihren Vater gesund und die Tochter herzkrank, heirathete sie, und nahm sie mit auf die „Hochzeits-

reise" nach Australien: er wieder als Führer eines Auswandererschiffs, sie als seine Frau. Dann ging die Hochzeitsreise weiter durch das feste Land: von Brisbane aus zogen sie landeinwärts, die Beiden allein, ohne Dienerschaft, nur ein Pferd als „Hausfreund", dem er die Frau übergab, wenn sie müde wurde. Sie jagten auf allerlei Gethier, das in Queensland heimisch, in Europa fremd ist, und stopften es aus (was sie von ihm gelernt hatte), um es nach Europa an ein Welthandelshaus zu schicken, das für diese museumsfähigen Thiere hohe Preise zahlt. Die Reise machte ihn glücklicher als alle, die er bisher unternommen hatte; — aber sie endete schlecht. Im Winter kam er ohne seine Frau nach Brisbane zurück: sie war nach einem Sturz mit dem Pferde heillos erkrankt, blieb liegen und starb. Dies erschütterte ihn tief. Er ward gleichgültig, muthlos, elend! die Lust am Leben hatte er verloren. Erst nach langer Zeit, durch neue Reisen und Unternehmungen zerstreut, kam er wieder zu sich. Australien aber wollte er nun nicht mehr sehen. Er ging auf Umwege nach Deutschland; auch den Boden der Heimath, wo er diese Frau gefunden, mochte er nicht betreten. Hier und da suchte er alte Freunde auf (auch wir sahen uns wieder); endlich kam er in Mitteldeutschland in den Wald- und Berg-Winkel, wo ihm eine neue Aufgabe begegnen, wo er jene „Frage" „lösen" sollte.

II.

Raimund war auf der Universität — ich glaube in Bonn — mit einem jungen deutschen Prinzen bekannt geworden, der damals gleichfalls studirte; einem jüngeren Prinzen eines noch souverainen Hauses, der aber nicht unmittelbar zur regierenden Linie gehörte. Prinz Karl (wie ich ihn nennen werde) hatte an Raimund Weber solchen Gefallen gefunden, daß er sich wochenlang fast nicht von ihm trennte; alle thörichten Streiche — in denen der Prinz groß war — machten sie miteinander; sie disputirten aber auch, trieben Studien, gaben poetische Feste, zu denen Raimund humoristische Texte schrieb, die der Prinz in Musik setzte: denn dieser etwas leichtfertige, aber ästhetisch angehauchte Prinz machte auch Musik. Als Raimund jetzt, nach so vielen Irrfahrten, wieder in Deutschland lebte, lud Prinz Karl ihn ein, auch ihn, seinen „tollen Prinzen", zu besuchen, und die alte Freundschaft zu erneuern, die ihm nie erloschen sei, nie erlöschen werde. Die Aufforderung war so herzlich, daß Raimund sich nicht entschließen konnte, sie abzulehnen; obgleich er eigentlich, von Amerika und den Kolonien her, stark republikanisch fühlte, und obgleich Prinz Karl sich mittlerweile durch seine leichten Sitten einen üblen Namen gemacht, ja sich mit seinem eigenen Hause fast überworfen hatte. Nur eine alte Tante hielt noch fest zu ihm, deren Liebling er von Jugend auf gewesen war, die zu seinen „Thorheiten" beide Augen zudrückte, und gleichsam als Ehrendame bei ihm wohnte (er war unverheirathet), so oft er sie einlud, zu kommen. Sie war dann die „Schloßherrin" seines Sommersitzes, eines alten, künstlerisch

von ihm ausgeschmückten Schlosses, das in einem der mitteldeutschen Gebirge auf einer Höhe lag. Sie repräsentirte die Tugend, die er ritterlich verehrte, während er so nebenher seinen Abenteuern nachging, die ihn zu einem der bekanntesten und gefürchtetsten Anbeter weiblicher Schönheit gemacht hatten.

So stand es auch jetzt, als Raimund Weber kam, es war Sommerzeit, die „Schloßherrin" regierte, der Prinz schien nur der Tugend zu huldigen. Er befand sich übrigens in der That in einer Uebergangsstimmung: sein Genußsinn war etwas ermüdet, blasirt, sein lebhafter Geist wollte Nahrung haben, er sehnte sich nach „Gemüth" und „Gemüthlichkeit", wie es ihm immer erging, wenn er „Herzferien" hatte. Mit der liebenswürdigsten Wärme begrüßte er den alten Commilitonen, dessen Humor ihn verjüngte. Doctor Raimund Weber wurde wie ein Prinz gepflegt und gefeiert; er durfte Launen haben, man erfüllte sie; Alle mußten sich bemühen, ihm zu gefallen. Es sollte nur „behaglich", „natürlich", „echt menschlich" gelebt werden: lange Plauderstunden, mäßiges Trinken, große Wanderungen bergauf und thalab, Schachspiel, ein gutes Buch für die Regenstunden, und sehr viel Musik. Daß es — außer der Tante — auch noch Frauen gab, schien der Prinz völlig zu vergessen. Halbe Tage blieb er mit Raimund allein; gewöhnlich kam freilich noch ein Dritter dazu, wie des Prinzen Schatten: sein Vertrauter in allen kleinen und großen Geheimnissen, der Kammerherr von Düren, ein alternder, echter Höfling mit unechtem Haar, den Raimund nicht leiden konnte und an dem er wenigstens seinen Witz übte, wo es irgend anging.

Eines Morgens hatten sich die Drei auf einer weiten Wanderung durch einen Bergwald ermüdet: es war fast Mittag geworden. Nach einer Regennacht lag der Sonnendunst schwül auf der feuchten Erde. Herr von Düren vermochte kaum mehr zu verbergen, daß seine Kräfte erschöpft waren; auch der Prinz sehnte sich nach Ruhe. Sie erreichten eine Lichtung im Wald, die ihm sehr gefiel: unter einer alleinstehenden, schönen Eiche, neben der ein mächtiger, bewachsener Felsblock lag, standen Tisch und Bänke, aus Naturholz gezimmert. Eine Bretterhütte befand sich in der Nähe; Menschen sah man nicht. „Hier rasten wir", sagte der Prinz, „wenn es dem Doctor recht ist! Düren möchte ein wenig schlafen, ich seh's ihm an, er hat nur das falsche Ehrgefühl, es nicht zu sagen; und für den Augenblick hab' ich auch genug. Ich finde, man schmeichelt den Wäldern: der, aus dem wir kommen, mit all seiner gepriesenen poetischen Schattenkühle ist er heute nichtswürdig heiß! Setzen wir uns nieder: Düren schläft, Doctor Raimund raucht, und ich — — ich habe leider meine Geige nicht hier: sonst könnten wir Lenaus drei Zigeuner vorstellen".

Sie saßen unter der Eiche, die einen angenehmen, luftigen Schatten gab; Düren, nachdem er sich eine Weile gesträubt hatte, seine Schwäche zu bekennen, schlief endlich wirklich ein, und der Prinz lehnte sich gegen die Bank zurück. „Verzeihen Sie, Raimund", sagte er dann in seiner herzlichen Art, „wenn ich Ihnen einen kleinen Vorwurf mache. Sie sind unbarmherzig

gegen meinen armen Düren; vorhin verwickelten Sie ihn wieder in so ein Wortgefecht, bei dem die Herren sehr in's Persönliche geriethen, und Ihre Neckereien wurden wirklich etwas zu ernst. Ich finde, selbst im Scherz fechten Sie gegen ihn mit scharfen Waffen; Sie mißbrauchen Ihre Ueberlegenheit; — habe ich nicht Recht?"

„Ich bitte um Vergebung", antwortete Raimund, auch nach seiner Weise. „Ich hatte mir auf den Freundschaftsinseln das Ideal eines Greises ausgedacht, dem die Wirklichkeit nun nicht entspricht (er warf einen Blick auf Düren); das macht mich schwermüthig, Hoheit".

„Sie sind unverbesserlich! — Reden wir also lieber von Ihrer Zukunft ein vernünftiges Wort. Daß ich Sie wirklich lieb habe, ist Ihnen nun wohl bekannt. Ich liebe in Ihnen meine Jugend, meine Studien, meine Ideale. Ihr frischer Humor ist mir eine große Wohlthat ... Bleiben Sie ganz bei mir! Von der Welt, denk' ich, haben Sie nun wohl genug gesehen; oder wenn Sie doch wieder reisen wollen, reisen Sie mit mir. Sie sind Arzt. Wenn Sie den Titel meines Leibarztes annehmen, würden Sie zugleich mein Freund, mein Seelenarzt, mein Pylades sein; — und ich versichere Sie, mit mir läßt sich leben!"

„Daran zweifle ich nicht", erwiderte Raimund. „Aber verzeihen Sie, ich wünsche kein Arzt mehr zu sein. Irgendwas, nur das nicht!"

„Und der Grund?"

„Viele für einen. Daß, je mehr der Arzt weiß, er desto inniger fühlt, daß er wenig kann. Und daß es fast unmöglich ist, unter dieser einfältigen Menschheit nicht ein wenig Charlatan zu sein. Und daß der Arzt der Sclave aller Menschen ist; und ich habe das glühende Verlangen, des Herrn Doctor Raimund Weber einziger Herr zu sein".

„Löblich, sehr löblich!" gab der Prinz zur Antwort. „Aber einem Freund zu dienen, der zufällig ein Prinz ist —"

„Sie sind gewiß der beste aller Prinzen, Hoheit; aber — — eben darum kann man Ihnen auch die Wahrheit sagen, und das werd' ich thun. Sehen Sie — ein Prinz bleibt ein Prinz; er hat im besten Fall einen Freund, aber viele — „Trabanten". Diese Trabanten — verzeihen Sie — verbreiten auch um den besten Prinzen eine Atmosphäre, in der ich nicht so gut athmen kann, wie ich's nöthig habe. Wenn ich zum Beispiel nur diesen alten jungen Menschen da betrachte, der leider auch Ihr Trabant ist" —

„Sie haben einen Groll auf meinen armen Düren", fiel ihm Prinz Karl in's Wort.

„Ich kann ihn nur nicht leiden, Hoheit; wie ich auch diese kleinen Gewürme nicht leiden kann, die unter der Haut, oder im Blut, oder in den Augen anderer Geschöpfe leben. Verzeihen Sie — ich rede schon wieder Injurien. Sehen Sie wohl: ich tauge nicht „an den Hof". Nein! Mein bester, allerbester Prinz! Weder an den Hof, noch zur Doctorei! Arbeiten, wirken, schaffen, irgendwas, irgendwo, zu Wasser, zu Lande, in der Luft, —

mir alles Eins; aber frei und nach meinem Herzen; — und dann soll der große Unbekannte meine Rechnung abschließen, wann und wie er will!"

„Sie sind ein Starrkopf", sagte der Prinz.

„Ich fürchte".

„Gut, genießen Sie Ihre Freiheit, Ihre Selbstherrlichkeit — bis Sie sich daran satt gegessen haben! — — Aber einen Gefallen, Raimund, müssen Sie mir thun. Ich hab' ein paar kleine Compositionen zu Papier gebracht, die Sie noch nicht kennen; die aber der Verfasser und noch einige gute Leute nicht übel finden. Ich habe sie mir als Musik zu einem Festspiel gedacht, das auf eine scherzhafte, geistreiche Weise — — Nun ja: da ist der Graben, über den ich mit Ihnen hinüberzuspringen wünschte —"

„Ein Text?" fragte Raimund.

„Ja, ein Text: wieder einmal ein Text! Lassen Sie uns noch einmal zusammen arbeiten, wie in alten Zeiten! Sie schreiben den Text ganz nach Ihrer Idee und nach Ihrem Plan; nur daß er zu meiner Musik in ein sinniges Verhältniß treten müßte . . . Ich geb' Ihnen meine Musik; die Ideen kommen! Großes Sommerfest oben im Schloß; im Pavillon wird gespielt; sie und ich spielen mit. Abgemacht; geben Sie mir die Hand!"

Raimund schlug lächelnd ein. „Gut, sagte er; abgemacht! — Herr von Düren erwachte und sah mit den schwimmenden grauen Augen etwas schlaftrunken um sich. Er schien sich entschuldigen zu wollen, daß er geschlafen hatte; doch der Prinz, dessen Ideengang eben einen großen Sprung machte, fuhr fort: „Ich sage Ihnen, Raimund, ich sehne mich nach so etwas Besonderem, das uns wieder jung macht; nach Kunst und nach Heiterkeit; nach Zerstreuung — Aufregung. Mein Leben ist öde, Raimund. Sie hatten als Student ein Lieblingswort: „menschenwürdig". Ich lebe nicht menschenwürdig".

Herr von Düren horchte auf, in seiner höfischen Art, wie wenn er jedes Wort des Prinzen auswendig lernen wollte.

„Ich lebe nicht menschenwürdig", wiederholte der Prinz, da Raimund ihn fragend ansah. „Meine Kunst, die Musik, liebe ich ja sehr; aber doch unerwidert, wie ich fürchte . . . Außerdem — — Es ist merkwürdig, wie wenig wir in diesen Tagen von den Frauen gesprochen haben . . . Die Frauen! — — Alle Arten von Frauen hab' ich — kennen gelernt; man bekommt sie satt; — denn mein Ideal hab' ich nie gefunden. Alle Frauen, die ich kennen lernte, waren dazu geboren, entweder ihren Männern oder ihren Launen unterthan zu sein . . ."

Herr von Düren murmelte, mit bewunderndem Kopfnicken, leise vor sich hin.

„Dagegen eine Frau, die die geistige Kraft hätte, wirklich frei zu sein; die sich nicht blos von der Unterwürfigkeit ihres Geschlechts, auch von der angeborenen Unvernunft zu emancipiren vermöchte; die ein wirklich souveränes Wesen wäre und neben dem Mann ganz wie Seinesgleichen dastünde, nur

schöner, anmuthiger, reizender, göttlicher: so eine Frau wäre mein Ideal; — aber es scheint, bei der Weltschöpfung hat man sie vergessen!"

„Vielleicht weil sie eine logische Unmöglichkeit ist", sagte Raimund lächelnd.

Herr von Düren richtete sich etwas höher auf. „Und doch kann ich versichern, Hoheit", entgegnete er langsam, „daß so eine logische Unmöglichkeit existirt".

„Das können Sie versichern?"

„Ganz gewiß. Eine Frau" — Herr von Düren strich mit der Hand über sein falsches braunes Haar — „eine Frau, um die ich auf Tod und Leben werben müßte, — wenn sie für mich nicht zu gut wäre".

Ei du Kupplerseele! dachte Raimund.

„Eine etwas bizarre, aber veritable Amazone", fuhr Düren fort; „eine Emancipirte ganz nach Eurer Hoheit Ideal: denn sie hat sich auch von den Schwächen ihres Geschlechts emancipirt. Und dabei zum Rasendwerden schön, interessant —"

Der Prinz sah ihn groß an. „Und wo haben Sie dieses Phänomen entdeckt?"

Düren lächelte. „Sie befinden sich auf Ihrem Grund und Boden. Sie sitzen auf ihrer Bank".

„Wie? Dieser Wald —?"

„Gehört ihr. Seit drei Tagen. Es ist eine Deutsche von Geburt; aus Neuholland, glaub' ich — oder irgendwo da draußen — in ihre erste Heimath zurückgekommen, hat sie diese große Besitzung, Schwarzau und Friedau, mit ihren Goldklumpen gekauft. Das sogenannte „graue Schloß", Ihnen gegenüber, wo Euer Hoheit vor Jahren den alten Grafen besuchten, gehört jetzt ihr —"

„Meine Nachbarin also!"

„Ja. Ein alleinstehendes, verwaistes, Fräulein; sie kam allein, nur mit einem Bedienten. Sie machte diesen Handel allein; sie residirt allein in ihrem Schloß; sie reitet vorläufig — zu Pferde und in hohen Stiefeln — Alles allein. Großes Kopfschütteln und großes Aergerniß darob in der Gegend; unsre „guten Landleute" starren sie an wie ein unbekanntes, ausländisches Thier; sie lächelt dazu und thut was sie will".

„Hm!" murmelte der Prinz, dessen müde und vorhin elegische Augen wieder lebendig wurden. „Das ist wohl alles recht merkwürdig . . . Aber der Grund, sie für das ideale Weib zu halten, für das Sie sie ausgeben?"

„Sie werden mir nicht nachsagen, Hoheit", erwiderte Düren, „daß ich zu gut von den Frauen denke".

„O nein".

„Aber wenn Sie diesen Brief lesen wollten, worin ein gewiß vortrefflicher Menschenkenner, unser alter Präsident, diese Dame mir, und indirekt auch Eurer Hoheit, empfiehlt — —"

Der Prinz nahm den Brief, den Herr von Düren hervorgezogen hatte, und blickte hinein. „Der Bruder des Präsidenten", fuhr Düren fort, „ist Generalconsul irgendwo in den australischen Colonien; durch ihn war die junge Dame an den Präsidenten und hierher gekommen. Wie sehr sie dem alten Herrn imponirt hat, zeigt sein Brief —"

„Ein Unicum" nennt er sie", sagte der Prinz; „aber etwas toll".

„Aber ein Unicum! — Ich habe sie gestern gesehn; sie sieht ganz so aus, wie der Präsident sie beschreibt: nur aus Ueberzeugung emancipirt, aber einstweilen zum Verzweifeln solid".

„Einstweilen"! Wie schön empfunden Herr von Düren das sagt", warf Raimund ein.

Der Prinz gab den Brief zurück, stand dann auf und fing an, umherzugehn. „Sie haben sie gesehn", sagte er plötzlich, „und erzählen mir das erst jetzt?"

„Um Vergebung, Hoheit! Sie lebten so ganz in ihren Unterhaltungen mit Herrn Doctor Weber, und in der Musik — —"

„Ja, ja, ja!" murmelte der Prinz, der ihm nicht mehr zuhörte. „Dem alten Präsidenten hat sie, wie es scheint, nur zu gut gefallen . . . Jedenfalls sollte man diese „Amazone" kennen lernen. Schon der Zerstreuung wegen; denn wirklich, meine Herren, wir fingen schon an, wie Klosterbrüder zu leben. Was sagen Sie dazu, Doctor: wenn wir dieses „Unicum" nicht auf die gewöhnliche Art, sondern, wenn's möglich wäre, etwas absonderlich, etwas abenteuerlich kennen lernten . . . Ein bischen Romantik, meine Herren; man kriecht sonst gar zu unartig auf der Erde herum! — Das „graue Schloß", sagen Sie —"

Der Prinz unterbrach sich selbst, weil er vom Walde her, in der Richtung der Bretterhütte, eine Stimme hörte. Es war offenbar eine etwas tief klingende Frauenstimme. Raimund Weber trat etwas mehr nach links und sah in einiger Entfernung zwei Damen zwischen den Bäumen; die Eine in einem aufgeschürzten Reitkleid, wie es schien, und in hohen Stiefeln. Der Prinz und Düren gingen Raimund nach. „Das ist meine Dame!" rief Düren. „Das ist meine Dame!"

„Still, nicht so laut!" flüsterte der Prinz, „kann sie uns sehen?"

„Ich glaube nicht", sagte Raimund leise.

Man hörte wieder die eine Dame zu der andern sprechen. „Sie kommen offenbar hierher", flüsterte der Prinz, der in eine jugendliche Aufregung gerieth. Wenn man diese Amazone ein wenig belauschen, beobachten könnte, ehe sie uns sieht . . ."

„Steigen wir hier in den Baum?" sagte Raimund.

„Wahrhaftig, Sie haben Recht! Von dem Felsblock da kann man bequem bis in die Aeste steigen; und auf den Fels kommt man wohl hinauf! — Wir studiren dieses Ideal aus der Vogelperspective . . ."

Der Prinz ging voran: er war vor Vergnügen über dieses Abenteuer beinahe roth geworden. Für Raimund verstand sich jede Abweichung von der Alltäglichkeit von selbst. Sie stiegen auf den Felsblock, was nicht beschwerlich war, und von da in die starken, breiten Aeste der Eiche hinein; Herr von Düren kletterte ihnen nach, so gut es ging, und blieb auf dem Felsen stehn. Als er oben war, traten die Damen bereits aus dem Wald hervor; man konnte nun deutlich die hohe, schlanke Gestalt der „Amazone" sehn, die, nach ihrem Reitkleid und ihrer Reitpeitsche zu schließen, irgendwo in der Nähe vom Pferde gestiegen war. Die andre Dame war kleiner, überhaupt eine unbedeutende Gestalt. Sie gingen auf die Hütte zu, und dann gegen die Ruheplätze unter dem Baume. Die Amazone schien etwas erregt, sie bewegte den Kopf und warf ihn zurück; aber sie lächelte.

„Sie erstaunen über Vieles, meine Beste!" sagte sie mit ihrer lauten, tönenden, etwas tiefen Stimme. „Beinahe über Alles!"

Die Andre zuckte ein wenig mit den Achseln. „Gnädiges Fräulein —"

„Ich bin keine „Gnädige", fiel die Amazone ein; „bitte, lassen Sie dieses unterthänige Beiwort weg, ich mag es nicht. Sprechen Sie wie Mensch zu Mensch. Sie wollten etwas sagen".

„Ich wollte mir erlauben, zu sagen, daß ich seit gestern lebe wie — —"

Sie stockte.

„Nun? Wie?" — fragte die Amazone etwas ungeduldig.

„Wie in einem Traum! Daß Ihre — Ihre —"

„Was?"

„Daß Ihre ganze Art und Weise —"

„Ihnen nicht gefällt! — Ich will Ihnen auch etwas sagen, liebes Fräulein Rosa; damit wir uns gleich verstehen, ein für allemal. Ich habe Sie gestern zur Gesellschaft in mein Haus genommen, aber bitte, geben Sie schon heute und für immer auf, mir über meine „Art und Weise" Ihre Bemerkungen zu machen. Ich bin, wie ich bin. Und ich bin es schon lange, denn ich bin kein Kind mehr. Sehen Sie mich je ein wirkliches Unrecht gegen die Sitte begehen, so steht Ihnen frei, mich noch in derselben Minute zu verlassen. Sind wir nun einig? Sind Sie nun zufrieden?"

Die kleinere Dame lächelte nur, machte eine leichte, gleichsam resignirte Verbeugung, und erwiderte nichts.

„Jedenfalls ist sie schön!" flüsterte der Prinz.

Raimund nickte, ohne etwas zu sagen. Er war sehr verwundert; diese Stimme, mit dem etwas englischen Accent, die Gestalt, endlich die blauen Augen, die er nun in der Nähe sah, als sie einmal aufblickten, weckten eine unklare Erinnerung in ihm. Plötzlich tauchte jene Dame auf, die damals in Brisbane den Burschen mit der Peitsche ins Gesicht geschlagen und das Pferd gekauft hatte. Könnte sie das wirklich? — dachte er. Die Dame da unten setzte sich jetzt auf eine Bank; er konnte unter dem Reithut mit dem blauen Schleier ihr Gesicht nicht sehen, und auch die Umrisse der Ge-

stalt wurden undeutlich, halb durch das Laub verdeckt. Er hielt sich ruhig und horchte.

„Nun? Wo bleibt der Verwalter?“ fing sie wieder an. „Sagten Sie nicht, er wünschte mich zu sprechen?“

„Ja, mein Fräulein“, erwiderte die Kleine. Sie deutete nach rückwärts, wo jetzt noch eine Gestalt, eine männliche, erschienen war und am Rand des Waldes zwischen den Bäumen stand. „Er ist da. Er wartet“.

„Nun, so soll er kommen. Warum steht er dort wie ein Baum. Ich bin ja nicht — —“

Sie winkte und rief: „Herr Waldmann!“

Der Mann trat hervor; eine etwas derbe, breitschultrige Gestalt. Er kam mit großen Schritten heran, und blieb in einer sonderbaren Haltung, nachdrücklich, bestimmt und doch fast verlegen, vor der Dame stehen. Indem er den Hut herunterzog, sagte er: „Sie haben befohlen, Fräulein —“

„Nicht doch, Sie haben gewünscht“, fiel sie ihm ins Wort. „Also bitte, Herr Waldmann, sagen Sie, was Sie wünschen“.

„Wenn Sie also erlauben“ — — fing er an. Er ward flüchtig roth; dann setzte er aber bedächtig und ruhig hinzu: „So geht es nicht, Fräulein“.

„Was geht nicht?“ fragte sie.

„Bitte um Vergebung: so gehts nicht. Sie haben mich gestern als Verwalter Ihres Gutes — oder Ihrer Herrschaft — angenommen; heute Morgen reiten Sie aufs Feld hinaus, sagen mir vor allen Leuten, daß meine Anordnungen nicht Ihren Beifall haben, — befehlen, es anders zu machen. Sehen Sie, mein Fräulein, das geht nicht. Entweder soll ich Autorität haben, oder nicht. Die Leute lachen ja schon über mich, hinter meinem Rücken: daß mir eine junge Dame“ —

„Eine junge Dame!“ unterbrach sie ihn. „Also dürfen nur Männer befehlen?“

„Das wohl nicht, mein Fräulein“, sagte der Verwalter, der seine äußere Ruhe nicht verlor. „Aber hierzulande denkt man nun einmal —“

„Was, was denkt man in diesem denkenden Land?“

„Hier achtet man keinen Mann, der sich von einer jungen Dame läßt herunterputzen . . . Und — und überhaupt — Ihre australischen Moden, mein Fräulein, passen nicht hierher —“

Er brach plötzlich ab, denn die junge Dame war aufgesprungen und die Reitpeitsche zuckte in ihrer Hand. Sie ließ sie dann freilich niederfallen und sagte nach einem tiefen, schweren Athemzug mit leidlicher Fassung: „Sie scheinen nicht zu wissen, daß Sie unverschämt sind. Wir haben zum letzten Mal mit einander gesprochen; — morgen können Sie gehen!“

„Wie Sie wünschen, mein Fräulein“, erwiderte er mit erbitternder, herausfordernder Gelassenheit. „Ich hatte Ihnen ja selber schon gesagt, daß es so nicht geht —“

„Schweigen Sie!“ fuhr sie auf.

„Wollen Sie wohl schweigen!“ rief es auf einmal über ihr aus dem Baum herunter.

Sie sah überrascht hinauf. Die kleine Dame stieß einen leichten Schrei aus. Die Gestalt des Prinzen, der sich nicht länger still verhalten konnte, ward zwischen den Zweigen sichtbar. Mit der Hand drohte er dem Verwalter, der ihn sogleich erkannte und bestürzt zurücktrat. „Bleiben Sie stehn!“ rief der Prinz ihm zu.

Bald darauf erschien der Horcher unten auf der Erde; voran Herr von Düren, der nur auf dem Fels gestanden hatte. Die Amazone erkannte ihn, „Sie, mein Herr!“ sagte sie ganz betroffen.

„Ja“, sagte er, mit einer tiefen, entschuldigenden Verbeugung; „und Seine Hoheit —“

„Prinz Karl!“ setzte der Prinz hinzu, der nun vor ihr stand.

„Und Doctor Weber“, sagte hinter dem Prinzen eine dritte Stimme.

„Zunächst muß ich Ihnen bemerken, Waldmann“, fuhr der Prinz zum Verwalter gewendet fort, „daß ich Ihr Benehmen unbegreiflich finde. Ich hätte nicht gedacht, daß ein Mann wie Sie, den ich so lange kenne — — Sie haben sich unverzeihlich, unschicklich benommen . . . Bitte, sagen Sie Nichts mehr! Gehen Sie! Adieu!“

Der Mann verbeugte sich unterwürfig und ging schweigend fort.

Der Prinz sah ihm nach. Mit einer galanten Bewegung wandte er sich dann zu der Amazone: „Verzeihen Sie, vergeben Sie uns, mein verehrtes Fräulein! Wir sind sehr beschämt. Durch diesen — bedauernswerthen Vorfall haben Sie entdeckt, daß wir uns die unerlaubte Freiheit nahmen, aus diesem Versteck — Ich weiß nicht, wie ich uns entschuldigen soll. Man hatte mir (er fing an zu lächeln) — ja, man hatte mir so Ungewöhnliches von Ihnen erzählt, daß ich auf ein ungewöhnliches Mittel verfiel, Ihre Bekanntschaft zu machen . . .“

Die Dame lächelte bitter, aufgeregt. „Ungewöhnliches!“ wiederholte sie, dem Verwalter nachblickend. „Nun, Sie haben ja gleich so Etwas erlebt!“

„Ich bitte, denken Sie nicht mehr an den Menschen da! — Oder, wenn Sie für sein Benehmen noch eine Genugthuung begehren — ich bin Ihr Nachbar, Prinz Karl —“

„Ich danke Ihnen, Hoheit“, sagte sie sich verneigend. „Ich hab' ihn entlassen; weiter will ich Nichts“.

„Oder wenn ich Ihnen sonst mit Etwas dienen kann, verfügen Sie über mich! Vorausgesetzt, daß Sie uns diesen Uebermuth verzeihen Sie sind mir nicht fremd, mein Fräulein; durch Herrn von Düren weiß ich, daß der alte Präsident Sie uns an's Herz gelegt hat; so zu sagen, auch mir. Also ich bitte, verfügen Sie über mich! Sie sollen wenigstens nicht sagen

können, daß Sie bei der Rückkehr in die alte Heimath nur kleine, unverständige, boshafte Menschen gefunden haben, die Sie nicht verstehen. Ganz so schlimm sind wir nicht! — Nein, Sie sollen sagen: Einen fand ich doch — wenn auch nur einen Prinzen (er lächelte) — der mir gleich bei der ersten Begegnung, auf den ersten Blick sagte: Verachten Sie nicht uns alle; ich verstehe Sie; ich verehre Sie!"

Die schöne junge Dame sah ihn verwundert an. Der Prinz sprach in seiner leichten, fließenden Beredsamkeit; er hatte aber ein ritterliches Feuer in den Augen, er war sichtlich erregt. Sie erwiderte etwas verwirrt einige dankende Worte. Unterdessen war auch Raimund näher gekommen und betrachtete sie ziemlich fassungslos. Er erkannte jetzt die Dame von Brisbane; er konnte gar nicht mehr zweifeln. Sie war seitdem um einige Jahre älter, reifer geworden; ein gewisser stolzer Ausdruck im Gesicht, in der Haltung hatte sich entwickelt. Daß dieser Ausdruck ihm gefiel, konnte er nicht sagen; aber die ganze Erscheinung war so ungewöhnlich, daß er sie mit fast unschicklicher Aufmerksamkeit studirte.

Ein Knabe kam aus dem Wald, in dem der Verwalter jetzt verschwunden war; er trug eine Kanne mit Milch und zwei Gläser, und stellte sie auf einen Wink der Dame auf den Tisch. Dann schickte sie ihn wieder fort. Eine leichte Röthe, die auf ihren Wangen gestanden hatte, verlor sich; sie ward unbefangener und heiterer. Mit etwas eckiger, aber eigenthümlicher Anmuth fragte sie, ob die Herren etwa auch durstig wären und zu trinken wünschten. Sie könne ihnen zwar nur etwas Milch anbieten; aber jedenfalls wolle sie doch die Pflichten der Gastfreundschaft erfüllen. Prinz Karl dankte lebhaft, und bat um einige Tropfen von diesem „Urgetränk", denn allerdings habe er Durst. Fräulein Rosa, die Begleiterin, wollte einschenken; die Andre nahm ihr die Kanne aus der Hand und that es selbst. „Auf gute Nachbarschaft!" sagte der Prinz und trank. Herr von Düren folgte ihm; Raimund lehnte ab. Es dauerte nicht lange, so saß man um den Tisch herum; denn die neue „Herrin von Schwarzau" bat mit so einfacher, natürlicher Herzlichkeit, auch unter ihrem Baum einmal Platz zu nehmen, daß es sich von selbst verstand, ihr zu gehorchen. Sie schien auf jede Weise zeigen zu wollen, daß sie sich durch jenen „Uebermuth" nicht beleidigt fühle. Ein leichtes Gespräch entstand; der Prinz führte es, er sprach viel und gut, mit seiner angenehmen Tenorstimme. Zuweilen heftete er die glänzenden Augen auf das Fräulein, und schien sehr zu staunen. Es war eine stumme Huldigung, der dann eine harmlose Wendung des Gesprächs folgte. Zuweilen lächelte er auch, wie aus einem Traum. Raimund war still.

„Also durch den Präsidenten wissen Sie von mir, sagte die Dame plötzlich. Da möchte ich wohl wissen" — —

Sie erröthete, und lächelte.

„Bitte: was, mein Fräulein?" fragte der Prinz.

„Wie dieser feine alte Herr mit dem weltklugen Gesicht mich geschildert hat; ich meine, das — „Ungewöhnliche“ an mir, wie Sie vorhin sagten. Meine Ansichten, meine Lebensweise. O, er war sehr freundlich, gewiß; er war liebenswürdiger, als ich es verdiene; aber ich glaube, auch er hält mich für etwas toll!“

Raimund mußte lächeln; denn eben dasselbe Wort hatte er vorhin aus dem Brief des Präsidenten gehört. Sie bemerkte sein Lächeln; es schien ihr nicht zu gefallen. Der Prinz blieb ernst und schüttelte den Kopf. „Da kennen Sie doch diesen alten Philosophen nicht“, sagte er mit Würde. „Mit solchen Augen, wie *seine*, sieht man auf den Kern! Er *verehrt* Ihre Ueberzeugungen, Ihre freie, stolze, unabhängige Gesinnung, mein Fräulein; und er hat gleich das Wort über Sie gesagt, das ich unterschreiben möchte, wenn Sie mir's gestatten: er nennt Sie ein *Unicum*“.

„Warum denn ein „Unicum“? erwiderte sie, während eine flüchtige Freude über ihr Gesicht ging. „Ist es denn hier in Deutschland gar so unerhört, so zu denken wie ich? So zu sein wie ich? — Mir ist wirklich sonderbar zu Muth, seit ich wieder hier bin. Alle Köpfe schütteln sich über mich; alle Köpfe wackeln . . . Sie zog mit einer Art von Lächeln die Brauen hinauf, stieß aber einen kurzen Laut der Verwunderung aus, in dem ihre innere Empörung durchklang. „Emancipirt!“ Sie haben hier nur das Eine Wort „emancipirt“, und dann sind sie fertig! — Was heißt das: „emancipirt?“ — Ich bin da drüben in *Freiheit* aufgewachsen und für die *Freiheit* erzogen; mein edler, einsamer Vater — den ich nun leider nicht mehr habe — der es wohl besser verstand, als die Väter *hier* — der hat mich gewöhnt, nicht wie die fügsamen, unterwürfigen Frauen hier in Deutschland, sondern ein unabhängiger, freier Mensch mit eigenem Willen zu sein. Ist das hier unerlaubt? Wenn ich mich den Männern nicht unterordnen will, weil ich — mit Ihrer gütigen Erlaubniß! — mich diesem „bevorzugten“, „stärkeren“ Geschlecht ebenbürtig fühle; weil ich einen *Haß* habe auf den Hochmuth dieses Geschlechtes — —“

Sie erregte sich bei den letzten Worten. Ihre vollen Lippen rötheten sich lebhaft, und ihre Zähne blitzten. Da sie aber den Prinzen lächeln sah, lächelte sie nun auch; auf eine reizende, mädchenhafte Weise. „Ich bitte sehr um Entschuldigung“, sagte sie. „Wie komme ich überhaupt auf dieses unglückselige Thema . . . Es ist *meine* Schuld; seit ich wieder hier bin, befinde ich mich in einem so gereizten Zustand — im ewigen Zustand der Rebellion —“.

„Hassen Sie uns ohne alle Scheu?“ fiel ihr der Prinz ins Wort. „Ich stehe zu Ihnen. Sie sagen das rechte Wort: Der Hochmuth unseres Geschlechts“.

„Hochmuth gegen Hochmuth!“ fuhr sie ermuthigt fort. „Man hat mich ungefähr dasselbe lernen lassen, wie die Männer mit den angeblich „größeren Gehirnen“. Ich habe eben soviel Lust, Muth und Willen wie sie, mein Leben selber zu führen und mir selber zu schaffen. Warum soll ich denn heucheln, daß ich mich gängeln lassen will? Gleiches Recht, ihr Herren der

Schöpfung, für mich wie für euch! Ich sehne mich gar nicht, über euch zu herrschen; aber für Euresgleichen will ich gelten!"

Die Erregung verschönte sie; der Prinz vergaß über ihrem Anblick, etwas zu erwidern. Er konnte sich nicht enthalten, halblaut zu Raimund zu sagen: „Bei Gott, mein Ideal!" — Raimund sagte nichts. Das Fräulein sah den Prinzen etwas unruhig an, als wünschte sie zu fragen, was er da eben gesprochen habe. „Ich bewundere Sie, mein Fräulein", sagte er; „und ich bitte, fahren Sie fort!"

„Um Gotteswillen, nein!" sagte sie; „ich rede schon viel zu viel! Auch Sie werden nun im Stillen denken: das ist die richtige, unweibliche, geschwätzige Emancipation —"

„Ich schwöre Ihnen, mein Fräulein, daß ich nichts, gar nichts denke, als: Sie haben Recht! Wenn Sie wüßten, welches Gespräch ich vorhin mit diesen Herren hatte; welches Ideal von einer wahren, ganzen, vollkommenen Frau ich da aufstellte — — Aber wenn ich das wiederholte, würden Sie wahrscheinlich denken, ich wolle Ihnen schmeicheln. Und das will ich nicht. Wir wollen hier gar nicht von Personen reden, sondern von der Sache. Sie sagten das treffende Wort: Gleiches Recht für Alle! Und wenn man nun sieht, was bei der gewöhnlichen, landläufigen Ansicht herauskommt: wenn man die Früchte der deutschen Erziehung sieht, unsere Mädchen und Frauen —"

„Ja!" fiel sie ein, mit einem bitteren Auflachen, das aber nicht unschön, eher vornehm klang. „O ja! Ich bin noch nicht lange in Deutschland, aber ich muß sagen . . . Wenn ich diese Mädchen, diese Frauen sehe, die man nach einem klugen, wohlberechneten System dazu erzieht, zuerst ihren Vätern, dann ihren Männern unterthan zu sein; die man unter dem Titel „schöner Weiblichkeit" fort und fort gewöhnt, sich hülflos zu fühlen, kindlich demüthig sich anzulehnen — bis diese feige Sehnsucht nach dem Stärkeren sich endlich in blinde, gehorsame Unterwerfung verwandelt! Und wenn ich höre, wie diese deutschen Frauen sich ihrer Unterwerfung noch rühmen und den Stolz einer freien Seele als unweiblich, unschicklich, unsittlich verlästern und verdammen — ich sage Ihnen, so wird mir übel zu Muth! So empört sich Alles in mir; so fühl ich denselben Haß auf diese intolerante Demuth meines Geschlechts, wie auf den Hochmuth des anderen! — Ich, ich — wenn ich je — —"

Sie biß sich auf die Lippe und brach ab. Sie machte eine eigenthümliche, wiederholte Bewegung mit der rechten Hand, wie um Gedanken, die ihr zu nahe kämen, fortzujagen. „Bitte, sprechen Sie aus!" sagte der Prinz.

„O nein, nein!" rief sie mit ihrem englischen Accent,

„Jedes Ihrer Worte entzückt mich; bitte, sprechen Sie aus! Sie sind hier unter denkenden, gebildeten Männern, die Sie nicht mißverstehen; die daran gewöhnt sind, mit wissenschaftlicher Offenheit Alles zu Ende zu denken und zu sprechen. Sie sagten: „wenn ich je" — —"

„Nun ja!“ fing sie wieder an. „Wenn ich je erlebte, wollt' ich sagen, daß ich — — daß ich mein Leben mit einem Mann zu theilen — —“

Sie verstummte wieder. Mit einem reizenden Lächeln sagte sie dann: „Es geht doch nicht, Hoheit! Es ist ein zu intimes Thema für so kurze Bekanntschaft!“

„Das beklag' ich sehr!“ sagte der Prinz, liebenswürdig seufzend. „Wir kamen nun offenbar zur Conclusion; Ihre Weltanschauung — die, wie ich sehe, auch die meine ist — wollte sich eben exemplificiren und erst dadurch ganz überzeugend verständlich machen. Aber — — ich sehe, so ganz frei sind Sie doch auch noch nicht. Das „deutsche Mädchen“ in Ihnen bringt Sie doch zum Schweigen. „Verzeihen Sie, mein Fräulein“, setzte er lächelnd hinzu: „Das ist ein böses Argument gegen Ihre Sache: Wir Männer würden unsere Ueberzeugung allemal bis zu Ende aussprechen . . .“

Der Prinz brauchte nicht mehr zu reden; er hatte seinen Zweck erreicht. Die Dame ward wieder roth, und die Augen halb zusammendrückend — was sie öfter that — sagte sie: „Also Sie zwingen mich, Hoheit . . . Gut: ich werde das auch thun, was die Männer thun, und zu Ende reden! — Wenn ich also je erlebte, daß ich mich entschließen könnte, in die Ehe zu treten, — so würd' ich ihm vorher sagen: Gleichheit, oder nichts! Du bist Du, ich bin ich! Ich verlange von Dir keine Schonung, keine Galanterie, keine „Ritterschaft“; ebenso verlange Du von mir keine Unterordnung. Du sollst mit mir leben wie — — nun, wie ein Zwillingsbruder mit dem anderen — —

„Sie lächeln, mein Herr“, sagte sie auf einmal zu Raimund, dessen stummes, großäugiges, widersprechendes Gesicht sie schon seit einiger Zeit etwas gestört und gereizt hatte.

„Ich lächelte?“ fragte er.

„Ja“.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein. Ich bin Arzt, Naturforscher. Ich dachte nur eben an die gute alte Mutter Natur, die Ihnen eines Tages, wie ich fürchte, nicht ganz Recht geben wird“.

„Woraus schließen Sie das?“ fragte sie, den Kopf etwas zurückwerfend.

„Aus der uralten Gewohnheit dieser Mutter Natur, sich um unsere Theorien gar nicht zu bekümmern! Sie kennt überhaupt keine Theorie; sie kennt nur lebendige Wesen, und in jedem einzelnen lebendigen Wesen vollbringt sie das, was diesem Wesen gemäß ist. Und so wird sie es wohl eines Tages auch mit Ihnen machen“.

„Mit mir?“

„Ja. Wenn Sie erlauben, mich darüber auszusprechen —“

„Ich bitte sehr!“

„Wenn ich Ihnen also vorwitzig prophezeien dürfte, was Ihnen mit Ihrer Gleichheits-Theorie widerfahren wird —“

„Prophezeien Sie!“ sagte sie.

„Ja, er soll prophezeien!“ rief der Prinz dazwischen.

„So wie Sie da in all Ihrer Lebendigkeit vor mir sitzen, mein Fräulein“, fuhr Raimund mit seinem herzlichen Lächeln fort, „einen von zwei Fällen werden Sie erleben! Wenn Sie vor allem Andern zum Herrschen geschaffen sind, so werden Sie eines Tages einen sogenannten Mann nehmen, der dazu geschaffen ist, Ihnen zu gehorchen. Wenn Sie vor Allem — liebefähig sind, so werden Sie sich, früher oder später, einem wirklichen Manne geben, der Ihrer würdig ist; und diesem Mann werden Sie aus Liebe ein klein wenig gehorchen“.

„Hm!“ sagte sie, mit einer kurzen, trotzigen Bewegung. „Und das ist Alles, was Sie mir prophezeien?“

Raimund nickte stumm.

„Und wenn man von einer edlen, gerechten, menschenwürdigen Gleichheit zwischen Mann und Frau spricht — dann lächeln Sie nur?“

„Ah, mein Fräulein!“ sagte Raimund, lebhaft protestirend. „Wenn Sie die Gleichheit meinen, die jede Unterdrückung und Entwürdigung ausschließt, glauben Sie mir, daß ich dann nicht lächle: Das nehm' ich gewaltig ernst; wohl so ernst wie Sie! Wenn Sie die Befreiung von den Fesseln meinen, die die Frau noch immer auf der ganzen Erde zum Schaden der Menschenwürde trägt, ich werde immer dabei sein, wenn ich irgendwie helfen kann, um sie zu brechen. Aber verlangen Sie mehr, dann — — dann geh' ich bei Seite. Dann begeb' ich mich hinter den breiten Rücken der alten Mutter Natur, die Ihnen in den Weg treten und Ihnen sagen wird: Mein Kind, schwärme nicht; füge Dich in Dein Loos. Nicht aus Unverstand, sondern aus tiefer Weisheit hab' ich Euch verschieden gemacht; wollt Ihr Verschiedenen Euch gleich machen? Da steht ein Mann, nimm ihn: er ist ein wenig unter Deinem Werth, nun, dafür wirst Du ihn leiten und beherrschen. Willst Du ihn nicht? So steht hier ein Anderer, laß Dich von ihm nehmen: er ist Dir der rechte Mann; darum wird er nun aber auch ein wenig Dein Herr sein!“

Das Fräulein schwieg eine Weile. Sie betrachtete Raimund sehr aufmerksam; nagte dann aber, vor sich niederblickend, an der Lippe. „Wie stolz mein Herr!“ sagte sie. „So spricht nicht die „Mutter Natur“, sondern ein Mann“.

Raimund erwiderte nichts. „Lassen Sie ihn gehen!“ rief der Prinz. „Er widerspricht Ihnen nur, weil er sich gegen Sie wehrt; weil Sie ihm mehr imponiren, als seine männliche Eitelkeit verträgt!“ — Er wendete sich lachend zu Raimund: „Hab' ich Recht, oder nicht?“

„Prinzen haben immer Recht“, entgegnete Raimund.

„Lassen wir den Spötter, mein Fräulein!“ sagte der Prinz und stand auf. „Ich bewundere, ich unterschreibe jedes Ihrer Worte. Guter Gott! was für ein Mann müßte das sein, der so einer Frau auch nur gleich zu stehen verdiente!“

Sie machte eine lebhaft widersprechende Bewegung; aber er ließ sie nicht zu Worte kommen: „Nein, sagen Sie nichts! — Dies ist der schönste Morgen meines Lebens! Ich habe etwas erlebt, was ich noch nie erlebt habe . . . Denn Schönheit und Jugend findet man oft genug beisammen; Schönheit und Weisheit — schon selten; aber Schönheit, Jugend und Weisheit — heute zum ersten Mal!“

„Sie wollen um jeden Preis erfahren, Hoheit“, sagte sie in der liebenswürdigsten Verlegenheit, „ob ich erröthen kann“ . . . Sie legte eine Hand an die Wange: „O ja! ich erröthe!“ — — Auf einmal wendete sie ihr Gesicht wieder gegen Raimund. Langsam, etwas zögernd sagte sie: „Und Ihnen bin ich also nichts als ein unnatürliches Product der „Theorie“, das sich eines Tages in Dunst auflösen wird? Wie eine von diesen künstlichen Edeldamen in Rübezahls Schloß: als der Zauber aufhörte, waren sie wieder nichts als gemeine Rüben?“

Raimund wollte entgegnen; Prinz Karl aber rief aus: „Gönnen Sie doch diesem Lästerer nicht das letzte Wort! Gönnen Sie es mir! Es wird leider Zeit, daß wir dieser schönsten Stunde ein Ende machen, wir mißbrauchen schon Ihre Gastfreundschaft, unter diesem denkwürdigen Baum. Eh' wir aber gehen, muß ich als Nachbar Ihnen noch einmal sagen, daß ich mich Ihnen ganz zur Verfügung stelle. Sie haben von morgen an keinen Verwalter mehr. Sie werden schwerlich einen Ersatz zur Hand haben —“.

Sie schüttelte den Kopf.

„Und Sie sind hier noch fremd! — Ich dagegen kenne hier Jedermann. Für mich hätte es gewiß keine Schwierigkeit, Ihnen einen zuverlässigen Mann von Bildung, Erfahrung und Intelligenz zu verschaffen, so wie Sie ihn brauchen. Wenn Sie mich also mit dieser Aufgabe betrauen wollten“.

„Zu viel Güte, Hoheit!“

„Schenken Sie mir Vertrauen?“

Sie lächelte und verneigte sich.

„Ich schaffe Ihnen also den Mann; und sobald als möglich! — Im Uebrigen hoffe ich, daß die neue Herrin von Schwarzau mir gestatten wird, ihr als Nachbar meine Aufwartung zu machen“.

Sie verneigte sich von neuem, mit einigen verbindlichen Worten. Dann gab sie, da die Herren sich verabschiedeten, nach englischer Art Jedem von ihnen die Hand. Als Raimund vor ihr stand, schien sie zu erwarten, daß er ihr noch irgend etwas sagen werde. Sie sah ihn wieder mit einem halb verschleierten Blick sehr aufmerksam an. Er that aber nur einen tiefen Athemzug und sagte nichts. Der Prinz lüftete noch einmal seinen Hut und neigte ihn und sich tief vor der schlanken Dame. Dann verließen sie die Lichtung und kehrten wieder in den Wald zurück.

III.

„Hab' ich zu viel gesagt, Hoheit?" fragte Herr von Düren, als sie, auf dem Heimweg, schon eine Weile ausgeschritten waren, ohne zu sprechen.

Der Prinz sah ihn an, lächelte, sah in die Bäume hinein, und fing an, eine Melodie aus einer neuen Oper vor sich hin zu pfeifen.

Dann schien er in eine eigene Composition hineinzugerathen, und sich mehr und mehr in sie zu vertiefen. Düren sagte nichts mehr. Erst nach längerer Zeit warf ihm Prinz Karl wieder einen Blick zu, drückte seinen Arm, und stieß einen kurzen schwer zu beschreibenden Laut aus; wie ein junger Mensch, dem etwas Unerwartetes begegnet ist, das ihn in eine lyrische Unruhe versetzt. „Ich verstehe aber den Präsidenten nicht", sagte er nach einem neuen Schweigen. „Etwas toll", schreibt er. Ich habe noch nie eine Frau gesehen, die so viel Verstand hatte . . . Vielleicht nur zu viel Verstand; vielleicht so viel, daß da Alles umsonst ist . . ."

Er blickte dann aber mit einem verhaltenen Lächeln in die Luft, das zu sagen schien: man muß nicht verzweifeln!

Raimund bemerkte dies alles, und sonderbarer Weise gab es ihm einen Stich in die Brust. Er blieb aber still, wie es seine Art war, und vertiefte sich in seine eigenen Gedanken.

Der Prinz sah ihn zuweilen, wie forschend, von der Seite an. Endlich unterbrach er die Stille, die ihm selber auffiel, und kam wieder auf das Fest zurück, das er geben wolle. In vierzehn Tagen sei der Geburtstag seiner ehrwürdigen Tante; den gedenke er durch dieses Fest zu feiern, und die ganze Nachbarschaft solle geladen werden. Auch die neue Nachbarin, die Amazone . . . Er begann dann mit Begeisterung von diesem „Phänomen", von dieser „unendlich anziehenden Erscheinung" zn sprechen. Es war aber auch in dieser Begeisterung ein Beiklang, der Raimund mißfiel. Ihm war, als sei etwas zwischen ihn und den Prinzen getreten; als gingen sie nur zum Schein so nahe bei einander, wie sie wirklich thaten. Mit Mühe überwand er sich, auch von dem „Phänomen" zu reden; mit einigen kritischen Einschränkungen, denen eine plötzliche Wärme in seinem Innern widersprach. Dann tauchte auf einmal eine Idee in ihm auf, die ihn stutzig machte; die vor seinem staunenden Erschrecken gleichsam wieder zurückwich, dann von neuem kam, dann von ihm belächelt wurde, dennoch wiederkehrte — zäh und ausdauernd wie alle seine Ideen — und wie eine Goldamsel sein Gehirn umkreiste, bis sie den Ast gefunden hatte, wo sie nisten konnte. Sie ging nicht mehr fort. Sie ging mit ihm in das Schloß, saß mit ihm bei Tische; während er von hundert andern Dingen sprach, fuhr sie fort, ihn durch ihre leise Stimme an sich zu erinnern . . . Endlich hatte man abgespeist und stand auf. Als die kleine Gesellschaft zum Kaffee in den Gartensaal ging, war Raimund's Entschluß gefaßt. Er folgte dem Prinzen, der durch die offene Thür auf die Terrasse trat, und blieb neben ihm stehen.

„Ich bitte jetzt um die Musikstücke", sagte er, „die Sie componirt

haben; die für das Festspiel bestimmt sind. Ich möchte mich mit ihnen vertraut machen, um meinen Plan danach einzurichten; — denn den Stoff hab' ich jetzt gefunden".

„Sie haben einen Stoff?"

„Ja. — Morgen, spätestens übermorgen haben Sie den Text; heute Abend und heute Nacht werde ich ihn schreiben".

„Bravo! — Halten Sie Wort!"

„Ich halte immer Wort, wie Sie wissen", sagte Raimund lächelnd. „Dann noch eine Frage, Hoheit! Sie fragten vor Tische Ihren Intendanten nach einem Verwalter für die ‚Amazone'. Er wußte Ihnen Niemand zu empfehlen. Kann ich Ihnen helfen?"

„Das müssen Sie besser wissen als ich!" sagte der Prinz und lachte.

„Ja, Sie haben Recht! — Ich weiß es also. Ich könnte Ihnen helfen. Mir fiel es nur vor Tische noch nicht ein ... Ich wüßte Jemand, der für diesen Posten ganz geeignet wäre. Der ihn auch sogleich antreten könnte".

„Und der meiner Empfehlung Ehre machen wird?"

„Ich verbürge mich".

„Bravo! Nochmals Bravo! — Schaffen Sie ihn her!"

„Das Beste wird sein — falls Sie mir das nöthige Vertrauen schenken —"

„Was für eine Frage, Raimund!" fiel ihm der Prinz in's Wort.

„Das Beste wird also sein, Sie geben mir eine Karte, Hoheit, die meinen Vertrauensmann dem Fräulein empfiehlt; ich schicke ihm die Karte, er fährt sogleich damit her, stellt sich dem Fräulein vor. Denn daß sie ihn sieht, ist ja doch die Hauptsache —"

„Ja wohl, ja wohl", sagte Prinz Karl zerstreut. Er schien an etwas Anderes zu denken; vermuthlich, daß die Hauptsache sei, daß er sie wieder sehe. „Also eine Empfehlungskarte?" fragte er dann, wieder zu sich kommend.

„Ja, ich bitte darum".

Der Prinz nahm eine Karte aus seiner Brieftasche und schrieb einige Worte. „Also auch das wäre abgemacht!" sagte er erleichtert. „Nun aber geb' ich Ihnen meine Musik; und Sie schreiben den Text!"

„Heute Nacht!"

„Und Sie sagen mir nicht, was Sie schreiben wollen?"

Raimund lächelte. „Man sagt zwar den Prinzen gewöhnlich nach, daß sie keine Geduld haben; aber wenn man Prinz Karl ist —"

„Sie haben es heute auf mich abgesehen", erwiderte der Prinz. — „Gut", setzte er hinzu mit einem leisen Seufzer (offenbar wieder an etwas Anderes denkend); „gut, ich habe Geduld!"

IV.

Am Morgen des nächsten Tages stand die „Herrin von Schwarzau" — oder Cäcilie, wie ich sie lieber von nun an nenne — in ihrem grauen Schloß auf dem Balkon des großen Saals, und sah über den Thalgrund

hin, in den ihre Besitzung tief hinunterstieg. Jenseits, über einem waldbedeckten Hügel, erhob sich das burgähnliche Schloß des Prinzen Karl; mit einem Fernglas konnte man sich von hüben und drüben in die Fenster blicken. Auf der Terrasse drüben stand eine große, männliche Gestalt. Cäcilie glaubte ihren prinzlichen Bewunderer zu erkennen, der ihren Gesinnungen gestern so warm — fast zu warm, dachte sie im Stillen — zugestimmt hatte. Er schien herüberzuspähn . . . Dennoch beschäftigte sie sich eigentlich nicht mit ihm. Die Reden des Andern fielen ihr wieder ein, die ihr widersprochen hatten; an denen sie in der Nacht, ehe sie einschlief, viel herumgedacht hatte, weil ein empfindlicher Stachel darin lag, gegen den sie kämpfte. Es verdroß sie, und doch mußte sie fast lächeln, wenn sie sich die hohe Gestalt dieses „Doctor Weber" hinter dem „breiten Rücken der alten Mutter Natur" vorstellte, von deren Meinung er so zuversichtlich sprach, wie wenn sie ihn zu ihrem Priester gemacht hätte. Sie wiederholte sich die angeblichen Worte dieser Mutter Natur: „Mein Kind, schwärme nicht; füge Dich in Dein Loos! Ich hab' euch verschieden gemacht" . . . Mit welcher weisen, bürgerlichen Miene — dachte sie gereizt — dieser Doctor mir sagte: „füge Dich in Dein Loos!" — Was heißt das: „füge Dich in Dein Loos?" — — Sie hatte eine Rose in der Hand, die sie aus Mißvergnügen langsam, Blatt für Blatt, zerpflückte. Die Blätter fielen zu Boden; einige trug der Wind hinweg und in den Garten hinab.

Ein Diener trat in den Saal und meldete, „der neue Director" oder Verwalter wünsche sie zu sprechen. Sie sagte verwundert: „Lassen Sie ihn ein!" — Von diesem neuen Verwalter hatte sie noch kein Wort gehört. Der Prinz wird ihn schicken, dachte sie . . . Eine hohe, breite Gestalt, sehr wohlgekleidet, trat ein, und trat langsam näher. Sie sah jetzt das gebräunte Gesicht mit dem blonden Bart und erkannte den „Doctor" von gestern, der sie über die Meinung der Mutter Natur belehrt hatte. Ihre Ueberraschung war groß. Sie bemühte sich auch nicht, sie zu verbergen.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, wenn ich stören sollte", sagte Raimund Weber ehrerbietig. „Erlauben Sie, daß ich zu meiner Legitimation Ihnen diese Karte überreiche; von Seiner Hoheit dem Prinzen Karl".

Cäcilie nahm die Karte und las sie. „Ja, ja", sagte sie verwirrt. „Ich danke . . . Seine Hoheit empfiehlt mir hier den „gewünschten Ersatz für meinen abgehenden Verwalter" — „den Ueberbringer dieser Karte" . . . Ich verstehe noch nicht".

„Wie Sie sehen, mein Fräulein, habe ich die Ehre —"

„Sie?" fragte sie.

Mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt und mit großer Ruhe antwortete Raimund: „Wenn Sie erlauben, mein Fräulein, — ja, ich bin der Mann!"

„Den der Prinz empfiehlt?"

„Zu dienen".

„Als Verwalter meiner Besitzung?“

„Ja“.

„Verzeihen Sie, mein Herr!“ sagte Cäcilie, deren Gesicht in Unruhe gerieth und sich zu verfinstern anfing. „Da es doch wohl unmöglich ist, daß Sie so mit mir scherzen“ —

„Mein Fräulein!“ —

„Also ein Mißverständniß! — Sie sind Arzt, wie sie gestern sagten. Sie sind ein Freund des Prinzen . . .“ Mit einer Art von Lächeln setzte sie hinzu: „Ich brauche weder einen Freund des Prinzen, noch einen Arzt. Ich brauche einen — Untergebenen — kurz, einen Verwalter, mein Herr“.

„Und warum könnte ich der nicht sein?“ fragte er. „Sie kommen aus den Colonien, aus der neuen Welt. Es kann doch Ihnen nicht neu sein, daß ein Mann — dem etwa das Schicksal einen Stoß gegeben hat — seinen Beruf vertauscht und sagt: jede Arbeit ist gut, ich nehme sie, wo ich sie finde? — Als ich vor einigen Jahren mit einem Auswandererschiff — als Arzt und als Führer — nach Australien kam und unterwegs die Hälfte meiner Auswanderer an einer ansteckenden Krankheit, unter unsäglichem Elend, hülflos und rettungslos verloren hatte, — damals hatte ich einen Haß auf meine Wissenschaft. Ich wollte nicht mehr: mir ekelte vor unserer Ohnmacht, — beinah vor mir selbst. Da ging ich zu einem guten Bekannten, den ich dort an der Küste hatte, und der Vertrauen zu mir hatte. Ihm fehlte gerade zu seinen Besitzungen, die für ihn schon zu groß waren, eine tüchtige „rechte Hand“, so wie jetzt Ihnen hier. Er trug mir die Stellung an. Nun — ich habs gewagt. Ich sprang hinein — (er lächelte) wie ich als kleiner Junge, um Schwimmen zu lernen, ins tiefe Wasser hineinging: das tiefe Wasser war mein Schwimm-Meister, ich schwamm, weil ich unter den Füßen keinen Grund mehr hatte. Auch in Queensland damals, in dem neuen Beruf, war „das Wasser tief“; ich habe aber mit Armen und Beinen gerudert und bin oben geblieben“.

„Queensland!“ sagte sie. Mit etwas weniger Mißtrauen und wachsendem Interesse studirte sie sein Gesicht. Es war darin so viel von dem, was ihr an den Menschen gefiel: Treuherzigkeit, Offenheit, Kraft und Einfachheit. Die feurigen blauen Augen hatten einen kühnen und scharfen Blick, aber sie schienen ehrlich und aufrichtig . . . Dennoch hatte sie ein sonderbares Gefühl: „in diesen Augen schläft etwas . . . Was will er hier?“ dachte sie.

„Das war also damals in Queensland“, sagte sie. „Aber jetzt — —“

„Was ich dort gelernt habe“, erwiderte er ruhig, „glaube ich hier zu können“.

„Aber ich verstehe noch immer nicht . . . Sie waren seitdem wieder Arzt, wie ich gestern hörte, — oder verstand ich falsch“ —

„Nein, mein Fräulein; ich war dann auch wieder Arzt. So ein Haß auf die Wissenschaft hält nicht lange Stand —“

„Nun, und jetzt?“ unterbrach sie ihn. „Jetzt auf einmal haben Sie ihn wieder?“

„Das könnte ich nicht sagen“, antwortete er mit dem gleichen, unerschütterlichen Ernst. „Aber ich mag nicht mehr. Der Diener aller Menschen mag ich nicht mehr sein; — jedoch meine Kräfte einem Menschen zu widmen, für den ich das nöthige Interesse habe, davor scheu' ich mich nicht. Sondern im Gegentheil: das ist's, was ich wünsche“.

Das Fräulein erröthete. „Sie müssen schon verzeihen“, sagte sie etwas unsicher, „wenn Sie mir immer räthselhafter werden . . . Gestern haben Sie mich zum ersten Mal gesehen. Wie kommen Sie dazu, gerade für mich“ — sie stockte — „das nöthige Interesse zu haben“, wie Sie sich eben ausdrückten?“

„Zunächst sind Sie in einem Irrthum“, antwortete er. „Ich habe Sie schon vor Jahren einmal in Brisbane gesehen; als sie zuschauten, wie die jungen Colonisten sich unter den eingewanderten Mädchen ihre Frauen suchten, — und als Sie einen Burschen, der ein krankes Pferd mißhandelte, mit Ihrer Reitpeitsche schlugen. Dann kauften Sie dieses Pferd; — nach dem alten Satz, daß der Tapfere immer mitleidig ist. Sie sehen also, mein Fräulein“, fuhr er mit einem ganz eignen Lächeln fort, „ich kenne Sie nun schon lange. Damals dachte ich schon — —“

Er brach ab.

„Was dachten Sie damals schon?“

„Ich glaube, es kommt mir nicht zu“, entgegnete er wieder mit seinem ernsten Gesicht, „Ihnen Alles zu sagen, was ich damals dachte; denn ich stehe hier als Bewerber um eine Stellung, die mich, wie Sie selber vorhin bemerkten, zu Ihrem Untergebenen macht; und in dieser Stellung habe ich zu schweigen“.

Cäcilie sah ihn an, dann von ihm hinweg. Sie verzog die Lippen, ohne etwas zu sagen. Sie verlor diesem Menschen gegenüber mehr und mehr die Fassung. Was hatte er damals gedacht? Und was dachte er jetzt? Und was wollte er jetzt? — — Sie ertappte plötzlich auf seinem Gesicht einen lauernden Zug; einen forschenden, listigen, verwegenen Blick. Er war sogleich wieder verschwunden; aber es blitzte in ihr ein Gedanke auf. Sie erinnerte sich seiner Reden von gestern . . . „Ah!“ sagte sie.

„Mein Fräulein?“

Sie war blaß geworden. „Ich will Ihnen etwas sagen, mein Herr“, fing sie langsam an. „Ich bin keine große Menschenkennerin; aber ich bilde mir doch ein, zu errathen, warum es Sie — einen Menschen wie Sie — auf einmal so sonderbar reizt, mein „Untergebener“ zu sein. Sie wünschen mir etwas zu beweisen . . . Sie wollen mir beweisen, daß ein wahrer Mann — wie sagten Sie: ein „wirklicher Mann“ — eine Frau auch als ihr Untergebener beherrscht. Antworten Sir mir! — Antworten Sie Ja oder Nein!“

Raimund suchte zu lächeln, betroffen wie er war. Unter dem festen Blick ihrer klugen Augen sich allmählich fassend, sagte er mit einiger Anstrengung: „Diese Frage, mein Fräulein — —“

„Warum besinnen Sie sich?“ fragte sie mehr und mehr erregt. „Haben Sie nicht so viel „wirklichen“ Mannesstolz, einer Frau die Wahrheit zu sagen?“

„Bitte; verzeihen Sie! Wenn ich die abenteuerliche Kühnheit hätte, Ihnen das beweisen zu wollen, so müßt' ich doch wohl auch die Klugheit haben, darüber zu schweigen. Denn so einen Plan bekennen, hieße ja ihn todt machen. Wenn ich Ihnen aber sage“ —

„Schon genug! genug!“ unterbrach sie ihn. „Es ist ganz genug! Ich brauche nichts mehr zu hören, weder Wahrheit noch Unwahrheit; ich habe Sie verstanden!“ — — Ihr ganzes Antlitz röthete sich langsam; das Blut stieg ihr offenbar zu Kopf, es kam ein fieberhafter Glanz in ihre Augen, der sie erstaunlich verschönte. Sie ging einige Schritte durch das Zimmer hinweg, dann lehnte sie sich, die Hände hinter sich, gegen einen Tisch. „Es ist gut“, sagte sie, ihm mit einer gewissen feindlichen, trotzigen Bewunderung in's Gesicht starrend. „Ein wunderbarer Gedanke! — Weil Ihnen meine „Theorie“ lächerlich erscheint, so reizt es Ihren „praktischen“ Verstand, mir in meinem eigenen Hause zu beweisen, daß ich mit all meiner Freiheit und Unabhängigkeit doch nur ein schwaches Frauenzimmer bin, und weiter nichts. Das seh' ich auf Ihrem Gesicht, wenn es sich auch nicht rührt . . . Was werden Sie nun thun, wenn ich Ihnen sage: ich nehme Ihre Herausforderung an? Wenn ich Ihnen sage: gut, Sie sind mein Verwalter — Sie, des Prinzen Freund, Sie sind mein Verwalter — geben Sie sich dann all den Demüthigungen Preis, die diese Stellung Ihrem Stolz auferlegen wird? und mich dem Gerede der Menschen, daß so ein Verwalter unter meinem Dach mit mir wohnt?“

„Ich glaube“, erwiderte Raimund unerschrocken, „Sie haben die nöthige Unabhängigkeit, es zu tragen, mein Fräulein; und ich — er verneigte sich mit vieler Würde — die nöthige Subalternität“.

Seine Ruhe verwirrte sie; sie verlor den Kopf. Plötzlich ergriff sie einen Glockenzug und klingelte.

Statt eines Dieners erschien Fräulein Rosa und fragte, was das Fräulein zu befehlen habe. „Sie sind es!“ sagte Cäcilie, deren Stimme fast ihren Klang verloren hatte. „Ich will Ihnen also nur sagen, Fräulein Rosa, daß ein neuer Verwalter da ist; daß dieser Herr — Doctor Weber, nicht wahr — (Raimund verneigte sich leicht), daß Herr Doctor Weber — hier bei uns — —“

Sie suchte die Worte. Raimund ergänzte ruhig: ... „als Verwalter eintritt“.

Cäcilie biß sich auf die Lippe. „Haben Sie also die Güte, Fräulein Rosa“, sagte sie dann, sich fassend, „dafür Sorge zu tragen, daß in den Zimmern des Herrn Verwalters — oder Directors — Alles in Ordnung ist“.

Fräulein Rosa schien nicht ganz zu begreifen, was sie hörte; sie murmelte etwas, machte eine steife Verbeugung und ging.

Cäcilie fuhr sich mit einer Hand über die Stirn. Raimund sah, daß eine blaue Ader auf dieser schönen, ausgebildeten Stirn geschwollen war. Ihm schlug das Herz, und ihm war doch sehr absonderlich zu Muth. Er behielt aber seine Ruhe und sein ernsthaftes, ehrerbietiges Schweigen.

„It is done!“ sagte sie nach einer Weile, mit einer seltsamen Betonung, halb vor sich hin. Dann zu ihm gewendet: „Sie haben da, wie es scheint, schon einen ersten „Sieg“ über mich gewonnen: denn Sie haben mich wirklich dahin gebracht, diese große Thorheit zu begehn. Aber — es scheint nur so. Eh' Sie auf immer für mich aufhören, etwas Anderes als der Verwalter meines Guts zu sein (sie sprach dieses „auf immer“ mit Nachdruck, aber mit bebender Stimme aus), sag' ich Ihnen noch ein letztes Wort gleichsam von Ich zu Ich“.

Raimund, durch die Vornehmheit ihres Tons und ihrer Haltung betroffen und bewegt, erwartete stumm dieses „letzte Wort“.

„Es hat mich geschmerzt“, fuhr sie fort — „sehen Sie, wie offen ich bin — daß der erste Mann in der Heimath, der mir — — wirkliche Achtung einflößte, daß der auf den Gedanken verfiel, mich wie eine Abenteurerin durch ein Abenteuer zu bekämpfen. Bitte, widersprechen Sie nicht! — Um mir dafür Genugthuung zu verschaffen, nehm' ich dieses Abenteuer ernst, mein Herr. Mögen die kleinen, hämischen, versauerten Menschen von mir denken, was ihnen beliebt! Eine Waffe hab' ich gegen sie: herzliche, innige Verachtung . . . Sie aber — Sie — wenn Sie dann eines Tages Ihre Entlassung nehmen, weil dieses ganz erfolglose Abenteuer Sie langweilt — und wenn ich dann meinen Verwalter, Herrn Doctor Weber, mit aller Höflichkeit und mit der gebührenden Gratifikation entlasse — Sie sollen beschämt erkennen, daß es Frauen giebt, die Sie nicht widerlegen können — weil Sie sie nicht begreifen“.

Raimund erwiderte Nichts. Heimlich dachte er — und es wurde ihm kalt um's Herz: „Wenn ich auch über dieses tiefe Wasser komme!“ —

„So, mein letztes Wort ist zu Ende“, sagte sie dann mit einer etwas ungelenken Handbewegung. „Und jetzt — wir sprachen ja noch nicht einmal von Ihrem Gehalt“.

„Was das betrifft —“

„Bitte sehr: eine Hauptsache! Sind Sie mit dem Gehalt zufrieden, der mit dem abgehenden Verwalter abgemacht war?“

Er antwortete durch eine zustimmende Bewegung; obwohl er von der Höhe dieses Gehalts keine Ahnung hatte.

„Also wir sind einig. Guten Morgen!“ sagte sie mit einer so eisig kalten Ruhe, wie wenn sie zu dem fremdesten und gleichgültigsten aller Menschen spräche.

Dann neigte sie den Kopf und ging hinaus.

V.

Nach diesem sonderbaren Gespräch kehrte Raimund langsam, gedankenvoll, bewegt, etwas angegriffen — aber nicht entmuthigt — in das Schloß des Prinzen zurück. Er packte geräuschlos seine Koffer, dann theilte er dem höchst überraschten Prinzen mit, daß er sich entschlossen habe, die Verwalterstelle drüben in Schwarzau *selber* anzunehmen, da er die Unthätigkeit dieser letzten Monate nicht länger ertragen könne, und überließ Seiner Hoheit, von diesem plötzlichen Entschluß zu denken, was ihr beliebte. Noch denselben Abend verabschiedete er sich von dem ganzen Schloß; und nachdem er das über Nacht hingeworfene „Festspiel" in die Hände des prinzlichen Componisten niedergelegt hatte, zog er nach Schwarzau hinüber, um seinen neuen Posten anzutreten.

Ich weiß nicht, wie Viele außer Raimund Weber dieses „Abenteuer" unternommen hätten; jedenfalls begann für ihn eine merkwürdige, wundersame Zeit . . . Das kleine Haus, das früher der jeweilige Verwalter bewohnt hatte, war in einem so baufälligen Zustand, daß es abgebrochen und neu aufgebaut werden sollte; Raimund mußte also auch im Schlosse wohnen, in einem Theil, der von den herrschaftlichen Räumen möglichst weit entfernt war. Als Cäcilie einzog, hatte sie sogleich die Einrichtung getroffen, daß der Verwalter jeden Morgen bei ihr zu erscheinen habe, um sie über alles Laufende zu unterrichten und alles zu Unternehmende mit ihr zu besprechen; denn ohne ihre Zustimmung sollte nichts geschehen. Konnte sie jetzt, als Raimund kam, diese Anordnung wieder umstoßen? Schon ihr *Stolz* hätte es nicht gelitten . . . Es ward also auch Raimunds Amt, ihr jeden Morgen seine Aufwartung zu machen und ihr „Vortrag zu halten", wie er es bei sich nannte. Er fand sie dann in der Haltung einer Königin, die mit einem sogenannten Menschen spricht, der ihr eigentlich Luft ist. Zuweilen erröthete sie flüchtig, wenn er kam; danach ward sie aber desto eisiger, sachlicher, unpersönlicher, hörte ihn geschäftsmäßig an, sprach mit aller Ruhe, und entließ ihn mit ebenso kühler, untadelhafter Höflichkeit, wie sie ihn empfing. Zuweilen, während er ihr „seinen Vortrag hielt", dachte er im Stillen: das ist unbegreiflich; woher kommt diese Seelenstärke, diese Selbstbeherrschung bei so einer jungen Frau? — Er ward dann womöglich noch „sachlicher" als sie, denn so ein Kampf stärkte seinen Willen. Er entwickelte ihr seine wirthschaftlichen Gedanken und Vorschläge *mit* so gleichmüthiger Ehrerbietung, wie wenn er im Bureau eines Ministers zu einer alten, grauen Excellenz spräche; sah dabei die jugendliche Gestalt dieses schönen Wesens, vertiefte sich in den „verrückten Humor der Situation" — seine beste Waffe gegen alle Anfechtungen — und freute sich, wenn er seine Stimme ruhig weitersprechen hörte. Zuweilen bemerkte er auch, daß sie dann ihre Fassung zu verlieren anfing; daß sich ihre Lippen hin- und herschoben, und der Fuß unter ihrem Kleid in Unruhe gerieth. Sie bemerkte aber sogleich, daß er es bemerkte. Schnell hatte sie ihr Gleichgewicht wieder hergestellt. Es traf ihn nur etwa

noch ein raſcher, feindlicher Blick aus den hellen Augen; ein Blick, der ihn faſt ſo ſonderbar bewegte, als hätte ſie ihn warm und liebevoll angeſehen. Trat er dann, kühl entlaſſen, wieder auf den Corridor oder in die Luft hinaus, ſo ward ihm freilich manchesmal ganz unſinnig zu Muth. Er ſah die Diener, die ihn von weitem neugierig, und verſtohlen forſchend, betrachteten; oder das zarte, bleichſüchtige Fräulein Roſa, deſſen Blick ihn zu fragen ſchien: was thun Sie hier? Was für ſchlechte Abſichten haben Sie hergeführt? — Er hielt ſich dann auf Augenblicke ſelber für ſchlecht oder für toll. Doch ſeinen alten Wahlſpruch leiſe vor ſich hin murmelnd: „nimm Dich zuſammen, Kerl; nimm Dich zuſammen“, ging er mit großen Schritten in ſeine Wohnung zurück, ſetzte ſich feſt und hart vor den Arbeitstiſch, und verſenkte ſich in ſeine Pläne und Berechnungen, die Herrſchaft Schwarzau und Friedau wieder „emporzubringen“ und dem Verfall zu entreißen.

Dieſe ganze Beſitzung, die faſt zu gleichen Theilen aus Wald, Weide und Ackerfeld beſtand, war zwar von Cäcilie billig erworben worden; der alte Graf aber, der ſie zuletzt beſaß, hatte ſich ſeit Jahren nicht mehr um die Verwaltung bekümmert, und der „Director“, der mit einem „hübſchen Taſchengeld“ abzog, hatte die Herrſchaft theils verwahrloſt, theils rückſichtslos ausgebeutet. Raimund fand das Ganze in einem kläglichen Zuſtand vor; ein geordneter, rationeller Betrieb mußte erſt wieder geſchaffen werden. Mit ſeiner ganzen wilden Energie warf er ſich hinein. Alles im großen Stil zu thun, war ihm angeboren; ſeine überſeeiſchen Erfahrungen den Verhältniſſen hierzulande anzupaſſen, machte ſeinem elaſtiſchen Verſtande keine große Mühe. Die „Herrin von Schwarzau“ erſtaunte mehr und mehr über ſeinen Eifer. Er war überall; wohin ſie kam, fand ſie auch ihn, oder ſeine Spuren. Nur während der Mahlzeiten ſah ſie ihn nicht, denn er ſpeiſte allein; wenn ſie aber ausritt, oder wanderte, oder ans Fenſter trat, mußte ſie dieſen Menſchen, den ſie bewunderte und haßte, irgendwo entdecken: zu Pferd oder zu Fuß, im Wald oder im Feld, in Scheuern und Ställen oder an ſeinem Schreibtiſch, der am Fenſter ſtand und von dem er einen großen Theil ſeines „Gebiets“ überblickte. Es war ihr eine Pein, dieſe große, herriſche Geſtalt überall zu ſehen . . . Noch mehr peinigte ſie, daß alle die Ideen, die er ihr Morgens vortrug, ihren Beifall hatten; daß ſie nie den Muth fand, ihm zu ſagen (und wenn ſie allein war, nahm ſie ſich ſo oft vor, es zu thun): „Das da geben Sie nur auf; dazu ſag' ich Nein!“ — Nur einmal, am dritten oder vierten Tag, ſagte ſie ihm in ihrer fürſtlichen Gelaſſenheit: „Ueber die neue Anordnung in Betreff der Lohnzahlung, die Sie geſtern trafen, haben ſich die Leute beſchwert, ſie fühlen ſich benachtheiligt. Ich habe Fräulein Roſa beauftragt, den Leuten zu ſagen, wenn ſie wiederkommen, daß die Anordnung zurückgenommen wird. Da die ganze Sache unbedeutend iſt — —“

„Verzeihen Sie“, unterbrach Raimund ſie mit Ruhe: „Ich muß Sie bitten, das zu widerrufen; es wäre nicht richtig, mein Fräulein“.

Cäcilie fuhr auf. Sie verfinsterte sich. „Nicht richtig", wiederholte sie. „Wie kommt Ihnen dieses Wort? Sie vergreifen sich".

„Ich bitte sehr um Entschuldigung. Sie hatten die neue Anordnung ausdrücklich genehmigt; denn ich thue nichts ohne Ihre Zustimmung. Sie hatten sie genehmigt, weil Sie auf meinen Vortrag eingesehen hatten, daß das bisherige Verfahren eine Art Unfug war, der gar keinen Grund hatte, zu bestehn. Wenn Sie nun dennoch die Anordnung zurücknehmen, so reißt bei den Leuten sogleich wieder die Meinung ein, die eben zerstört werden soll, daß es mit dem alten Unfugs-Regiment so weiter gehe; oder sie denken gar, sie hätten es jetzt mit einem launenhaften Frauenregiment zu thun — was Sie, bei Ihren Anschauungen, am allerwenigsten wünschen".

„Wie logisch Sie sind!" antwortete sie, wieder auf die Lippe beißend. „Gut. So war es nicht richtig. Sie sollen nicht sagen, daß ich zu sehr Frauenzimmer bin, um mich belehren zu lassen. Ich werde es widerrufen. Ist Ihre Manneswürde nun beruhigt?"

„Ich danke Ihnen", sagte er, durch ihre vornehme Haltung und zugleich durch ihre Schönheit hingerissen. „Ich wußte, daß Sie wie immer edel und vornehm handeln würden". —

„Nach Ihrem Urtheil hatte ich nicht gefragt", fiel sie ihm ins Wort. „Bleiben wir bei den Geschäften!"

Sie hörte dann mit eisiger Ruhe an, was er — dem die Zunge stockte — noch zu sagen hatte, und entließ ihn. In den Gang der Verwaltung aber griff sie nie mehr ein, und seinen reformirenden, energischen, treffenden Ideen fand sie nicht den Muth zu widersprechen.

Etwa zehn Tage waren so vergangen; so viel sie konnte, vermied sie ihn zu sehen; dennoch begann jetzt eine andere stille Marter für sie und für ihn: das Gerede der Gegend über „diesen Verwalter", boshafte Klatschereien, anonyme Briefe. Durch geschäftige Zungen war verbreitet worden, die „australische Abenteurerin" habe den abenteuernden Freund des „tollen Prinzen" unter dem Titel eines Verwalters bei sich aufgenommen, weil er ein stattlicher, sogar schöner Mann sei. Dieser sei der Erste; der Zweite werde der Prinz sein, der es als Nachbar auch nicht allzu weit habe, und der auch schon anfange, dem schönen „Verwalter" Concurrenz zu machen. Der Prinz kam in der That fast täglich einmal geritten oder gegangen, nachdem sein erster Besuch den freundlichsten Empfang gefunden hatte. Er hielt sich zwar in den Schranken harmloser Galanterie kleiner nachbarlicher Aufmerksamkeiten, und blieb nie zu lange; man sah ihn aber doch oft, und die Augen der Sittenrichter sehen immer doppelt. Zu diesen gehörte nun freilich Raimund Weber nicht; er aber fühlte jedesmal eine Beklemmung, wenn der Prinz erschien . . . Er vermied dann, ihm zu begegnen; ebenso wie er dem Herrn von Düren auswich, den er im stillen Verdacht hatte, daß er an jenen Ausstreuungen seinen redlichen Antheil habe. Ja es schien ihm sogar, als möchte er auch einigen der anonymen Briefe nicht fremd sein, die um diese

Zeit anfingen, Cäciliens stolze Ruhe anzugreifen. Man wünschte ihr darin Glück zu dem „neuen Verwalter", der so vielseitig begabt sei, den sie auch als Arzt und Freund um sich haben könne; oder man ersuchte sie, in der Wahl ihrer Verwalter vorsichtiger zu sein, da Jugend und Schönheit doch nicht eigentlich die Eigenschaften seien, die man für die Bewirthschaftung einer Herrschaft brauche. Sobald Cäcilie einen solchen Brief gelesen hatte, schickte sie ihn an Raimund, wie um ihm zu zeigen, was für Opfer sie diesem „Abenteuer" bringe, daß sie aber zu stolz sei, sich darum zu kümmern. Ihn marterte diese ihre Vornehmheit, die ihm so sehr gefiel. Er saß zuweilen, über so einen Brief gebeugt, zerknirscht und entmuthigt da. Er fing an, zu bereuen, was er so dreist und auf sich vertrauend unternommen hatte. Sitzt hier denn wirklich nur ein Abenteurer? dachte er. Hatte ich ein Recht, mich in das Leben eines so edlen, unschuldigen Mädchens so hineinzudrängen? Sie konnte zwar Nein sagen; sie hat's nicht gesagt. Aber wenn ihr stolzes Herz auf diese Thorheit einging, mußte ich das mißbrauchen? — Wohin wird es denn führen? Und wie kann es enden?

Endlich eines Morgens — es war schon der vierzehnte oder fünfzehnte Tag — als er wie gewöhnlich vor Cäcilien erschienen war, sagte er sogleich nach der Begrüßung: Hier sind alle die liebenswürdigen Briefe, mein Fräulein, die Sie die Güte hatten mich lesen zu lassen. Es ist mir äußerst peinlich, daraus zu ersehen, welch ein Aergerniß es den guten Leuten ist, daß ich Ihr Verwalter bin, ohne graue Haare zu haben. Ich könnte sie mir allerdings allmählich wachsen lassen; diese Briefe würden dann aufhören. Aber bis dahin können Sie nicht warten. . . Kurz gesagt, mein Fräulein: es ist mir unerträglich, zu denken, daß Ihr guter Ruf durch meine Schuld — — — Wenn Ihr Gefühl irgendwie ernstlich darunter leidet, so bitte ich um meine Entlassung; und Sie mögen dann meinetwegen denken, ich hätte mich „besiegt zurückgezogen", weil — wie sagten Sie damals — weil „dieses erfolglose Abenteuer mich langweilte".

Das Fräulein sah ihn sichtbar betroffen an. „Wenn dies ein Rückzug in guter Form sein soll", sagte sie mit einiger Anstrengung, „so verzichte ich natürlich darauf, Ihnen zu widersprechen. Wenn Sie aber aus — aus einem wirklichen Anfall von Zartgefühl so reden, dann erkläre ich Ihnen, daß ich das nicht annehme. Was ich über diese Briefe denke — oder fühle — das ist meine Sache. Sie sind ja, als angestellter Verwalter, außer aller Verantwortung!"

Raimund fühlte die Schärfe in diesen Worten; er hörte aber in ihrer Stimme einen weicheren Klang, der sie weniger bitter machte. „Sie verweisen mich in meine Grenzen", sagte er, „und Sie haben natürlich Recht. Da Sie mich für einen „Abenteurer" halten, kommt es Ihnen auch offenbar unwahrscheinlich vor, daß ich „Zartgefühl" haben könnte. Wenn Sie aber bedenken wollten, daß ich nicht nur mit „Abenteurern" gelebt habe; daß ich unter Anderem eine edle und zartfühlende Frau hatte —"

„Wie?“ fragte sie überrascht. „Sie hatten eine Frau?“

„Warum sollte ich keine gehabt haben, mein Fräulein?“ — — Es ist aber lange aus. Sie liegt in Queensland begraben — —“

„In Queensland?“ fragte sie, und sah ihn zum ersten Mal mit Antheil wie einen Menschen an.

„Ja, mein Fräulein; in Ihrer zweiten Heimath. Aber weit von Brisbane; tief ins Land hinein. An einer Stelle, die kein Mensch betritt . . .“

Er verwunderte sich, als er in diesem Zimmer, in dem er seit vierzehn Tagen nur von Geschäften und nur im trockensten Ton gesprochen hatte, das leise Vibriren seiner Stimme hörte, die von etwas Menschlichem sprach. Sofort ward er still. Cäciliens Gesicht aber sah ihn erwartend an. Weibliches Mitgefühl sprach aus ihren Augen. Sie beugte sich etwas vor, offenbar unbewußt, wie um mehr zu hören. Nach einer Weile, da er stumm blieb, wiederholte sie: „An einer Stelle, die kein Mensch betritt“.

„Ja“, sagte er leise. Seine Vergangenheit stand ihm auf einmal in vielen Bildern vor der Seele. Er fing an zu sprechen. Die Worte kamen ihm, ohne daß er es wußte oder wollte . . . Er erzählte ihr, wie jene wundersame „Hochzeitsreise“ begann; wie er mit seiner jungen, tapferen, heldenmüthigen Frau dann von Brisbane landeinwärts zog, wie sie, mit sich allein, in der Wildniß jagten, arbeiteten, träumten, und einander genug waren. Wie sie dann mit dem Pferd in eine Erdspalte stürzte, hinsiechte und starb. Wie standhaft, zartfühlend, liebevoll sie war bis zur letzten Stunde; und wie er sie dann in der Menschenöde, in einem felsigen Thal, unter einem wilden Feigenbaum begrub. — Cäcilie hörte ihm zu, ohne sich zu regen. Ein ihm fremder, traurig herzlicher, fast mütterlicher Ausdruck lag auf ihrem Antlitz. Zuweilen seufzte sie leise; doch offenbar wußte sie es nicht.

„Wie wunderbar ist das Leben“, sagte sie dann nach einer tiefen Stille. „Nun dort so einsam zu liegen; so fern von der Heimat . . . Aber diese Frau war doch glücklich, denk' ich . . .“

Sie wurde roth, etwas verwirrt, und brach ab.

Raimund erstaunte wieder, wie er und die Dame da sich auf einmal so menschlich gegenüberstanden. Aus einer starken Bewegung, die ihn übermannte, raffte er sich auf und sagte: „Ich wollte also nur darauf hindeuten, mein Fräulein, daß man mit einer so guten, edlen Frau nicht so glücklich lebt, ohne doch auch etwas „Zartgefühl“ zu haben . . . Wenn ich nun also mein Anerbieten von vorhin wiederholen dürfte — —“

Sie schüttelte den Kopf, aber wie zerstreut. Sie betrachtete ihn aufmerksam; seine hohe und breite Stirn mit den dichten, fast übermäßigen Brauen, sein vordringendes starkes Kinn, das ganze kühne Gesicht, das nun so weich aufgelöst und gut war. Es schien ihr darin etwas Unbegreifliches zu sein . . . Auf einmal ward sie unruhig, sah an sich selber hinunter, sah umher, und ging durch das Zimmer hin.

Erst vom Fenster aus blickte sie zurück; sie hatte die Brauen, wie im Groll über etwas, tief hinabgezogen. „Ich danke Ihnen", sagte sie, und drückte dann die Zähne aufeinander. „Lassen wir das. Es ist gut . . . Zu den Geschäften also, wenn's gefällig ist. — Daß ich aber nicht vergesse, was ich Ihnen sagen wollte. Ich höre, Sie arbeiten zu viel".

„Ich? — Ich wüßte nicht!"

„Bei Tag und bei Nacht!"

„Jetzt verstehe ich", sagte Raimund. „Wenn Sie mir aber auf mein Ersuchen gestatteten, zu den Festspiel-Proben bei Sr. Hoheit hinüberzureiten, so war es selbstverständlich meine Pflicht, Ihren Geschäften dafür ein paar Nachtstunden zu opfern".

Seit drei Tagen nämlich bereitete man drüben das „Fest" vor, und der Verwalter von Friedau hatte das peinliche Vergnügen, nach jener früheren Verabredung dabei mitzuwirken. Fremd genug war ihm zu Muthe, wenn er jetzt in's Schloß kam und dem Prinzen Karl gegenüber stand, der äußerlich unbefangen, unverändert schien, aber im Stillen den „Verwalter" mißtrauisch beobachtete, so wie dieser ihn.

„Ich habe das nicht verlangt", gab Cäcilie mit einer eigenthümlich feindseligen Trockenheit zur Antwort. Wie übrigens der Prinz mir erzählt hat, ist jenes „Festspiel" von Ihnen. Sie schriftstellern also auch —"

„O nein, das doch nicht".

„Eine Art von satirischer Komödie —"

„Ein flüchtiger Dilettanten-Scherz; fast improvisirt!"

„Eine Satire auf die Emancipation der Frauen —"

Es war ein gereizter, fast erbitterter Ton, in dem sie das sagte. Raimund that, als bemerke er es nicht, und entgegnete harmlos:

„Satire? So hoch versteige ich mich nicht. Nur eine possenhafte Phantasie über ein ewiges Thema . . ."

Cäcilie murmelte: „Man sagt die Dichter schildern oft, was sie nicht ver —"

Sie sprach aber nicht aus. „Nun gut", fuhr sie lauter fort: „ich werde also heut Abend, auf dem Fest da drüben, Ihre possenhafte Satire oder Phantasie bewundern; Ihre Satire und dann Seiner Hoheit Epilog, der, wie er mir im Voraus verrathen hat, Ihre Satire aufhebt und die wahre Emancipation zu Ehren bringt — wie es einem Prinzen gebührt!"

Raimund pochte das Herz. Mit etwas unsicherer Fassung fragte er: „Sie werden das heute Abend mit anhören?"

Sie sah ihn groß an. „Ich verstehe die Frage nicht", antwortete sie.

„Sie werden zum Prinzen gehen?"

„Wenn diese Frage mit Ihren Geschäften zusammenhängt —"

„Mit meiner Pflicht, o ja!" erwiderte er so ruhig und ehrerbietig, wie nur irgend möglich. „Ich halte es für meine Pflicht, meine Mannespflicht, Sie zu warnen, mein Fräulein. Denn Ihre arglose Seele —"

„Ach!" sagte sie auffahrend, indem sie den Kopf auf die Seite warf. „Also da sind Sie wieder . . . „Mannespflicht!" Dieser ewige Vorwand, über die Frauen zu herrschen —"

Sie erschrak über ihre Worte und brach ab. Mit einer auffallenden Blässe im Gesicht ging sie zu der Thür, die zu ihrem Boudoir führte. „Ich danke Ihnen für Ihre Warnung", sagte sie und blieb noch ein Mal stehen. „Es ist gut. Es ist abgemacht. Von den Geschäften — morgen; ich habe heute keine Stimmung dafür . . . Adieu!"

„Verzeihen Sie", entgegnete er etwas näher tretend. „Sie haben so — freundlich, mit so menschlicher Theilnahme die Geschichte meiner Frau vorhin angehört . . . Wollen Sie mich nicht noch einmal gütig und freundlich anhören, in einer Sache, die Sie selbst betrifft?"

Sie stand unschlüssig still. In ihrem lebhaft wogenden Busen schien es stark zu kämpfen. „Was wollen Sie?" fragte sie.

„Ihnen mißfiel das Wort Mannespflicht" . . . Doch Sie sind jedenfalls zu frei von der Schwäche der Frauen, um sich vor der Einwirkung gesprochener Vernunft auf Ihre weibliche Willensfreiheit zu fürchten —"

„Ein schwieriger Satz!" erwiderte sie mit einem kurzen Lächeln. Sie sah ihm dann stolz ins Gesicht. „Was wollen Sie also sagen? Sprechen Sie ‚Vernunft!'"

„Sie sind hier fremd, mein Fräulein; und es scheint, Sie wissen noch nicht, was Sie da thun wollen. Sie kennen den Prinzen nicht . . . Dieser sogenannte „tolle" Prinz — — er nennt mich seinen Freund; aber dennoch muß und darf ich Ihnen sagen, daß Ihrer Ehre nicht damit gedient ist, wenn Sie sein Fest besuchen — Sie, gerade Sie. Bitte, noch ein Wort! — Dieser Prinz ist ein recht guter Freund für Männer, aber ein schlechter für Frauen. Und leider, so oft er — schlechte Gedanken hat, hat er noch schlechtere Werkzeuge und Helfershelfer. Der alte Herr, der sich jährlich in einem neuen Kuppelpelz wärmt, dieser Herr von Düren, den Sie kennen, er verbreitet schon in der Gegend, auf seine beiläufige, scherzhafte, ohrwürmische Art, wie gut Sie bereits mit S. Hoheit stehen. Er wirft Andeutungen hin, die wie junger Same weiterfliegen; — und in diesem Augenblick reibt er sich wahrscheinlich seine kalten Hände bei dem erwärmenden Gedanken: Heute kommt sie zu uns! Denn bei solchen — Verehrern wie der Prinz, und bei solchen — Zwischenhändlern wie Herr von Düren gilt der Grundsatz: Ganz compromittirt ist halb gewonnen".

Cäcilie schwieg eine kleine Weile; sie schien nachzudenken. „Wunderbar!" sagte sie dann, wie sich wieder auflehnend: „das alles sagen Sie mir erst jetzt. Und doch hat mich der Prinz schon vor vierzehn Tagen eingeladen —"

„Um Vergebung: damals kannte ich Sie noch nicht".

„Und Sie kennen mich jetzt? — Sie, der Sie so weise von ‚Compromittiren' reden — und wer hat mich am rücksichtslosesten compromittirt?"

„Ich fühle meine Schuld", sagte Raimund in unverhohlener Bewegung. „Darum hab' ich Ihnen angeboten, meine Entlassung zu nehmen, mich für „besiegt" zu erklären . . . Sie meinen, ich kenne Sie nicht. Aber so viel kann ich doch wohl sagen, daß ich mehr und Besseres von Ihnen weiß, als der Prinz. Dem Prinzen — verzeihen Sie — dem sind Sie ein neues Phänomen, eine Rarität; eine Anregung, die er noch nicht kannte. Er freut sich Ihrer ‚Emancipation', hofft sie zu vollenden" . . .

Sie zuckte zusammen.

„Dagegen, was mich betrifft — o, ich bin beschämt — mir haben Sie, ohne es zu wollen, gegen Ihren Willen, gezeigt, wie groß, wie edel, wie liebenswürdig die Natur in Ihnen — —“

Ueber das ganze Gesicht erröthend unterbrach sie ihn. „Ich habe Sie nicht gefragt“, erwiderte sie hastig, mit erzwungener Härte, „wie und was ich bin“.

„Sie haben Recht“, sagte er sich schnell wieder fassend. „Es war unpassend; ich bitte sehr um Entschuldigung. Ich habe meine Stellung verkannt“.

Wie dieser Mensch mich martert! dachte Cäcilie. Sie wollte etwas erwidern, fand aber die Worte nicht. Mit einer ungeschickten Bewegung wandte sie sich ab und stieß nur hervor: „Leben Sie wohl!“

Er verneigte sich.

Sie öffnete die Thür. Eine unsichtbare Hand, ein Strick um die Brust schien sie zurückzuziehen. Es war ihr auf einmal, als sähe sie den Prinzen, der auf eine häßliche, begehrliche Weise lächelte (ein einziges Mal hatte sie ihn schon so lächeln sehen); und als riefe hinter ihr eine leise Stimme. Langsam drehte sie den Kopf zurück: „Sagten Sie noch etwas?“

Er verneinte stumm. „Ich habe nichts mehr zu sagen“, setzte er hinzu. „Ich sagte ja schon zu viel“.

Sie lehnte ihre Schulter leise gegen den Thürpfosten, und auch den Kopf zurücklegend, aber ohne Raimund anzusehen, murmelte sie etwas, das er nicht verstand. Dann überwand sie sich, deutlich und hörbar zu sagen: „Und Sie meinen also, ich sollte heute Kopfweh haben und das Fest versäumen?“

„Wie?“ fragte er überrascht.

„Sie rathen mir als mein rathgebender Verwalter“ — sie lächelte ein wenig — „nicht hinzugehen?“

„Ja, mein Fräulein“, erwiderte er ruhig, mit einer leichten Verneigung.

„Sollte ich einen guten Rath verwerfen, weil er — von Ihnen kommt? Nein. Sie haben Recht. Prinz Carl ist nicht mehr ganz so, wie er sollte; zu vertraulich, zu — prinzlich. Es wurmte mich schon; gestern, vorgestern“. — Sie kam zurück, trat an ihren Schreibtisch und ergriff einen Bogen Papier.

„Sie wollen schreiben, mein Fräulein?“

„Ja“, sagte sie. „Ich will Seiner Hoheit schreiben, daß mein schlechter Kopf — — „O diese Welt der Lüge! — Aber ich werde so schreiben, daß er errathen kann“ . . .

Sie saß schon und schrieb. Plötzlich blickte sie auf: „Sie lächeln wohl gar triumphirend! — Nein, Sie lächeln nicht“.

„Befehlen Sie“, entgegnete er, ohne eine Miene zu verziehen, „daß ich einen reitenden Boten mit Ihrem Billet hinüberschicke?“

„Ja, ich bitte“, sagte sie und schrieb weiter.

Es ging ihm ein warmes Gefühl durch die Brust, und zum Hals hinauf. Er bewahrte aber seine Ruhe, seine Haltung, und ging still aus der Thür.

(Schluß folgt.)

Zur Philoſophie der Gegenwart.

Betrachtungen

von

Jürgen Bona Meyer.

— Bonn. —

II. Dührings Wirklichkeitsphiloſophie.

Es ſind über zwei Jahre vergangen, ſeit im Märzheft 1878 die erſte, dem zeitgenöſſiſchen Materialismus gewidmete Betrachtung veröffentlicht iſt, die zweite ſich mit der Wirklichkeits-Philoſophie Dührings beſchäftigende Betrachtung ſollte raſcher folgen. Der Grund der Verzögerung liegt zum Theil darin, daß Dühring ein ſo raſtloſer Schriftſteller iſt. Kaum glaubt man Alles geleſen zu haben, was er geſchrieben hat, ſo iſt ſchon wieder ein Buch oder auch nur die neue Auflage eines alten Buches da. Als gewiſſenhafter Arbeiter will man dann doch erſt zuſehen, ob und wie dieſe neuen Leiſtungen Gutes oder Schlechtes bringen, das Beachtung verdienen möchte. Freilich, die Ausbeute iſt nicht immer groß. Man findet meiſt die ſchon bekannten alten Gedanken ein wenig erweitert oder verändert wieder vor. Bisweilen überſchlich mich bei dieſer fortgeſetzten Lectüre der peinigende Zweifel, ob dieſer modernſte Bosheits-philoſoph ſo viel Aufmerkſamkeit und Arbeit verdiene; allein die unzweifelhafte Theilnahme, die ihm doch ein großer Theil des Publikums, das ſeine vielen Bücher kauft, ſchenken muß, haben dieſen Zweifel immer wieder zurückgedrängt.

Dühring findet thatſächlich in weiten Kreiſen Beachtung und Anhang. So erſchien im Jahre 1878 ein Buch in ſauberſter Ausſtattung, betitelt „Die Ideale des Materialismus, lyriſche Philoſophie“ von Armand Penſier. Der Verfaſſer dieſes Buches ſagt ſelbſt, er glaube ſo wenig etwas außerhalb des Gedankenkreiſes dieſes Heros vorzubringen, daß er es vielmehr nicht wünſche. Wüßte er, daß deſſen Gedankenkreis an Inhalt und Umfang bekannt wäre, ſo würde er es nicht für nothwendig finden, daß die Zeilen ſeines Buches gedruckt, zum Theil nicht einmal, daß ſie geſchrieben würden,

denn er halte sie für Dühringsche Philosophie". — Und im vorigen Jahre hat im selben Verlag (bei Meißner und Ganz in Köln) die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", Stimmungsbilder aus dem Vermächtniß einer alten Frau, erscheinen lassen, in welchen dieselbe auch mit einer gewissen Begeisterung von der sogenannten Wirklichkeitsphilosophie Dührings redet, diesem veredelten Materialismus, der vermittelnd tritt zwischen die Bettelherrschaft von Kraft und Stoff und die noch immer einen metaphysischen Hintergrund offen lassende Philosophie: „Dieser strenge Denker — schreibt die veredelte Materialistin — fest auf dem Boden der modernen Wissenschaft stehend, selbstschöpferisch auf deren Gebiet, verneint alle Metaphysik absolut und weist sie mit Verstandesgründen aus seinem System aus. Aber er erhebt auf der Basis einer alles Sein umfassenden Wirklichkeit die Fahne eines realen, das Leben vergeistigenden Idealismus. Innerhalb seines Systems von der realen Einheit alles Seins, hinter dem keine metaphysische zweite Welt mehr versteckt liegt, entwickelt sich durch das dem Sein innewohnende Princip des Werdens die Wahrheit der Welt. Die persönliche Existenz erhebt sich wie die Welle auf der ruhigen Fläche des Einheitsoceans, steigt bis zu ihrem Höhepunkt und fließt dann wieder abwärts, bis sie sich im großen Niveau verliert". — Und als Dühring im Februar des Jahres 1879 in der Reichshauptstadt vor einem gewählten Auditorium von Herren und Damen drei Vorlesungen über die Zulänglichkeit der Wissenschaft und die Vertreter ihrer Popularisirung, über Größenwahn unter Gelehrten, über Gesinnungsbildung und Religionsmoral hielt, da berichtete neben vielen anderen Blättern auch sogar eine pädagogische Zeitschrift, „die Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands", eingehend über „diese in hohem Grade belehrenden und anregenden Vorträge, bei denen sich auch diesmal wie ebenso bei den Novembervorträgen des vorigen Jahres die Studirenden der Berliner Universität zahlreich eingefunden hätten". Es beweise diese Thatsache auf's Neue — meinte die Zeitung — daß der Einfluß des vielseitigen und durch seine charakterfeste Haltung ausgezeichneten Gelehrten auf die studirende Jugend seit dem Ereigniß vom Sommer 1877 (seiner Ausstoßung aus der Berliner Universitätsgemeinschaft) keineswegs geschwächt worden sei. Diese Ausstoßung selbst rief allerdings auch damals innerhalb und außerhalb Deutschlands eine Zeitlang einiges lärmende Geschrei über Unterdrückung der Freiheit der Wissenschaft hervor, und trug das Märtyrerthum wie gewöhnlich so auch diesmal zur Ausbreitung des Ruhmes wesentlich bei. Unlängst beschäftigten sich viele Zeitungen sogar schon mit Dührings auf der Reise nach Köln erfolgtem Tode und schrieben Nekrologe, bis Dührings scharfes Eintreten für seinen verstorbenen Freund, den Wärmeforscher Robert Mayer, als den Galilei des 19. Jahrhunderts, aller Welt deutlich bewies, mit wie ungeschwächter Kraft der todt Gesagte noch lebendig sei. — Einen gedrängten Bericht über Dührings Philosophie hat schon Erdmann in seinem Grundriß der Philosophie gegeben, eine kritische Besprechung lieferte

Vaihinger in seinem 1876 erschienen Buche über „Hartmann, Dühring und Lange zur Geschichte der deutschen Philosophie im neunzehnten Jahrhundert".

Somit darf ich ja wohl mit Recht annehmen, daß es kein ganz unzeitgemäßes, auch sonst kein ganz überflüssiges Unternehmen ist, wenn ich mich hier mit diesem immerhin doch nicht einflußlosen Zeitphilosophen etwas näher beschäftige. Wir waren mehrere Jahre hindurch gleichzeitig Privatdocenten der Berliner Universität und haben damals in friedlichem geistigem Verkehr neben einander gewirkt. Gewiß haben nur Wenige das schwere Geschick der allmählich zunehmenden Erblindung des auf den Ertrag seiner Geistesarbeit angewiesenen Mannes mit so viel theilnehmendem Mitleid verfolgt, wie seine damaligen Mitstreiter W. Dilthey und ich. Auch haben wir uns damals redlich bemüht, einflußreiche Männer der Fakultät dafür zu gewinnen, unserem Collegen eine Unterstützung seitens derselben zu erwirken, weil wir ohne solche Erleichterung eine traurige Wendung seiner geistigen Entwickelung kommen sahen. Es wird mir in Erinnerung dessen nun doppelt schwer, bei voller Anerkennung der geistigen Begabung doch mitleidslos scharf gegen die Ausnutzung derselben und deren verderbliche Wirkung aufzutreten, aber „werth sei mir der Freund, doch werther noch sei mir die Wahrheit". Jedenfalls darauf bin ich gefaßt, wird mir Dühring mein Auftreten gegen sich reichlich heimzahlen, sei es auch nur dadurch, daß er erklärt, von dem Geschreibsel solchen Nichtslers oder staatsbesoldeten Philosophasters gar keine Notiz nehmen zu wollen. Gleichviel ich werde suchen gerecht zu bleiben und zunächst streben, von dem, was Dühring erlebt hat, was er denkt und will, dem Leser dieser Zeitschrift ein unbefangenes Bild zu geben.

Von Dührings äußerem Leben zunächst ist wenig zu sagen; die Erwähnung der zur Charakteristik des Mannes Nöthigen wird daher am besten mit der Schilderung der Entwickelung seines geistigen Wollens und Wirkens verbunden. Ein kurz zusammenfassender Blick auf die von ihm als angeblich neues System dargebotene Weltansicht mag dann unsere Betrachtung schließen.

Eugen Dühring ist ein Berliner Kind, im Jahre 1833 geboren. Sein Vater war Geheimsecretär; derselbe starb, als der Sohn zwölfjährig war. Das vaterlose Kind ward nun als Alumnus im Joachimsthalschen Gymnasium erzogen und hörte dann zu Berlin von 1853 bis 1856 besonders die juristischen Vorlesungen Kellers, die philosophischen Vorlesungen Trendelenburgs, die mathematischen Vorlesungen Kummers und die physikalischen Vorlesungen Doves. Sein eigentliches Studium sollte die Jurisprudenz sein, auch ward nach vollendetem Triennium ein mehrjähriger Versuch in der juristischen Praxis gemacht. Das anhebende Augenübel und die wachsende innere Neigung zu den abstracten und exacten Wissenschaften entfremdeten ihn aber mehr und mehr diesem praktischen Beruf. Im Jahre 1861 ward Dühring auf Grund einer Dissertation über Zeit, Raum, Ursächlichkeit

und die Logik der Infinitesimal-Analyse in Berlin zum Doctor der Philosophie promovirt und dann im Jahre 1863 als Privatdocent der Philosophie und Nationalökonomie habilitirt. In dieser Stellung hat er bis zu seinem 1877 erfolgten Ausschluß gewirkt.

Seine philosophische Richtung bekundete er gleich im Habilitationsjahre durch ein Buch, betitelt: „Natürliche Dialektik, neue logische Grundlegungen der Wissenschaft und Philosophie". Dühring geht in demselben von der Ansicht aus, daß Kants System das letzte sei, das einer ernsten Berücksichtigung werth sei, er übergeht daher seine Nachfolger; aber auch bei Kant vermag er nicht anzuknüpfen, da es bei demselben an der Nachweisung der erkenntniß-theoretischen Grundlage der formalen Logik gänzlich fehle. Er will sich daher genöthigt sehen, für seine logische Grundlegung den besten Theil seiner Einsicht nicht aus der Geschichte der Philosophie zu entnehmen, sondern aus sich selbst. Seine Dialektik soll eine höhere Logik sein und als solche ähnlich der höheren Mathematik hauptsächlich mit den Begriffen des Unendlichen zu thun haben. Ihr Hauptverdienst soll gesucht werden in der Kritik des Unendlichkeitsbegriffes und des Satzes vom zureichenden Grunde, indem sie im ersten Fall das Problem des Unendlichen da aufnimmt, wo es vor einem halben Jahrhundert der in Deutschland in dieser Beziehung niemals berücksichtigte Franzose Carnot gelassen hatte, und indem sie im zweiten Fall den Satz vom zureichenden Grunde in einen rein logischen und in einen ungehörig metaphysischen Bestandtheil zerlegt, wie dies schon die Dissertation versucht hatte. Der Verfasser bekannte, den logischen und speculativen Geist mehr in den Leistungen der genialen Positivisten als bei den specifischen, aber untergeordneten Denkern gesucht und gefunden zu haben, rechnete daher auch besonders auf die Anerkennung der Positivisten der exacten Wissenschaft und war darauf gefaßt, daß der innere Gehalt seines Buches weniger nach dem Geschmack der Schulen sein werde, die nach seiner Ansicht in Ermangelung eines herrschenden Systems an der Oberfläche schwimmen und eine Art mehrköpfigen Principates mit Noth und Mühe aufrecht erhalten.

Mit diesem der Metaphysik abgeneigten, dem Empirismus oder Positivismus zugeneigten Erstlingswerk führte sich Dühring in die philosophische Welt ein. In dieser Welt ist man bekanntlich bei systematischen Erstlingswerken an große Versprechungen, die sich mit etwas harten Worten über andere Denker der Vor- und Mitwelt glauben den Weg bahnen zu müssen, von früher her und besonders in der Neuzeit, seitdem es naturgemäß immer schwerer wird, als Systematiker etwas Grundneues und doch Gescheidtes zu sagen, schon einigermaßen gewöhnt. Ungeachtet der ihnen zu Theil gewordenen Zurücksetzung haben die Herren von der alten Schule dem immerhin beachtenswerthen Buche, das eine Theorie der logischen Functionen vorbereiten sollte, ihre bedingte Anerkennung nicht versagt, das ihrer Meinung nach Mißliche und Unzulängliche gerügt, das Treffende, Scharfsinnige und zum Nachdenken

Anregende gebührend hervorgehoben. Aber dem modernen Selbstdenker pflegt solche bedingte Anerkennung durchaus nicht zu genügen.

Freilich Dühring konnte und durfte von den Schulphilosophen Besseres nicht erwarten; über sie und ihre Anstalten hatte er in der Erstlingsschrift selbst schon den Stab gebrochen und sich eigentlich, kaum eingetreten, schon von Anbeginn an gleich selbst außerhalb des Bannkreises der Schule aufgestellt: „Die Zukunft der Philosophie beruht also darauf — schrieb er daselbst — daß sie eine breitere Basis und einen festeren Rückhalt gewinnt, als ihr die Macht bloßer Staatsanstalten zu gewähren vermag. Wie viele Hoffnungen man auch auf die Umgestaltungen des staatlichen Geistes und der öffentlichen Anstalten setzen möge, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß eine freiere und von dem Absolutismus der Systeme unabhängige Philosophie nur bestehen kann, wenn sie zugleich einen Boden in der Gesellschaft hat und auch allenfalls ohne Staatshülfe, ja sogar, wenn nöthig, im Kampfe mit der sie treffenden Ungunst einer gerade am Ruder befindlichen Partei für ihre Fortpflanzung zu sorgen vermag. Ueberdies erlaubt die freiere Richtung unserer Tage keine Beschränkung der Wissenschaft auf gelehrte Körperschaften. Sie fordert im Gegentheil den möglichst directen Verkehr zwischen der Gesellschaft und ihrem Denken und strebt offenbar dahin, eine gewisse vormundschaftliche Belehrungsart d. h. blos schulmäßige Mittheilung der Philosophie in die zweite Linie zu setzen".

Spinoza glaubte bei einer ähnlichen, damals aus den Zeitverhältnissen erklärlichen Besorgniß vor Beschränkung seiner Denkfreiheit durch Staat und Kirche am besten zu thun, wenn er dem Lockruf zum Eintritt in eine solche gelehrte Körperschaft nicht folgte, lehnte deshalb den Ruf der Heidelberger Universität ab, blieb ein freier Mann und suchte sein Auskommen durch Schleifen optischer Gläser zu erleichtern. Unsere modernen Freidenker ziehen es vor, zunächst einmal zu versuchen, wie weit es ihnen gelingen möge, trotz alledem Raum zu gewinnen innerhalb der servilen Gelehrten-Körperschaft einer Staatsanstalt. Auch Dühring gefiel es, diesen Versuch zu machen gleich Schopenhauer, seinem Vorbild im Schimpfen auf die vom Staat bezahlten Philosophieprofessoren. Einen genügenden Grund für dieses innerlich widerspruchsvolle Verfahren wird man in dem Augenübel Dührings gewiß nicht finden können, da sich bei demselben mit Leichtigkeit auch ein anderer Beruf als der des Privatdocenten hätte finden lassen, der für den Beruf des Lebens mehr abgeworfen hätte als dieser; schon die blos literarische Thätigkeit hätte dies gethan. Doch es fällt mir nicht ein zu meinen, Dühring hätte seinem Wissen und seiner Begabung nach für die Lehrkanzel einer Universität nicht getaugt, ich meine nur, für einen Philosophen, der vor Allem Wahrheit sucht, war es ein Widersinn, aus freien Stücken sich zum Mitglied einer Körperschaft zu machen, von welcher er annahm, daß sie aus Rücksicht auf Staat und Kirche behindert sei, der Wahrheit in's Angesicht zu schauen. Und andererseits verstehe ich recht gut, daß gerade ein Mann

wie Trendelenburg, der ein solches Bewußtsein reinster Wahrheitsforschung und der Zugehörigkeit zu einer ihr gewidmeten Körperschaft besaß, dem überdies jedes in's Maßlose überschweifende agitatorische Wesen im Grunde der Seele zuwider war, nach solchen Auslassungen bedenklich werden konnte, dahin zu wirken, einem so gearteten Geiste mehr als die Vorhallen der von ihm geachteten, von dem jungen Manne aber in ihrem Werthe angezweifelten Körperschaft zu öffnen, ich begreife vollständig die von ihm befolgte spätere Taktik des Zuwartens, ob der Most jungen Weines nicht abgähren möchte.

Einstweilen setzte nun Dühring unangefochten seine akademische Lehrwirksamkeit und seine literarische Thätigkeit eifrig fort. Schon in der natürlichen Dialektik hatte er beiläufig eine neue Rechtstheorie entwickelt, welche das Recht auf die Rache zurückführte, und in Aussicht gestellt, diese Ansicht demnächst in einer Schrift vom „Werthe des Lebens" näher zu begründen. Dieses Werk erschien noch im selben Jahre 1864 (eine zweite bedeutend vermehrte Auflage erschien 1877).

Die Frage nach der Werthschätzung des Lebens, bemerkt Dühring, sei jüngst wieder in den Vordergrund getreten auf Anlaß der lange unterdrückt gewesenen Philosophie Schopenhauers. Jetzt sei man genöthigt, die unbequeme Frage wieder zu berühren. Eine Lösung aber des verbreiteten philosophischen Pessimismus sei nur möglich, wenn man den Verlust des Glaubens an den Werth des Daseins aus der zeitweilig und örtlich traurigen Gestaltung der Thatsachen des Lebens erkläre und zeige, wie diese Zustände zu bessern seien. Dühring ruft die Volkswirthschaft selbst zur Hülfe, um den Knoten zu entwirren. Dies Verfahren, meint er selbst, streite allerdings gegen alle hergebrachten Gewohnheiten unserer aus den Kreisen gewesener Theologen rekrutirten Philosophen, von dieser Seite würde man gewiß in dem Herüberziehen der Volkswirthschaftslehre schon Materialismus wittern. Er sei darauf gefaßt, daß man diesen neuen Ton als der Würde der Philosophie unangemessen ansehen werde, aber die zweite Hälfte des Jahrhunderts werde ihm Recht bringen.

„In dem Maße — schreibt er — als sich unsere Nation von der Traumwelt entfernt, in welche eine lange Zeit hindurch der Schwerpunkt ihres Daseins fiel, in demselben Maße werden auch die philosophischen Lehren eine andere Richtung nehmen und man wird nicht mehr zu besorgen haben, auch nur bei den Schulphilosophen Anstoß zu erregen, wenn man behauptet, daß ein Volkswirthschaftslehrer und ein Socialwissenschafter durch seine Entdeckungen zur Lösung der Frage des philosophischen Pessimismus ungleich mehr beigetragen haben können als eine ganze Aera der engeren Philosophie". Uebrigens verwahrt sich Dühring bei aller Anerkennung von Schopenhauers einziger Bedeutung unter den Philosophen nach Kant doch mit Nachdruck dagegen, als sein Anhänger im Punkte des Pessimismus zu gelten. Auch er findet zwar die Zustände der Welt, wie sie jetzt sind, schlecht, aber er hält dieses Elend nicht für ein nothwendig mit dem Dasein verbundenes,

zeigt vielmehr in eingehender Betrachtung über Werth und Unwerth des Daseins, wie die meisten Uebel auf socialen Mißständen beruhen, denen abgeholfen werden kann und abgeholfen werden muß. Somit will Dühring eine dem Pessimismus Schopenhauers diametral entgegen stehende Ansicht vertheidigen, nur nicht den alten abgethanen Optimismus von Leibniz, der Alles so gut wie möglich fand, sondern einen social-realen Optimismus, der glaubt, Alles besser machen zu können und der auch Hand anlegen will, dies zu thun. So mündet denn seine philosophische Weltansicht, für deren Anregung auch er mit besonderem Danke auf Feuerbach hinweist, unmittelbar in die Socialwissenschaft.

Daher verweist er auch in der genannten Schrift in Betreff der volkswirthschaftlichen Werthschätzung der Chancen des Daseins auf seine kurz zuvor erschienenen Briefe über Careys Umwälzung der Volkswirthschaft und Socialwissenschaft. Diesem Amerikaner Carey, welchen Dühring für den ersten der lebenden Volkswirthschaftslehrer erklärt, schließt er sich wesentlich an und vertheidigt denselben auch noch zwei Jahre später in einer besonderen Schrift gegen seine Verkleinerer. Zum Dank dafür soll ihm Carey neuerdings ein Vermächtniß zugewiesen haben. Was ihn zu den Ansichten Careys hinzog, mögen wohl in der Hauptsache der ihm sympathische Glaube des Mannes an die schrankenlose Entwicklungsmöglichkeit der Menschheit uud der ihm ebenso sympathische Eifer desselben gegen jede Centralisation des Erwerbs gewesen sei.

Auch mußte ihm die ganze Art gefallen, wie Carey alle Malthus Ricardoschen Sätze, die an die natürlichen Schranken der Wirthschaft erinnern, für Irrthum erklärte, wenn nicht gar für bösliche Erfindung, um die höheren Classen von der Schuld am socialen Uebel frei zu sprechen. Ebenso mußte ihn das Fundamentalprincip Careys befriedigen, daß nur der Staat und die öffentlichen Organe im Stande seien, eine befriedigende Ordnung der Volkswirthschaft herzustellen. Auch konnte er im Einzelnen eine bedingte Anerkennung dem Carey'schen System des Zollschutzes nicht versagen. Meister und Schüler zeigen sich übereinstimmend als Gegner der britischen Freihandelspolitik, weil sie centralistisch wirke, kleine locale Centren beseitige, Producenten und Cosumenten trenne, nur dem Händler Gewinn bringe, hindere, daß Bodenbauer und Industrieller dicht neben einander wohnen und dadurch der Bodenerschöpfung in die Hände arbeite.

Eine weitere Entwickelung seiner volkswirthschaftlichen Ansichten hat Dühring in den folgenden Decennien in mehreren kleinen und größeren Werken dargelegt. Die Grundbegriffe Capital und Arbeit untersuchte eine Schrift vom Jahre 1865, eine kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre bot das folgende Jahr, eine kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus das Jahr 1870 (eine 2. Auflage 1875), im Jahre 1873 erschien ein Cursus der Nationalökonomie und Socialökonomie, einschließlich der Hauptzwecke der Finanzpolitik (in 3. Auflage 1876). Als

allgemeine Richtung bestimmende Grundgedanken dieser Schriften treten in steter Wiederholung hervor die Betonung der vollständigen Einheit von Nationalökonomie und Socialismus, und der Nothwendigkeit bei der Behandlung nationalökonomischer Probleme auf die Socialpolitik zurückzugreifen. Gerade das tadelt Dühring als Ideologie an Marx, dem Führer des modernen Socialismus, daß ihm die Betonung der specifisch politischen Seite des Socialismus abgehe. Es fehle ihm das Fundamentalaxiom, ohne welches aller fernere Socialismus haltungslos werden müsse. Es fehle die leitende Idee, daß die politischen Formationen auch ihrerseits die wirthschaftlichen Gestaltungen bestimmen, und daß daher diese Art von Zusammenhang mindestens ebenso sehr berücksichtigt werden müsse, als die entgegengesetzte Richtung der Abhängigkeit. Der Grundfehler aber der bisherigen Volkswirthschaftslehre soll gesucht werden in der Nichtanwendung eines tieferen, allgemein wissenschaftlichen Principes, welches sowohl für die Fernhaltung voreiliger Schlüsse, als für die Hervorbringung neuer Einsichten zuletzt unumgänglich werden müsse. Es bestehe dies in der grundsätzlichen Berücksichtigung der Größenbestimmungen für die Formulirungen der Gesetze wirthschaftlicher Erscheinungen. Dühring anerkennt in der Volkswirthschaftslehre eigentlich nur drei beachtenswerthe Theoretiker als Vorgänger, nämlich: Smith, List und Carey; für die meisten anderen Nationalökonomen, besonders der Deutschen, wenn er sie überhaupt nennt, hat Dühring nur Worte des Tadels und der Geringschätzung.

Es ist nicht meine Sache, den Werth dieser Leistungen Dührings hier zu beurtheilen. Ein so maßvoll urtheilender Gelehrter wie Roscher nennt in seiner Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland, Dühring den bedeutendsten Anhänger Careys in Deutschland, er nennt ihn zugleich einen Mann von beträchtlicher, obschon sehr einseitig verstandesmäßiger Kraft, der wenn er gründlichere Studien gemacht und die Klippen großer Selbstüberschätzung und hernach Verbitterung gemieden hätte, die Nationalökonomie durch Verbindung mit den exacten Naturwissenschaften sehr hätte fördern können, während er bisher, im leidenschaftlichen Anschluß an Carey die von ihm bekämpften Schriftsteller, z. B. Ricardo und Malthus, großentheils mißverstanden habe. Der wissenschaftlichen Richtung Lists, Careys und Dührings hat sich mit ausdrücklicher Anerkennung der Verdienste des letzteren ganz neuerdings im Großen und Ganzen angeschlossen Dr. Witold von Skarzyski in seinem 1878 erschienenen Werk über Adam Smith als Moralphilosoph und Schöpfer der Nationalökonomie. Derselbe hebt hervor, daß seiner Meinung nach Dührings kritische Geschichte der Nationalökonomie in der modernen Literatur die bei weitem richtigste Beurtheilung von Smith, den Physiokraten und Hume enthalte. — Eine heftige und scharfsinnige Gegnerschaft auch nach dieser Richtung hat Dühring an dem bekannten Führer der Socialdemokratie Friedrich Engels in England erhalten, der seine Ansichten zuerst im Volksstaat aus-

führlich bekämpfte, und diese Artikel vereinigt dann 1878 als Buch unter dem Titel „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft" herausgegeben hat, eine Schrift, deren Verbreitung in Ausführung des Socialistengesetzes leider verboten ist.

Gerade diese nationalökonomischen Arbeiten Dührings boten den Anlaß zu einer ersten öffentlich bekannt gewordenen Skandalgeschichte. Gewisse Ansichten Dührings mochten wohl in Regierungskreisen verwendbar scheinen und Düring wurde demgemäß von dem Geheimrath Wagener — ob auf Veranlassung Bismarcks oder nicht bleibt dahingestellt — zur Abfassung einer volkswirthschaftlichen Denkschrift aufgefordert. Die in Folge dieser Aufforderung von Düring dargebotene Schrift behandelte dann der Geheimrath Wagener als bestellte Arbeit, an die der Autor kein weiteres Recht habe. Dagegen lehnte sich Düring gewiß mit Recht auf in einer 1868 herausgegebenen Schrift betitelt: Die Schicksale meiner socialen Denkschrift für das preußische Staatsministerium, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Autorrechtes und der Gesetzesanwendung. Maßvoll freilich war diese Abwehr nicht.

Die Verbitterung Dührings war inzwischen gesteigert durch seine Erfahrungen an der Berliner Universität. Er glaubte im Jahre 1866 nach dreijähriger Privatdocentschaft ein Anrecht zu haben, sich um die durch den Tod des Hegelianers von Henning vacant gewordene ordentliche Professur der Philosophie zu bewerben. Ein so weit gehendes Recht hat thatsächlich ein Privatdocent nicht, ihm steht nach den von ihm selbst unterschriebenen Statuten nur das Recht zu, nach jener Zeit um eine Beförderung nachzusuchen, doch ist ausdrücklich hervorgehoben, daß ihm ein Anrecht auf Anstellung aus seiner Wirksamkeit nicht erwachse. Die Clausel hat den guten Sinn, jede Rechtsforderung auf Ersitzung einer Stellung durch Zeit abzuwehren. Gewöhnlich ist die Beförderung von Privatdocenten zum Ordinarius nicht üblich und überdies die Bewerbung um ein Ordinariat gar nicht. Sitte ist zu warten, bis man gerufen wird. Und jedenfalls war Düring, ganz abgesehen von seinen wissenschaftlichen Verdiensten, für die Stelle eines Ordinarius der Facultät wenig geeignet. Mit solcher Stellung sind doch namentlich an einer großen Universität viel mehr Amtsgeschäfte verbunden, als der außen Stehende gewöhnlich denkt, eine Sinecure ist die deutsche Professur auch in dieser Richtung durchaus nicht, blos Rechte ohne Pflichten giebt sie nicht und es will nicht recht passen, wenn Jemand alle Rechte einer Stellung beansprucht, aber doch nicht im Stande ist, alle Pflichten gleich den Collegen zu übernehmen. Das Letztere kann aber der Natur der Sache nach ein Blinder nicht und Düring hätte daher leider Grund gehabt, seine Wünsche auf die Erlangung eines Extraordinariates ohne Amtsgeschäfte zu beschränken. Jedenfalls war die Facultät vollauf berechtigt und verpflichtet so zu denken. Dem somit Abgewiesenen soll nun, wie er behauptet, von einem wirklichen Geheimrath des Ministeriums mitgetheilt sein, die Facultät habe ihn, den hervorragenden

Dialektiker abgewiesen, weil die Professur nicht mit einem Cameralisten, sondern mit einem wirklichen Philosophen zu besetzen sei und umgekehrt habe dann dieselbe Facultät bei einer späteren Bewerbung um eine nationalökonomische Professur geltend gemacht, er sei nicht Nationalökonom, sondern Philosoph. Diese Interna der Berliner philosophischen Facultät sind mir natürlich unbekannt, doch vermag ich nach meiner Kenntniß der betheiligten Menschen an solches etwas zweideutige Wechselspiel nicht zu glauben. Vielmehr möchte ich annehmen, daß Dühring nur mit Anderen unter der allgemeineren Berliner Facultätsmaxime, jüngere Kräfte nicht am Orte selbst vorwärts zu schieben, sondern lieber erst eine wegrufende Anerkennung von außen abzuwarten, hat mitleiden müssen. Man kann über die Richtigkeit dieser Maxime verschieden denken, aber man muß jedenfalls zugeben, daß sie das Gute hat, Professoren-Klüngelei aus persönlicher Rücksichtnahme und Docentenschleicherei zu erschweren. Und im Uebrigen wird gewiß das Bedenken gegen seine ganze agitatorische Art des Auftretens sich in verstärktem Maße geltend gemacht haben.

Aus besonderem Wohlwollen aber beantragte die Facultät beim Ministerium ohne Wissen Dührings für ihn ein Jahrgehalt aus königlichem Dispositionsfonds, hob dabei auch hervor, daß er für eine außerordentliche Professur sich allenfalls wohl eigne, daß es aber immerhin gut sei, die weitere Ausreifung seiner Ansichten noch abzuwarten. Genug, eine Mittheilung über diesen Facultätsantrag will Dühring durch den Minister selbst erlangt haben, als derselbe ihm die zugedachte Gabe anbot. Eine solche genaue Mittheilung wäre gewiß besser unterblieben und es war unter diesen Umständen begreiflich, daß Dühring ein solches nur aus Mitleid gewährtes Almosen mit dem Stolz eines wirklichen Philosophen abwies. Nur stimmt dazu wieder nicht recht, daß er dennoch später eine allerdings ohne sein Zuthun ihm angebotene Remuneration von hundert Thalern viermal annahm. Und noch weniger paßt zu dieser Annahme die Art, wie er die Unterstützung hinterher in einer Schrift bemängelt. Das mache — meint er — für seine zwölfjährige Docentenschaft noch nicht drei Thaler monatlich aus, bleibe also bei einer Thätigkeit, die in der Stundenzahl der Vorlesungen über die durchschnittliche Leistung der hochbesoldetsten Professoren hinausgegangen, noch hinter dem niedrigsten Satz zurück, mit dem die Stadt Berlin ihre Armen unterstütze. Dühring vergißt dabei, daß diese seine Thätigkeit ja, wie er selbst angiebt, für ihn eine reiche Quelle eigenen Erwerbes war und daß zur Ausübung desselben ihm die Staatsanstalt den freien Raum, Luft und Licht und die Stütze ihres Ansehens gewährte. Aber davon abgesehen — die ihm dargebotene Summe war allerdings gering, unangemessen gering, jedoch sobald er sie als Unterstützung annahm, gebot es wiederum der Anstand, sie nicht weiter zu bemängeln.

Nach diesen Erfahrungen wurde Dührings Leidenschaft gegen die Universität immer blinder. Es empörte ihn, daß die Facultät, als er sich

zuletzt noch einmal um eine philosophische Professur bewarb, von ihm, dem nunmehr neunjährigen Docenten, der in seinem vierzigsten Lebensjahre stehe, noch immer zu meinen wagte, seine Ansichten müßten erst ausreifen. Der Reifezeitpunkt für Universitäts-Professuren — schrieb er — werde offenbar sehr verschieden bemessen. Bei Professorssöhnen trete die Reife schon sehr früh ein, oft bereits Anfangs der zwanziger Jahre, auch bei Docenten ohne Zuhörerschaft, bei Professors-Schwiegersöhnen träte die Reife ebenfalls unabhängig von Zuhörern je nach den Verhältnissen bald in besonderer Avance und gleichsam vorschußweise schon vor der Heirath, oder aber, ohne Dazwischenkunft von Credit, mit der Heirath als vollendeter Thatsache oder in gelegentlicher Entwickelung auch nach derselben ein. „Der wirkliche Philosoph — fährt er fort — reift aber nie, sondern bleibt, wie die Geschichte der neueren Jahrhunderte und speciell auch meine Geschichte lehrt, eine der Regel nach für die Universität ungenießbare Frucht. Je mehr er seinem Ideal entspricht und die Philosophie als Angelegenheit des allgemeinen Lebens erfaßt, um so größer wird die Kluft sein, die ihn von dem niedrigen Gebahren der Zünftler trennt". Trotz dieser Einsicht zog es Dühring auch jetzt noch nicht vor, sich selbst von diesem niedrigen Zunftkreise zu trennen.

Innerhalb desselben fortwirkend nahm die Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit seiner Aeußerungen über frühere und gegenwärtige Vertreter desselben in Wort und Schrift von Jahr zu Jahr zu. Schon seine im Jahre 1869 zuerst erschienene „Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart" giebt davon Zeugniß. Dührings Sympathien und Antipathien beherrschen in einer ganz ungerechtfertigten Weise die objective Darstellung des Entwickelungsganges der Philosophie und vor Allem die deutschen Universitätsprofessoren der Neuzeit kommen schlecht davon. Kaum daß der alte Kant als erster namhafter Philosophieprofessor noch einigermaßen glimpflich behandelt wird, weil er doch wenigstens das Verdienst hat, die Frage nach den Schwierigkeiten, die sich im Begriff von dem räumlichen und zeitlichen Dasein der Welt vermöge der beigesellten Unendlichkeitsvorstellungen einfinden, ernstlich gestellt zu haben. Im Uebrigen soll auch er nur ein Rubrikenwerk von hier und da brauchbaren Gedanken und einen Ideenkreis aufzuweisen gehabt haben, dessen Physiognomie und Haltung zwar nicht nach derjenigen der größten Denkernaturen aussieht, aber doch nach Beseitigung des darin angehäuften Schulstaubes immerhin als Zeugniß für eine mit seltener Schärfe verbundene, wenn auch noch viel Dunkel und Durcheinander bergende Tiefe gelten mag. Und Dühring macht hier doch noch wenigstens den Versuch, dieses sein Urtheil über Kant zu begründen, um der Ueberschätzung Kants entgegen zu treten. Kürzeren Proceß macht Dühring mit den Philosophieprofessoren Fichte, Schelling, Hegel und Herbart, die Kants Nachfolger waren. Die ersteren Drei gelten ihm schon als anrüchig, weil sie von der Theologie herkamen, sie sollen sich demgemäß des Ver-

brechens schuldig gemacht haben, aus der Philosophie eine Art Priesterthum zu machen, den priesterlichen Cultus des Unbedingten einzuführen. Sie müssen sich von Dühring das Zeugniß ausstellen lassen, daß sie zwar glaubensvoll, aber arm an Wissen gewesen sind. Daß Fichtes vermeintliche „Wissenschaftslehre" ein Erzeugniß völlig unkritischer Art ist, und daß die Haltungslosigkeit der theoretischen Offenbarungen ihres Verfassers in dem träumerischen Ideologismus wurzelt, muß der Leser dem Kritikus fast auf's Wort glauben. Fichtes Geschichtshallucinationen berührt er kaum. Ueber die Bedeutung von Fichtes Reden an die deutsche Nation zu reden überläßt der kritische Geschichtsschreiber der Philosophie dem Culturhistoriker. Im Uebrigen begnügt er sich, ihn mit Schopenhauer einen rhetorischen Windbeutel zu schimpfen und sich auf eine abfällige Charakteristik des Mannes durch den großen Strafrechtslehrer Anselm von Feuerbach zu berufen. Schellings Schriften aufzuführen, gilt demselben für ganz unnöthig, nur der Curiosität halber will er die Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums und die 1841 gehaltenen Vorlesungen über positive Offenbarungsphilosophie erwähnen. Aus der zuerst genannten Arbeit, die schon den Mystiker und den Widersacher solider Wissenschaft deutlich genug verrathe, sollen Diejenigen, denen die wüsteren Phantasien völlig ungenießbar seien, sich über die vermeintlich gelungene Phase des Schellingschen Philosophirens genügend orientiren können. Die kritische Geschichte liefert zu dieser Orientirung keinerlei Beitrag. Im Uebrigen erfährt der Leser nur, daß er, Dühring, in dem sogenannten Identitätssystem Schellings nur die Vermischung der verhältnißmäßig klaren Vorstellungsart Spinozas mit den Consequenzen des träumerischen Idealismus und den phantastischen Ausgeburten der Theosophie erblicken könne. Eine Art Autotheismus (Selbstgottsein), offenbar die widerwärtigste aller mit dem Verstande in Conflict befindlichen Einbildungen, habe sichtbar genug in den Schelling-Hegel'schen Entwickelungen eine Rolle gespielt. Doch er besorgt, wenn er Derartiges noch weiter auseinandersetze, von Seiten kritischer Leser gerechten Tadel und — so unterläßt er stillschweigend die Begründung. Ganz schlimm ergeht es dann beiläufig dem modernsten Schellingschen Adepten, dem Herrn von Hartmann, mit seinem halb mystischen, halb in der Mystification Anderer schwelgenden hellseherischen Quasimuckerthum, der es nur geschickt verstanden habe, einige fachmäßige oder wissenschaftliche Zugkräfte vor das Reclamenfuhrwerk zu spannen.

Doch um Dührings historische Darstellungsart vollständig zu illustriren, mag hier der ganze kurze Passus Platz finden, mit welchem derselbe Schleiermacher abthut. „Schließlich", so lautet derselbe, „mag noch als Frucht der fraglichen Episode die Thatsache Platz finden, daß der völlige Verlust eines Begriffs von wissenschaftlicher Philosophie neuerdings dahin geführt hat, bisweilen auch den renommirten Berliner Kanzelredner, den Professor der Theologie, Schleiermacher, einen Zeitgenossen Hegels

jenen Philosophirern an die Seite zu stellen. Dieser Mann, dessen Respectabilität in der ihm eigenthümlichen Sphäre uns hier gar nichts angeht, (die 3. Auflage sagt statt dessen schlimmer: „Dieser Herr, dessen Ehrwürdenheit in der ihm eigenthümlichen Sphäre, etwa auf Grund seiner liebreichen, anonymen Briefe über die Schlegel'sche Lucinde uns hier nichts angeht, dieser, trotz seiner ästhetisch sein sollenden Manierchen im Grunde ordinäre, frivollüsterne Priester) hat nun in seinen philosophischen Versuchen nicht einmal diejenigen Anlagen bekundet, die erforderlich sind, auch nur in der Richtung auf das Verkehrte etwas der Notiznahme Anheimfallendes hervorzubringen. Ihm ging in der eigentlichen Philosophie sogar jene Kraft zum Verfehlen ab, ohne welche selbst die vier Persönlichkeiten (außer den drei genannten noch der ebenfalls kurz abgefertigte Herbart), mit denen wir uns in diesem Capitel beschäftigt haben, keinen Anspruch auf geschichtliche Berücksichtigung gehabt haben würden". —

Das ist Alles, was der kritische Geschichtschreiber über einen Mann wie Schleiermacher seinen Lesern zu sagen hat! — Er mochte den Mann widerlegen, er mochte ihn tadeln, aber es ist doch wahrlich nicht mehr Geschichtschreibung, wenn es gegenüber einem Manne, der auf seine Zeit und die Folgezeit einen so hervorragenden Einfluß gehabt hat und noch hat, bei bloßem Schimpfen bleibt. Man glaube übrigens nicht, daß in dieser Hinsicht nur die jüngst dagewesenen Philosophieprofessoren so schlecht bei Dühring fahren, auch unter den früheren Philosophen ward eine scharfe Gesinnungsmusterung vorgenommen, und nur sehr wenige Philosophen wie G. Bruno, Hume und einige Andere finden einige Gnade vor Dührings Augen. Auch an einem Manne wie Leibniz, läßt Dühring kaum ein gutes Haar; der Mann war in seinen Augen nichts als ein vorwiegend publicistisch juristischer Geschäftstreibender, ausgezeichnet durch den Mangel jeden Grades der vorauszusetzenden philosophischen Gesinnung, Geiz und Eitelkeit waren die Seele der Instincte, die ihn leiteten, auch die Gründung der Berliner Akademie hat er nur betrieben um für das jährliche Ausposaunen seines Ruhmes am Jahrestage der Gründung auch noch nach seinem Tode zu sorgen. Es gehört wahrlich eine große Unverfrorenheit dazu, nach den vortrefflichen Arbeiten von Guhrauer, Pfleiderer, K. Fischer und Anderen noch derart über einen Mann wie Leibniz räsonniren zu mögen, — zumal ohne jeglichen Versuch einer Begründung solcher Urtheile.

Doch genug — schriebe ich hier für ein philosophisches Fachpublikum, so wäre es schon zu viel. Eine etwas weitere Ausführung schien mir an diesem Punkte zur Charakterisirung der Art Dührings gerade deshalb angemessen, weil seine leicht geschriebene Geschichte der Philosophie einen größeren Leserkreis gesucht und — wie die im Jahre 1878 erschienene dritte Auflage beweist — leider auch gefunden hat. Sie ist nach meiner Ueberzeugung ein Gift in den Händen der studirenden Jugend und der Laien, die ihre ganze Kunde von dem Entwickelungsgange der Philosophie aus diesem Buche schöpfen

wollen. Nur ein schon Kundiger, der Wahres und Falsches nach eigener Kenntniß zu scheiden im Stande ist, kann aus manchen Betrachtungen des Buches Anregung zum Nachdenken und selbst Belehrung schöpfen. Mit Recht konnte Dühring bemerken, diejenigen, die daran gearbeitet hätten, die Philosophie selbst speculativ zu fördern, seien gewöhnlich nicht zugleich diejenigen gewesen, welche sich um die Geschichtschreibung der Philosophie bemühten. Das sei ein Nachtheil, der es verschuldet habe, daß tiefer eindringende Philosophiegeschichten nicht geliefert seien. Die Geschichtsdarstellung sei als Geschäft den passiven, blos aufnehmenden und nichts weniger als schöpferischen Gelehrtennaturen scholastischer Art anheimgefallen. Das sei unzulänglich, denn in Wahrheit könnten nur Diejenigen, die selbst schaffend arbeiten, das volle und eindringende Verständniß für die vorangegangenen Regungen der schöpferischen Kräfte haben. Sein Buch sollte nun eine solche zugleich speculative Geschichtsdarstellung sein. In irrthümlicher Selbstüberschätzung sagt Dühring, eine solche Darstellung sei noch nie dagewesen, Hegels und Fries Geschichtsdarstellungen sind derart, aber im Allgemeinen ist Dührings Bemerkung richtig und eine in speculativem Geiste geschriebene Geschichte der Philosophie hat gewiß ihren ganz besonderen Werth, aber sie läuft leicht Gefahr, statt einer zuverlässigen Darstellung der Ansichten Anderer ein unzuverlässiges, einseitiges Räsonnement über dieselben zu bringen. Dührings Buch ist dieser Gefahr in hohem Grade erlegen. Nirgends lernt man durch sie rein die Philosophen, sondern überall nur Dührings meist schiefe Meinung über sie kennen. Und fast überall saugt man den bis dahin anerkannten Größen des Geistes gegenüber Haß und Verachtung ein. Im Uebermaß durchzieht das ganze Buch derselbe Ton groben Schimpfens, den nach vereinzelten Beispielen Schellings neuerdings zuerst Schopenhauer in die philosophische Wissenschaft der Deutschen eingeführt hat. Leider hat dieser grobe Ton bei der strebenden philosophischen Jugend Deutschlands überhaupt vielen Anklang gefunden; seit Schopenhauer als genialer Grobian sich aufgespielt hat, glauben nun Viele, wie es scheint, es genüge schon grob zu sein, um für genial zu gelten, und man könne schon durch grundloses Schimpfen über Andere zum Ansehen eines großen Geistes sich emporschwindeln. Das ist eine bedauerliche Entartung der Wissenschaft, die nur die Wahrheit sucht, und Dühring hat zu dieser Entartung leider sehr wesentliche Beiträge geliefert.

Eine erfreuliche Ausnahme in dieser Beziehung macht unter Dührings literarischen Leistungen nur noch seine 1873 erschienene „kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik", in dieser ihrer ersten Auflage. Es ist dies eine von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen mit dem ersten Preise der Beneke-Stiftung gekrönte Schrift. „Die ursprünglichen Aufgaben, — so lautet das Urtheil der Facultät — an deren Behandlung jedes neue Princip oder Theorem entstand, sind überall mit vollendeter Anschaulichkeit reproducirt und die allmähliche Umformung, die jedes erfahren hat, durch alle Zwischenglieder sorgfältig verfolgt. Die

Berührungen der mechanischen Gedanken mit der philosophischen Speculation sind nirgend vermieden, sie sind nicht nur in eigenen Abschnitten entwickelt, sondern der feine philosophische Instinct, der den Verfasser auch auf diesem Boden leitet, ist ebenso deutlich in einer großen Anzahl aufklärender allgemeiner Bemerkungen sichtbar, welche an schicklichen Stellen in die Darstellung der mechanischen Untersuchungen verflochten sind. Den angenehmen Eindruck des Ganzen vollendet eine sehr einfache aber an glücklichen Wendungen reiche Schreibart, die warme Anerkennung jedes Verdienstes, die erklärende Entschuldigung des Mißlungenen und die vornehme Schonung mit der über das Verkehrte hinweggangen wird". Diese rückhaltlose Anerkennung der Göttinger Facultät verfehlte nicht, auch in weiteren Kreisen ein gewisses Aufsehen zu machen und auch an weiterer Anerkennung hat es dieser Leistung Dührings nicht gefehlt. Und wenn auch vielleicht im Einzelnen irrthümliche Urtheile dem Buche nicht fehlen mögen, so wird doch gewiß nicht zu bestreiten sein, daß dies Buch Dührings ein Buch von Bedeutung ist, das Beachtung verdient und das als eine in gewisser Hinsicht staunenswerthe Leistung angesehen werden kann, wenn man bedenkt, daß es das Werk eines schon fast Erblindeten war.

Um so mehr aber ist zu bedauern, daß Dühring nicht in seinem Lehren und Schreiben fortfuhr, diesen Ton wahrer Wissenschaft zu beobachten, sondern vielmehr immer gröber und gehässiger in seinen Ausfällen auf andere Gelehrte werden mochte. Zunächst gerieth er darüber in Zwist mit seinem Specialcollegen, dem Nationalökonomen Adolf Wagner in Berlin. Ueber denselben hatte Dühring sich erlaubt in der zweiten Auflage seiner kritischen Geschichte der Nationalökonomie allerlei ehrenkränkende Bemerkungen zu machen. Wagner hatte mit harten Worten über Dühring in seinen Vorlesungen geantwortet, Dühring desgleichen, und schließlich war das schimpfende Gezanke beider Collegen in der Berliner Börsenzeitung fortgesetzt worden. Facultät und Ministerium schritten ein. Wagner erhielt vom Minister nach Anhörung seiner Rechtfertigung einen Verweis wegen nicht correcten Handelns und in Betreff Dührings gab der Minister der Facultät anheim, ob sie auf Grund eines Statutparagraphen, der die Facultät befugt, einem Privatdocenten bei leichteren Anstößigkeiten durch den Dekan Verwarnung oder Verweis zu ertheilen, und bei wiederholten oder gröberen Verstößen eines Privatdocenten auf seine gänzliche Remotion bei dem Ministerium anzutragen, das Eine oder das Andere thun wolle. Die Facultät beschloß es einstweilen bei Verweis und Verwarnung bewenden zu lassen. Der Dekan rügte im Auftrage der Facultät Dührings grobe Unanständigkeit, die von gänzlichem Vergessen dessen zeuge, was jeder Gebildete, besonders aber ein Lehrer der Jugend, sich selbst und seiner Stellung schulde und sprach die Erwartung aus, er werde fortan sein Talent ungetheilt dem Dienste der Wissenschaft widmen, statt es zur Verunglimpfung der Collegen und der Anstalt, an der er wirkte, zu verwenden.

Eine lange Nachwirkung hatte diese Ermahnung bei Dühring nicht. Denn in der zwei Jahre darauf erschienenen zweiten Auflage seiner kritischen Geschichte der Principien der Mechanik verunzierte er nun auch dieses bis dahin schimpffreie Buch mit den derbsten Ausfällen auf Universitäten, Professoren und seine Berliner Collegen insbesondere. Er sprach allgemein von der geistigen Corruption der Universitäten im Dünkel ihrer unfreien Autoritätenwirthschaft, von ihrer Herabziehung der Wissenschaft zu einem bloßen Werkzeug zünftlerischer Nahrungs- und Versorgungsinteressen, von dem immer mehr wachsenden Verfall der Universitäten nach kurzer Blüthe. Mit Bezug auf Helmholtz 1847 erschienene Abhandlung über die Erhaltung der Kraft sprach er von vager Discussion und machte ihm den, wie Helmholtz dargethan hat, thatsächlich ungerechten Vorwurf, den Entdecker dieses Gedankens, den Heilbronner Arzt Mayer geflissentlich verschwiegen zu haben; spöttisch nannte er Helmholtz einen unklar, ein wenig philosophelnden, physiologischen Physikprofessor, der in seinem Aufsatz über die Thatsachen, welche der Geometrie zu Grunde liegen, pikanten Widersinn beifällig commentirt habe. Er verurtheilte ferner die Behandlung, welche der durch seine projectivistische Geometrie bedeutende Mathematiker Steiner seiner Zeit in Berlin gefunden habe, das doch mit Ausnahme von Dirichlet keinen Mathematiker besessen habe und besitze, der mit Steiner zu vergleichen sei, keine Mathematiker von Namen, deren Klang jemals mehr als ein bloßes Echo der Professur und des Einflusses derselben auf die Stellenbesetzung und sonstige Patronage gewesen wären.

Und noch derber ausfallend wurde Dühring in einer anderen Schrift desselben Jahres betitelt „der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten". — Sich mit der Aufgabe der Frauenbildung zu beschäftigen, hatte Dühring einen besonderen Anlaß gehabt. Schon im Jahre 1872 hatte Dühring zufolge einer Aufforderung der Frau Hedwig Dohm in einem Privatzirkel ihres Hauses vor jungen Damen wissenschaftliche Vorträge gehalten. Die Kunde von dem günstigen Erfolge dieser Vorträge gab Anlaß zu einer ähnlichen Aufforderung an ihn von Seiten des unter dem Protectorate der Kronprinzessin stehenden Victoria-Lyceum's. Bedenken, welche Dühring wegen des seiner Meinung nach ihm feindlichen Curatoriums hatte, wußte die Vorsteherin Miß Archer zu beseitigen, indem sie ihm volle Freiheit der Lehre zusicherte. Vox populi vox Dei sei das Motto der Anstalt und die Göttinnen des Lyceums, die Schülerinnen, die von ihm gehört, hätten ihn gewählt. So wirkte nun Dühring vier Jahre lang an dem Lyceum durch philosophische Curse und durch Vorträge über moderne Literatur, wie es scheint mit entschiedenem Erfolg. Ueber die Paßlichkeit seiner Vorträge scheinen aber schon im zweiten Jahre sich gewichtige Bedenken geregt zu haben; es wurde über seine Autoritätslosigkeit gegenüber großen Denkern und Dichtern unseres Volkes geklagt, man glaubte, daß solche Geringschätzung für junge, heranreifende

Mädchen nicht die beste Nahrung sei. Ich muß gestehen, wenn ich mir verschiedene in Dührings Schriften zerstreute Urtheile über deutsche Dichtergrößen vergegenwärtige und annehme, daß er in ähnlicher Weise vor den jungen Damen von unserer Literatur geredet haben wird, dann begreife ich die Berechtigung dieser Bedenken vollständig. So meint er einmal, nicht blos die gemeine Superstition in mehr oder minder schöner Einkleidung, sondern auch der poetische Mysticismus, wie ihn z. B. Goethe stark gepflegt habe, sei als ein Gebäude, in welchem die bereits untergehende Welt von Lebensanschauungen noch einen letzten Halt suche, im Bereich des neuen Bewußtseins eine Unmöglichkeit; — und ein ander Mal spricht er kurz ab über den ganz wüsten zweiten Theil des Faust des Herrn von Goethe. Ebenso verurtheilte er den dürftigen Ausgang des Schillerschen Gedichtes „die Ideale", die so „zeronnen" erscheinen müßten, weil sie in einer Weise concipirt wären, die sich mit ihrer Ueberschwenglichkeit über den natürlich möglichen Gehalt und das Ebenmaß der Dinge hinwegsetzten. Zu einem großen Theile sei für den ganzen Lebenslauf Schillers die Zwitterphilosophie Kants die Ursache jener unhaltbaren Gestaltung des dichterischen Vorstellens gewesen. Und ein ander Mal illustrirt er gewissermaßen dieses Urtheil an Schillers Behandlung der Liebe in seiner Idealschilderung des bürgerlichen Lebens in der Glocke. Schiller zeige sich so sehr in dem Glauben an die Ordnungsmäßigkeit der überlieferten Einrichtungen befangen, daß er nicht nur die Hochzeit die schönste Feier des Lebens nennen, sondern auch unbedenklich von ihr sagen könne, daß sie auch den Mai des Lebens endige. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei" — das sei das dichterische Eingeständniß, welches, wenn es auch nur halbgiltig sein sollte, ein vernichtendes Urtheil über das herkömmliche Verhältniß von Liebe und Ehe in sich schlösse. Hiernach wäre nämlich der Mai des Lebens jene unnatürliche Vorgestaltung, in welcher sich die Liebe in stetem Hinblick auf die durch das Gesetz verbotene Frucht in reiner Uebergeistigkeit nach Herzenslust ergehen könne, um dann sofort mit der Ehe durch eben jenes Gesetz feierlich bestattet zu werden. Erst die künstliche Trennung und Spannung, das fast komisch zu nennende bürgerlich ehrsame Brautstandsspiel und alsdann zur Ergänzung des ersten Stücks Unnatur noch ein zweites in der Gestalt ehelicher Zwangspflicht. Auf das Verbot folge sofort die Forcirung und diese herrliche Sittenblüthe solle die Grundlage für ein gesundes Urtheil über die Natur der Liebe und des dauernden Geschlechtslebens sein! — So die an Schillers Glocke geübte Socialkritik Dührings! — Von dem deutsch-jüdischen Dichter Heine — urtheilt er an einer andern Stelle — derselbe möge seines ungezwungenen Stiles willen und einiger gelungenen Einzelheiten wegen in der deutschen Dichter- und Prosaistenwüste des neunzehnten Jahrhunderts noch immerhin als die verhältnißmäßig erfrischendste Oase gelten. Und ganz allgemein spricht auch Dühring einmal die Ueberzeugung aus, die Ideale in Fleisch und Blut hinein zu bilden und dafür zu sorgen, daß der Mensch aus

seiner puppenspielerischen Kindheit vollständig heraustrete, um eine wirklich ideale Arbeit unmittelbar am Naturstoff des Lebens selbst zu vollbringen — das sei ein gewaltig höheres und beglückenderes Ziel als das unaufhörliche Verharren in der Kunst. Die abgeleitete Idealisirung des Todes im Tragischen der Kunst ist ihm verdächtig. Gilt es ihm schon als bedenklich, dem wirklichen Leben gegenüber zu viel den bloßen Zuschauer zu machen, so tadelt er noch weit mehr die Entfernung von dem Wirklichkeitsgehalt der Dinge, wenn man sich einseitig auf die bloße Beschäftigung spielerischer, wenn auch genial spielerischer Halbbilder des Daseins verlegt. Ueberhaupt bricht nicht selten bei ihm eine bilderstürmende socialistische Geringschätzung des in Kunst und Dichtung dargestellten Idealismus durch. Dem Dichter und Künstler dürfte im Dühring'schen Zukunftsstaate eine platonische Einschränkung unter die Postulate socialistischen Nutzens bevorstehen.

Als gesinnungstüchtiger Philosoph wird nun Dühring in seinen Damenvorträgen über deutsche Dichter schwerlich anders geurtheilt haben als in seinen Schriften. Daß ein Mann von solcher Denkungsart nicht gerade besonders geeignet ist, bei jungen Damen den rechten Sinn für die Schönheiten deutscher Dichtung zu wecken und zu pflegen, scheint mir unzweifelhaft. Ich wundere mich daher über die darauf gerichteten Bedenken des Curatoriums der Anstalt gar nicht, sondern nur über die Länge der Duldung solcher pädagogischen Unzuträglichkeit.

Ein äußerer Anstoß mußte erst dazu kommen, dem Mißstande ein Ende zu machen. Dühring war im März 1876 von dem Berliner Schulreformverein zu einem Vortrag über Universitäten aufgefordert. Darüber zu reden, schien ihm unter den obwaltenden Umständen bedenklich, er hielt es für ungefährlicher, über die höhere Berufsbildung der Frauen zu sprechen. Mag man über dieselbe im Einzelnen auch anders denken, als Dühring, so wird man ihm doch in der Forderung einer zusammenhängenden Vorbildung zustimmen und demgemäß das übliche zerstreute, planlose, berufslose Bildungsnaschen der Frauen, die mehr als bloße Hausfrauen sein wollen, mit ihm tadelnswerth finden können. Es hätte auch gewiß Niemand ihm verübeln können, wenn er maßvoll hervorgehoben hätte, daß auch die dem Besseren zustrebenden Bemühungen des Victoria-Lyceums dem vollen Bedürfniß einer planvollen Vorbereitung noch nicht genügen könnten. Statt dessen aber muß Dühring, wie dies auch hernach in seiner Schrift geschieht, höchst geringschätzig von dieser Anstalt, an der er selbst wirkte, auch schon gesprochen haben. In der Schrift spottet er schon über den Namen, und meint, dies Lyceum sei im Grunde nichts Anderes, als eine Vorlesungsanstalt zunächst für das Bedürfniß einer Art Bildungszerstreuung. Irgend ein leitendes Prinzip sei niemals vorhanden gewesen, nichts sei dargeboten, als eine zerfahrene Mengselei von allerlei in unverbundener Planlosigkeit zusammen gewürfelter Bildungsvorlesungen, bald der niedrigsten Art, bald solcher mit höheren Ansprüchen. Der universitätsverzopfte Lehrstil mit der

einseitigen Vorleserei sei an sich schon ein Uebel, werde aber vollends zur Carricatur, wenn er in einem zwerghaften Rahmen gefaßt, auf ganz elementare Gegenstände übertragen und überdies einem mit modernen Ansprüchen auftretenden, nach frischen Anregungen und gesunder Geistesnahrung ausschauenden Publikum aufgetischt werde. Zu verwundern sei übrigens diese Halbheit nicht, da die für die Einrichtung maßgebenden gelehrten Elemente des Curatoriums selbst Gegner aller ernsten Frauenbildung seien. Dem Curatorium gehörten nämlich auch Gelehrte und noch dazu Professoren, wie Bonitz, Gneist, Virchow, Dubois und Lazarus und obendrein Professorenfrauen wie Frau Helmholtz an.

War es denn nun zu verwundern, wenn das Curatorium der Meinung war, ein Mann, der so wegwerfend über die Anstalt urtheile, tauge nicht ferner dazu, ihr Lehrer zu sein? — Muß man es nicht vielmehr ganz widersinnig finden, daß ein Mann von solcher Denkart Jahre lang zu diesem von ihm verurtheilten Gemengsel beitragen mochte? — Nach meinem Gefühl hätte der Anstand Dühring geboten, über die Anstalt in anderen Worten zu reden oder zuvor seinen Abschied zu nehmen; da Dühring diesen Anstand nicht besaß, war es geboten, daß Dühring bei Bestimmung der neuen Jahrescurse einfach nicht wieder zu Vorträgen aufgefordert wurde. Es geschah dies in höflichster Form mit bestem Dank für seine bisherige Wirksamkeit. Dagegen zu demonstriren, über das unerhörte Verfahren, einen Mann von so weltberühmtem Namen derart zu entlassen, und auch darin nur die ihm feindliche Intrigue der Universitätsclique zu wittern, war seitens Dührings geradezu absurd.

Der durch dieses Erlebniß neu angefachte universitätsfeindliche Furor sollte aber nun auch weitere schlimme Folgen für ihn haben. In der letztgenannten Schrift waren in verstärktem Grade die früheren Ausfälle auf die Universität und ihre Professoren wiedergekehrt. Die Professoren der deutschen Universitäten waren als eine Art Zunftkaste dargestellt, die sich durch Inzucht fortpflanzt. Schwiegervater und Schwiegersohn säßen innerhalb derselben Facultät und fungirten innerhalb derselben Commission als Examinatoren. In die Professuren heirathe man sich ein, wie früher in die Handwerksgilden. Ein von ihm angelegter Personenkatalog, mit dessen späterer Veröffentlichung er drohte, könne das beweisen. Wissenschaftliche Verdienste, wo sie nicht mit dem Interesse der Patronage zusammenträfen, seien geradezu ein Hinderniß des Fortkommens. Natürlich müsse dieses System des Nepotismus mehr und mehr corrumpirend auf den Nachwuchs einwirken. Ein Candidat des Docententhums sehe sich zunächst darnach um, wo er durch unterthänige Dienstleistung die Patronage eines Fachprofessors erwerben und sich so dessen Stimme für die zukünftige Beförderung gewinnen möge. Die Gewitztesten fingen diese persönlichen Manipulationen schon während der Studienjahre an, zumal, wenn sie unmittelbar aus der Kaste selbst stammten oder wenigstens ihren Künsten nähergetreten und von erfahrenen Routiniers schon einigermaßen

eingeweiht seien. Die elendeste Schmeichelei sei das Pflaster, mit dem der Weg festgemacht werde. Kurz er bezeichnete die akademischen Docenten im Allgemeinen als universitäre Reptilien, welche durch das servilste Stellenschleicherthum sich mit einer mönchischen Verschlagenheit die Protection der jedesmaligen Professörchen zu verschaffen suchten. Auch glaubte er das Ausland noch besonders daran erinnern zu müssen, daß die bei uns von den Studenten bezahlten Vorlesungsgelder eine ansehnliche Privateinnahme der einzelnen Professoren bilden und daß somit diese eine starke ökonomische Ursache hätten, die formell freie Auswahl ihrer Vorlesungen seitens der Studenten nie einer mißliebigen Concurrenz anheimfallen zu lassen, so daß ein nach stillschweigendem Einverständniß und collegialischer Anstandsordnung getheiltes Monopol das Ideal der Ausbeutung des gelehrten Handwerks bilde. — Ueber die Ausübung dieses Handwerks in Betreff der Gelehrsamkeit und Wissenschaft sprach Dühring ebenso mit äußerster Geringschätzung. Die Weisheit der Katheder-pfründner — meinte er — benehme sich auch heute noch so, als ob es keinen Buchdruck gäbe, als gelte es ein Geheimniß in vertraulich engerem Kreise mitzutheilen. In Wahrheit blieben aber die Vorlesungs-Hefte gewaltig hinter den Grundwerken der Wissenschaft zurück. Der gemeine Professor halte sich stets unterhalb des Niveau's seiner Wissenschaft; denn er kaue nur wieder, was ihm schon mannichfaltig vorgekaut und von seinem einstigen Hauptprofessor übergeben worden sei. Dieser aber selbst habe seine Wissenschaft alten Musterbüchern entnommen. Das Kramen in Citaten antiker Schriftsteller sei das Merkmal der falschen Autoritätsmanier und habe dies auf den Universitäten die Lehre der meisten Wissenschaften nicht nur mit Geschmacklosigkeiten durchwebt, sondern auch in der ganzen Haltung und Methode verdorben. Der stupide Personencultus spiele daher eine Hauptrolle und die Wortgelehrten hätten nicht einmal in ihrem eigenen Gebiete eine Ahnung von freier und unmittelbarer Sachwissenschaft.

Solche Verunglimpfung des Standes und der Anstalt, welcher Dühring zur Zeit noch selbst angehörte, erschöpfte endlich die Geduld der Facultät und dieselbe beantragte seinen Ausschluß beim Minister, nachdem die zuvor von Dühring eingesendete Rechtfertigungsschrift wie vorauszusehen, durchaus ungenügend befunden worden war.

Dieser Einzelfall selbst hat an und für sich so große Bedeutung nicht, daß es sich darum verlohnte, vor einem größeren Publikum davon so ausführlich zu handeln, wie hier geschieht; aber er hat einen allgemeineren Hintergrund, ist Symptom gewisser Zeitstimmungen und hat wohl auch nur deshalb die allgemeinere Aufmerksamkeit lebhaft erregt. Das Interesse der Freiheit der Wissenschaft schien in's Spiel zu kommen. Eben deshalb scheint mir eine allgemeinere Betrachtung dieser Zeitfrage wohl am Platze zu sein.

Die deutschen Universitäten und ihre Lehrer haben sich eine lange Zeit der besonderen Gunst des ganzen Volkes zu erfreuen gehabt, sie waren der Stolz unseres Volkes. In der Neuzeit ist darin ein bemerkbarer Umschwung

eingetreten. Die Wissenschaft der Universitäten wird vielfach verkleinert, von großen und kleinen Staatsleuten und anderen Praktikern gelegentlich zurückgesetzt oder gar verhöhnt. Die Lehrer werden zwar überall, wo ihre Einsicht nützen kann, noch gesucht und benutzt, aber sie werden vielfach öffentlich nicht mehr mit der alten Achtung behandelt und noch häufiger wegen der Freiheit, die doch für ihren idealen Beruf Lebensbedürfniß ist, beneidet. Der Grund hierfür mag wohl zum Theil in einem natürlichen Rückschlag gegen das zeitweise zu starke Ueberwiegen des Universitätseinflusses auf unser ganzes öffentliches Leben gesucht werden dürfen, ein solcher Rückschlag mußte mit der zunehmenden Bedeutung der übrigen Lebenskreise unseres Volkes, mit der Ausbreitung wahrer Bildung über die Gelehrtenkreise hinaus ganz naturgemäß eintreten. Wie wenig Grund aber deshalb vorhanden ist anzunehmen, die Universitäten kämen nunmehr ihrer hohen Aufgabe im Allgemeinen weniger gut nach als ehedem, seien an geistiger Bedeutung für das Culturleben unseres Volkes gesunken, habe ich ausführlich schon früher einmal in einer kleinen Schrift über deutsche Universitätsentwickelung darzuthun gesucht und wiederhole auf Grund dieses Nachweises auch hier meine Ansicht, daß zum Glück für unser Volk auch heut zu Tage noch, ja sogar heute mehr als sonst die Universitäten Deutschlands gerade im Unterschiede von den Zuständen anderer Länder die eigentliche Führerschaft auf den meisten Gebieten des Wissens und selbst der Technik inne haben und dieses ihr hohes Amt trotz aller Verkennung und gelegentlichen Verunglimpfung nach bestem Wissen und Gewissen zu verwalten suchen.

Allein die immer häufiger öffentlich hervortretende Verkennung schwächt und beeinträchtigt allerdings die Lust dieser Arbeit. Wohin es nun führt, wenn große und hochgestellte Männer in dieser Hinsicht ein schlechtes Beispiel geben, das zeigt uns Dührings kleinliches Geschimpfe. Es ist dies Symptom eines leider verbreiteten Zeitübels, das unserem Volke nicht zur Ehre gereicht.

Was aber weiter die Anklage der Corruption unserer Hochschulen durch Patronage und Vetterschaft betrifft, so ist selbstverständlich eine so allgemeine Anklage schwer zu widerlegen; hätte Dühring schon sein in Aussicht gestelltes Personenprotokoll veröffentlicht, so hätte man für die Kritik seiner Behauptungen doch vielleicht einige Anknüpfung. So muß es einstweilen genügen, die Ueberzeugung auszusprechen, daß Dühring den Beweis für seine Behauptung schwerlich wird beibringen können. Er verallgemeinert irrthümlich obendrein schief aufgefaßte individuelle Erlebnisse. Niemand wird bestreiten, daß auch bei der Stellenbesetzung an Universitäten Menschlichkeiten vorkommen, aber nach meiner Erfahrung möchte ich doch glauben, daß die von Dühring gerügten Fehler bei den gelehrten Körperschaften im Ganzen eine viel geringere Rolle spielen als z. B. in Offiziers- und Beamtenkreisen. Es sollte Dühring äußerst schwer werden, an unserer Bonner Universität auch nur ein Beispiel von Berufung und Beförderung zu finden, das auch nur entfernt eine Erklärung

aus Vetterschaft oder Patronage zuließe. Und an manchen Universitäten wird es ähnlich sein. Auch wird es nirgend an Beispielen fehlen, daß die Lehrer derselben in idealstem Interesse für die Sache sich ihre Concurrenten geradezu groß ziehen und ihnen dann einen Theil ihres eigenen Feldes freiwillig räumen. Dührings allgemeine Anklage ist nach meiner Ueberzeugung ein schreiendes Unrecht.

Um so schwerer wiegt sie als Beschimpfung des ganzen Standes von einem Manne gesprochen, der doch noch selbst zu der Gemeinschaft gehörte. Eine maßvolle Kritik ihrer Lehrzustände haben die Universitäten nie gescheut, haben vielmehr ihre Mitglieder oft selbst mit voller Schärfe geübt; aber allerdings gebot ein Gefühl des Anstandes die Kritik nicht zu einer Beschimpfung des ganzen Standes und zu einem wechselseitigen Gezänke der Personen ausarten zu lassen. Den Collegen derselben Anstalt verbieten solches, unschickliche Verfahren überdies ausdrücklich die Statuten. Es ist gar keine Frage, daß Dühring diesem Gebot zuwider handelte. Es ist aber leider auch wahr, daß ihm manche ältere Professoren verschiedener Universitäten in dieser Hinsicht mit schlechtem Beispiel vorangegangen sind. Wir deutsche Gelehrten stehen noch immer in der Polemik hinter den Engländern und Franzosen zurück. Wir begnügen uns vielfach nicht, die Ansichten zu bekämpfen, wir greifen zugleich in bissiger und gehässiger Weise die Personen an. Und gerade in letzter Zeit hat diese Unsitte groben Gelehrtenzwistes gewaltig um sich gegriffen, ich erinnere nur an die widerwärtige Art, wie Zöllner gegen Hofmann, Dubois-Reymond, Wundt und Andere aufgetreten ist, wie gelegentlich Haeckel seine Gegner abfertigt. Die Gegner werden vielfach nicht in wissenschaftlicher Ruhe widerlegt, sondern mit groben Worten abgetrumpft. Dühring wird auch vielleicht in Vorlesungen einiger Collegen in Berlin Beispiele dieser schlechten Kampfart haben kennen lernen können und schlechte Beispiele verderben bekanntlich gute Sitten.

Natürlich bin ich weit entfernt nicht gewillt, Dührings Grobheit und gehässige Verkleinerungssucht damit irgendwie zu entschuldigen. Wie ungerecht und unwahr diese Ausfälle Dührings sein können, hat noch unlängst wieder recht deutlich sein Verfahren gegen unseren Physiker Clausius bewiesen. In seinem jüngst erschienenen Buch über Rob. Mayer, den Galilei des neunzehnten Jahrhunderts, zählt Dühring auch Clausius zu denen, welche Mayers Verdienste um die neue Wärmelehre zu verkleinern oder zu verschwärzen gesucht haben. Clausius hat auf diese gehässigen Auslassungen, da dieselben nicht nur seine eigenen wissenschaftlichen Verdienste herabsetzten, sondern auch seinen Charakter angriffen, im Decemberheft von Wiedemanns Annalen mit ruhiger Sachlichkeit geantwortet. Man erfährt daraus nun, daß Dühring briefliche Aeußerungen von Clausius an Tyndall geradezu gefälscht hat, daß Clausius gerade die Bedeutung Mayers schon früh erkannt und rühmend hervorgehoben hat. Man erfährt aus einem Briefe Mayers an Clausius, wie dankbar Mayer selbst dies

anerkannt hat. — Aehnliche Berichtigungen dürften Dührings Invectiven gegenüber gewiß oft am Platze sein. Doch mir gilt diese seine giftige Verkleinerungssucht und gehässige Bosheit hier jetzt nur als Sympton eines allgemeineren namentlich deutschen Gelehrtenübels. Als solches angesehen gewinnt der an sich werthlosere Einzelfall eine allgemeinere Bedeutung, insofern er für Viele eine Mahnung zur Besserung enthält. Daß schließlich Facultät und Ministerium diese Unanständigkeit in Mitte einer Körperschaft nicht länger duldeten, war gewiß vollständig gerechtfertigt. Von einer Unterdrückung des Privatdocenten war dabei gar nicht zu reden, jeder Professor wäre in gleichem Falle ebenso der Rüge und Bestrafung unterlegen. Noch weniger hatte der Fall mit Freiheit der Wissenschaft zu thun, wie das thörichte Geschrei einiger Studentenkreise und einiger Zeitungen zuerst glauben machen wollten; Freiheit der Wissenschaft ist nicht Frechheit des Schimpfens, es handelte sich nur um eine Maßregel des Anstandes.

Es war daher vollständig geboten, daß der Minister den von der Fakultät beantragten Ausschluß Dührings von der Universität genehmigte. Ein größeres Hauptgewicht hätte dabei vielleicht noch darauf gelegt werden können, daß ein Mann von so gehässiger Denkart, von so geflissentlicher Verkleinerungssucht überall kein tauglicher Lehrer für die Jugend sein kann, die zunächst das Große schätzen lernen soll.

Vor Allem aber dürfte nun schließlich wohl die Frage am Platze sein, an welcher Gedankenleistung denn Dühring auch nur mit einigem Schein von Recht einen Rückhalt finden könnte für seine Herabsetzung so vieler anderer Denker und Forscher, in welchen großen Gedanken denn schließlich seine großen Verdienste so unzweifelhaft sich bekundet haben, daß die Verdienste so vieler anderer bisher anerkannter Denker und Forscher dagegen erblassen müssen. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir den nicht leichten Versuch machen, uns in Kürze zu vergegenwärtigen, was Dühring mit seinem System der Philosophie uns Neues darbieten will. Wir müssen uns für diese Betrachtung besonders halten an seinen 1875 erschienenen „Cursus der Philosophie der streng wissenschaftlichen Welterscheinung und Lebensgestaltung", an seine 1878 erschienene „Logik und Wissenschaftstheorie", an seine im selben Jahre erschienene Schrift „Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie in erster Folge", und an sein 1877 in zweiter Auflage erschienenes Buch über „den Werth des Lebens".

Dühring verwahrt sich dagegen, von den amtirenden Philosophieprofessoren einfach zum Materialisten gestempelt zu werden. Der theoretische Materialismus — meint er — habe sich zunächst wesentlich auf die Vertheidigung dreier Verneinungen beschränkt, die sich gegen allen spiritualistischen Aberglauben richten, verneint habe derselbe das Seelengespenst, die Seelenunsterblichkeit und jeglichen Gottesglauben, auch den des Pantheismus, der nur die letzte Station im allgemeinen Verfall des Götter- und Gottesglaubens bezeichne. Die Positivität des Materialismus sodann habe sich

bisher auf den Satz beschränkt, daß die Materie, der Körper, der Inbegriff alles Wirklichen sei und sei namentlich nicht dazu gelangt, den reicheren Gehalt der inneren Naturbeziehungen im Sinne eines lebendigen Verständnisses der Natursystematik darzulegen. Auch habe der Materialismus sich nur wenig auf die moralischen Gesetze der Menschennatur eingelassen und sogar bei seinem zweiten einseitig naturwissenschaftlich gerathenen Auftreten in den fünfziger Jahren eine gewisse Kahlheit bekundet, die denen besonders unbefriedigend erscheinen mußte, die mit den falschen Elementen der Erdichtung nicht auch die menschliche Anlage zu einer wahren dichterischen Auffassung von Welt und Leben aufgeben wollten. Es habe jenen neuesten Vertretern des Materialismus an dem universalen Sinn für die verschiedenen Richtungen des menschlichen Wesens gefehlt. In sofern sei dieser Materialismus unzulänglich geblieben, wenn auch nicht grundsätzlich unwahr. Dühring will diesen Materialismus nun ergänzen, zur Vollendung führen. Der bisherige Materialismus soll das Piedestal sein, auf welchem die höhere Welt- und Lebenslehre seiner Philosophie noch erst aufgestellt werden müßte, die materialistische Unterlage aber dürfe nicht mit dem darauf errichteten Bau selbst verwechselt werden. Zwei Dinge sollen sich in seiner Philosophie vereinigt finden. Erstens enthält sie die gesichtete Wahrheit, die in verneinender oder positiver Weise der bisherige Materialismus klar gestellt hat, und dieser Bestandtheil mag etwa 1/20 ihres Inhaltes vorstellen. Zweitens ist sie mit ihren übrigen 19/20 eine positive und selbständige Welt- und Lebens-, sowie Wissenschaftstheorie, deren hoch ideale Haltung durch ihren materialistischen Fußpunkt nicht beeinträchtigt ist, sondern im Gegentheil hierdurch erst recht sicher gemacht wird. Gerade durch letzteren Umstand soll sie sich von der luftigen Ideologie unterscheiden, deren Ausgangspunkt und Norm nicht die materielle Wirklichkeit, sondern irgend ein Stück transcendenter Phantastik sei.

Dührings Philosophie theilt also zunächst mit dem Materialismus die Verneinung, auch sein System hat die Ausmerzung der überlieferten Völkerphantasien von der Seele, ihrer Unsterblichkeit und von Gott zur Voraussetzung. Sie theilt auch unbedingt mit dem Materialismus die positive Ueberzeugung, daß alles Sein mit dem materiellen mechanischen Sein zusammenfällt, daß die Materie der Träger alles Wirklichen ist, daß die mechanischen Operationen der Natur nur in räumlichen Trennungen und Verbindungen materieller Theile und in verschiedenen Anordnungen der Kraftelemente bestehen, daß somit auch die Bewußtseinsphaenomene ihr Dasein nur durch Vermittelung materieller und mechanischer Vorgänge haben, daß dieselben, abgesehen von dem unmittelbaren Begriffe des subjectiven Vorstellens und Empfindens in nichts weiter als in einer bestimmten Form mechanischer Stoffbewegung bestehen. Das Alles nimmt Dühring als Piedestal seiner Philosophie von dem Materialismus an und nimmt insofern die Bezeichnung eines Materialisten, die im Sinne der amtirenden Philosophirer ein Schelt-wort sein soll, als eine Ehre hin, um dem Publikum nun das wahre Wesen

von Dem zu zeigen, was unter dieſer Benennung verrufen werden ſoll. Darin will Dühring die beſte Abrechnung mit der philoſophiſchen Fäulniß ſuchen. Bei einer entſprechenden Ziehung der Grenzlinie ſoll es alsdann nur noch Materialiſten auf der einen und philoſophaſtriſche Delirirer von metaphyſiſch verwäſſerten und ſtaatsmäßig zugerichteten Religionsdogmen auf der andern Seite, kurz Staatsphiloſophen als Prieſter zweiter Klaſſe geben.

Nach alle Dem hat alſo Dühring gar keinen Grund, ſich darüber zu beſchweren, wenn ihn die amtirenden Philiſophaſter rundweg zu den Materialiſten zählen, denn in der Philoſophie dient allerdings mit Recht das Princip als Grundlage zur Bezeichnung des Syſtems, denn das Princip iſt nicht nur Grundlage, ſondern auch Grundriß zum Syſtem, das aufgeführte Gebäude iſt nur Ausführung des Grundriſſes und auf die ſchnörkelhaften Unterſchiede dieſer Ausführung kommt es weniger an als auf den Grundriß ſelbſt.

Indeſſen Name ſei Rauch und Schall, wir wollen Dührings Philoſophie nach dem Namen betrachten, den er ihr ſelber giebt, und demgemäß forſchen, was denn dieſe ſeine ſogenannte Wirklichkeitsphiloſophie Eigenthümliches hat, das ſie unter den Syſtemsdarſtellungen des Materialismus auszeichnet. Seine Philoſophie als natürliches Syſtem ſoll Wirklichkeitsphiloſophie ſein im Unterſchiede von der Unphiloſophie der transſcendenten oder auch immanenten Götter-, Seelen- und Willkür-Phanſtatik; als ſolche ſoll ſie alle künſtlichen und culturwidrigen Erdichtungen beſeitigen und zum erſten Male den Begriff der Wirklichkeit zum Maß aller ideellen Combinationen machen. Zugleich aber ſoll dieſe Philoſophie der bevorſtehenden Epoche nicht mehr vorwiegend eine ruhige Wiſſenſchaft, ſondern weſentlich zugleich ein raſtlos thätiges Princip allſeitiger Geſtaltung des Lebens ſein. Philoſophie ſoll Entwicklung der höchſten Form des Bewußtſeins von Welt und Leben ſein. Philoſophie als Geſinnung ſoll ſein eine Fortpflanzung der Motive edler Menſchlichkeit, ſie ſoll an den Idealen der Humanität ſchaffen und die großen Conceptionen hegen, in denen das höchſte Wollen der Menſchheit gipfelt. — Die wahren Philoſophen haben, ſo viel ich weiß, in letzter Hinſicht mit ihrem Denken nie anderen Zielen nachgerungen, es kann daher nur die Frage darauf gerichtet ſein, was Dührings Philoſophie im Verfolg dieſer Ziele Beſſeres geleiſtet hat als ſeine Vorgänger oder Mitſtreiter im Kampfe um die Wahrheit. Wir müſſen darnach weiter forſchen.

Für die Wirklichkeitsphiloſophie muß doch vor Allem wichtig ſein der Grundbegriff des Wirklichen ſelbſt. Wir fragen alſo, wie faßt Dühring dieſen Begriff? Für den gewöhnlichen Materialiſten iſt das ſinnlich Wahrnehmbare das Wirkliche. Dieſe Annahme iſt aber offenbar für Dühring zu gemein; er borgt daher ſeinen Grundbegriff des Wirklichen lieber bei dem ausgeſprochenſten Idealiſten und nimmt mit demſelben an, das widerſpruchslos Gedachte ſei das Wirkliche. „Das für unſer Denken Unmögliche — leſen wir — iſt auch für die Natur unmöglich, das Widerſprechende kann

nicht verwirklicht werden". Die Abfolge der Auffassungsarten von den logischen durch die mathematischen zu den materiellen soll zugleich ein Abbild der Ueber- und Unterordnung der Seinsverhältnisse selbst sein. „Die Grundbegriffe — heißt es — in denen die Welt aufgefaßt wird, sind Schemata, oder deutsch ausgedrückt, Gestalten, deren gegenständlich und an sich selbst vorhandene Seite das Grundgerüst des Seins und der Seinsverhältnisse, also die Grundgesetze der Seinsverfassung selbst vorstellt". Gesucht wird also die widerspruchslos zu denkende und darum zugleich seiende Naturschematik, der Begriffspunkt des Wirklichen.

Ist es nicht, als hörten wir den Idealisten Hegel reden? — In der That, Dühring tadelt an Kant und seinen Nachfolgern das Einspinnen unseres Denkens in die Subjectivität; was der Mensch nothwendig und widerspruchslos denken muß, das soll auch wirklich sein. Die ganze nachkantische Philosophie strebte darnach, mit solchen Gedanken über die Subjectivität unseres Erkennens wieder hinaus zu kommen und Hegel vor Allen wollte in der logischen Abfolge der Gedanken das Entwicklungsgesetz des Seienden, der Wirklichkeit entdeckt haben. Dühring steht grundsätzlich auf keinem anderen Standpunkt und hat nur auf diesem Hegelschen Boden die Schwenkung Feuerbachs mitgemacht, das Seiende sofort als Materie aufzufassen, weil ein anderes Sein widerspruchslos nicht soll gedacht werden können. Eine klare und eingehende Untersuchung aber über die Berechtigung oder Nothwendigkeit dieser Grundvoraussetzung fehlt vollständig. Das ist der Grund und Boden, auf dem das neue Gebäude steht.

Doch gleich viel, forschen wir weiter, was nach der Wirklichkeitsphilosophie in der Weltschematik sonst noch widerspruchslos gedacht werden soll.

Zunächst muß gedacht werden, daß das allumfassende Sein einzig ist. Begründet wird diese Behauptung nur mit der weiteren Behauptung, daß ihm ein zweites Sein zugesellen, hieße, es zu dem machen, was es nicht ist, nämlich zu dem Bestandtheil eines umfangreicheren Ganzen. Das ist offenbar kein Beweis, sondern nur eine Wiederholung derselben Behauptung in anderer Form. Jedoch wir wollen auch darüber nicht mit Dühring streiten. Es ist mir jederzeit ziemlich gleichgiltig erschienen, ob man annehmen will, es bestünden mehrere Welten des Seins zusammenhanglos neben einander oder ob man alle seienden Welten unter dem Gedanken eines zusammenhangbegrenzten Ganzen fassen will. Das Vorstellen beider Gedanken scheitert für einen Denker an dem Gedanken der Unendlichkeit. Das aber ist nun gerade ein Begriff, auf dessen Kritik sich Dühring unendlich viel zu Gute thut.

Das einzige Sein vermag er so zu sagen nur räumlich begrenzt und seine Entwicklung dem Anfang nach zeitlich begrenzt, unendlich aber vielleicht nur dem endlosen Verlaufe nach zu denken. Das einzige Sein ist ein Ganzes und als solches muß es so zu sagen voll sein von Sein, kann also in jedem gegebenen Moment nicht als ein unbegrenzt Unendliches gedacht werden. Letzteres anzunehmen soll den Widersinn der abzuzählenden Unzahl ergeben.

Die Unendlichkeit soll nur nach Art der Zahlenreihe gedacht werden können, die mit einer Einheit beginnt, zu der eine weitere Einheit hinzugefügt werden kann und so weiter, ohne jemals die Möglichkeit des Weiterzählens zu erschöpfen. So soll denn also die Welt des ursprünglich einzigen Seins als ein räumlich begrenztes Etwas gedacht werden müssen, nicht als ein unendlich Ausgedehntes oder als ein unendlich Theilbares im Raume. Es muß angenommen werden, daß das einzige Sein, sofern es in sich unterschiedenes Sein hatte, aus einer bestimmten Anzahl von Weltkörpern bestand. Unendlich kann nur die Veränderung im Geschiebe dieser Weltkörper sein, nachdem ihre Bewegung einmal begonnen hat; aber einen zeitlichen Anfang muß nach Dühring diese Veränderung genommen haben, denn eine anfangslose Zeit gilt ihm für gerade so widersinnig wie eine grenzenlose Ausdehnung. Die Annahme einer bis jetzt abgelaufenen unendlichen Zeit schließt für sein Denken widerum den Unsinn einer abgezählten Unzahl in sich. Der zeitliche Weltlauf hat also einmal seinen Anfang genommen, und kann nur noch in der einen Richtung der Zukunft als endlos gedacht werden.

Bei dieser Kritik des Unendlichkeitsbegriffs ist mir jederzeit zu Muthe gewesen, als hörte ich die meisten Speculationen der ältesten griechischen Philosophen vor meinem Ohre summen. Alle die naiven Fragen, ob der geschlossene Kosmos, außer dem nichts sei, sich hier im Raume oder dort im Raume aufhalte oder vielleicht gar im leeren Nichts der also doch unendlich gedachten Ausdehnung spazieren gehe, ob die Zeit mit dem Himmelsumschwung begonnen habe und ob denn die Welt nicht vordem auch schon in der Zeit war und wie lange — kamen mir in Erinnerung, aber leider damit zugleich auch die Erinnerung, daß ähnliche Antworten, wie sie Dühring giebt, noch nie der Unendlichkeits-Phantastik menschlicher Vernunft haben ein befriedigendes Ende bringen können. Ich war der Meinung, die menschliche Vernunft könne einmal nicht anders als den Weltraum ohne Grenzen und die Zeit so zu sagen hinten und vorn unendlich zu denken und wenn sie bei Anwendung dieser ihrer Denknothwendigkeiten auf das wirkliche Sein in Schwierigkeiten gerathe, so diene dies dazu daran zu erinnern, daß es eben für die menschliche Vernunft gewisse Grenzen des Erkennens giebt, die mit fester Wissenschaft zu überschreiten unmöglich ist. Aber das ist in Dührings Augen natürlich abgestandener, überwundener Kantianismus. Mag sein, den Kantianismus kann man sich gefallen lassen, überwunden ist er nicht, vielmehr scheinen diese Gedanken noch immer klarer, als Dührings Begriff vom Weltraum, der vielleicht wie sich's Aristoteles dachte, kugelförmig oder auch vielleicht höckerig, wie Andere annahmen, gegen das Nichts abgegrenzt ist, und als der Begriff von der Zeit, die vorn anfängt und hinten vielleicht nicht aufhört.

Doch sei's drum, hören wir weiter, wie es nach der Wirklichkeitsphilosophie denn nun im ursprünglich zeitlos begrenzten Nebeneinander des einzigen Seins aussah und wie das Ding anders wurde.

Den nothwendigen Ausgang bildet nach der Wirklichkeitsphilosophie die völlige Sichselbstgleichheit des ursprünglichen Seins, nur diese kann ohne Widerspruch gegen das Gesetz der bestimmten Anzahl als von Ewigkeit her bestehend gedacht werden. Diesen Ursprungszustand des Urwesens oder, deutlicher bezeichnet, eines veränderungslosen, keine zeitliche Häufung von Verschiedenheiten einschließenden Seins der Materie soll nur derjenige Verstand abweisen können, der in der Selbstverstümmlung den Gipfel der Weisheit sieht. Nun aber soll andererseits ein in jedem Augenblick sich selbst gleiches Gesammtwesen nur die Existenz und das Nichts des Lebens bedeuten und ein solches dem Nichts gleiches Etwas interessirt uns nicht. „Was uns an der Welt kümmert — sagt Dühring — ist nicht die unterschiedslose, unwandelbar sich selbst gleiche Beharrlichkeit eines ewig regungslosen Etwas, sondern die mannigfaltige, immer neue, von sich selbst abweichende Veränderlichkeit spielender Gestalten, die sich hinzeichnen und wieder auslöschen, ohne sich jemals in den unablässigen Producten zu erschöpfen. Der Rhythmus von Gestaltung und Vernichtung, die Perioden und Phasen der sich ablösenden Erscheinungen, die Differenzen innerhalb der wiederkehrenden Kreislaufsgebilde und noch mehr die Variationen der letzteren selbst machen die Bühne des Daseins interessant".

Gewiß, aber bevor wir mit philosophischem Behagen diesem Genuß uns hingeben können, muß uns die Weltschematik noch aus dem Banne des sich selbst gleichen und ursprünglichen Seins befreien. Für die Wirklichkeitsphilosophie ist auch Das keine Hexerei. Das universale Sein muß unendlich sein, da aber nicht Alles auf einmal sein kann, muß es in unendlicher Zeitfolge nach einander werden. Da auch das sich selbst gleiche Sein gerade so langweilig wäre, wie das Nichts, zieht es vor, in immer neuer Gestalt ein Anderes zu werden. — So ungefähr dachten Leibniz und Hegel auch, nur ließ der erstere die unendlichen Seinsmöglichkeiten doch noch von dem göttlichen Wesen denken und verwirklichen und begnügte letzterer sich ohne Zumischung von Gesinnungsphilosophie rein logisch aus Sein und Nichts die Geburt des Werdens zu erklären.

Auf dem Boden der Wirklichkeitsphilosophie werden wir nun demgemäß genöthigt uns das einzige Sein so zu denken, daß das manichfaltig Werdende aus ihm entspringen kann. Auch dazu braucht diese Philosophie keine Hexerei, sie denkt das Mannichfaltige kurzweg in das sich selbst gleiche Sein hinein. Das ursprüngliche Sein — erfahren wir — ist nicht blos einzig, es hat auch eine innere Einheit. Denn — so lautet die Begründung — fehle es der Welt innerhalb ihres Bereiches an Grundgestalten, in denen ihre Mannichfaltigkeiten umspannbar werden, so würde die durchgehende und abschließende Einheitsform und gleichsam die Durchsichtigkeit ihres Charakters mangeln. Wir sollen uns daher auch den ursprünglichen Zerstreuungszustand der Materie nicht als ein eigentliches und regelloses Chaos denken, sondern annehmen, daß irgend eine gesetzmäßige Anordnung und Beziehung der Theilchen schon

dagewesen ist, in welcher der Typus der ferneren Entwickelungen bereits angelegt war. „Als strenger Gleichgewichtszustand — hören wir nun — im Sinne der völligen Ruhe und mithin der gegenseitigen Aufhebung aller Bewegungskräfte läßt sich jene universale Diffusion der Materie und der mechanischen Kraft nicht denken, denn ein rein statisches System kann aus sich selbst keinen Antrieb zur Bewegung haben und müßte daher in alle Ewigkeit in dem normal gegebenen Zustande verharren". — In der Anordnung des mechanischen Weltsystems müssen alle Veränderungen angelegt sein. — Kurz — wir hören also nun — das sich selbst gleiche ursprüngliche Sein ist doch schon ursprünglich verschieden in sich gestaltet, die Materie ist im Weltraum verschieden zerstreut, daraus ergiebt sich, daß schon ursprünglich das universale Sein sich nicht im Gleichgewichtszustande der Ruhe befand, sondern im Zustande des Antagonismus verschiedener Kraftwirkungen, die sich als Verschiebung der Stofftheilchen, also als Bewegung offenbaren, und diese Bewegungen, die zur Entwickelung der Weltgebilde führen, sind somit in dem ursprünglich vorhandenen Antagonismus der Kräfte schon angelegt. Es giebt somit in dem universalen Sein außer dem sich selbst gleichen unveränderlichen Stoff selbst ebenso sich selbst gleich bleibende Beharrungselemente in den Kraftwirkungen und Beziehungsgesetzen der Stoffverhältnisse, aber in demselben zugleich die Entwickelungsgesetze der Veränderung als der Verwirklichung der allein möglichen Unendlichkeit des Seins, des Werdens, dessen Fortschritt in der Ausbildung einer immer reicheren Manichfaltigkeit, mithin in der Erhebung des Weltseins zu einer immer größeren Vollkommenheit besteht. Trotzdem könnte wohl ein sich selbst gleicher Zustand der Materie ebenso wohl am Horizonte der Zukunft den Untergang, wie am Horizonte der Vergangenheit den Aufgang des dazwischen liegenden Wechselspiels von Entstehung und Vernichtung verbrämen. So sagt die Weltschematik der Wirklichkeitsphilosophie.

Abgesehen davon, daß wir auch hier nur alten bekannten Gedanken begegnen, welche den Schein der Neuheit von dem Mantel neuer Ausdrücke erborgen, bringen dieselben Widersprechendes zusammen, das sich nicht einigen läßt, versuchen vergebens aus Begriffen zu lehren, wie die Welt gemacht ist. Am Ausgang steht das in sich selbst gleiche Sein, das doch schon in sich verschieden von Haus aus ist. Es soll dies ursprüngliche Sein in einem Ruhezustand gewesen sein, denn die Bewegung der Weltentwickelung soll begonnen haben und dermaleinst vielleicht wieder zu dem Ruhezustand der Materie zurückkehren, aber doch soll ursprünglich schon in der sich selbst gleichen Materie kein unbedingter Gleichgewichtszustand des Antagonismus der Kräfte bestanden haben und daraus unmittelbar Bewegung gefolgt sein. So stehen wir mit unserm Denken vor dem Dilemma, entweder gab es ursprünglich ruhendes Sein, dann verstehen wir nicht, wie in dasselbe Bewegung kam, oder die Bewegung war in dem Antagonismus des Weltseins ursprünglich angelegt, dann war sie ebenso ewig da, wie das Sein selbst und hat niemals angefangen. Dühring denkt widersinnig beides vereinigen zu können. Denkt

er das Erste, so bekennt er, daß bis jetzt in der rationellen Mechanik noch keine Brücke zwischen dem Statischen und dem Dynamischen geschlagen ist und verweist uns darauf, daß die ursprüngliche Vertheilung der Materie und ihrer Kraftzustände das große, bis jetzt wenig erforschte Mittel sei, um in Rücksicht auf Bewegung und Ruhe die bedeutendsten Formverschiedenheiten hervorzubringen. Er bedenkt aber nicht, daß auf diesem Wege doch jedenfalls nie etwas Anderes zu erspeculiren wäre, als wie aus der vorausgesetzten ursprünglichen Stoffvertheilung gerade diese oder jene Bewegung entstanden sein möchte, nie aber erklärt werden könnte, wie aus dem Antagonismus eines ruhenden Seins überhaupt Bewegung entsteht, daß dieselbe vielmehr als ebenso ewig gedacht werden muß, wie der Antagonismus eines in sich unterschiedenen Seins selbst. — Und fragen wir nun weiter nach den Gesetzen der Bewegung und Entwickelung selbst, so erhalten wir abermals zur Antwort, daß man bis jetzt nur die Unzerstörlichkeit der Materie und der mechanischen Kraft als Gesammtgröße, aber so gut wie noch nichts über die Gruppirungsprincipien ihrer Elemente festgestellt habe. Er bedenkt wiederum nicht, daß es hier philosophisch auf dies Ungenügende der bisherigen Forschung garnicht ankommt, sondern darauf, woher der ruhenden Materie, die doch Träger der Beharrungs- wie der Entwickelungsgesetze sein soll, der Beginn des Werdens kommen soll oder wie sich auch nur in der ruhenden Materie Beharrungs- und Entwickelungsgesetze als Eigenschaften unterscheiden und einigen können oder wo zu der veränderungslosen Materie das Andere herkommen soll, das durch seinen Hinzutritt zum Beharrenden das Anderswerden erklären mag. — Und hören wir dann schließlich noch, daß in allem Weltwerden die Idee der Welt immer dieselbe und sich gleiche bleibe, wie viele Veränderungen in ihrem Rahmen auch gedacht werden mögen, so wissen wir mit dieser Weltidee nun vollends nirgend hin, wir müßten sie denn wieder zerschlagen in die tausend und aber tausend Antagonismen der ursprünglichen Stoffverhältnisse, welche die Anlage zur ganzen Weltentwickelung in sich trugen. Eine einheitliche Weltidee, die immer da ist, zieht die Annahme eines zusammenfassenden Geistes nach sich, der sie hat, dem dann auch der Wille zugeschrieben werden kann, die Weltentwickelung zu beginnen und das Andere in's Sein zu rufen, das die Bewegung ermöglicht; aber so klare alte Gedanken sind nicht nach Dührings Geschmack, das ist Religion, die er den amtirenden Philosophen als Priestern zweiter Klasse überläßt. Zwar giebt Dühring zu, auf den ersten Blick sei das Merkwürdigste der Umstand, daß der Einheit des objectiven Seins wohl die Einheit eines jeden einzelnen Bewußtseins, aber nicht die Vereinigung alles Bewußtseins in einem einzigen Subject gegenüber stehe und die Imagination habe es daher an der Erdichtung eines solchen universellen Bewußtseins nicht fehlen lassen; aber der tiefer Blickende erkenne, daß die Imagination mit eben dieser Ungeheuerlichkeit auch nichts als ein Etwas producirt, welches allen Gesetzen der Wirklichkeit widerspreche. Denn die relative Vereinzelung

gehöre zum Wesen des Bewußtseins. Der falsche Begriff eines Universalbewußtseins wäre die Confusion einer Unzahl unverträglicher subjectiver Elemente zu der Nacht des unterscheidungslosen Nichts, führte mithin zu der verworrenen Vermischung alles Bewußtseins in den Nebeln des Unbewußtseins, also zum universellen Erlöschen des Bewußtseins selbst. — Hartmanns Philosophie des Unbewußten muß unserm Denker daher gewissermaßen als die letzte Form des Pantheismus und dieser selbst als die letzte Station im allgemeinen Verfall des Götter- und Gottesglaubens erscheinen. Die wahre Ruhe soll nur da zu finden sein, wo sich ohne jede vorgefaßte Gottesvorstellung unmittelbar ergeben hat, daß der Gehalt und die Gesetze der Natur den unverkünstelten Gemüthsansprüchen genug thun. Die Darlegung eines solchen freien Ergebnisses einer rein atheistischen Weltansicht erachtet Dühring als die besondere Aufgabe der Wirklichkeitsphilosophie.

Mir klingt auch aus alle diesem Gerede Behauptung ohne Begründung entgegen. Es wird etwas gedacht, aber nichts wird folgerecht zu Ende gedacht und gegen die Gedanken Anderer scharf abgegrenzt und begründet. Es mag uns Menschen schwer werden ein göttliches Bewußtsein zu denken ohne relative Abgrenzung des eigenen Selbst gegen ein Anderes, aber der Pantheist hat diese Abgrenzung immer in dem Gegensatz des ewigen Seins zum Denken dessen, was nicht ist, sondern wird, gesucht, und der Theist findet die Abgrenzung klarer in dem Gegensatz von Gott und Welt, von Wesen und Wirken Gottes. Dühring findet sich mit diesen alten Gedanken nur durch Schimpfen auf sie als abgestandene Religionsansichten ab; er mag sich daher nicht darüber wundern, wenn seine Gegner in diesem Schimpfen mehr Gesinnung als Philosophie finden und fortfahren, ihre Gedanken für klarer zu halten als seine einzige und ewig vorhandene einheitliche Weltidee, die doch nur zersplittert in dem Tausenderlei antagonistischer Kräfte sein kann.

Was ist nun schließlich das Facit dieser Wirklichkeitsphilosophie? — — nichts als der alt bekannte atheistische Materialismus, vorgeführt und aufgeputzt in allerdings ungewöhnlicher Weise mit idealistischen Begriffsmitteln einer höchst geschickten sophistischen Speculation, die durch eigenthümliche Mischung von Vertiefung und Oberflächlichkeit, von Wissen und Unwissenheit, von Wahrheitslust und Bosheitsstimmung den Unkundigen verdutzt und blendet, den Kundigen aber anwidert und zugleich mit tiefem Bedauern erfüllt darüber, daß so viel offenbar vorhandene speculative Kraft in der einseitigen Weise auf unlösliche Probleme vergeudet ist. Unstreitig finden sich manche durchaus zutreffende Gedanken in den philosophischen Betrachtungen Dührings, wie denn z. B. die Unbefangenheit rühmlichst hervorzuheben ist, mit welcher Dühring frei von der Tradition des materialistischen Zeitstroms die Anwendung des Zweckbegriffs vertheidigt und an dem Darwinismus eine scharfe Kritik übt, aber es sind das Oasen in dem Staubwirbel halbwahrer Ideen, die obendrein nie lange frei bleiben von dem Sandwust gehäuften Schimpfens auf die unwiderlegten Gedanken Anderer. Groß ist

die einzige Weltidee und Dühring ist ihr einziger Prophet — das ist das einzig passende Motto dieser Wirklichkeitsphilosophie.

Daß nun auf diesem schwanken Grunde solcher philosophischen Weltschematik nicht viel Sicheres aufgebaut ist, kann nicht Wunder nehmen. Philosophen, die sich mit solcher Einseitigkeit kopfüber in den Schlund der unlöslichen Grundprobleme gestürzt haben, sind selten fähig gewesen auf den Gebieten der Philosophie, auf denen ein Forschen möglich ist, auf den Gebieten der Psychologie, der Logik, der Ethik und der Aesthetik, viel zu leisten; ihre Kraft war eben verausgabt. Dühring hatte ursprünglich eine Förderung der Erkenntnißtheorie und Wissenschaftslehre in Aussicht genommen; was schließlich seine „Logik und Wissenschaftstheorie" darbot, ist weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Ganz kümmerlich sind in allen seinen Schriften seine gelegentlichen Auslassungen über Psychologie, wir erfahren nicht viel mehr, als daß auch die Seele zum Naturmechanismus gehört, daß aber die Antriebe selbst, „vermöge deren das Licht des Bewußtseins aufblitzt, völlig dunkel sind"; zu rühmen wüßten wir nur, daß Dühring sich hütet, in unklarem Naturalismus die Grenzlinie zwischen Empfinden und Nichtempfinden zu verwischen und nach Art unserer modernsten Naturpantheisten die Beseelung über alle Materie auszugießen. Von Dührings Behandlung aesthetischer Fragen ist, wie wir schon vorhin gesehen haben, noch weniger Gutes zu sagen, für die Kunst ist offenbar der Boden der Wirklichkeitsphilosophie durchaus unfruchtbar. — Im Zukunftsreich hört die falsche Flucht in das Reich der blos ästhetischen Kunst auf und die eine weit höhere Wirklichkeit in sich hegende Kunst der Lebensgestaltung tritt in ihre Rechte. — Eigenthümlicheres kommt nur auf dem Gebiete seiner ethischen Betrachtungen noch zum Vorschein.

Unter den Materialisten der Neuzeit nimmt Dührings Ethik jedenfalls eine ganz besondere Stellung ein, es geht durch sie offenbar ein Zug höheren idealistischen Strebens. Freilich soll seinem System auch der praktische Materialismus unserer Zeit als Piedestal der sittlichen Lebensansicht dienen, aber dasselbe soll sich über ihn erheben. Die neueste Zeit soll vollkommen Recht haben, wenn sie mit deutlichem Bewußtsein die materiellen Angelegenheiten zur Grundlage allen Strebens macht; aber sie soll Unrecht haben, wenn sie es bei dieser Grundlage bewenden lassen will. Es sei roh und verkehrt, die materiellen Interessen für mehr als eine bloße Grundlage der menschlichen Existenz anzusehen und sie demgemäß, wie das vorherrschende Regime thue, zum einzigen Gegenstande zu machen, dessen Cultus alle zu entwickelnden höheren Lebensregungen verschlinge. Es sei aber nicht weniger roh, wenn auch eher entschuldbar, in den gesellschaftlichen Fortschrittsbestrebungen auf die reine Ernährungsfrage bornirt zu bleiben und die Entwickelung der menschlichen Ziele zu einer politischen Kunst bloßer Magenfüllung zu degradiren. Läge die Futterfrage für die heutige Gesellschaft nicht so im Argen, so würde es nach Dührings Meinung, den größten

Theil der thatsächlich vorhandenen moralischen Corruption gar nicht geben. Die Futterknechtschaft sei die Ursache, daß so Viele bezüglich aller anderen Rücksichten zu Bestien würden, indem sie genöthigt oder freiwillig den übrigen Gehalt der Menschheit für eine materielle Ausstattung preisgeben. Derartige Jammerverhältnisse würden nicht möglich sein, wenn die natürliche Ordnung der Interessen auf die gehörige Weise zu ihrem Rechte käme. Wenn man bei solcher Ordnung den reinen Kern des praktischen Materialismus gelten lasse, so werde die wahre Schätzung des Lebens dadurch in keiner Weise erniedrigt. Dieser Kern sei in Wahrheit nur ein berechtigter Protest gegen das außerweltliche verhimmelnde Scheinstreben. Die materialistische Grundlegung des Wissens und Wollens hege in sich selbst auch nicht die geringsten Anknüpfungspunkte, welche zu Lastern oder Verbrechen führen könnten.

Mit dieser Annahme der materialistischen Grundlage des Wollens will aber Dühring durchaus nicht das Lob des Gebäudes von Ethik verbinden, welches die Materialisten der Neuzeit gewöhnlich auf dieser Grundlage aufführen. Der modernen materialistischen Ethik tritt Dühring sofort in zwei wesentlichen Punkten bestimmt entgegen, er verwirft die Behauptung einer wechselnden Relativität der Sittengesetze und verwirft ebenso die Mora der Selbstsucht und des wohl verstandenen Interesses.

„In den sittlichen Angelegenheiten — sagt Dühring in erster Richtung treffend — klammert sich die Leugnung allgemeiner Principien an die geographischen und geschichtlichen Mannigfaltigkeiten der Sitten und Grundsätze und giebt man ihr die unausweichliche Nothwendigkeit des sittlich Schlimmen und Bösen zu, so glaubt sie erst recht über die Anerkennung der ernsthaften Geltung und thatsächlichen Wirksamkeit übereinstimmender moralischer Antriebe hinaus zu sein. Diese aushöhlende Skepsis, die sich nicht etwa gegen einzelne falsche Lehren, sondern gegen die menschliche Fähigkeit zur bewußten Moralität selbst kehrt, mündet schließlich in ein wirkliches Nichts ja eigentlich in Etwas, was schlimmer ist, als der bloße Nihilismus. Sie untergräbt das Vertrauen auf die Geltung und Wirksamkeit moralischer Verbindlichkeiten; ja sie entwurzelt den Glauben an die bloße Möglichkeit eigentlicher Zumuthungen von wahrhaften Pflichten". Diesem aus Lockes Bekämpfung angeborner Grundsätze der Moral entsprungenen Relativismus der materialistischen Sittenlehre tritt Dühring mit der Behauptung entgegen, daß die Moral ihre feste Grundlage in der menschlichen Natur habe, daß es Sittengesetze giebt, nicht minder fest als die übrigen Naturgesetze auch.

Ebenso rühmenswerth ist es, daß Dühring scharf unterscheiden will zwischen denjenigen Trieben der Sittlichkeit, die mehr auf Förderung des eigenen Ich bedacht sind, und denen, die mehr in der Förderung Anderer ihren Schwerpunkt suchen und daß seine Moral mehr Gewicht legen will auf die Pflege der letzten sympathischen Triebe als dies in der herrschenden Moral des Materialismus üblich ist, daß er darin sogar den größten Vorzug

des Menschen erkennt, an der culturgeschichtlichen Entwicklung der sympathischen Affectionen das wesentliche Element seines Lebens zu haben.

Aber diese guten Züge in der Moral zeichnen ihn nur aus als unbefangenen Denker, man könnte sagen, als Idealisten unter den modernen Materialisten, der alte griechische Materialist Demokrit steht in Rücksicht solchen sittlichen Idealismus wahrlich nicht hinter ihm zurück. Und jedenfalls hat diese Moral durchaus nichts Außergewöhnliches, so wie man davon absieht, daß sie auf dem Boden des modernen Materialismus gewachsen ist. Einen besonderen Werth könnte sie erst durch besondere wissenschaftliche Ausführung gewinnen.

Was aber Düring uns in dieser Richtung darbietet, ist principiell wieder ungemein dürftig und schief, auch in der Anwendung voller Willkür und utopistischer Zukunftsphantastik.

Wir hören zunächst, daß aus dem bloßen Sein nie ein Sollen sich herausklauben läßt; die reine Erkenntniß dessen, was ist, soll niemals zu einer praktischen Bestimmung führen. Letztere müsse in ihrer rohen Grundlage in der Form des Triebes vorhanden sein, sonst sei sie überhaupt ein bloßer Schein. Erst aus den Trieben und Affecten sollen der Begriff der Pflicht wie der des Sollens ihre nähere Bestimmung erhalten. Nicht daß wir sollen, sondern was wir sollen sei der erhebliche Punkt, auf den Gegenstand der Pflicht komme es an. Die herrschende Moral aber sei ein Götzendienst, welcher die eigentlichen Motive des Handelns einem unlebendigen Formalismus opfere. Da würden das Bewußtsein der Pflichterfüllung oder der Genugthuung, welche ein gereifteres Verhalten mit sich bringe, als maßgebende Zustände eines befriedigten Gemüthes angepriesen. Diese Empfehlungen sollen in der That vortrefflich sein, wenn sie nur mehr als äußerliche und oberflächliche Gesichtspunkte enthielten. Nicht das abstracte Bewußtsein, sondern ein Trieb habe den Begriff des Unrechts geschaffen. Die allgemeine Vorstellung, mit der wir die Verletzung als nicht sein sollend betrachten, sei nur der matte Nachhall der energischen Gefühle, welche die einzelnen Verletzungen begleiten. Wäre der Vergeltungstrieb, wäre die Rache nicht, so würden wir uns vergebens nach einer Begründung unserer Rechtsbegriffe umsehen. Es sei also der reactive Affect der Rache, auf den die abgezogenen in vager Allgemeinheit verbleichenden Begriffe der Gerechtigkeit und Pflicht zurückwiesen. Man könne wohl die Moral aus dem Willen ableiten, wenn dieser nur als ein Wollen verstanden werde, welches sich aus der Verbindung von Trieben, Leidenschaften und Verstandeseinsichten mit Nothwendigkeit erzeuge. Die Principien der Moral seien lauter natürliche Triebkräfte, die von vornherein wirken, und die besonderen Wahrheiten, aus denen sich im Laufe der Entwickelung das vollere moralische Bewußtsein, so zu sagen, das Gewissen zusammensetze, könnten dann, soweit sie bis in diesen ihren letzten Triebgründen menschlicher Natur erkannt seien, eine ähnliche Geltung und Tragweite beanspruchen, wie die Einsichten und Anwendungen der Mathematik.

Zu einem Sollen, zu Pflichten aber würden diese Triebkräfte erst in dem Verhältniß von Wille zu Wille. Die Natur könne uns mit ihren Kräften mannigfaltig erregen und bestimmen, aber nicht verbindlich machen. Echte Pflichten seien ohne die Möglichkeit ernsthafter Zumuthungen und daher ohne ein eigentliches Sollen nicht denkbar. Das eben setze ein Verhältniß von Wille zu Wille voraus. Nehme man nun das einfachste derartige Verhältniß, das zweier Willen zu einander, so ergäbe sich bei der natürlichen ursprünglichen Gleichheit dieser menschlichen Willen als nothwendige Folge, daß der eine Wille dem anderen zunächst positiv garnichts zumuthen könne. Damit sei die erste negative Pflicht angedeutet — Enthaltung von jedem Zwange gegen den anderen Willen. Sich gegenseitig der Verletzungen zu enthalten, d. h. das Wollen des Anderen dem seinigen als an sich gleichwerthig achten, sei hier das erste Grundgesetz der intersubjectiven Moral. Hiermit sei zugleich der Ausgangspunkt aller verstandesmäßigen Gerechtigkeit bezeichnet. An sich sei der Wille des Einzelmenschen nicht verbunden, sich einem anderen Willen zu unterwerfen. Hieraus aber folge sofort, daß er auch selbst kein Recht haben könne, einen anderen Willen unterwerfen zu wollen. Diese gegenseitige Enthaltung besäße Alles, was sich, abgesehen von der Einführung der nicht im bloßen Willen liegenden Rücksichten über das moralische Sollen ausmachen lasse. „Indem wir — so wird diese scheinbar gewichtige Betrachtung geschlossen — unsern Ausgangspunkt von zwei gleichwerthigen Willen nahmen, sind wir zu der wichtigen Einsicht gelangt, daß positiv für den Menschen nur ein Wollen und erst negativ im Hinblick auf wirkliche und mögliche Verletzungen des fremden Willens ein Sollen existiren kann". — Ergänzt werden soll dann diese Moraltheorie des Rechts und der zum Recht verhelfenden Rache, des Ressentiments, wie Dühring zu sagen liebt, durch die Pflege der sympathischen Triebe der Mitempfindung, des Mitleids und der fördernden Liebe, aber über diese für seinen ethischen Idealismus füglich wichtigsten Triebe erfahren wir philosophisch wenig und müssen uns mit der Versicherung begnügen, das Gebot, daß der Mensch den Menschen nicht verletzen, also vor allen Dingen gerecht verfahren, dann aber auch die natürlichen Beziehungen der Mitempfindung und des wohlwollenden Verkehres in der Entwickelung des gemeinschaftlichen Lebens pflegen solle, diese einfachen Grundsätze der Moral würden erst da, wo der Materialismus als Fußpunkt anerkannt sei, zu reinen, phantastisch ungemischten Gebilden guter Sitte führen.

Es ist mir schwer geworden aus dem Wirrwarr der Betrachtungen Dührings auf diesem Gebiete der Moral dies Gesammtbild der Grundzüge seiner sittlichen Weltansicht zu gewinnen. Das Halbe und Haltlose derselben erkennt sich leicht auf Schritt und Tritt. — Gegen den abstracten Formalismus des Pflichtbewußtseins, auf dem Kant seine Moral gegründet haben sollte, sind schon manche Philosophen vor Dühring mit tieferer Begründung und geringerer Einseitigkeit zu Felde gezogen. Von Hegel, Schleiermacher, Herbart und Schopenhauer kann man in dieser Beziehung

mehr lernen, als von Dühring. Aber ein Verdienst hat die Lehre Dührings unbedingt, das Verdienst nämlich, das Unzulängliche des Versuchs, die Moral ausschließlich aus einer natürlichen Trieblehre abzuleiten, recht deutlich hervortreten zu lassen.

Der natürliche Trieb des Menschen soll ein Recht haben auf Alles, auf die ganze Natur, aber jeder Trieb des Einzelnen findet eine Begrenzung an dem gleichen Trieb des Anderen. Erst aus diesem Verhältniß zweier Willen sollen sich Rechtspflichten der wechselseitigen Willensachtung und erst damit ein Sollen ergeben. Wäre demnach ein Mensch allein auf der Welt, so hätte er gar keine Pflichten nach Dührings Ansicht, er möge als Vieh leben oder nicht, gleichviel, für ihn gäbe es kein Sollen, das er als Mensch zu erfüllen hätte. Mir scheint vielmehr, auch in der Vereinzelung behielte der Mensch die Pflichten der Selbsterhaltung und der Selbstvervollkommnung. In den natürlichen Trieben der Menschennatur selbst liegt die Bestimmung des Menschen ausgedrückt und diese Bestimmung ist das Sollen, dem zu folgen er als Pflicht erkennen muß; gleichviel ob er dieses Sollen nur als das Gebot seiner Natur auffaßt oder noch auf einen höheren göttlichen Willen zurückführt. Die Pflicht wird nicht aus dem Trieb geboren, sondern sie muß zum Trieb hinzutreten, um das Gute zu schaffen, sowohl zu dem einzelnen Triebe, wie zu der harmonischen Ausgleichung der Triebe, in denen das menschlich Gute gesucht werden kann. Das zu verfolgen, erfordert eine geregelte Untersuchung, wie sie die genannten Philosophen angestellt haben; eine solche desultorische Betrachtung aber, wie sie Dühring anstellt, kann bei so schweren Problemen kaum flüchtige Einzelwahrheiten erhaschen, sondern läuft Gefahr, sich auf Schritt und Tritt in Halbwahrheiten zu tummeln und in schiefe Einseitigkeiten zu verrennen. So mag es wohl richtig sein anzunehmen, daß bei der Ausbildung des Rechtsbewußtseins das Gefühl der vergeltenden Rache eine gewisse Rolle mitgespielt hat, aber das klare Rechtsbewußtsein ist doch erst da vorhanden, wo das Rachegefühl aufhört. Das Rechtsbewußtsein fordert Vergeltung und Ausgleichung des Unrechts, zum Wesen des Rachegefühls gehört es, darüber hinaus Freude an dem Wehe dessen zu haben, den zu hassen man Ursache zu haben glaubt. Der Vergeltungstrieb, der auch die Rache beseelt, kann historisch zur Weckung der schlummernden Keime des Rechtsbewußtseins beigetragen haben, aber schaffen konnte das Rachegefühl diese Keime des Rechtes nicht. Dührings Ableitung des Rechtes aus der Rache, auf die er sich so viel zu gute thut, ist somit hinfällig. — Ebenso mißlich ist die Annahme der zwei gleichen Willen am Ausgang der menschlichen Sittenverhältnisse. Auch wenn diese zwei Willen nur in der Idee gedacht sein sollen, so kann dies Verhältniß doch selbst in der Idee nicht einmal der Wirklichkeit entsprechen. Es müssen doch von Anbeginn an mindestens ein Mann und ein Weib mit ungleichem Willen zur Bevölkerung der Erde angenommen werden und für den Willen der Kinder giebt Dühring selbst sofort die Unterordnung

zu, weil bei dem Kinde noch die Zulänglichkeit der Selbstbestimmung nicht vorhanden sei. Auf der Verschiedenheit der Grade solcher Unzulänglichkeit beruht aber von Anbeginn menschlicher Cultur an die Ungleichheit der Willensverhältnisse und die Verschiedenheit der Pflichten. Mit der abstracten Idee zweier Urmänner à la Fichte lassen sich die ethischen Grundgesetze der Menschennatur und des Menschenverkehres nicht füglich darlegen.

Es kann nicht befremden, wenn auf dem Grunde einer solchen Individual-Ethik eine ebenso wenig haltbare Social-Ethik aufgebaut erscheint. Es ist natürlich, daß Dühring dem Principe seines ethischen Freiheits-individualismus gemäß dem Socialismus huldigt und zum Verkünder eines zukünftigen communitären Socialismus wird, der sich auf der Grundlage freierer und edlerer Menschlichkeit nach Zertrümmerung oder Selbstvernichtung der großen Zwangsfallen in vollster Freiheit der Einzelwillen und trotzdem unter Leitung eines communitären Gesammtwillens bilden wird. Wir wollen Dühring keinen Vorwurf daraus machen, daß er Gesinnungsphilosoph genug ist, über die Gegenwart nicht blos pessimistisch zu klagen, sondern daß er zugleich auf reformatorische Besserung sinnt. Aber das haben vor ihm die Philosophen Platon, Fichte und Andere auch schon gethan und es kommt für unsere realistische Zeit vor Allem darauf an, dies ohne maßlose Verkleinerung des Bestehenden und auf Grundlage festen Wissens und voller Kenntnisse der betreffenden Verhältnisse zu thun. Es steht nun uns garnicht an, mit Dühring über seine Verurtheilung alles Bestehenden in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche zu rechten: — mit ihm darüber zu streiten, ob sich die Dichtung bis jetzt nur wenig über das Kindheitsstadium der Menschheit und Menschlichkeit erhoben hat, — ob die Literatur als Halbwissenschaft in der Breite ihres Daseins fast regelmäßig nur der Sclave der politisch herrschenden Elemente gewesen mit höchstens ein paar Ausnahmen in jedem Jahrhundert, wie im achtzehnten Jahrhundert mit Rousseau und im neunzehnten mit Byron, ob man die humanistische Bildungsart getrost als eine der Unmenschlichkeiten bezeichnen kann, mit der die Jugend heimgesucht und um das frische Fühlen und Wissen betrogen wird — ob die höhere Mathematik nichts ist, als ein unnatürlich verirrtes Geistesspiel, werthlos wie die Züge im Schachspiel — ob sich die Geschichtswissenschaft nur breit macht als die Erzählung gemeiner Thaten für die Eitelkeit der Menschen — ob die Rechtsgelehrtheit nichts ist, als die Kunde von der Art auf ein verletzendes Verhalten mit einer Rückwirkung zu antworten — ob sich der unbescheidene Ausdruck Staatswissenschaften wirklich lächerlich ausnimmt, wenn man die thatsächliche Ausfüllung dieses Rahmens auf den Universitäten mit irgend einer Art von wirklichem Wissen vergleicht, — ob die Medicin, die sich in Verzweiflung auf die Gesundheitspflege geworfen hat, übrigens nichts ist als eine einerseits zuschauende und gleichgültige Naturwissenschaft, andererseits aber als eine Anweisung zur Geschäftigkeit und vielfach auch als ein Wissen zur Erregung des hohlsten Scheins in der Befassung mit Krank-

heiten — ob Religion und nunmehr auch alle Philosophie außer der Wirklichkeitsphilosophie gar nicht mehr das Zeug haben Wissenschaft zu sein — ob die von Religion freie Betrachtung der menschlichen Gesellschaft die einzige ist, in welcher eine reine Wissenschaft der socialen Vorgänge möglich wird, — ob auch der Aberglaube an den Gewaltstaat oder auch nur an den Bevormundungszweck des Staates eine vorurtheilsfreie Betrachtung der menschlichen Verhältnisse nicht aufkommen läßt, ob überhaupt der antike Staatsmoloch heute der ärgste theoretische Feind jedes gesunden wissenschaftlichen Gedankens ist — ob der jetzige Staat mit seinem Schulmonopol, seinem Polizeimechanismus, seiner Zwangsehe und seinem Militärzwang nichts ist, als ein verderblicher Zwangsstaat, der zerstört werden muß: — an alle diese Klagen Dührings über das Bestehende sei nur erinnert, nicht um über das Recht derselben mit ihm zu streiten, sondern nur um einen Rückhalt für die Behauptung zu gewinnen, daß es geradezu titanenhaft widersinnig ist zu glauben, eine so schlechte Welt lasse sich je in den Himmel eines communitären Socialismus verwandeln, in eine Welt kleiner Communen, in welchen jedes Individuum zum vollen Rechte seines Daseins gelangen wird, weil alle Individuen sich in voller Befriedigung ihres ökonomischen und geistigen Wohlseins jeder Rechtsverletzung enthalten werden, so daß dermaleinst vielleicht ein Rechtsschutz kaum noch nöthig sein wird. Der Unsinn des Glaubens, daß sich das menschliche Verlangen nach Sondereigenthum je befriedigen lassen wird durch ein Recht zur ungestörten Arbeitsbethätigung an der Natur und zum unbeeinträchtigten Genuß der Arbeitsfrüchte, daß dem Bedürfniß freier Selbstbestimmung der Einzelnen je eine Auswahl oder Auslosung derjenigen Schüler der allgemeinen Volksschule genügen könnte, welche zu dem besonderen Fachunterricht höherer Art in der einen oder anderen Art übergehen sollen und daß ebenso, wo die Ueberfülle eines Standes die Auslosung für denselben nothwendig machen sollte, die nicht Erlosten lernen werden sich zu bescheiden, weil die Gesetze der Sache und hiermit des allseitigen Wohles gesprochen haben, — daß überhaupt je eine Socialisirung der gesammten Productions- und Consumtionsverhältnisse möglich sein könnte, und wenn dies doch, dem Freiheitsbedürfniß der Einzelnen nicht als der unerträglichste Zwang erscheinen müßte — der Unsinn solchen Glaubens ist an der Kritik des platonischen Idealstaates und der modernen socialistischen Zukunftstaaten schon so oft nachgewiesen, daß es nicht der Mühe lohnt, an der Kritik der Dühring'schen Zukunftsträume dies noch einmal zu thun.

Doch auf die merkwürdige Thatsache sei noch aufmerksam gemacht, daß Dühring ähnlich wie Fichte unbeanstandet in der Hauptstadt des Reiches solchen haltlosen und unweisen Socialismus Jahre lang unter der akademischen Jugend hat ausstreuen dürfen und daß die Socialdemokraten ihn trotz vieler Berührungspunkte nicht zu ihrer Partei zählen, sondern aus ihrer Mitte ihm gerade den schärfsten Kritiker seiner Ansichten in der Person des schon genannten Fr. Engels stellten. Eine Erklärung kann das Letztere schwerlich

allein in den allerdings vorhandenen kleineren und größeren Abweichungen der Ansichten finden. In der Hauptsache ist Dühring ein noch größerer Individualist, als die Führer der Socialdemokratie sind; auch die Socialisten haben seiner Meinung nach zum Theil noch zu lernen, daß die Menschenrechte nicht von der Gnade irgend eines Staates existiren und auch künftig nicht auf irgend einer Gesellschaftsform, sondern umgekehrt solche Formen auf den Menschenrechten beruhen werden, daß das Individuum der einzige Ausgangs- und Zielpunkt alles Rechts ist und daß alle Gemeinschaftsgestaltungen nur Vermittelungen sind, die von ihm ausgehen und zu ihm hinführen. Selbst diese immerhin größere Selbstabscheidung Dührings von den Socialdemokraten erklärt schwerlich hinreichend ihre Feindschaft. Hier glaube ich, wäre vielmehr zur Erklärung Dührings Ressentiment am Platze, es ist die Rache eiteler Geister dafür, daß auch ein Anderer gern groß sein möchte neben ihnen, was die Gegnerschaft erklärt. Auch die Führer der Socialdemokratie fordern von ihren jeweiligen Anhängern, daß sie keine anderen Götter haben neben ihnen.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung. Dühring wurde vorigen Herbst mit Unrecht todt gesagt, er sollte auf der Reise nach Köln gestorben sein. Die Zeitungen brachten schon die üblichen Nekrologe. Dühring bewies bald, daß er noch am Leben sei durch die Herausgabe und Vertheidigung seiner Schrift über den Wärmeforscher Robert Mayer. In wie weit eine scharfe Verurtheilung der Einsperrung und Behandlung Mayers in der Irrenanstalt Winnenthal berechtigt ist, können nur Diejenigen vollständig beurtheilen, die über den ganzen Verlauf nicht blos aus Dührings Buch orientirt sind. Nach seinem ganzen maßlosen Auftreten kann Dühring überhaupt nicht mehr ohne weitere Prüfung als zuverlässiger Zeuge gelten. Klagen von zeitweise Geisteskranken über gewaltsame Einsperrung und Mißhandlung sind bekanntlich nicht selten. Nach meiner persönlichen Kenntniß des dortigen Irrenarztes und seiner Anstalt würde ich viel eher glauben, es könne einmal zu wenig, als zu viel Gewalt angewandt sein. Mag übrigens Dühring Recht haben, darauf hinzuweisen, daß unsere Gesetzgebung gegen Irrungen in dieser Hinsicht noch nicht den genügenden Schutz bietet, so hat er doch sicher auch nicht den Schatten eines Beweises beigebracht, daß die Einsperrung Mayers irgend Etwas mit Gelehrtenneid und dem Wunsche, seine großen Gedanken zu tödten, zu thun gehabt hat.

Wir schließen unsere Betrachtung mit dem aufrichtigen Bedauern darüber, daß ein so begabter und kenntnißreicher Geist wie Dühring durch den Größenwahn, den er Anderen andichtet, aber selber in so hohem Grade besitzt, auf solche Abwege des Denkens gerathen ist, wie wir sie leider den Lesern dieser Blätter haben vorführen müssen. Ihm selber wird darüber keine Klarheit mehr zu bringen sein, aber vielleicht doch Denen, welche die Geschicklichkeit seiner Sophistik und der scheinbar heilige Eifer seiner erbosten Stimmung blendet und berückt.

Wechſelbeziehungen deutſcher und italieniſcher Kunſt.

Von

M. Carriere.

— München. —

Als die Germanen zum erſtenmal den italieniſchen Boden betraten, da ahnten die Römer nach dem Zeugniſſe ihres größten Geſchichtsſchreibers, daß ſie mit dieſem Volk nicht um Machterweiterung und Ruhm, ſondern um Beſtand und Heil ihres Staatsweſens zu kämpfen hätten. Ein halbes Jahrtauſend ſpäter ward die weit herrſchende Stadt eingenommen, und anderes, friſches Lebensblut ſtrömte in den Adern der alten Welt. Die Gothen- und Frankenkönige Theoderich und Karl heißen mit Recht die Großen: ſie wollten nicht zerſtören, ſondern bauen, ſie ließen die Germanen die Erbſchaft der antiken Cultur antreten und zugleich die Träger des Chriſtenthums ſein; auch äußerlich ſollte das deutſche Kaiſerthum als die Fortſetzung des römiſchen erſcheinen und in der ewigen Stadt ſeine Weihe empfangen. Dieſe Krönungszüge über die Alpen, dieſe Kämpfe mit dem ſelbſtſtändig ſich geſtaltenden Italien, mit dem Papſte, der gleichfalls der oberſte Richter und Gebieter der Chriſtenheit ſein und ſein geiſtliches Schwert über das weltliche ſtellen wollte, ſie haben es allerdings verſchuldet, daß Deutſchland wie Italien bis vor Kurzem verabſäumten, ſich zu nationalen Staaten zu einigen; aber was ſie an äußerer Macht verloren, das kam in dieſer beſtändigen Wechſelwirkung der Cultur vornehmlich der Kunſt zu gute. Dante gemahnt nicht blos durch ſeinen Familiennamen Alighieri an das deutſche Aldeger, wie in Garibaldi der deutſche Garibald zu Tage tritt auch ein Michel Angelo in ſeiner tiefſinnigen Kraft, ein Rafael in der Innigkeit ſeines Gefühls zeigen das germaniſche Element des Romanenthums, während der deutſche Sinn für ſich allein ins Formloſe oder Harte ſich ſo leicht verirrt, und noch in der Neuzeit ein Goethe und Cornelius über die

Alpen wanderten, um in Italien die formale Schönheit und Harmonie für ihr künstlerisches Gestalten zu suchen und zu finden.

Als nach den Stürmen der Völkerwanderung der Kunstsinn sich wieder zu regen begann, da sprach das frische Lebensgefühl sich in derben Zügen, in heftigen Bewegungen aus, fand aber ein mäßigendes Gegengewicht in der antiken Ueberlieferung, die freilich in Byzanz immer starrer und mumienhafter geworden, indeß doch die ursprünglichen Typen und Compositionsgesetze bewahrte. So stand einst den naturfreudigen Griechen die Strenge des ägyptischen Stils zur Seite und schirmte vor Verwilderung. Die Kreuzzüge unter der Führung der Kirche begonnen, brachten das Ritterthum zur Blüthe, kamen aber am Ende dem Bürgerthum zu gut. In einer mehrhundertjährigen Arbeit gelang dem Volksgeist der Franken der erste und herrliche Ausdruck des mittelalterlichen Empfindens und Denkens in der Baukunst. Das Ideal war die Ausprägung des christlichen Gemüthes mit seiner Sehnsucht nach dem Unendlichen, mit seiner reichen Durchbildung des Inneren in der Gliederung eines Innenraums, in dem gegenseitigen Sichhalten und Tragen der selbstständigen Werkstücke, in der himmelanstrebenden Höhenrichtung und Wölbung, und das Ideal ward erreicht durch die Verschmelzung der italienischen Basilika und ihrer Längenrichtung, ihrer Erhebung des Mittelschiffs, mit dem byzantinisch-centralen Kuppelbau und dem gleichschenkligen Kreuz; durch den romanischen Rundbogen zum gothischen Spitzbogen bewegte sich der fränkische Stil in Frankreich rastlos voran, bis er in den Wunderwerken der Dome sich vollendete und für Europa den Ton angab. Deutschland folgte freudig nach, während in Italien die antiken Anschauungen weder die Höhenrichtung, noch die Auflösung der Mauer in Pfeiler, Bogen und Fenster zum vollen Siege gelangen ließen, und wo dieser doch angestrebt wurde, wie im Dom zu Mailand, da stand ein deutscher Meister dem Werke vor.

Auch in der bildenden Kunst ging Deutschland Italien voran. Durch den Minnedienst und Minnegesang war der Sinn für das Anmuthige in Bewegung und Tracht wie im seelenvollen Ausdruck des Antlitzes erweckt und in der Kunst waren nur zwei Wege gewiesen, entweder das eigene Lebensgefühl zu sittiger geschmeidiger Haltung aus seinen seitherigen rohen und gewaltsamen Formen umzubilden, oder die ruhigen steifen Gestalten der byzantinischen Ueberlieferung mit der Innigkeit eigener Empfindung zu durchdringen und zu beseelen. Beide Wege wurden nun in den Anfängen deutscher und italienischer Kunst eingeschlagen. Doch kennen wir in Italien kein Werk aus dem 11. Jahrhundert, das die architektonische Gliederung einer Composition und die conventionelle Ueberlieferung so mit Empfindung sättigte, wie unsere westfälischen Externsteine mit der Kreuzabnahme. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurden dann in der Kirche zu Wechselburg und an der goldenen Pforte von Freiberg Werke geschaffen, welche Gemüthsausdruck und Naturstudium voranstellen, aber durch den Hinblick auf die

antike Ueberlieferung Maß und Klarheit gewonnen haben. Die Kreuzigung Christi dort, die ehrwürdig ernsten, die jugendlich holden Gestalten hier zeigen, wie die deutsche Seele, das deutsche Volksgesicht der Ausgangspunkt sind und eine plastische Darstellung erlangen, die an der Schwelle der Vollendung zu stehen scheint. Wenn der italienische Künstlerbiograph Vasari von deutschen Bildhauern redet, welche nach Italien nicht um Geldes, sondern um der Kunst willen kamen, so hat er Recht, nur kamen sie nicht, das bezeugen die Werke, um zu lernen, sondern um zu schaffen und zu lehren. Sie helfen das Wunder erklären, daß in Italien aus Verwirrung und Verwilderung plötzlich die Marmorwerke von Nicola Pisano wie eine verfrühte Renaissance hervorragen. Denn er griff mit Entschiedenheit nach den Formen, die das Vorbild der Antike bot, und nicht wie die demüthige Magd des Herrn, sondern in der Selbstherrlichkeit einer Juno lagert sich Maria auf der Darstellung von Jesu Geburt, und wie römische Imperatoren huldigen ihr die Weisen aus Morgenland. Ein Bruch zwischen Form und Inhalt ist hier unleugbar; die Gemüthsinnerlichkeit christlicher Stoffe läßt sich nicht in Zügen ausprägen, welche die Naturkraft ausgedrückt und solche geadelt hatten; aber für alle Folgezeit war die Hoheit, der Schwung, das Ebenmaß dieser Züge in Italien ein Damm gegen schwächliche Sentimentalität, Phantastik und einseitige Naturnachahmung; die Bahn der formalen Schönheit war eingeschlagen und schon der Maler Duccio di Buoninsegna, sowie der Plastiker Giovanni von Pisa wissen Erfindungskraft der Phantasie und religiöses Gefühl in so angemessener Weise auszusprechen, daß sie an den Zeitgenossen Dante erinnern, der mit dem Tiefblick des Gedankens sich auf's Innere und Ewige richtet und mit dem Scharfblick des Auges die Erscheinungswelt so klar anschaut, daß er das Vorbild der großen Maler wird, die wie Giotto für den lebenswahren Ausdruck der Gemüthsbewegungen nur die volksthümliche Formensprache finden, oder wie der Meister vom Triumph des Todes in umfassenden Farbengedichten das Treiben der Welt und die Ruhe und Wonne der Seligen schildern.

Wir haben solchen italienischen Werken im 14. Jahrhundert nichts Aehnliches an die Seite zu stellen. Dort entwickelte sich an den Wänden von Kirchen, Hallen, Sälen in der Malerei der Sinn für das Große in der Auffassung, das Großräumige in der Ausführung mit der Technik des Frescostils, der auf den Ausdruck des Gedankens durch Composition und Zeichnung, auf den Aufbau des Ganzen in frei symmetrischen Gruppen, auf den Rhythmus schwungvoller Linien das Hauptgewicht legt, und es geschah in Hinblick auf die Antike, welche diesseits der Alpen fehlte, wo die völlig entwickelte Gothik der Malerei die Wandflächen entzog, und sie auf die Fenster und damit auf das Colorit, auf die Leuchtkraft und die zusammenklingende Stimmung der Farben, und dann auf das Altarbild verwies, das im kleinen Maßstabe für die Betrachtung in der Nähe eine feine Durchbildung und Ausführung im Einzelnen forderte und dies führte zur Erfindung der Oel-

malerei. Wie in vorbestimmter Harmonie kam die Begabung, die Anlage beider Nationen diesen äußeren Verhältnissen entgegen. In Deutschland herrscht der Wahrheitssinn, die Energie und Schärfe der Charakteristik; das Wohlgefällige wird zunächst nicht um seiner selbst willen gesucht, es stellt sich ein oder versagt sich der knorrigen Kraft, dem realistischen Eifer für die Wirklichkeit; dafür entschädigt und erquickt uns der Reichthum frischer Erfindung und individuellen Lebens, in schlichter Naturtreue. Der Schönheitssinn, das Gefühl für ein wohlabgewogenes Ganze, dem alles Besondere und Eigenartige sich unterordnet, waltet in Italien; Ebenmaß, Anmuth der Bewegung, edle Form, Wohllaut der Farben wird oft auf Kosten des individuell Charakteristischen angestrebt, das plastische Element wirkt in der Malerei fort, weit mehr als in Deutschland, die italienische Weise ist idealistischer, die deutsche realistischer.

Gerade dieser Realismus, die lebendige Auffassung der Wirklichkeit, die naturwahre Darstellung des persönlich Charakteristischen, der Ausdruck der Gemüthsbewegungen wie die landschaftliche Umgebung, in Feinheit und Schärfe der Zeichnung wie in der Farbe bewundernswerth, kommt in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bei den Niederländern zum Durchbruch, Hubert van Eyck und seine Schule, Rogier van Weyden und Memling wirkten nun auch auf Italien hinüber, wo ein verwandter Geist in Masaccio erwacht war. So finden wir Rogier von Weyden 1449 in Italien nicht sowohl um dort zu lernen, sondern um dort mit seinen Arbeiten zu glänzen und Einfluß zu üben. Hugo van der Goes malt der Familie Portinari einen Altar für die Santa Marianuova in Florenz, Justus von Gent schmückt den Altar von St. Agatha zu Urbino mit einem Abendmahl und die Bibliothek des herzoglichen Palastes mit Porträtbildern von Denkern und Dichtern, nach denen der junge Rafael zeichnete. Ein Deutscher, Giovanni d'Allemagna hatte auf die Schule von Murano Einfluß gewonnen, welche die Zartheit der Empfindung und Farbe mit Gewissenhaftigkeit in der Zeichnung verband; auf mehreren Bildern, wie namentlich einer Madonna mit vier Kirchenvätern in der akademischen Galerie zu Venedig wird der Name Giovanni d'Allemagna mit und vor Antonio da Murano genannt. Antonello von Messina aber reist nach Flandern, lernt dort die Oelmalerei und verpflanzt sie nach Venedig, wo nun der Malerei das Auge aufgeht für den klaren Halbschatten und die sonnigen Reflexe, die dort im Wettkampf des blauen Himmels und den lichtbeglänzten Wellen das Entzücken der Künstler sind, — und dieser Farbenzauber wird durch die neue Malweise erreichbar.

Der klare gesunde Lebensblick, vereint mit dem Studium des wiedererweckten Alterthums, führt nun in Italien zur Kunst der Renaissance; Italien wird hier tonangebend zunächst in der Architektur durch die Verwerthung der antiken Formen des Säulen- und Architravbaues wie der Ornamentik für die Zwecke des eigenen Daseins zunächst im weltlichen Bau, dann auch im kirchlichen. Die Ruinen der Vorzeit hatte man vor Augen,

mit den Büchern erstanden die Statuen, die Reliefs aus der Verborgenheit im Schoos der Erde. Am Anfang des 16. Jahrhunderts hat Italien seine Blüthe der Malerei durch Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael, dann durch Tizian und Correggio in jener weltgiltigen Herrlichkeit, die sie der griechischen Plastik in den Tagen von Perikles und Alexander, von Phidias, Praxiteles, Lysippos ebenbürtig erscheinen läßt. Jene Meister ziehen zunächst die Niederländer in ihren Kreis, also daß viele derselben die heimische Art aufgeben und die italienische Weise nachahmen, ohne sie entfernt zu erreichen. Oberdeutsche Künstler bleiben dem eigenen Wesen treu, bilden es aber im Wetteifer mit den Italienern aus, und dürften darum ihnen an die Seite treten, wie Holbein, Vater und Sohn, wie Albrecht Dürer; vornehmlich durch Mantegna lernen sie die Antike kennen, und durch Verwendung der Renaissanceformen auf ihren Gemälden, in ihren Ornamentzeichnungen regen sie auch die Baukunst an, auf gleicher Bahn zu gehen. Die Composition ihrer Meisterwerke — wie der Sebastianaltar, des älteren, der Triumph der Armuth und des Reichthums vom jüngeren Holbein, Dürers Rosenkranzfest, Himmelfahrt Marias und Dreifaltigkeit — zeigt nun ein so entwickeltes Raumgefühl, eine so treffliche Verschmelzung von architektonischer Symmetrie und freier Entfaltung der Persönlichkeiten, daß wir die Schule Italiens wahrnehmen, aber die Eigenart der Deutschen wird nicht geopfert, es bleibt der Wahrheitssinn, der sittliche Ernst, die individuelle Charakteristik statt der idealen Typen, statt der humanistischen Sinnenfreudigkeit. Vom Banne der Scholastik sind die Geister frei geworden, aber in Italien durch die neuplatonische Philosophie, in Deutschland durch die kirchliche Reformation, dort mehr durch Geistesbildung, hier mehr durch die Empörung des Gewissens gegen die Veräußerlichung der Religion in Ceremonien und Ablaßkram. Im Anschluß an Platon war ein ethischer Theismus das Glaubensbekenntniß der italienischen Meister geworden, im Anschluß an Luther hielten sich die Deutschen an die sittlichen Wahrheiten des reinen Bibelworts. Rafael malt im Gemach des Papstes die Weisen Griechenlands gegenüber den Kirchenvätern, den Parnaß, Apoll mit den Musen, zur Seite des christlichen Himmels mit Jesus und Heiligen des alten und neuen Bundes. Holbein eifert mit seinen Holzschnitten gegen Tetzel, Dürer stellt seine gewaltigen Apostel zu Wächtern der einfachen Heilwahrheit, wie das Evangelium sie verkündet hat.

Der große Papst Julius II. zog Michel Angelo und Rafael in seine Nähe, um die Sixtinische Capelle und die Gemächer des Vaticans durch sie aufs Herrlichste schmücken zu lassen. In umfassenden cyklischen Werken konnten sie ihren Geist offenbaren, in erhabenen und anmuthigen Gestalten ihren Schönheitssinn. Da stand eine ganze Wand für Rafael offen, um das religiöse Leben darzustellen, wo über den Anbetenden, Forschenden, Streitenden auf Erden der Himmel sich aufthut und Christus in der Glorie inmitten der Seinen erscheint. Einen ähnlichen reichen Inhalt führte Dürer für einen ehrsamen Rothgießer seiner Vaterstadt auf einer Holztafel aus: Umgeben von

Engeln und Heiligen hält Gottvater Christus den Gekreuzigten vor sich; dessen Tod hat das Feuer der Liebe entzündet; und die versöhnte Menschheit schwebt als das Reich des heiligen Geistes zu ihm empor, in ihren Lebensaltern, Geschlechtern, Berufskreisen durch kräftige und liebliche Persönlichkeiten veranschaulicht, Dürer selbst mit seinem Freund Pirkheimer unter ihnen. Der Kaiser Max ließ sich von Dürer ein Wappen stechen, ein Gebetbuch mit Randzeichnungen verzieren, einen Triumphwagen und eine Siegespforte entwerfen, aber nicht um im Großen ausgeführt und mit Plastik und Malerei geschmückt, sondern um durch den Holzschnitt vervielfältigt zu werden.

Und hier begegnet uns der Ersatz, den unsere Meister sich für das ihnen Versagte schufen, so glücklich und so im Einklang mit ihrem innersten Wesen, daß wir nicht länger darüber klagen wollen, wenn ihnen die großen Räume für einige monumentale Werke nicht gewährt wurden. Sie wußten dennoch die Kunst zu einem Gemeingute zu machen, indem sie dieselbe in das deutsche Haus einführten durch ihre Kupferstiche und Holzschnitte. Sie componirten für solche Vervielfältigung, und wie sie an Erfindungskraft der Phantasie und an Energie der Charakteristik keinem Italiener nachstehen, so brauchen sie nun nicht in der malerischen Vollendung zur Harmonie der Schönheit mit ihnen als den Schwächeren zu wetteifern, so können sie ihre eigenthümliche Stärke in der Zeichnung walten lassen und durch die Deutlichkeit der Motive wie durch die Innigkeit der Empfindung verständlich zu ihrem Volke sprechen. Das Phantastische in Dürers Geist kann sich in den Bildern zur Offenbarung Johannis durch diese saftig derben Striche des Holzschnittes wie im Gebetbuch des Kaisers durch diese fein gezogenen Linien frei entfalten; es kann der tiefsinnige Humor und die schneidige Ironie in Holbeins Todtentänzen, das dämonische Gerippe des Sensenmanns in die mannigfaltigen Lebenserscheinungen hineinstellen, ohne daß durch realistisch farbige Ausführung solche Gebilde der Einbildungskraft in Widerspruch mit ihrer eigenen Natur gesetzt würden. Wir vermissen die Farbe nicht, wenn Dürer mittels der feingeschwungenen Linien des Kupferstiches uns den Einblick in sein Künstlergemüth erschließt, in seiner Melancholie uns den unbefriedigten faustischen Drang nach dem Unendlichen und das Ungenügende der irdischen Dinge, in seinem Hieronymus die reingestimmte Innerlichkeit der in sich befriedigten, gotterfüllten Seele, in seinem Reformationsritter zwischen Tod und Teufel den festen Muth des sittlichen Willens, das Ritterthum des Geistes zeigt.

Holbein hat vornehmlich das alte, Dürer das neue Testament sich erkoren. Im Leben der Maria, in der Kindheit Jesu schildert dieser das Glück und den Segen des Familienlebens, ganz im Anschluß an das deutsche Haus, mit idyllischer Anmuth; in den Passionsbildern tritt bald die epische Veranschaulichung aller Momente derselben, bald die lyrische Empfindung einzelner Scenen, bald der gewaltige Conflict des Guten und Bösen in drama-

tischen Compositionen uns entgegen. Und hiermit hat er selbst auf die italienische Kunst maßgebend eingewirkt. Dürer war 1505—1507 zum zweitenmal in Venedig, bereits ein fertiger Meister, während er früher als wandernder Gesell dort gelernt hatte. Ich meinerseits spüre im Rosenkranzfest einen Hauch der dortigen künstlerischen Luft, und nicht blos das warme harmonische Colorit, auch die musicirenden Engel im Vordergrund erinnern an Giovanni Bellini; und andererseits gemahnt die dramatische Spannung, wie der bis in die Hände sich erstreckende Contrast zwischen Christus und dem Pharisäer, auf Tizians wunderbarem Jugendwerke, dem Zinsgroschen, an Dürers Nähe. Das stand mir fest, noch ehe ich die Anekdote kannte, die den Italiener sagen läßt: er wolle den Deutschen selbst im Umkreis seiner Stärke schlagen. Vasari aber berichtet, daß Dürer in Venedig Klage erhoben gegen Marc Anton Raimondi, den berühmtesten Kupferstecher Italiens, daß derselbe ihm seine Blätter nachsteche und dabei sogar das Dürer'sche Monogramm beisetze; der Rath Venedigs habe zwar die Nachbildung nicht verwehrt, aber die Beibehaltung des Monogramms untersagt. In der That zeigt die Wiederholung Dürer'scher Holzschnitte aus dem Leben Marias im italienischen Kupferstich sein Namenszeichen, das dann aber auf den Nachstichen der Passion fehlt. Als Erfinder, wie als ausführender Stecher war also der deutsche Meister tonangebend.

Von Michel Angelo wissen wir, daß er in jungen Jahren nach Kupferstichen Schongauers gezeichnet; von Dürer wissen wir, daß er mit Rafael künstlerische Geschenke beiderseitiger Arbeiten tauschte. Nun besitzen wir in Dürers großer Passion einen Holzschnitt des kreuztragenden Christus, von welchem es mir nicht zweifelhaft ist, daß er die Grundlage für eines der herrlichsten Oelgemälde Rafaels bildet, das unter dem Namen Spasimo di Sicilia (Todesangst, Todesgang in Sicilien) berühmt ist; für Sicilien war es nämlich bestimmt, kam aber nach Madrid. Der glückliche Gedanke der Composition, daß der Zug aus der Stadt kommt und eben eine Wendung nach Golgatha macht, so daß wir auf diese Weise einen Blick auf seine Ausdehnung auch im überhöhten Bilde gewinnen, und der unter dem Kreuz niedergesunkene Heiland, dem Beschauer zugekehrt, ungesucht als der Mittelpunkt des Ganzen erscheint — das ist Dürers Eigenthum. Deutlich tritt in Haltung und Geberde jedes Einzelne hervor, was der Meister sagen will; Rafael hat auch das nicht übertroffen, sondern vielfach beibehalten. Aber er hat das Ganze rhythmischer entfaltet, klarer geordnet. Bei Dürer kniet Veronika mit dem Schweißtuch neben Christus. Dies Legendarische hat Rafael zur Seite und zurückgeschoben und der Mutter ihre Stelle neben dem Sohn gegeben. Gleich ihm in die Kniee gesunken breitet Maria die Arme nach ihm aus, und die Frauen sammt Johannes sind in einer ebenmäßigen Gruppe mit ihr beschäftigt und zugleich auf den Heiland bezogen. Bei Dürer sind Johannes und Maria durch Simon von Kyrene, der Jesu das Kreuz abnehmen will, von ihm getrennt, jedoch höchst ausdrucksvoll

gezeichnet; mit über der Bruſt gefalteten Händen folgt ſie dem Schmerzensgange des Sohnes. Bei Dürer ſteht der Veronika der eine Kriegsknecht gegenüber, der Jeſum am Stricke emporreißen will; auch Rafael läßt uns ſeinen Rücken ſehen, giebt ihm aber eine heftigere Bewegung des muskelſtarken Körpers, durch die er das Auge befriedigt, während das rohe Geſicht noch weniger als bei Dürer zum Vorſchein kommt. Und wie Rafael auf der einen Seite die Gruppe der Theilnehmenden zuſammenfügte, ſo geſellt er nun auf der anderen dem Kriegsknecht mit dem Strick den mit der Lanze und den Simon von Kyrene. So gewinnen wir in klarer Ordnung ein Gleichgewicht der Contraſte. Auch tritt die Wendung des Zugs durch den Reiter mit der Fahne noch deutlicher hervor, und ihm gegenüber ſind Römer und Juden beſtimmter unterſchieden. Bei Dürer mehr maleriſches Gedränge, bei Rafael ein Nachklang der Ordnung und Entfaltung der Geſtalten auf antike Reliefs. Der Gedanke der Compoſition und die ausdrucksvolle Charakteriſtik war das Werk des Deutſchen: ſeine Erfindung hat der Italiener zu ebenmäßiger Vollendung durchgebildet, die Kraft zur Schönheit rein aufblühen laſſen*).

Für die deutſchen Meiſter wie für das deutſche Volk iſt in der Reformationszeit die Paſſion der Mittelpunkt des religiöſen Lebens wie der religiöſen Kunſt. Die Italiener feiern dafür die Himmelfahrt Marias und laſſen ſie ſelbſt im Himmel das Kind auf dem Arme haben, wie Dürer dort den Gekreuzigten einführt. Ihnen iſt das Göttliche ſelig heiter. So iſt das Chriſtusideal ſelbſt für Michel Angelo nicht der am Kreuz Leidende, ſondern der Lebensfürſt, der Sieger über den Tod, deſſen nackte plaſtiſche Geſtalt voll apolliniſcher Jugendſchönheit das Kreuz zur Rechten hat; ſo iſt Cima's da Conegliano, Bellinis und Tizians Chriſtus der Lehrende, Geiſtesklare; ja Paolo Veroneſe ſetzt ihn am liebſten zu Tiſch als Genoſſen venetianiſcher Feſtfreude, ſo malt Leonardo da Vinci oder Luini den Heiland faſt jungfräulich zart unter den Schriftgelehrten, und ſelbſt beim Abendmahle ſpielt um den Ausdruck des Seelenadels und der hingebenden Liebe nur ein leiſer Zug von Wehmuth. So iſt Rafaels Streben auf den Verklärten gerichtet, mag er uns auf dem erſten Meiſterwerke der vatikaniſchen Wandgemälde voll milder Hoheit in der himmliſchen Glorie erſcheinen, oder als der Auferſtandene, der das bittere Leid vergeſſen und die urſprüngliche Natur voll Milde und ruhiger Hoheit wiedergewonnen hat, auf dem Teppichbilde der Sixtina dem Petrus die Schlüſſel überreichend, oder endlich vor dem entzückten Auge der Jünger und über die Noth und Hilfsbedürftigkeit der Erde zwiſchen Moſes und Elias emporſchwebend, majeſtätiſch, in eigener Begeiſterung die Seligkeit der liebevollen Einigung mit Gott ausſtrahlend, — das letzte Meiſterwerk, das am Todtenbette Rafaels ſtand.

*) In dem Bilderatlas zum Converſationslexikon von Brockhaus habe ich (Plaſtik und Malerei Blatt 21) die hier beſprochenen Compoſitionen in einem Stiche von Merz nebeneinander ſtellen laſſen und erläutert.

Dürer zeichnete seinen leidenden Christus nicht blos auf den vielen Scenen der Passion, er setzte ihn auch als Titelbild dornengekrönt auf einen Stein, schmerzdurchdrungen, fortleidend in einer Welt, die ihn verleugnet, sich nicht erlösen läßt, seinem Vorgange nicht nachfolgt, das göttliche Ebenbild durch die Ueberwindung der Selbstsucht in thätiger Liebe immer nicht herstellt. Er bildete in Federzeichnung, Kupferstich und Holzschnitt das Haupt voll Blut und Wunden, das dornengekrönte, und zwar zuletzt von solcher Mächtigkeit, daß ich ihm nur die Zeusbüste von Otricoli an die Seite setzen kann, in welcher auf der Grundlage des von Phidias geschaffenen Idealtypus ein späterer Plastiker die Anlage des Schreckengewaltigen noch stärker betont, aber durch den Ausdruck des gnädigen Lächelns gemildert, und durch die Lösung dieser Gegensätze wie in einem Accord sichtbar gemacht, daß die höchste Macht zugleich die höchste Güte ist. Wir glauben bei dem Blick auf die Büste und auf den Holzschnitt zu erkennen, daß das Christusideal aus antiken Götterbildern sich entwickelt hat; aber statt der sinnlichen Schönheit waltet bei Dürern die geistige vor. Die Stirn ist schmerzlich durchfurcht, die Haut unter den Brauen abwärts tief gesenkt, der Mund wie zur Wehklage geöffnet, aber in all diesem Ausdruck des Leides steht der Held vor uns, der es überwindet, stark genug, um Schmerz und Tod zu tragen und sich und uns über sie zu erheben; solche Ruhe, solche Unerschütterlichkeit des innern Wesens liegt der Gemüthsbewegung zu Grunde. Etwas Aehnliches hat Bach in der Passionsmusik durch die Kunst der Töne dargestellt.

Dürer bekennt sich selbst zur Wahrheit der Natur, zu einer Kunstansicht realistischer Art. „Gehe nicht von der Natur in Deinem Bedünken, daß Du wollest meinen, das Bessere Dir selbst zu finden; denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie. Kein Mensch kann aus eignem Sinn ein besseres Bild machen, als es Gott seiner erschaffenen Natur zu wirken Kraft gegeben hat, es sei denn daß er durch viel Nachbilden sein Gemüth erst vollgefaßt habe; das ist dann nicht mehr Eignes genannt, sondern überkommene und gelernte Kunst geworden, die sich besamet, erwächst und ihres Geschlechtes Frucht bringt. Daraus wird der versammelte heimliche Schatz des Herzens offenbar durch das Werk und die neue Creatur, die einer in seinem Herzen schafft in der Gestalt eines Dinges". Dagegen bekennen sich die Italiener zum formschöpferischen Idealismus. Michel Angelo nennt in seinen Sonetten die Schönheit den Stern, der ihm zu seinem Beruf ins Leben geleuchtet, und erklärt es für thöricht, sie in das Sinnliche zu setzen, da sie dem Geist die Schwinge zum Göttlichen verleihe, so schaue er das Ewige im Irdischen und erhebe sich zur Urgestalt der Dinge; die gilt es nachzubilden. Innerhalb desselben Platonismus schreibt Rafael in seiner naiven Weise an den Grafen Castiglio: „Da schöne Weiber und gute Beurtheiler selten sind, bediene ich mich einer gewissen Idee, die mir vorschwebt; ob diese einigen Kunstwerth in sich hat, weiß ich

nicht, aber ich bemühe mich darum". Wie indeß die Italiener durch fortwährendes Naturstudium ihre innern Anschauungen lebensfähig und lebenswirklich machten, das Ideal individualisirten, so erhöhten Dürer und Holbein das Individuelle in sein Ideal; indem die Fülle der äußeren Anschauungen in ihrem Gemüth versammelt, geeinigt und vom sittlichen Geiste beseelt ward.

Als eine unmittelbare göttliche Eingebung steht Rafaels sixtinische Madonna vor uns; der Vorhang des Allerheiligsten ist aufgethan und wir sehen ein ganz ideales Gemälde, erfreuend und erhebend zugleich:

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick!

Das Verhältniß der Menschheit zu Gott, dieser allgemeine Gedanke, hat sinnliche Gegenwart gewonnen. Wie Dantes Beatrice als die in Gott eingegangene Seele dessen Gnade und Wahrheit dem Dichter offenbart, so ist Maria das Ideal der Seele selber, verklärt durch das Göttliche, das sie rein in sich aufgenommen, das sie hier in Gestalt des Christusknaben auf dem Arme trägt. Und dieser ist nicht das spielend heitre Kind, sondern voll gedankentiefen Ernstes und mit einer Machtvollkommenheit ausgestattet, die in ihm den Weltrichter und Weltüberwinder ahnen läßt. Das ist die Kindlichkeit des gereiften Geistes, zu welcher wir durch die Wiedergeburt gelangen sollen, um in das Gottesreich einzugehen; dem Ideal des verklärten Christus hat hier Rafael das des kindlichen an die Seite gestellt, unnachahmlich, wunderbar. In Sixtus sehen wir den Mann, der nach allem Denken und Ringen das letzte Wort des Welträthsels doch nur in Gott finden und in vertrauensvoller Hingabe des Herzens es sich erringen kann, während Barbara das jungfräuliche Gemüth darstellt, welches die Wahrheit gläubig hinnimmt und dadurch sich beglückt fühlt, die Engelknaben aber die Kindesunschuld veranschaulichen, die noch ungetrübte Natur im Einklang mit dem Guten. So ist das Ganze ein Bild von der Weihe des Lebens durch die Religion, durch Christus, in welchem sie persönlich geworden und wir die Kindschaft gewonnen haben. Jede Gestalt ist in ihrer Individualität für sich schön, und doch sind alle dem Rhythmus der Linien eingegliedert, welcher eine höhere Ordnung der Dinge bezeichnet, alle Einzelnen als ein untrennbares Ganzes erscheinen läßt, in welchem ein Ton den andern fordert, steigert, zur Harmonie mit allen verschmilzt. Ganz organisch erwächst das Bild, wie über Knospen zwei Blätter emporsprießen und zwischen ihnen die Blüthe aufstrahlt.

Gemahnt uns Rafaels Werk wie eine freie Dichtung, die künstlerische Versinnlichung einer Idee, und bewundern wir die schwungvoll leichten Züge in der Pinselführung seiner Meisterhand, so bestaunen wir nicht minder auf dem bekannten Gemälde von Holbein die Treue, mit welcher dieser sich an die Wirklichkeit anschließt und zunächst das Aeußere der Erscheinung mit dem eingehendsten Naturstudium und dem emsigsten Fleiß nachbildet; von

der Krone Marias bis zum Teppich zu ihren Füßen sind Gold, Edelsteine, Perlen, die Zeichnung der Leinwandstickerei und das wollene Gewebe mit größter Bestimmtheit und doch so behandelt, daß dieses Beiwerk sich nicht selbstgefällig vordrängt; es ist da wie in der Natur, wo wir es finden, wenn wir die Aufmerksamkeit darauf richten, vom Menschen auf das Kleid, vom Ganzen auf das Besondere hinblicken, dem es sich bescheiden unterordnet. Für Holbein war ferner das Porträt, war die Familie des Baseler Bürgermeisters Mayer zum Hasen der Ausgangspunkt, statt der Engel waren dessen Kinder, statt der Barbara seine beiden Frauen, die verstorbene und die lebende, sammt der Tochter in der schwerfälligen Kirchgangstracht ihres Ortes und ihrer Zeit, statt Sixtus der Gatte und Vater selbst gegeben; ihre Züge mußte er treu festhalten; was er als Künstler thun konnte, bestand darin, daß er die Familie zu zwei contrastirend einander entsprechenden Gruppen der männlichen und weiblichen Gestalten ordnete und in ihrer Mitte die Maria mit dem Kinde erscheinen ließ. Ein edles deutsches Frauenbild wird er wohl hier „aus dem heimlich gesammelten Schatze seines Herzens hervorgeholt", dessen Züge beibehalten, die Individualität zu einem Ideal blonder germanischer Weiblichkeit erhöht haben. So erscheint sie auf dem Dresdener Exemplar, auf dem Darmstädter sind die Züge strenger, die Augenbrauen dunkler, die Nase größer, aber ihr Gesicht wie das des Kindes und des Bürgermeisters ist übermalt, und so wissen wir nicht, ob der frischere, lächelnde Ausdruck des Knäbleins auf ihrem Arm nicht einzig auf Rechnung der Restauration kommt, und es bleibt mit den schmächtigen Formen und der leidenden Miene desselben auf dem Dresdener Bilde immer noch das Problem bestehen, ob Holbein wirklich ein unpassendes Kindermodell zu dem Jesusknaben genommen und knechtisch treu copirt, oder ob er mit berechtigtem Realismus das kranke Kind des Bürgermeisters der Maria in den Arm und ans Herz gelegt, sei es, daß sie das sterbende zu sich genommen, sei es, daß sie ihm Genesung verliehen und wir dann vielleicht dasselbe Kind in gesunder Fülle heranwachsend zu ihren Füßen erblicken. Auf dem Darmstädter Gemälde sind zweifellos die Familienbildnisse sammt dem Beiwerk vorzüglicher, und die Originalität ist auch dadurch bezeugt, daß man noch gewahrt, wie anfänglich das Haar des knieenden Mädchens so niederhing, wie eine erhaltene Zeichnung Holbeins es zeigt, dann aber aufgebunden und mit einer Krone geschmückt ward; die Züge sind auf dem Dresdener Bild derselben Zeichnung viel ähnlicher, indeß die genaue Besichtigung des Darmstädter Exemplars läßt auch hier eine das Profil verschönernde Uebermalung erkennen. Bekanntlich ist die Architektur auf dem Dresdener Bilde geschmackvoll erhöht und das Ganze schlanker gehalten, so daß das ursprüngliche neben ihm etwas gedrückt erscheint, dafür aber das Haupt Marias besser in der es umgebenden Muschelnische die Mitte füllt. Fest steht die Originalität des Darmstädter Bildes, aber auch seine theilweise Uebermalung, welcher gegenüber die Dresdener Wiederholung das Ursprüngliche erkennen läßt; fest steht die vorzüglichere

Durchführung der unteren Partien auf dem ersten, die holdere Anmuth Marias auf dem zweiten Werke. Hat Holbein selber beim späteren Aufenthalt in Basel das Ganze neu aufgezeichnet, die Madonna ausgeführt, die Bildnisse des Beiwerks tüchtigen Schülern überlassen? Sollte vielleicht das inzwischen verheirathete Mädchen eine Copie des herrlichen Familienbildes als beste Ausstattung mit in's eigene Haus nehmen? Denn ein Familienbild edelster Art haben wir im Meisterwerke Holbeins. Er führt uns nicht wie Rafaels Schöpfung in den Himmel der Idee, er bleibt mit uns auf der Erde, aber er knüpft das Zeitliche an das Ewige, er bringt uns das Göttliche menschlich nah, er läßt es in das deutsche Haus eintreten und die Familie sich zum Heiligthume weihen. Was ihm an idealer Schönheit abgeht, das ersetzt er durch Naturtreue und durch die Innigkeit der Empfindung, die uns namentlich auch dadurch so anheimelnd anspricht, daß das Kind sein Köpfchen auf die Brust der Mutter legt, während sie ihre Wange zu ihm niederneigt. Wir haben keinen Anhaltspunkt, daß Rafael und Holbein so oder so aufeinander eingewirkt, aber die freie Symmetrie im pyramidalen Aufbau des deutschen Werkes und die Zeichnung der Architektur zeigt uns den Einfluß italienischer Renaissance. Solcher brachten die deutschen Meister der Reformationszeit ihre Eigenart nicht zum Opfer, allein das Studium derselben führte sie zu jener einfachen Größe, zu jenem schwungvollen Wurf statt der älteren knittrigen Falten, wie wir Beides an Dürers Aposteln bewundern, die sich Michel Angelos Propheten zur Seite stellen. Holbeins Entwürfe für's Kunsthandwerk, die Ornamentzeichnungen von Dürers Schülern, namentlich von Aldegrever verwerthen die italienischen Renaissanceformen mit dem deutschen Sinn für das ausdrucksvoll Charakteristische phantasievoll und mit naturalistischer Frische, so daß sie auch hier eigenthümlich Erfreuliches schaffen.

Dagegen wanderten nun im 16. Jahrhundert die Niederländer nach Italien, um zu lernen, und legten die allerdings überlebte Darstellungsweise der älteren Schule ab, ohne indeß an Geist und Schönheit mit den Vorbildern wetteifern zu können. Bei den Mabuse, Schoreel, Franz Floris, Otto van Veen gewahrt man nur zu sehr, wie ihre Formen nicht aus der Natur des Stoffes und der eigenen Empfindung erwachsen, nicht das selbstgesetzte Maß eigner innerer Bildungskraft sind, sondern als eine wohlgefällige Schablone gehandhabt und äußerlich übertragen werden. Dann aber kam der Genius von Rubens, hielt sich wieder an die Natur und gab mit feuriger Seele der Fülle des drangvoll, dramatisch bewegten Lebens einen echt malerischen Ausdruck. Aber wenn die Anschauung der Wirklichkeit in den Niederlanden ihn zum Derben und üppig Ueberschwellenden führt, so ist auf seinen herrlichsten Schöpfungeu unter dem Nachklang Italiens die nordische Kraft zu harmonischer Schönheit in Form und Farbe gemäßigt, wie bei der Kreuzabnahme und dem Ildefonso-Altar. Während in Italien die Eklektiker und die Naturalisten einander befehdeten, weil den Einen der frische Blick in die Wirklichkeit, den

Andern die künstlerische Auffassung und der Adel der Schönheit fehlte, erhob sich Rubens über Beide, weil er das Gute und Rechte vereinte, was sie getrennt besaßen. Seiner Spur folgte van Dyck. Beide waren realistischer, weltlicher als die großen Maler der italienischen Renaissance, sie erweiterten das Stoffgebiet der Geschichte, des Genres, der Thier- und Landschaftsmalerei.

Als unsere deutsche Kunst nach zweihundertjährigem Verfall sich wieder aufrichten wollte, da waren es neben den antiken Marmorwerken die italienischen Gemälde in der Dresdener Gallerie, die den armen Schustersohn der nordischen Stadt Stendal zum Priester der Schönheit weihten; Winckelmann ward in Rom der Führer Europas zum Griechenthum und zu seiner Plastik. Carstens erwuchs durch sie wie durch Michel Angelo und Rafael in Rom zum Reformator deutscher Kunst. Goethe ging über die Alpen, um für seine Iphigenia, seinen Tasso die classische vollendete Form zu finden, die dann auch die deutschen Stoffe in Faust, in Hermann und Dorothea sich anbildeten. Als Cornelius selber wie ein junger germanischer Recke in seinen ersten Zeichnungen zum Faust, zu den Nibelungen mit Dürer'scher Kraft wetteiferte, aber auch Schroffheiten und Uebertreibungen nicht vermied, da schrieb ihm Goethe: „Indem Sie Ihren Wahrheitssinn immer gewähren lassen, so üben Sie zugleich an den vollkommensten Dingen der alten und neuen Kunst den Sinn für Großheit und Schönheit, für welche die trefflichsten Anlagen sich in ihren gegenwärtigen Zeichnungen schon deutlich zeigen". Und Cornelius folgte dem Rath; seine Darstellung der griechischen Götter- und Heldensagen in der Glyptothek beweist, wie er Rafaels vaticanische Wandgemälde in sein deutsches Herz aufgenommen, seine apokalyptischen Reiter bekunden, wie ihn die Anschauung Michel Angelos über den Entwurf des jugendlichen Dürer hinaus zur überwältigenden Erhabenheit geführt; mit deutschem Wahrheitssinn hat er nach der Großheit und formalen Schönheit der Antike und Italiens getrachtet. Gedenken wir des ästhetischen Sinnes der vornehmlich auf Anschauung gestellten Griechen, wie sie den Menschen nicht gleich uns und den Indiern (manushar von: man denke) als den Denker, sondern als den Aufgerichteten, das Antlitz nach oben Wendenden (ἄνθρωπος) bezeichneten und in den Eleusinischen Mysterien sich durch den Anblick von Naturſymbolen und den Eindruck eines wohlgeordneten Kunstganzen die beseligende Gewißheit des ewigen seligen Lebens gewannen; — gedenken wir, wie die Römer durch die klare scharfe Bestimmtheit der Rechtsnormen sowohl im Verkehr wie in der richtigen Schätzung der Dinge classisch geworden sind, und sehen wir in den Italienern die Nachkommen und Erben der antiken Cultur, während die Germanen das Weltalter des Gemüths in der Menschheit zur Geltung brachten und durch Tiefe des Empfindens und Denkens zunächst in der eigenen Innerlichkeit leben: so wird uns offenbar, wie von dem Unvergänglichen, das uns nach Goethe's Ausspruch die Gunst der Muse gewährt, der Gehalt im Busen mehr deutsch, die Form im Geiste mehr italienisch ist, daß

aber durch ein Zusammenwirken beider Elemente das Schöne verwirklicht wird.

Freuen wir uns, daß Italien und Deutschland aufgehört haben, geographische Begriffe zu sein, daß wir uns bundesstaatlich geeinigt, daß unsere Siege den Weg zur Vollendung des Nationalstaats in Italien gebahnt haben! Uns bleibt die gemeinsame Arbeit der geistigen Befreiung, der sittlich humanen Bildung, wie die Behauptung und fortschreitende Ausgestaltung der politischen Organisation. Möge sich diese Arbeit in gegenseitiger freundschaftlicher Handreichung vollziehen, und wir dürfen auf dem so gewonnenen Boden in freudig wetteifernder Wechselwirkung auch auf neue Blüthen der Schönheit hoffen.

Der amerikaniſche Socialismus und Communismus.

Von

Lorenz von Stein.

— Wien. —

Während Europa ſeit faſt hundert Jahren bald mit ernſten Forſchungen, bald mit Sorgen oder Klage über das, was wir die ſociale Frage nennen, die Geiſter erfüllt, hat ſeit der Hälfte dieſer Zeit, faſt genau ſeit fünfzig Jahren, Amerika dieſe Frage in ſein Leben wirthſchaftlich wie rechtlich aufgenommen. Während in Europa jeder Schritt derſelben mit Streit und Zank, ja mit Blut geſättigt iſt, hat Amerika in voller Unbefangenheit den Communismus und Socialismus fünf Jahrzehnte hindurch gewähren laſſen. Während Europa vergeblich verſucht hat, die Gefahr, welche es in jenen Theorien ahnt, zu bekämpfen, hat Amerika der praktiſchen Verwirklichung deſſelben, kühl bis ans Herz hinan, zugeſchaut, ihr Entſtehen ſogar zum Theil gefördert, und von ihrem ſucceſſiven Untergang keine Notiz genommen. So wenig Notiz genommen, daß die geſammte ſocialiſtiſche Literatur und ſelbſt die ehrlichen Socialiſten ſeit jener ganzen Zeit, dieſer ihnen doch ſo nahe ſtehenden Erſcheinung nicht mit einem einzigen Worte erwähnt haben. Auch wir würden die letzteren kaum hier unſeren Leſern vorführen, wenn die wachſende äußere und innere Verbindung Amerikas mit ſeiner alten Heimath, der geiſtigen und wirthſchaftlichen Entwickelung Europas es nicht werthvoll erſcheinen ließe, in den Kreis der ſocialen Lehren und Redensarten einmal eine Reihe ganz eminenter ſocialer Verſuche und Thatſachen hinein zu führen. Es lohnt ſich in unſerer Zeit ſchon der Mühe, der ſocialen Bewegung Europas der endloſen Frage nach Weſen und Werth des Socialismus die Antwort entgegenzuhalten, welche das freie und reiche Amerika auf dieſelbe gegeben hat. Sie lautet mit mehr als hundert, durch keine Geſetzgebung oder Polizei beirrten Verſuchen dahin, daß jede auf communiſtiſchen und ſocialiſtiſchen Principien errichtete Gemeinſchaft geradezu lebensunfähig iſt.

Das ist das Resultat der kurzen Geschichte, welche wir nach den besten Quellen unseren Lesern in den folgenden Blättern vorlegen. Und das ist auch der Grund, weshalb die gesammte europäisch sociale und socialdemokratische Literatur grundsätzlich niemals auch nur mit einem Worte des vollkommen freien, fünfzig Jahre hindurch immer auf's Neue versuchten, jetzt so gut als gänzlich verschwundenen amerikanischen Socialismus zu erwähnen den Muth oder die Wahrhaftigkeit hatte.

Wenn aber unsere Darstellung die Vertreter jener Theorien dazu bringen sollte, nunmehr sich über jene doch so maßgebenden Erscheinungen zu äußern, so dürfen wir schon hier die Antwort bezeichnen, die sie nach menschlicher Berechnung zunächst geben werden.

Sie werden sagen, dieser amerikanische Communismus und Socialismus sei kein wahrer Socialismus und Communismus.

Sie werden indessen das nicht dadurch behaupten können, daß sie sagen, man habe es dort nicht richtig angefangen. Denn sie werden umsonst den Thatsachen gegenüber leugnen wollen, daß alle nur denkbaren Formen communistischer und socialistischer Gesellschaften dort unter dem Schutze absoluter Freiheit und des allgemeinsten Stimmrechts, das die Welt kennt, versucht und dennoch untergegangen sind.

Sie werden ferner dies auch dadurch nicht behaupten können, daß sie sagen, der amerikanische Communismus und Socialismus habe nicht alle Principien des europäischen vertreten. Denn alle diese Principien, die Lehre von der Aufhebung des Eigenthums, die Lehre von der vollen Erwerbsgemeinschaft, die Lehre von der Ehelosigkeit, die Lehre von der Kindergemeinschaft, die Lehre von der Güterlosigkeit nach den Glaubensartikeln der Bibel, ja die Lehre von der absoluten Glaubenslosigkeit — sie sind alle dagewesen, sie sind noch alle da, und kein Mensch hindert den Communisten daran, wieder sie zu predigen wo und wie er will, noch auch sie praktisch in's Werk zu setzen.

Nur Eines ist allerdings nicht da — das ist das Princip der Aufhetzung der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden, und der rohe Gedanke, mit den Waffen in der Hand die Principien der Eigenthumslosigkeit und den Besitz des Eigenthums einfach zu negiren.

Wird aber ein europäischer ehrlicher Communist wagen, den socialen Krieg als solchen zum Lebensprincip des europäischen Communismus zu erklären und zu behaupten, daß alles das kein wahrer Socialismus sei, was nicht zur Flinte oder zum Petroleum greift?

Ich glaube, unsere Socialdemokraten würden eine solche Zumuthung zum hundertsten Male mit Entrüstung abweisen.

Aber gesetzt, sie nehmen es dennoch — in extremis — an, und gesetzt sie siegten, was dann? Dann müßten sie ja eben nach einem solchen Siege genau dasselbe thun, was der amerikanische Socialismus und Communismus ohne allen Krieg und Sieg wirklich fünfzig Jahre hindurch gethan

hat. Sie müßten eben eigenthums- und eheloſe Gemeinſchaften errichten, ſeien es freie Klöſter, ſeien es Phalanſtere, ſeien es communiſtiſche Familienhäuſer, ſeien es ſocialiſtiſche Penſionate. Und als dann müßten ſie eingeſtehen, daß ſie etwas wollen, was ſich bei einem abſolut freien Volke als abſolut nicht lebensfähig erwieſen hat.

Wir glauben, daß der amerikaniſche Socialismus der ganzen ſocialen Bewegung gerade dadurch, daß er keinen einzigen eigenen Gedanken gehabt, aber auch keine einzige Beſchränkung erfahren hat, einen unſchätzbaren Dienſt erweiſt. Er wird den europäiſchen Socialdemokraten mit unerbittlicher Gewalt zwingen, endlich einmal, ſtatt nur immer zu reden von dem was er nicht will, klar und wahr zu ſagen, was er eigentlich wirklich will. Und wenn derſelbe den Muth und den Verſtand hat, das zu ſagen — Aufhebung des Eigenthums, der Ehe, der Einzelarbeit, anderes, ſo wird Amerika darauf antworten, daß das alles unpraktiſche Illuſionen ſind.

Wir haben in dieſem Sinne Amerika für ſeine ſocialiſtiſche Arbeit offenen Dank zu ſagen.

Aber trotz alledem werden wir nicht bei dem ſtehen bleiben, was wir dort gelernt haben.

Denn trotz alledem giebt es eine ſociale Frage, und wird ſie ewig geben. Sie wird erſt dann, wenn alle jene Geſpenſter von Gütergemeinſchaft und Eheloſigkeit verſchwunden ſind, in dem lichten Lenze des freien wirklichen Lebens ihre wahre, tiefe Geſtalt zeigen.

Erſt wenn die ſociale Frage ſich ſelbſt thörichter Weiſe nicht mehr zum Gegenſtand der Polizei gemacht, wird ſie auf ihrem wahren Gebiete anlangen. Sie wird die Verſchiedenheit der Menſchen als ein organiſches Princip, das Eigenthum als die Grundlage der Individualität, die Ehe als eine Nothwendigkeit der ſittlichen, die Arbeit als eine Nothwendigkeit der wirthſchaftlichen, und das Kapital als eine unabweisbare Conſequenz der individuellen Freiheit und ihrer Bethätigung anerkennen. Und dann erſt wird ſie ihr Gebiet eröffnen, und wird das hohe ſociale Princip in den ſittlichen und ſelbſt wirthſchaftlichen Pflichten des Kapitals gegen den Nichtbeſitz, und der höheren Klaſſe gegen die niedere zu ſuchen verſtehen, und die wahre Geſchichte der Geſittung nicht in der Gleichheit und damit in der Aufhebung der Klaſſen, ſondern in der freien, durch die Kraft des Individuums und die Hülfe der Beſitzenden gegebenen Klaſſenbewegung erkennen.

Ich glaube, wir ſtehen vor dieſer Epoche. Der alte Communismus und Socialismus hat ſeine große negative Function in der Geſchichte Europa's vollbracht. Die wahre Idee der Geſellſchaft — nein, ſagen wir die wahre Aufgabe und Arbeit der Geſellſchaft, von Klugheit und Liebe zugleich getragen, wird als Inhalt des zwanzigſten dem Inhalte des neunzehnten Jahrhunderts folgen.

Einen, und nicht unweſentlichen Schritt dafür haben wir Amerika zu danken.

I. Amerika und Europa in den Grundlagen der socialen Frage.

Wenn die Segel schwellen und das Schiff die Güter und die Menschen über das weite Meer trägt, ist es wahr, daß der Kiel bloß Menschen und Gut hinüberbringt in die Fremde? Wenn der Auswanderer das Ufer des fernen Welttheiles betritt, welche von seinen tausend Hoffnungen, welche von den tausend Gedanken der Heimath steigen mit ihm an den fremden Strand, als die nie ermüdeten Begleiter seines ganzen mühevollen Lebens, ob diesseits oder jenseits des Oceans?

Wir denken, es sind die Gedanken, welche sich mit seinen Hoffnungen beschäftigten; hier und dort. Denn das, was ihn fortgetrieben, wird ihn da nicht verlassen, wohin es ihn getrieben hat. Die Ursache wird auch in seinem Geiste ihre Wirkung so gewiß zu erzeugen verstehen, wie in den natürlichen Dingen.

Und was waren die Hoffnungen um derentwillen er ging, und die Gedanken, mit denen er ging? Wir denken es war die Hoffnung auf den Erwerb eines Besitzes durch freie Arbeit; und neben ihr das Sinnen darüber, weshalb denn in der alten Heimath aus der Arbeit dieser Besitz, dies ewig erstrebte, zum selbständigen Object, ja zur selbständigen Gewalt werdende Ergebniß seines irdischen Lebens, nicht hat entstehen wollen.

So wandert mit den Gütern und mit den Menschen die gewaltige Frage nach Besitz und Erwerb über die Oceane. Dort beginnt sie allerdings ein neues Leben; aber sie geht in demselben nicht unter. Sie erhält sich in ihrer Keimkraft; wenn die Factoren, die sie einst erzeugt haben, aufs Neue an sie herantreten, wird sie wieder erwachen. Aber wird sie, die alte unter den neuen Dingen, dort dieselbe sein?

Amerika hat noch keine Zeit gehabt, ein Ursprüngliches, Originelles zu erzeugen. Denn das Ursprüngliche entsteht erst da, wo das Gewöhnliche mit seinen Lebensgesetzen den Raum des Daseins vollständig ausfüllt. Der Amerikaner ist viel älter als er glaubt; denn nicht er, sondern Amerika mit seinen fast ungemessenen Kräften modificirt, was Europa von seinem Ueberfluß hergiebt. Nicht der Geist des Menschen, sondern zunächst das Land, in das er hineintritt, wirkt hier in seiner Weise gestaltend und belebend. Dieses Land aber ist dort noch unbegränzt. Die Unbegränztheit des Raumes aber wird in der Hand des arbeitenden Menschen zu seiner Freiheit. Frei ist Amerika, und diese Freiheit eigentlich war es, die der Auswanderer suchte; ihre Fülle ward zur Erfüllung seiner Hoffnungen, ihre Verwerthung zum Inhalt seiner Gedanken; jene Unbegränztheit in Grund und Boden, in individueller Arbeit, in gesellschaftlicher Ordnung, in Wollen und Thun war es, die ihm die Lösung der Frage bringen sollte um derentwillen er seine Heimath verlassen, die Frage nach dem Erwerbe und dem Besitze, die Frage, die wir in ihrem weitesten Sinne die sociale Frage nennen.

Man braucht nicht die Grundlagen der Lehre Darwins anzunehmen,

um den hohen Werth der einzelnen Sätze, mit denen er dieselben zu beweisen strebt, anzuerkennen und zu benutzen. Er sagt, und mit ihm seine nach einem System drängenden Anhänger, daß die Arten des nämlichen Wesens sich aus einer gleichen Einheit durch das, was sie umgiebt und womit sie kämpfen müssen, in der Weise entwickele, daß jede Besonderheit des letzteren eine Besonderheit des ersteren als Art oder Gattung erzeugt. Wenn für ihn Gott die Welt erschaffen haben mag, so hat diese Welt sich durch sich selber mit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit erfüllt. Wir sagen, daß das möglich sein mag; aber daneben ist es auch gewiß, daß nicht blos die physischen Organismen, sondern daß auch die großen geistigen Thatsachen unseres Gesammtlebens, in ihrem Keime immer und ewig gleich, sich durch die äußeren Factoren zu ewig neuen Gestaltungen entwickeln; und wie jene physischen Organismen die Welt mit dem Reichthum ihres Lebens erfüllen, so entfalten die großen, absolüten geistigen Thatsachen — nennen wir sie mit üblichem Namen die Begriffe — durch die Verschiedenheit der menschlichen Lebensverhältnisse ihre eigenen Besonderheiten, die dasselbe in anderer Form sind, dasselbe unter anderem Namen enthalten, dasselbe in anderen Gestaltungen leisten, dasselbe in anderen Verhältnissen anders erscheinen lassen. Nur daß jene bedingenden Elemente für geistige Thatsachen wesentlich andere sind, als für die organischen. Denn die geistigen Thatsachen werden nicht anders durch Erde und Meer, durch Luft und Nahrung, wie Sporen, Bakterien, Krebse oder was immer für Protoplasmen, sondern jenes, die Arten und Gattungen der geistigen Thatsachen und ihrer Organismen zur unendlichen Verschiedenheit und zum unendlichen Wechsel gestaltende Element ist das, was wir im weitesten Sinne die gesellschaftlichen Ordnungen nennen. Denn in diesem leben sie und kämpfen ihren Kampf ums Dasein mit Descendenz und Anpassung, nicht weniger hartnäckig, nicht weniger klug, nicht weniger beständig vergehend und neugebildet wie die Urzelle oder wie sonst noch nicht Entdecktes, dessen Erscheinung das Naturleben erfüllt. In der That, läßt sich auch nur eine Zeit denken, in der es nicht in irgend einer Form Haß, Liebe, Furcht, Ehre, Schmach, tausend andere solcher Kategorien gegeben hätte? Und doch, wann und wo waren sie je dieselben? Oder gab es nicht ewig eine Gemeinschaft, eine Verfassung, ein Eigenthum, ein Recht — und waren jemals diese Dinge in der Welt die gleichen? Werden sie je dasselbe bleiben können was sie einmal waren? Und wenn nicht — wodurch ist dies an sich Gleiche zum wirklich Verschiedenen geworden?

Es ist keineswegs unser Beruf, an dieser Stelle diese Frage genauer zu untersuchen. Aber das, glauben wir, wird man uns leicht zugeben, daß die große geistige Thatsache, vermöge deren jede Persönlichkeit nach Erwerb, und durch denselben nach dem Besitz und seiner Macht strebt, an sich ewig ist wie diese Persönlichkeit selber, und daß die an sich einfache Frage, was denn diesen Proceß stört und was ihn fördert, der letzte positiv faßbare Kern dessen ist, was wir die „sociale Frage“ nennen. Und ist dem so, so

sind, wie uns scheint, zwei Dinge klar. Erstlich, daß die sociale Frage niemals in der Wirklichkeit dieselbe gewesen ist und niemals dieselbe sein kann; zweitens aber, daß wir die Aufgabe haben, die Ursachen zu erkennen, durch welche sie ihre „Arten" vermöge ihrer Abstammung und Anpassung zu verschiedenen Formen entwickelt. Und wenn die erste Frage eine philosophische sein mag, so wird die zweite, wie wir denken, wohl eine wissenschaftliche heißen dürfen.

Wenn wir nun auf dieser Grundlage — daß sie nicht die einzige ist, wissen wir wohl, aber die nächstliegende und verständlichste dürfte sie sein — von der amerikanischen Gestaltung des Socialismus sprechen, so wird es sich dabei nicht um etwas für uns eigentlich neues handeln. Es darf aber auch nicht genügen, zu sagen, daß die Sache bloß wissenschaftlich oder theoretisch interessant ist. Vielmehr wird der socialen Frage kein anderes Schicksal bereitet sein als jeder anderen. Sie ist an sich theoretisch da, und zugleich eine thatsächliche; Europa hat ihr ihre Gestalt gegeben, Amerika hat sie von Europa empfangen; sie ist mit Mensch und Gut über den Ocean gegangen; sie hat in das amerikanische Leben tief eingegriffen und ist dort so wenig als hier abgeschlossen; aber Amerika ist in allen seinen Lebensverhältnissen doch nur eine Gestalt des europäischen Lebens; die sociale Frage, die wir Alle kennen, ihrem letzten Kerne nach immer dieselbe, erscheint in Amerika als eine andere; daß sie als eine andere dort erscheint, steht statistisch fest; das, was also für uns von wesentlicher Bedeutung ist, ist demnach die Frage, wodurch sie gegenüber der europäischen Gestalt ihre amerikanische empfangen hat. Und diese Frage ist keineswegs für sie gleichgültig.

Denn die Grundlage aller Verschiedenheit zwischen Europa und Amerika ist zuletzt doch eben nur das, was wir die aus der örtlichen, räumlichen Unbegränztheit hervorgehende Freiheit aller Individualität genannt haben. Und wenn es daher feststeht, daß der ganze amerikanische Socialismus keinen Gedanken enthält, den nicht schon Europa gehabt und ihm überliefert hätte, so erscheint das Wesen des amerikanischen Socialismus in der Beantwortung der Frage gegeben, welche Gestalt und Bewegung die sociale Frage auf dem Gebiete der höchsten individuellen Freiheit sowohl gegenüber dem Staate als der Gesellschaft, ja fast auch gegenüber dem Grundbesitz, der Arbeit und dem Kapital entwickelt.

Diese Frage aber ist, wenn man die Entwicklung der socialen Bewegung in Europa betrachtet, keineswegs von bloß theoretischem Werth. Denn — und das ist die wahre Bedeutung der Untersuchungen über den amerikanischen Socialismus — ein wahrlich nicht geringer Theil aller Behauptungen der europäischen Socialisten und Communisten beruht darauf, daß sie nicht müde werden zu wiederholen, ihre Prinzipien würden sofort zur vollen Herrschaft gelangen, wenn man ihnen die volle Freiheit der Lehre und die volle Freiheit des Versuches geben würde. Und allerdings, müßten sie daran

zweifeln, so würden sie selbst zugeben müssen, daß sie entweder Wunder oder Unmögliches behaupten.

Nun *hat* Europa ihnen diese Freiheit nicht gegeben und *kann* sie ihnen nicht geben. Es ist hier nicht der Ort das letztere zu untersuchen. So lange es daher nur in Europa Socialismus und Communismus gibt, so lange wird die einschneidendste Kritik jener socialistischen Erscheinungen, die ihre Abstractionen als das allein Berechtigte gelten lassen möchten, bei Allen, die sich mit diesem Gebiete, sei es als Partei, sei es als Wissenschaft, sei es endlich vom Standpunkt des praktischen Gesammtlebens beschäftigen, stets dem Satze gegenüber stehen, daß es leicht sei dasjenige zu verurtheilen, dem man das Recht versagt sich praktisch zu bewähren und auszuleben. Und es ist ein psychologisch bekanntes Gesetz, daß die Seele des Menschen den Glauben an Wahrheit und Erfolg um so fester hält, je bestimmter die Vertretung der erstern und der Versuch des letztern ihm durch äußerliche Gewalt, sei es die politische, sei es die gesellschaftliche oder wirthschaftliche, verweigert wird. Europa muß beide verweigern, und in Europa sucht man daher ziemlich umsonst nach rein theoretischer Bewältigung socialistischer oder communistischer Bekenntnisse. Das ist mehr als ein Uebelstand, das ist eine Gefahr, und Europa versucht vergebens, dieser Gefahr zu begegnen. Aber die Welt ist reich genug, um nicht auf Europa angewiesen zu sein. Was in Europa unthunlich ist, ist in Amerika leicht. Amerika ist frei und fühlt sich frei. Seine Freiheit hat die socialistischen und communistischen Gedanken ohne alles Widerstreben in sich aufgenommen, und ihnen von seinen ungemessenen Gebieten so viel zu Gebote gestellt, als sie fordern mochten. Mit dem Erscheinen des Socialismus in Amerika tritt daher die ganze sociale Frage, insofern sie die Umgestaltung der Menschheits-Ordnungen fordert, in eine neue Epoche hinein. Während Europa sich frägt, ob jener umwälzende Socialismus *wahr* und *berechtigt* sei, frägt Amerika nicht darnach, sondern es frägt, ob sie durch den freien Menschen selbst *möglich* werde. Und es ist selbst in unserer mit tausend Fragen beladenen Zeit wohl der Mühe werth, die Antwort genauer zu betrachten, welche das Leben Amerikas seit nunmehr fünfzig Jahren auf diese Frage gegeben hat.

Die Aufgabe der folgenden Zeilen ist es zunächst, die Thatsachen kurz darzulegen, welche diese Antwort enthält. Vielleicht gestatten aber unsere Leser zunächst den tieferen Grund zu berühren, weshalb die Idee der Freiheit der Idee des Socialismus keine andere Antwort geben konnte.

II. Sinn und Macht der socialen Frage.

Wenn man objectiv genug ist, so wird man, indem man die Stellung der socialistischen Lehren in Leben und Literatur seit den letzten vierzig Jahren betrachtet, eines anerkennen.

Mögen dieselben was immer für Theorien und Consequenzen haben und

gehabt haben, immer bleiben sie dasjenige Medium, vermöge dessen unsere Gesellschaft zu einer Frage gelangte, an welche vor zwei Menschenaltern noch Niemand gedacht hatte. In dieser Frage und ihrem Inhalt hat sich der arbeitende Geist unserer Zeit so weit Raum geschaffen, daß wir sie auf das Bestimmteste formuliren können. Sie lautet: was ist der Besitz, und für was bietet er in Wesen und Umfang die entscheidende Grundlage?

Wir sagen nun, der gesellschaftliche Besitz beginne da, wo das rechtliche Eigenthum anfängt seinen Einfluß auf die Ordnung und Vertheilung der beiden gesellschaftlichen Güter, der Ehre und der Macht auszuüben.

Um das zu können, muß der Besitz Eigenthum sein. Eigenthum sein heißt, der vollen und freien Entwicklung der Individualität die feste, von außen her unantastbare Grundlage bieten. Was mir das unmittelbare Gefühl sagt, das beweist mir der Gedanke. Die Selbständigkeit des Einzelnen, diese ewige Quelle der Verjüngung der kommenden und der Erhaltung der vorhandenen Weltordnung, ist unmöglich ohne Eigenthum. Grade darum weil, wenn ich rechtlich aus meinem Eigenthum mache was ich will, mein Eigenthum mit seiner individuellen Besonderheit wirthschaftlich und gesellschaftlich aus mir macht, was es selbst will. So wie ich das empfinde, beginne ich mit dieser Gewalt des Eigenthums über mich selbst zu kämpfen; ich will auch seiner Kraft gegenüber meine freie Selbsteigenheit erhalten und zur Geltung bringen, ich will mich selbst meinem eignen Eigenthum als Stempel aufdrücken; ich will sein was ich habe. Darum nimmt man mir einen Theil meiner selbst, wenn man mir einen Theil meines Eigenthums nimmt; darum gelte ich für Andere etwas, indem ich Eigenthum erwerbe. Es ist kein Zweifel, die große Function des Eigenthums besteht darin, daß es den wirthschaftlichen Körper meiner Selbständigkeit gegen Dritte und die Freiheit meiner eignen Entwicklung bildet.

Wenn ich dieser organischen Thatsache gegenüber einen Zustand denke, in welchem das Einzeleigenthum aufgehoben ist, so entfaltet sich ein wesentlich verschiedenes Bild. Die Natur ist unerbittlich; das Bedürfniß, das sie mir mitgiebt, erfordert Arbeit; sie hat dafür gesorgt, daß Eigenthumslosigkeit nicht Arbeitslosigkeit werde. Aber die Arbeit des Eigenthumslosen geschieht nicht für ihn, sondern für die Gemeinschaft. Die gemeinschaftliche Arbeit aber muß eine Einheit sein für alle Arbeitenden. In dieser Einheit kehrt die individuelle Kraft des Einzelnen aber nicht mehr als sein Erwerb zu ihm zurück und geht auch nicht als Verwerthung seines Eigenthums von ihm aus. Er wird mit dieser seiner Arbeit unabweisbar ein Diener des Gesammtbedürfnisses; er wird eingereiht in die Arbeit durch den Willen, der diese Arbeit lenkt; er wird am Morgen jedes Tages mit dem, was er will und thut ein „verschwindendes Moment“ an der arbeitenden Gemeinschaft, ohne am Abend des Tages in dem, was er mit seiner vollen selbsteignen Kraft geleistet, in dem eignen Erwerbe die Sphäre seiner Selbständigleit wieder zu finden. Aus einer eignen Persönlichkeit mit eignen

Lebenszweck ist er ein Mittel für den Gesammtzweck geworden; Wille und That gehören ihm nicht mehr, er muß der objectiven Ordnung gehorchen, wie ein Theil einer Maschine, die keine andere Verantwortlichkeit hat, als die, sich selbst zu ernähren. Die Eigenthumslosigkeit hat aus einem freien Mann einen unfreien gemacht.

Dagegen sagen wir, daß die große Arbeit aller Geschichte dahin gehe, eine freie Menschheit zu schaffen.

Ist dem so, wie ward es dann möglich, daß mitten in dieser Entwicklung zur Freiheit eine Auffassung entstehen konnte, welche das Eigenthum und sein Recht grundsätzlich negirte? Wie ward es bei freigeborenen Völkern möglich, daß Hunderte und Tausende den Gedanken fassen konnten, mit dem Princip der Erwerbslosigkeit der eignen Arbeit die Idee der selbständigen Persönlichkeit zu Grabe zu tragen?

Wir glauben, daß man dieser Frage ins Gesicht sehen muß, um das tiefere Wesen Desjenigen zu verstehen, was wir die sociale Frage zu nennen pflegen.

Die Antwort liegt auf den ersten Blick nahe.

Mein Eigenthum hat nicht blos Gewalt über mich, sondern auch über Andere. Mit ihm bin ich der Herr dessen, was diese von meinem Eigenthum bedürfen. Das Eigenthum, das mich frei macht, hat die Fähigkeit, Andere mir gegenüber unfrei zu machen.

Von jeher hat die organische Gewalt des Gesammtlebens den reflectirenden Gedanken ersetzt, und immer ist die Thatsache dem Verständniß ihrer Ursachen vorausgegangen. Auch das, was in jenem letzten Moment des Wesens des Eigenthums liegt, hat nicht darauf gewartet, bis man es philosophisch untersuchte. Es hat durch das eigne Gewicht seiner Schwere unter den Menschen gewirkt. Es ist durch seine Vertheilung zur Vertheilung der Gewalt und Macht unter den Menschen und damit zur Grundlage der Unfreiheit geworden. Wir kennen jetzt Alle das oberste Grundgesetz der Rechtsbildung; aus der reinen Idee des Rechts wird das positive Recht erzeugt durch die Vertheilung des Besitzes in Art nnd Maß. Der gesellschaftliche Besitz aber ist rechtlich das Eigenthum.

Dasselbe Eigenthum daher, das die Grundlage aller Freiheit und Selbständigkeit des Einen ist, kann somit zur Grundlage der Unfreiheit und Unselbständigkeit des Andern werden. Und die Geschichte lehrt uns, daß es das geworden.

Wenn nun neben jenem Gesetze der Rechtsbildung und der Herrschaft des Besitzes der Gedanke der Freiheit auftritt, was wird die Folge sein?

Er wird, wie es in seiner Natur, wie in der eines jeden Gedankens liegt, zuerst mit der Negation dessen beginnen, was ihm entgegensteht. Hat er diese Negation vollzogen, so wird er dann zur Anschauung desjenigen Zustandes übergehen, der sich ihm ergeben muß wenn jener negirte Factor seinerseits aufgehoben wird. Und es ist endlich natürlich, daß alsdann eine solche Anschauung, anfangs als individuelle entstanden, sich zu einem

systematischen Ganzen entwickelt, indem sie aus ihrem obersten Princip die einzelnen Consequenzen ableitet und dieselben über das ganze Leben ausbreitet. Das, was daraus entsteht, nennen wir dann wohl eine Theorie, die Darstellung derselben die Lehre, und die Gesammtheit Derer, welche dieser Theorie anhängen, die Schule. Das sind die Grundlagen für den Proceß, in dem jedesmal solche Erscheinungen sich entwickeln. Es ist gleichsam die Methode der Geschichte aller principiellen Auffassungen.

Denkt man sich nun diesen Proceß für einen Gedanken über Wesen und Wirkung des Einzeleigenthums, so pflegen wir innerhalb desselben und mit gutem Recht, den ersten von dem zweiten Theil zu scheiden. Den ersten Theil, denjenigen, dessen Inhalt nur noch die Negation des persönlichen Eigenthums ist, nennen wir dann den Communismus; den zweiten Theil, der den Zustand entwickelt, welcher sich nach der Aufhebung des persönlichen Eigenthums ergeben soll, nennen wir den Socialismus.

Es ergiebt sich daraus, daß es keinen Communismus ohne Socialismus, und keinen Socialismus ohne Communismus giebt. Nur kann es natürlich viele Menschen geben, deren Gedanke nicht über den einfachen Communismus hinaus geht, wie es Andere geben kann, welche es nicht wagen, den Communismus als die nothwendige Voraussetzung oder Folge des Socialismus zu erkennen. An der Sache ändert das nichts; aber es ist von Werth, dies zu wissen, da das Manches aufklärt und manche Redensarten überflüssig machen würde, wenn Jedermann jene organische und unauflösliche Verbindung von Communismus und Socialismus beständig klar vor Augen hätte.

Immer aber bleibt Eines gewiß. Wer immer mit Communismus oder Socialismus sich beschäftigt, muß wenigstens irgend etwas denken lernen. Lernt er denken, so ist es unvermeidlich, daß er mehr oder weniger klar sich zum Bewußtsein bringe, daß Beide mit der Aufhebung des Eigenthums und der individuellen Capitalsbildung dann doch zuletzt die ewige Grundlage der individuellen Freiheit zerstören. Das tiefe, unabweisbare Bedürfniß der letzteren lebt in ihm fort; es wird zum Gewissen seiner Principien wie seiner Lehren, der Widerspruch mit ihr wird zum Zweifel, und dieser Zweifel ist um so stärker, je mehr der Zweifelnde in der Lage ist, sein eigenes wirkliches Eigenthum jener Idee der Eigenthumslosigkeit zum Opfer zu bringen. Da nun aber fast Alle irgend etwas haben oder irgend etwas erwerben wollen, so wird aus der Thatsache des ewig sich erneuernden Eigenthums wieder die Negation jener Lehren und Principien, und es entstehen zwei neue Erscheinungen, die wir kennen. Der Communismus erscheint dem Besitzenden als eine Gefahr, der Socialismus als das, was wir eine Utopie nennen. Beide aber werden, da die gesellschaftliche Ordnung eben stets und allenthalben auf der Vertheilung des Eigenthums beruht, zu Gegnern der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, und von derselben naturgemäß mit allen Mitteln bekämpft, welche die zum persönlichen Staate gewordene Gesellschaft in Händen hat. Dieser Kampf ist anfänglich ein friedlicher und bildet dann

die sociale Bewegung, deren Ziel stets die Erreichung der Staatsgewalt durch die Eigenthumslosen ist; wo er ein gewaltsamer wird, entsteht der sociale Krieg, der Bürgerkrieg. Die Weltgeschichte ist voll von Bürgerkriegen. Das Ende jedes Bürgerkrieges ist ewig der Sieg der Besitzenden über die Nichtbesitzenden. Auf diesem Gebiete giebt es im Wesen der Dinge kaum etwas Neues zu lernen.

Das Alles nun ist ein Widerspruch mit der höheren Natur der Persönlichkeit. Und dennoch war er da. Er war aber nicht bloß da wie ein Verbrechen da ist. Er war da als Theil des innersten Lebens der Völker. Er hat nicht blos seine Schulen, sondern auch seine innigsten Ueberzeugungen, nicht blos seine Principien, sondern auch seine Begeisterung, nicht blos seine Anhänger, sondern auch seine Märtyrer gehabt. Wie ward das möglich?

Die Geschichte enthält ein Wunder, das man nur zum Theil erklären kann. Wenn sie etwas vollbringen will, was einer That zu bedürfen scheint, so versteht sie, Theorien, Begeisterung und Menschen für ihre Zwecke zu gebrauchen. Sie ist fast immer hart gegen die, deren sie sich bedient; wen sie gebraucht hat, den wirft sie kalt bei Seite. Dennoch findet sie stets Menschen, die ihr mit ihrem ganzen Leben dienen und für sie sterben, wenn es sein muß. Die allgewaltige Macht aber, mit der sie ihre Diener aufruft und ihnen Waffen in ihre Hände giebt, geistige und weltliche, ist das Ideal. Die Geschichte erzeugt sich beständig Idealisten, weil sie zu allen Zeiten der Ideale bedarf; aber ihre nicht thätigen Ideale sind ihr öffentliches Geheimniß, ihre Waffenkammer für ihre großen Kämpfe, still wirkend im Frieden der Rechtsbildung, furchtbar, wenn dieser Friede gebrochen wird. Nie hat sie sich dabei um ihren Sklaven, den Idealisten, gekümmert. Ist der Augenblick seiner That noch nicht gekommen, so läßt sie ihn verspotten, kommt er, so vollzieht er seine Aufgabe und geht unter. Aber nie hat es ihr an solchen Werkzeugen ihrer größten Entwicklung gemangelt. Denn sie weiß jene große Empfindung hervorzubringen im Herzen des Menschen, die alle andern unwiderstehlich überwältigt; das ist das Gefühl, gelebt zu haben wenn man für ein Ideal lebte.

Nun haben wir gesagt, daß das Eigenthum die Macht habe unfrei zu machen, wie es die hat, frei zu machen. Das Eigenthum aber ist unverletzlich; es schafft aus seiner innersten Heiligkeit sein äußerliches Recht, mit seinem Recht die Heiligkeit seiner Consequenzen; diese aber können zur Unfreiheit führen; und so wird die Unfreiheit zum Recht. Aber der Freiheit bedürfen wir Alle. Auch sie fordert ihr Recht. Ihr erstes Recht aber ist das Recht auf die erste Grundlage der Freiheit, das Recht des Eigenthums. Jetzt ist die Freiheit mit der Freiheit, das Recht mit dem Recht, das Eigenthum mit dem Eigenthum in Widerspruch. Wo ist die Lösung?

Es ist das Wesen und die Wirkung des Idealen, das sie bringt. Wo das Denken vor seinen Consequenzen still steht, muß ein anderes den

Menschen ergreifen, damit er sich genüge. Dann wirft er den Gedanken mit seiner Mühe bei Seite, und das Ideale, das Ursprüngliche tritt an seine Stelle. Ueberzeugungen können aufrecht halten, nur die Ideale können hinreißen. Und wo das Recht des an sich freien Eigenthums zum positiven Recht der Unfreiheit geworden ist, da bricht die Idee der Freiheit hervor und wirft sich im Namen des Ideals desselben mit unbewußter Logik zuerst der Negation des Eigenthums in die Arme.

Darum war es von jeher so, daß da, wo der Besitz durch sein Recht die Freiheit gefährdete, Utopien und Communisten entstanden sind. Nicht blos zu unserer Zeit; so war es in allen Epochen der Geschichte. Sie wissen es nicht, diese Communisten, daß die Geschichte sie gebraucht und verbraucht; sie entstehen und vergehen, aber sie *dienen* dem höchsten Gesetz der Geschichte, daß das Eigenthum *neben seinem Recht gesellschaftliche Pflichten hat, welche es nicht verletzen darf* ohne sein Rechtsprincip zu erschüttern. Sobald das Eigenthum sich seiner socialen Pflicht nicht mehr erinnert, entsteht die sociale Bewegung; so wie es zu der Ersteren zurückkehrt, verschwindet die Letztere. Das ist die große Function aller gesellschaftlichen Kämpfe, und das ist das Princip der Geschichte alles Kampfes gegen das Eigenthum, so lange es eine Geschichte giebt.

Und jetzt, denken wir, wird es verständlich, woher das entstammt, was wir den Communismus und Socialismus unseres Jahrhunderts nennen. Ein Aufgeben des Eigenthums hat es in allen Jahrhunderten gegeben, und keine Tradition und keine Literatur hat jemals utopistischer Anschauungen entbehrt. Aber mit den Zuständen des vorigen Jahrhunderts hatte der Besitz über seinen herrschenden Rechten seine höheren Pflichten vergessen. Es war nichts als Herrschaft. Wessen? Desjenigen, der ursprünglich dem Andern *gleich* gewesen und jetzt durch das Recht zum gesetzlich Ungleichen gemacht war. Wo war denn da die „Freiheit"? Sie lebte nur noch in dem Rechte, das die Natur dem Menschen auf die Gleichheit gegeben. So entstanden die „unveräußerlichen Menschenrechte", deren erstes und letztes zuletzt immer die Gleichheit war. Aber diese Gleichheit war nicht da. Der Gedanke und die Empfindung der Gleichheit als eines unveräußerlichen Rechtes der ganzen Menschheit fand ein Jahrhundert vor sich, in welchem die Gesellschaft auf allen Punkten der freien Bewegung die unüberwindliche Schranke des geltenden Rechts entgegenstellte, und jedes Recht, zuletzt auch das Recht nicht blos auf das vorhandene, sondern auch auf das entstehende Eigenthum zu einem Vorrecht verunstaltet hatte. Im Vorrecht war das Recht untergegangen. War es ein Wunder, daß die Idee der Gleichheit jetzt der großen Grundlage aller Ungleichheit, dem Eigenthum, mit aller Kraft entgegentrat, und schon den Begriff des Rechts selber angriff? War es ein Wunder, daß sich der Gedanke keine Rechenschaft mehr über die Berechtigung jener Negation ablegte, wo die Frage nach dieser Berechtigung ein Verbrechen ward? So ward das Bestehende im Herzen der Menschen unmöglich, bevor es durch ihre That vernichtet ward. Und nicht blos bei den

Vertretern des Communismus. Das Gefühl, daß die neue Zeit komme, in der dieses System der gesellschaftlichen Rechtsordnung sich auflösen und einer freien Gestaltung Platz machen müsse und werde, nahm hundert Gestalten an, aber in jeder edleren Brust ward das, was die Ueberzeugung als an sich wahr lehrte, zum thätigen Ideal, zum Inhalt, zur Hoffnung des Lebens jedes Einzelnen. Während die Philosophen auf ihrem Gebiete, das Rechtsleben auf dem seinigen, die Staatswissenschaft auf dem dritten Felde dafür arbeitete, wendete die große sociale Bewegung sich der Aufgabe zu, nach Inhalt, Prinzip und Zukunft der Freiheit und Gleichheit auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens und derjenigen Gewalten zu suchen, welche in Erwerb der Güter und der Vertheilung des Vermögens jenen Ideen entgegenstanden. So erzeugte der Drang jener Idee der Gleichheit in der Welt des Besitzes und Erwerbes ihre Stellung wiederzugeben, mit dem vorigen Jahrhundert den Communismus, nach ihm den Socialismus; der Gedanke der Gemeinschaft erhob Beide über die Kategorie individueller Theorien und ließ die Illusionen wie die Irrthümer neben der Bedeutung verschwinden, die ihm die Schwere der Frage gab, welche sie vertraten; und so empfing er das Wesen des Idealen, die Empfindung der Verwandtschaft mit dem Höchsten, das Gefühl seiner socialen Berechtigung, und dieses hat er nicht verloren. Und das darf man nicht vergessen, will man den europäischen Socialismus überhaupt verstehen. Denn das Aufgeben des Eigenthums, die Hingabe der ganzen Persönlichkeit an die Gemeinschaft, das täglich wiederholte Opfer aller Selbstständigkeit in Wollen und Thun, das der Socialismus von seinen Anhängern unbedingt fordert, die gänzliche Unterordnung aller Arbeit und alles Erwerbes unter den Willen des Hauptes oder der Gemeinschaft, ja die Ehe- und Kinderlosigkeit, die mit allem Obigen denn doch zuletzt die unaustilgbare Consequenz aller wahren socialistischen und communistischen Doctrinen sind, die kann man, mag man nun was immer für eine Auffassung von Eigenthum und Recht haben, niemals von der bloßen Ueberzeugung verlangen, und wird sie nie von einer bloßen Theorie erreichen. Dazu gehört ein Anderes; dafür, für alles das Edelste und Beste des wirklichen Lebens, das der Mensch hingiebt, muß der Socialist wenigstens das Bewußtsein haben, für irgend ein Ideal zu leiden und irgend einer großen Idee zu dienen. Und dies Ideale trug wirklich die sociale Bewegung in ihrem Anfange in sich: „Erinnere Dich", rief schon St. Simon dem Pierre Leroux zu, „daß Du, wenn Du Großes vollbringen willst, vor Allem begeistert sein mußt!" — und als Baboeuf und Barthé sich vor dem Gerichtshof gegenseitig erdolchten, von dem sie ihre Lehre verurtheilt sahen, da durchglühte sie wahrlich etwas Besseres als der einfache gemeine Haß gegen die besitzende Klasse, mit dem fünfzig Jahre später Blanqui auf der gewaltsam bestiegenen Tribüne der Abgeordnetenkammer nicht mehr die Hingebung an ein großes Ideal, sondern — „eine Milliarde Steuer auf die Reichen" forderte!

Dem mag nun so sein; und gewiß hat es einen Werth dem Gemüthe

zu erklären, was der Verstand einfach zu begreifen sich weigert. Das Alles mag uns lehren die sociale Bewegung in ihrer großen Bedeutung zu verstehen, mögen wir sonst über sie urtheilen wie wir wollen. Aber jetzt kehren wir zu unserem bestimmten Gegenstand zurück. Wenn dem so ist, wie wir gesagt, wie waren und wie sind Communismus und Socialismus in Amerika möglich geworden, wo es weder einen Adel noch eine Grundherrlichkeit, weder Vorrechte noch Gewerbsbeschränkungen, weder gesellschaftliche Vorurtheile noch Privilegien für Aemter und Stellung, ja wo es nicht einmal öffentlich anerkannte, mit Rechten ausgestattete Lebensberufe gibt, wo also Jeder alles sein und versuchen konnte was er mochte, in dem Lande der absoluten Freiheit des Individuums? In einem Lande, wo diese Freiheit sogar ein fast unbegränztes Feld in Grund und Boden vor sich fand, in welchem Jeder nur zuzugreifen brauchte, um zum ersehnten Besitz zu gelangen?

Wollen unsere Leser uns gestatten, auf diesem Punkte einen wesentlichen Schritt weiter zu thun? Sie werden mit uns sehen, daß wenn an dem amerikanischen Socialismus nicht viel zu lernen ist im Vergleich zum europäischen, wir durch ihn sehr viel verstehen werden.

Denn trotz alledem war der amerikanische Socialismus da und ist noch da; mitten in der absoluten Freiheit und mitten in dem unbegränzten Stoffe, den das Leben bietet.

Ist er aber dennoch auch trotz dieser Thatsachen da, so muß es neben jenem tiefen historischen Inhalt noch einen zweiten geben, der ihn und mit ihm die Gütergemeinschaft und die Arbeitsgemeinschaft möglich macht.

Und giebt es einen zweiten der ihn möglich macht, so ist es zuletzt Amerika, dem wir es verdanken, daß auch dieser zweite Inhalt uns klar wurde. Denn der amerikanische Socialismus kann nach dem obigen eben nur dadurch möglich werden, daß er diesen seinen zweiten Inhalt dort unter dem Paniere der absoluten Freiheit vollständig ausleben durfte.

Dieser Inhalt kann daher nur darin bestehen, daß der Socialismus statt aus historischen Gründen zu entstehen, jetzt in die Epoche hineintritt, in welcher er sich an das, was wir die organischen Lebensprincipien des Menschen nennen, an die elementaren Grundlagen des Lebens aller Persönlichkeit an sich anzuschließen versucht. Hat der europäische Socialismus den Gedanken der Negation des Eigenthums und der Gesammtproduction ohne Einzelerwerb historisch gegenüber den gegebenen Zuständen einer unfrei gewordenen Gesellschaft hingestellt, so stellt ihn der amerikanische dem abstracten Wesen der Persönlichkeit selbst gegenüber. Zeigt uns der europäische Socialismus, was der socialistische Gedanke innerhalb der positiven socialen Bewegung vermag, so zeigt uns der amerikanische, wie weit er da reicht, wo es sich um die ewigen, mit der Natur des Menschen selbst gegebenen Kräfte und Forderungen und ihre Verwirklichung durch Hingabe des Eigenthums und der Arbeit an eine selbstgeschaffene und dadurch nur noch freiere Gemeinschaft handelt. Und wäre es nicht das, was wir auf dem Boden jener rasch vorübergehenden Erscheinungen, die wir den amerikanischen Socialismus

nennen, erkennen müssen, so hätten wir kaum die Feder über ihn ergriffen. Denn die Thatsachen, denen wir dort begegnen, sind so trivialer Natur, und der praktische Verlauf der großen und kleinen socialistischen Sache ist ein, wir sagen geradezu so kläglicher, der Inhalt desselben so ganz ohne allen ursprünglichen Gehalt und so jeder eigengearteten Conception baar, daß es eigentlich unmöglich ist, an diesen Thatsachen irgend ein ernstes Interesse zu gewinnen. Allein gerade das, worüber er uns nachdenken lehrt, greift auf das Tiefste auch in unsere europäischen Auffassungen hinein. Die Frage, welche Amerika sich selbst und damit der ganzen Welt gestellt hat, ist die, welche Faktoren außer der Idee der Freiheit eine Gemeinschaft eigenthumsloser Arbeit überhaupt erzeugen können — und die zweite, ob eine solche eigenthumslose Gemeinschaft, auf jene Faktoren begründet, lebensfähig ist?

Denn ist sie es, so sind jene Faktoren berechtigt, und keine Macht der Welt, auch das Eigenthum nicht, noch sein Recht, wird ihre Herrschaft im Laufe der Jahrhunderte aufhalten. Ist sie es aber nicht, so sind jene Faktoren selbst unfähig, das Wesen der Persönlichkeit bis zur Aufgebung aller Selbständigkeit zu erfüllen, und die Kraft und den Adel der Individualität sich bedingungslos zu unterwerfen. Die Geschichte Amerikas hat nun jene Frage beantwortet; der Gedanke Europas hat die schwere Aufgabe, sie zu Ende zu denken.

Wenn unsere Leser uns darin folgen mögen, so wollen wir versuchen sie zu lösen.

Um aber den Ueberblick über das ganze Gebiet möglich zu machen, dürfen wir jene Factoren schon hier bezeichnen. Sie sind zugleich die Grundlage der ganzen folgenden Darstellung, vielleicht auch naturgemäß jeder künftigen Behandlung.

Der erste Faktor, der die Güter in Erwerbsgemeinschaft außer der Idee des Interessen-Kampfes für Freiheit und Gleichheit organisch möglich macht, ist der Glaube an eine Offenbarung. Aus der Besonderheit dieses Glaubens entsteht die Sekte. Offenbarung an sich und Sektenglauben insbesondere sind fähig, die Gemeinschaft der Güter zu erzeugen; und was hundertmal in der Weltgeschichte geschehen ist, hat sich in Amerika wieder einmal vollzogen. Die erste Form des amerikanischen Socialismus ist daher die socialistische Sekte, die wir gleich hier das freie Kloster nennen wollen.

Der zweite Faktor liegt viel näher. Er ist rein wirthschaftlicher Natur. Er besteht in der Auffassung, daß die Gütergemeinschaft die beste Form für das wirthschaftliche Wohlsein, und die Erwerbsgemeinschaft die beste Ordnung für den Erwerb, für den rein wirthschaftlichen Proceß der Kapitalbildung sei. Der Versuch einer solchen Arbeits- und Kapitalsgemeinschaft in vollster und freiester Entwickelung ist eigentlich das, was wir im Unterschiede vom freien Kloster als den amerikanischen Socialismus zu bezeichnen haben.

Wir wollen versuchen, beide socialistischen Gestaltungen in Princip und Verlauf je für sich zu beschreiben. (Schluß folgt.)

Perſönliche Begegnungen.

Henri.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Das war eine luſtige Colonie, die ſich zu Anfang der ſechsziger Jahre in der Nähe des Gymnaſe-Theaters und des Conſervatoriums zu Paris, in den Straßen des Faubourg Montmartre: Provence, Petites Ecuries, Enghien, Hauteville u. ſ. w. angeſiedelt hatte. Von den Luſtigen war wohl die luſtigſte die im beſten Sinne gemiſchte Geſellſchaft, welche den fünften Stock zweier koloſſaler Miethskaſernen in der rue d'Hauteville inne hatte. Die beiden mächtigen Häuſer, die demſelben Wirthe gehörten, zeigten dieſe Zuſammengehörigkeit ſchon durch ihre Bauart. Sie hatten dieſelbe Façade, dieſelbe Einrichtung und einen gemeinſamen Hof, der nur durch eine niedrige Mauer in die zu einem jeden der Häuſer gehörigen beiden Separat-Theile geſchieden war. Der Wirth hatte in weiſer Berechnung das oberſte Stockwerk der beiden Häuſer zu einer großen Anzahl ganz kleiner Wohnungen herrichten laſſen. Die meiſten dieſer Wohnungen beſtanden nur aus einem zweifenſtrigen kleinen Stübchen und einem winzigen Schlafcabinet, in dem gerade ein Bett, die Waſchtoilette und zwei Stühle ſtehen konnten; nur ſehr wenige hatten noch eine Küche dazu.

Dieſe Beſchaffenheit der Wohnungen geſtattete ſchon einen Schluß auf die Eigenthümlichkeit der Bewohner. Es waren faſt durchweg Garçons — männlichen und weiblichen Geſchlechts; Schüler und Schülerinnen des benachbarten Conſervatoriums, junge Maler und Bildhauer, die in den Ateliers der Meiſter arbeiteten, Journaliſten, die auf eine feſte Anſtellung in irgend einer Redaction warteten, Dichter, die ihre Tragödien beim Odéon eingereicht hatten, Näherinnen und Putzmacherinnen, die beſſere Tage erträumten — eine harmoniſche Vereinigung zwar verſchiedener Elemente, die aber

das Wesentliche: die Jugend, die Anspruchslosigkeit, die ausschweifendsten Illusionen und die bescheidensten Vermögensverhältnisse mit einander gemein hatten, und die Alle außer dem Hause speisten.

Das fünfte Stockwerk, das nach dem Hofe hinausging, war um einen guten Meter zurückgebaut. Der dadurch gewonnene Raum bildete einen durch ein Gitter geschützten Verbindungsgang vor dem Hauptgebäude und den beiden Seitenflügeln, der den ganzen Hofraum einschloß und vor einer jeden der kleinen Wohnungen als bescheidener Balcon diente. Ursprünglich war dieser Gang auch in so und so viele Theile geschieden gewesen, und jeder Miether hatte seinen besonderen Balcon vor seinen zwei Fenstern gehabt, der allerdings nur durch einen an das Fenster gerückten Stuhl zu erreichen war. Allmählich aber hatten das Communicationsbedürfniß und der Gesellschaftstrieb der verschiedenen Parteien die Scheidewände des Particularismus beseitigt. Jetzt bildete der Raum eine Verkehrsstraße, auf der man ungehindert von der Eckwohnung des linken Seitenflügels an dem Hauptgebäude vorbei zur gegenüberliegenden Eckwohnung des rechten Flügels gelangen konnte. Es war neutrales Gebiet, das von allen Miethern je nach Laune und Bedürfniß benutzt werden durfte. Man gab dort im Frühling und Sommer sogar Frühstücksgesellschaften.

Alle Miether des fünften Stockwerks kannten sich natürlich. Viele waren miteinander befreundet. Abziehenden wurde ein Abschiedsfest gegeben, das einem jeden der Festtheilnehmer ein Opfer von zwei bis drei Francs auferlegte. Neu Hinzukommende fühlten bald das Bedürfniß, sich vorzustellen und vorstellen zu lassen und wurden ohne Schwierigkeiten in wenigen Tagen assimilirt. So war die Colonie im fünften Stock der Zwillingshäuser in der rue d'Hauteville schon seit langen Jahren eine geschlossene Gesellschaft; als solche traf ich sie, als ich zu Anfang der sechsziger Jahre dort einzog, und als solche habe ich sie auch vier Jahre später verlassen.

Man kannte zwar kaum die Namen, alle waren eben voisins und voisines, aber man leistete sich gegenseitig allerlei Gefälligkeiten. Man lieh sich — immer auf dem Wege durch's Fenster — für unerwartete Gäste Stühle, Stiefelknechte, Tabak, Cigarettenpapier, Streichhölzer u. s. w. und man nahm, so weit es möglich war, Rücksichten auf einander. Es wurde natürlich von den musikalischen Eleven fürchterlich viel auf den Clavieren gepaukt und auf den Geigen gekratzt, es wurden Tonleitern, Coloraturen, Solfeggien und jene entsetzlichen notes filées, die langanhaltenden Töne gesungen, die Menschen rasend machen können; aber es war stillschweigende Uebereinkunft, daß dieser musikalische Hexensabbath nicht vor elf Uhr Vormittags beginnen und nicht nach sechs Uhr Abends aufhören dürfe. Während dieser Stunden waren die Maler in ihren Ateliers, die Schriftsteller auf der Straße, in den Cafés oder Bibliotheken, die Putzmacherinnen in ihrem Geschäfte und die Musiker störten sich gegenseitig nicht, da ein Jeder für sich Skandal genug machte, um den des Andern nicht zu hören. Und so begriffen wir gar nicht, daß

die übrigen Miether beständig bei dem Wirthe über den unerträglichen Lärm im fünften Stock Beschwerde erhoben. In den Morgen-, Abend- und Nachtstunden, in denen wir in unsern Gemächern hausten, war es da oben ganz friedlich und behaglich.

Zu jener Zeit hatte ich, vielleicht in Folge der eigenartigen Bedingungen meiner Wohnung, die Gewohnheit des Nachtarbeitens angenommen. Meine kleine Lampe brannte gewöhnlich noch, wenn alle Lichter der voisins und voisines längst gelöscht waren. Das war in der Nachbarschaft allgemein bekannt. Man hatte sich daran gewöhnt, mich als Lieferanten von Streichhölzern zu betrachten, und mir, weil ich eben mit Licht und Feuer aushelfen mußte, den Spitznamen Prometheus gegeben. Es verging kaum eine Nacht, in der nicht der Eine oder der Andere an meine Scheiben geklopft und sich von mir ein paar Streichhölzer geholt hätte. Das war so bräuchlich geworden, daß ich mich gar nicht mehr nach dem Begehr der nächtlichen Ruhestörer erkundigte, sondern, sobald geklopft wurde, gleich nach den Zündhölzern griff, dann erst das Fenster öffnete und das Verlangte in das Dunkel hineinreichte, wo es von großer oder kleiner Hand dankbar in Empfang genommen wurde. War die Hand klein, so versuchte ich auch zu sehen, und erspähte dann mitunter ein langes flatterndes Gewand, das über den Gang schnell davonhuschte und durch ein offenes Fenster verschwand.

Gerade so hielt ich's, als in der dritten Morgenstunde einer wunderschönen kühlen Herbstnacht bei mir geklopft wurde. Anstatt des lakonischen merci, mit dem die Verabfolgung der Streichhölzer regelmäßig erwidert wurde, leitete der Nachbar eine Unterhaltung mit dem freilich nicht sehr originellen Satze ein: „Noch so fleißig?"

„Ich bin schlecht bei Stimmung!" versetzte ich; die Störung kam mir just gelegen, und es war mir ganz recht, das Gespräch fortzusetzen. „Ich bin zu zerstreut, um etwas Vernünftiges zu lesen, und zu denkfaul, um etwas Eigenes zu schreiben. Ich will mir noch eine Cigarette anstecken, die Scheu vor dem Bett zu überwinden suchen und mich dann schlafen legen".

„Darf ich Ihnen bis dahin Gesellschaft leisten?" fragte der Nachbar.

„Gern!" erwiderte ich und rückte einen Stuhl unter das Fenster.

„Mir ergeht es ähnlich wie Ihnen", fuhr der Nachbar fort, während er in mein Zimmer einstieg. „Ich bin schon wie ein Verrückter zwei Stunden durch die Straßen und Gassen von Paris gelaufen. Ich kann auch keine Ruhe finden".

Während er das sagte, setzte er sich, lächelte seelenvergnügt und sah mich mit so glückstrahlenden Augen an, daß ich mitlächeln mußte.

Der Nachbar, der seit noch nicht langer Zeit im Nebenhause seine Wohnung inne hatte, war mir nur seinem Vornamen nach als Monsieur Henri bekannt. Wir hatten uns öfter gesprochen, aber wußten eigentlich bisher wenig von einander. Er war mir wegen seiner äußern Erscheinung gleich bei der ersten Begegnung aufgefallen. Denn er war ein ungewöhnlich

schöner Mensch, hoch und schlank gewachsen, mit vornehm kleinen und wohlgepflegten Händen, einem feingeschnittenen Gesichte, dessen sehr dunkle Farbe wie das tiefbraune Auge und blauschwarze, volle, stark gekräuselte Haupthaar den Meridionalen verriethen; der üppige Schnurrbart erregte meinen, des Gleichalterigen Neid. Die Zähne waren prachtvoll, und er zeigte sie beim Sprechen.

Wir schwatzten wohl eine Stunde lang. Wovon schwatzt man, wenn man die Mitte der Zwanzig noch nicht überschritten hat? Von großartigen Plänen, die man nächstens ausführen wird, von hübschen Mädchen, denen man begegnet und deren Spuren man — bisweilen erröthend, bisweilen auch nicht erröthend — gefolgt ist, von dem neuesten Stücke an einem großen Theater, von Künstlern und Künstlerinnen, von Lieblingsdichtern, von allem Möglichen, von mancherlei ganz Gescheidtem und von vielem recht Unvernünftigen.

Ich erfuhr im Laufe des Gesprächs, daß Monsieur Henri im Atelier des Bildhauers Duret arbeitete und zur Concurrenz um den großen prix de Rome zugelassen war. Meine Glückwünsche wies er indessen zurück.

„Ich habe nur ein dilettantenhaftes Talent, das gerade ausreicht, um mir Spaß zu machen. Ich bin kein Künstler und werde es auch mein Lebtag nicht werden. Das ist mir klar geworden, seitdem ich im Atelier gesehen habe, wie wirkliche Talente die Sache anpacken. Ich werde von der Concurrenz zurücktreten".

So wenig heiter der Inhalt dieser Worte der Selbsterkenntniß war, so vergnügt war sein Gesicht, während er sie sprach. Das glücklichste Lächeln wich nicht von den halbgeöffneten Lippen, hinter denen die schönen und gesunden Zähne glänzten.

„Es scheint Ihnen nicht sehr nahe zu gehen", sagte ich.

„Ganz und gar nicht. Ich werde meine kleinen Puppen weiter modelliren — die Auswahl ist ja nicht groß; aus den mythologischen Göttinnen und antiken Weibern kommen wir nicht heraus; ich werde mich weiter an den Venus, Dianen, Phrynen und Arrien erfreuen, wenn sie mir ungefähr gelingen, sie abgießen lassen, wenn nicht, zu Klumpen ballen, und so wird es gehen, so lange es gehen mag. Mir macht es Freude und es fügt keinem Menschen ein Leid zu. Als Broderwerb brauche ich's nicht, denn so viel, wie ich zu meinem Leben haben muß, habe ich gerade. Und wenn ich's mit der Thonerde und den Modellirhölzern auch nicht zu Ehren bringen werde, so laß ich mir darum die Laune doch nicht verderben".

Henri sagte mir das mit vollkommener Aufrichtigkeit und ohne alle jugendliche Pose des Blasirten. Diese Resignation, im Bunde mit der ungetrübtesten Heiterkeit, die aus den dunkeln Augen hervorleuchtete, erregte mein Erstaunen. Ich fragte ihn über dies und das, und er gab mir willig Bescheid; denn in unseren Jahren war Neugier auf der einen und Mittheilsamkeit auf der anderen Seite noch statthaft. Und so erzählte er mir denn,

während wir eine Cigarette nach der andern anſteckten, daß er von Kindheit an die größte Leidenſchaft für den Soldatenſtand gehegt habe, daß ihm aber ſeine politiſchen und religiöſen Ueberzeugungen es unterſagten, unter einem Napoleon zu dienen. Durch eine Verknüpfung von tragiſchen Verhältniſſen ſtehe er ſeit fünf Jahren allein auf der Welt. Er habe zwar im Faubourg Saint-Germain eine erkleckliche Anzahl von mehr oder minder nahen Anverwandten; mit dieſen habe er indeſſen die Fühlung gänzlich verloren, ſein verſtorbener Vater habe ſich dieſen ſchon entfremdet, und er habe keine Neigung gehabt, ſich denſelben wieder zu nähern. Nach dem Tode ſeines Vaters ſei er in Beſitz eines kleinen Capitals gelangt, von deſſen Erträgniſſen er ſeine höchſt beſcheidenen Anſprüche befriedigen könne. Er ſei damals in der gewöhnlichen Lage der jungen Franzoſen aus guter Familie geweſen: er habe nach ſehr ungenügenden juriſtiſchen Studien nicht gewußt, was er mit ſich und ſeiner Zeit anfangen ſolle. So habe er denn aus Langweile in allen möglichen Künſten herumgepfuſcht und in derjenigen Kunſt, in der er am wenigſten Stümperhaftes leiſtete, ſich zu vervollkommnen geſucht. Vor etwa einem Jahr habe er in öſterreichiſche Dienſte treten wollen, aber es werde ihm jetzt ſehr ſchwer, ſich von Paris zu trennen. Dabei lächelte er wieder ganz glückſelig.

„Sie ſind verliebt!“ ſagte ich ihm auf den Kopf zu.

„Vielleicht auch das!“ antwortete mir Henri freundlich, indem er ſich erhob. „Aber einſtweilen wollen wir ſchlafen gehen. Es hat ſchon vier geſchlagen“.

Er reichte mir die Hand. Ich drückte ſie.

„Wie heißen Sie denn eigentlich?“ fragte ich.

„Henri de Féligaix“.

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Henri kletterte aus dem Fenſter auf den Verbindungsgang. Ich ſah ihm nach. Als er in ſein Fenſter einſtieg, grüßte er noch einmal mit der Hand.

*

Von nun an wurden die nächtlichen Beſuche Henris regelmäßige. Wir fanden Gefallen an einander und ſchloſſen uns eng an einander an. Nach wenigen Wochen war zwiſchen uns kein Geheimniß mehr. Oder wenigſtens faſt kein Geheimniß mehr. Nur über den Grund ſeiner köſtlichen Laune, ſeines beſtändigen Frohſinns bewahrte er tiefes Schweigen. Daß ein Weib dahinter ſtecken mußte, war mir klar. Ich kam mir außerordentlich wohlerzogen vor, daß ich nie wieder davon ſprach. Sonſt wußte ich ſo ziemlich Alles, was meinen neueſten Freund anging.

Er war der letzte Sproß einer der ſtolzeſten und edelſten Familien Frankreichs, der Träger eines großen hiſtoriſchen Namens, der mit den Boufflers, Rohan, Montmorency, Lévis, Lauzun, Guiche u. ſ. w. zuſammen genannt wird.

Seine Familie war durch die Revolution von 93 ruinirt worden. Sein Großvater hatte nach der Rückkehr aus Coblenz an der Wiederherstellung des Vermögens gearbeitet, sich an einem industriellen Unternehmen betheiligt und bei diesem Anlaß seinen großen Namen abgelegt und den Familiennamen seiner verstorbenen Mutter, einer geborenen Gräfin de Féligaix angenommen. An der Stelle des väterlichen Wappens, das der seltene Schmuck zweier Lilien zierte, hatte er das Wappen der mütterlichen Familie zu dem seinigen gemacht: das auf ruhigem Wasser dahingleitende Schiff mit der Devise: „Felix aqua", von der der Familienname Féligaix abstammt.

Der Großvater hatte eines der von der Revolution confiscirten und zerstörten Güter mit dem alten Schloß in Trümmer wieder an sich bringen und seinem Sohne, dem Vater meines Freundes, hinterlassen können. Dieser, der den Titel Vicomte Constantin de Feligaix führte, hatte ziemlich unglücklich gewirthschaftet, so daß in den fünfziger Jahren der Grundbesitz mit Schulden überlastet war. Seine beiden Kinder Hortense und mein Freund Henri waren damals in dem Alter, in dem die Vervollkommnung ihrer Erziehung in der Großstadt wünschenswerth war. Constantin traute sich zu, was der Vater gethan, auch vollbringen zu können. Und so entschloß er sich denn im Jahre 1855 mit der achtzehnjährigen Hortense und dem sechzehnjährigen Henri nach Paris überzusiedeln, und dort zu arbeiten, um Ordnung in die zerrütteten Vermögensverhältnisse zu bringen. Das Glück begünstigte sein Vorhaben zunächst in ganz überraschender Weise. Bei Ausbruch des italienischen Krieges war Constantin, der ein wenig bekanntes und vernachlässigtes Mineralbad seiner Heimat mit geliehenen Capitalien an sich gebracht und demselben durch geschickte Verwaltung und wirksame Benutzung der Publicität in zwei Jahren zu einer unerwarteten Prosperität verholfen hatte, ein vermögender Mann zu nennen. Er hatte seine Schulden bezahlt, ein ziemlich stattliches Capital angesammelt und großen Credit.

Unter den Anhängern der gestürzten neapolitanischen Dynastie, die sich nach der Niederlage der Bourbonen bei Gaëta in Paris festsetzten, befand sich auch ein gewisser Pompilio, der den Titel eines Marchese führte. Pompilio war an Constantin empfohlen worden und wurde von dem streng legitimistischen Franzosen auf das Herzlichste aufgenommen. In sehr kurzer Zeit hatte Pompilio über den gutmüthigen, wahrhaften und deswegen auch leichtgläubigen Constantin eine unheimliche Gewalt gewonnen. Pompilio war ein geheimnißvoller Mann. Er war Spiritist, Geisterseher. Constantin vertraute ihm blindlings. Auf Pompilios Anrathen zog sich Constantin von dem blühenden Geschäfte, das ihm ein Vermögen eingebracht hatte, zurück, um seine Capitalien für — ich weiß nicht welche legitimistische Utopien flüssig zu machen. Das Ende vom Liede war, daß Constantin im Jahre 1860 vollkommen ruinirt war. Pompilio war flüchtig geworden. Die Verlobung von Constantins Tochter Hortense mit einem Anverwandten, einem wegen seiner Schönheit berühmten Grafen, ging zurück. Das arme Mädchen nahm sich das sehr zu Herzen, erkrankte am

Typhus und starb. Constantin, der seine Tochter gepflegt hatte, wurde von derselben Krankheit ergriffen und folgte zehn Tage später seinem geliebten Kinde in den Tod. Henri, der gerade seine Mündigkeit erreicht hatte, blieb allein. Nach Regulirung der väterlichen Hinterlassenschaft verblieb ihm Alles in Allem ein Capital von etwa 50,000 Francs, die er in sichern Papieren anlegte, und von deren Rente er mit der dem französischen Nationalcharakter eigenthümlichen Genügsamkeit und haushälterischen Ordnung sich einzurichten wußte.

Das war es, was ich allmählich über Henri und dessen Geschicke von ihm selbst erfahren hatte. Von den grausamen Schicksalsschlägen hatte sich seine elastische Natur mit der Zeit wieder erhoben, und er sagte mir einmal, daß er sich nie glücklicher gefühlt habe, als in diesem Sommer und Herbst. Und das durfte man ihm auf sein Wort und Gesicht glauben.

Als der Winter herankam, waren wir die besten Freunde. Wir hatten natürlich längst Brüderschaft getrunken, wir dinirten fast jeden Tag zusammen und besuchten häufig gemeinsam das Theater. Es hatte mir auffallen müssen, daß Henri von Zeit zu Zeit unmotivirt verschwand; und da ich ihn dann jedesmal nach diesen unaufgeklärten Abstechern in um so rosigerer Laune wiedertraf, so war ich scharfsinnig genug, anzunehmen, daß er die Stunden, die er der Freundschaft entzogen, der Liebe geschenkt hatte. Da er es vermied, von seiner Herzensangelegenheit auch nur andeutungsweise zu sprechen, so unterließ auch ich eine jede Anspielung darauf, und er schien mir Dank dafür zu wissen. Daß zarte Hände auf seinen Lebensweg Rosen streuten, war mir noch klarer geworden, als ich ihm meinen ersten Gegenbesuch durch's Fenster gemacht hatte. In grellem Widerspruch zu der äußerst einfachen, beinahe dürftigen Einrichtung seines Zimmers waren allerhand liebenswürdige, geschmackvolle Geringfügigkeiten, die auf seinem Tische herumlagen und standen, Dinge, die man sich nie kauft, und wie man sie eben immer nur von geliebten Wesen zum Geschenk erhält: eine Cigarettentasche mit gestickten Initialen und Wappen, eine reich gestickte lederne Schreibmappe — kostbar, aber absolut nicht zu gebrauchen, in zartestem Perlblau, und Aehnliches. Auf dem Nachttischchen stand eine sehr kleine, aber ganz wundervolle Vase aus Alt-Sèvres mit einer eben abgeblühten gelben Rose. Jedesmal, wenn ich Henri besuchte, bemerkte ich in der kleinen Vase so eine gelbe Rose. Sie wurde offenbar oft erneuert.

*

Die Pariser Gesellschaft war im November in einer gewissen Erregung. Es war ein neues Stück eines der berühmtesten Dichter im Théâtre français angekündigt, und man erzählte sich in den Salons Wunderdinge von den unerhörten Kühnheiten, die da den aristokratischen Gründern und Genossen gesagt werden sollten. Es war ein fabelhafter Zudrang zu den Pränumerationen, und obwohl ich den größten Wunsch hegte, der interessanten Première beizuwohnen, hatte ich die Meldung um eine Einlaßkarte als hoffnungslos doch unterlassen. Im letzten Momente wurde nun gar noch bekannt, daß der

Kaiser, die Kaiserin und die höchsten Hofchargen zur ersten Vorstellung angesagt waren. Die Preise der Billets erreichten in Folge dessen an diesem Tage eine schwindelhafte Höhe.

Um halb sechs trat Henri in mein Zimmer.

„Macht es Dir Spaß, Dir die heutige Vorstellung im Théâtre Français anzusehen?"

„Das fragst Du noch?"

„Dann mach' Dich schön, nimm helle Handschuhe! Mir sind eben zwei Parketplätze zugeschickt worden".

„Von wem?" fragte ich erstaunt.

„Von einem Bekannten", erwiderte Henri, den die ganz arglos gemeinte Frage offenbar unangenehm berührte. Aber die unwillige Regung währte nur einen Moment. Die frische Lustigkeit, die den Grundzug seines Temperaments bildete, stellte sich sofort wieder ein.

Die unerwartete Freude, der ersten Vorstellung beiwohnen zu können, hatte mir den Appetit nicht verdorben. Unser kleines Diner verlief sehr heiter.

Die Erwartungen, die man von dem Entscheidungsabend gehegt hatte, wurden reichlich erfüllt. Der Saal war wie mit Elektricität geladen. Das sehr interessante und vortreffliche Stück wurde von den ausgezeichnetsten Künstlern, von Samson, Provost, Bressant, Delaunay, von Frau Plessy, Madeleine Brohan meisterhaft gespielt. Jede Andeutung wurde erfaßt und verstanden, jede verborgene Pointe entdeckt. Es wogte und rauschte im Publikum. Die voreingenommene Opposition, die zunächst ziemlich geräuschvoll und unverschämt auftrat, wurde durch das unbefangene Publikum, das sich königlich amüsirte, zunächst bekämpft, dann eingeschüchtert und schließlich ganz mundtodt gemacht. Der Erfolg war schließlich durchschlagend, echt und lärmend.

Das Haus war von der interessantesten Gesellschaft, von dem wahren tout Paris besetzt. Wohin sich der Blick richtete, traf er auf bekannte Persönlichkeiten und Berühmtheiten aus allen Gebieten. Die Schauspielerloge war gedrückt voll. In der ersten Reihe saß die hübsche Marie Royer. Meine Aufmerksamkeit wurde besonders durch die Hofloge im Proscenium links gefesselt, die wir von unseren guten Plätzen in der Mitte einer der Vorderreihen des Parkets sehr bequem überblicken konnten. Ich hatte die Personen des kaiserlichen Hofes bisher immer nur flüchtig gesehen. Hier nun bot sich mir die Gelegenheit, die einzelnen Persönlichkeiten ganz genau und mit aller Muße mustern zu können.

In der ersten Reihe saß die Kaiserin in der prangenden Schönheit des schönsten Weibesalters, mit einem prachtvollen Brillanten- und Perlendiadem auf den goldigen Haaren, mit einem dazu passenden Collier, in weißer, mit Spitzen garnirter Atlasrobe mit frischen weißen Rosen. Neben dieser blendenden und imposanten Erscheinung sah die Prinzessin Clotilde, die neben ihr saß,

recht traurig und aschenbrödelhaft aus. Das unbedeutende kleine Gesicht mit dem Stumpfnäschen, von fataler Familienähnlichkeit mit dem königlichen Vater Victor Emanuel, hatte etwas rührend Schwermüthiges. Sie sah so aus, als gehöre sie von rechtswegen gar nicht dahin, als sei sie aus Gnade und Erbarmen mitgenommen und geduldet.

Hinter den Damen des kaiserlichen Hauses saßen zwei Damen, die am Tuilerienhofe in höchstem Ansehen standen und von denen eine jede Nummer des „Figaro" irgend etwas „Sensationelles" zu berichten wußte: die eine, die Frau eines Botschafters, berühmt wegen ihres Witzes, ihrer pikanten Einfälle, ihrer Vorliebe für die Künste, in scharlachrothem Kleide mit tiefrothen, blühenden Rosen geschmückt; die andere, wohl die gefeiertste Schönheit des Kaiserreichs, — wegen ihrer zarten Gestalt zunächst von den Vertrauten der Tuilerien und dann allgemein „die kleine Herzogin" genannt — in mattgelbem Kleide, mit einem Kranze gleichfarbiger Rosen in den kastanienbraunen, glänzenden, gelockten Haaren. Von der Anmuth dieser Erscheinung wurde mein Blick ganz besonders angezogen. Die kleine Herzogin, die nur wenige Jahre jünger war als die Kaiserin — sie war eine Jugendgespielin der Eugenie de Montijo gewesen und hatte ihre andalusische Heimat, auf Zureden ihrer zur höchsten Stufe aufgestiegenen Freundin, mit Paris vertauscht — sah von weitem aus wie ein kleines Mädchen aus der Pension. Ihre geschwungenen starken Brauen zog sie gewöhnlich bis über die Mitte der Stirn hinauf und blickte mit erstaunten Kinderaugen fröhlich in die Welt hinein. Sie lächelte oder lachte sehr viel und zeigte dabei den rosigsten Mund und die köstlichsten Zähne. Kleine Grübchen in den Wangen gaben diesem jugendfrischen, fröhlichen und schönen Gesichtchen noch einen besonderen neckischen Reiz. Die kleine Herzogin war verheirathet. Den Herzog aber kannte in Paris kein Mensch. Man erzählte, er sei vierzig Jahre älter als sie, gebrechlich und unangenehm; wenn er überhaupt noch lebte, so hatte sie ihn jedenfalls in Spanien gelassen. Die moralischen Qualitäten der schönen kleinen Frau wurden von Skeptikern etwas angezweifelt. Man flüsterte sich in's Ohr, daß sie mit einem der Großwürdenträger des Kaiserreichs, der als der „schöne Graf" allgemein bekannt war, auf dem allerbesten Fuße lebte. Das Gerücht war vielleicht dadurch entstanden, wurde jedenfalls dadurch genährt, daß die Palais der kleinen Herzogin und des schönen Grafen auf den champs Elysées in unmittelbarer Nachbarschaft nebeneinander gebaut waren; man sprach sogar von einem unterirdischen Verbindungsgange zwischen den beiden Hôtels.

Der Kaiser hielt sich im Hintergrunde der Loge unbeweglich; er erhob sich nicht ein einziges Mal von seinem Sessel. Nur wenn sich die Botschafterin nach vorn zur Kaiserin beugte, konnte ich das marmorkalte, ausdruckslose Gesicht mit den erloschenen Augen in der hellbeleuchteten Loge erblicken. Neben ihm, hinter der kleinen Herzogin, stand der schöne Graf, den ich übrigens ganz und gar nicht schön fand. Der Typus dessen, was man in

Frankreich einen bel homme zu nennen pflegt: sehr groß, breitschulterig, mit ziemlich niedriger Stirn, ziemlich starker, aber gutgeschnittener Nase, einem mächtigen gewellten Schnurrbart von viel hellerer Farbe als das dunkelblonde Haupthaar, mit aufgeworfenen sinnlichen Lippen und einem breiten energischen Kinn. Das Gesicht hatte nichts Sympathisches. Es sah zwar nicht unbedeutend, aber beinahe brutal aus. Ich hätte ihn, wenn ich ihm auf der Straße begegnet wäre, für einen der Cent-Gardes in Civil gehalten. Mit der kleinen Herzogin, die beständig hin- und herquirlte, bald mit der Botschafterin, bald mit der Prinzessin, bald mit der Kaiserin schwatzte und die Damen vortrefflich zu unterhalten schien, sprach er nur sehr wenig. Und diese reizende, unbefangene kleine Frau und dieser lange Mensch mit dem Aussehen eines gelangweilten Raufbolds sollten ein Liebespaar sein? Ich hätte Stein und Bein geschworen, daß da wieder einmal die Verleumdung das Ihrige gethan hat.

Ich musterte die kleine Herzogin mit der vollen Indiscretion eines Parketinsassen durch mein Glas. Ich bemerkte, wie sie während einer Scene, die das Publikum fesselte, mit ihrem Opernglase langsam die Parketreihen Revüe passiren ließ, als suche sie nach einem Bekannten. Plötzlich — sah ich recht? — grade als ihr Glas auf die Mitte des Parkets, wo wir saßen, gerichtet war, hielt sie an und blickte eine lange, lange Zeit — wohl eine Minute — beständig auf uns herab. Kein Zweifel, der Gegenstand ihrer unausgesetzten Aufmerksamkeit war entweder ich selbst oder einer meiner nächsten Nachbarn. Vielleicht intriguirte sie der Mensch, der da beständig zu ihr hinaufstarrte; oder sollte Henri? . . . Galt es mir oder galt es Dir? Ich blickte mich unwillkürlich nach Henri um, der, wie alle Welt, auf die Bühne sah, und sich um das Schauspiel im Hause offenbar nicht im Geringsten kümmerte. Mein anderer Nachbar war ein würdiger Herr, Offizier der Ehrenlegion; und vor und hinter mir saßen, wie ich mich überzeugte, ebenfalls lauter mir unverdächtig erscheinende Persönlichkeiten. Ich gestehe, daß ich eine Weile eine angenehme Regung von befriedigter Eitelkeit verspürte und mir einbildete, daß die kleine Herzogin an mir ein besonderes Interesse nähme. Ich nahm das Glas wieder vor die Augen und reagirte auf das Lorgniren der schönen Aristokratin ganz energisch. Da bemerkte ich, wie die Herzogin, die mit der Rechten das Glas beständig vor den Augen hielt, mit der Linken aus dem Vorsteckstrauß eine gelbe Rose brach und dieselbe — scheinbar unabsichtlich, und wohl von keinem außer von mir bemerkt, aber entschieden beziehungsvoll — langsam an ihre zu holdem Lächeln halbgeöffneten Lippen führte. Mir schlug das Herz stärker. Ich wollte irgendwie markiren, daß das zärtliche Zeichen von mir recht verstanden war, warf aber doch, um sicher zu sein, hinter meinem Glase einen prüfenden Seitenblick auf Henri und sah nun, wie dieser gleichfalls in die Hofloge lorgnirte. Ich senkte das Opernglas, machte ein etwas erstauntes Gesicht und sah Henri fragend an, der

nun sofort nach der anderen Seite des Hauses in den zweiten Rang hinaufblickte und mir ganz unmotivirt sagte:

„Da sitzt Marie Royer!"

„Jawohl, da sitzt Marie Royer!" wiederholte ich etwas betroffen. Ich hatte die liebenswürdige Künstlerin längst in der Schauspielerloge gefunden und im letzten Zwischenakte Henri darauf aufmerksam gemacht. Wir hatten einige Worte über die Dame gesprochen und uns dann andern beachtenswerthen Objecten zugewandt. Und nun verkündete er mir, mitten im Akte, nachdem wir so und so lange keine Silbe mit einander gewechselt hatten, als ob er mir etwas ganz Neues zu sagen hätte: „Da sitzt Marie Royer!" — Merkwürdig!

Ich hatte indessen keine Zeit, mich um die Zerstreutheit meines Freundes zu kümmern. Ich hatte Besseres zu thun. Die kleine Herzogin blickte noch immer unverwandt zu mir herunter, noch immer ruhte die Rose an den lächelnden Lippen. Da beobachtete ich, wie auf einmal noch ein anderes Glas auf das Ziel der Herzogin anlegte: das des schönen Grafen. Dieser blickte nur einen Augenblick auf uns nieder. Er legte die Stirn in unwillige Falten, beugte sich zur Herzogin vor und sagte ihr zwei Worte, die einen tiefen Eindruck machen mußten: die Herzogin fuhr wie erschrocken zusammen und senkte schnell die beiden Hände. Das Lächeln war von ihren Lippen wie verweht. Nach einer kurzen Frist, die ihr wohl genügt hatte, um sich zu sammeln, zuckte sie die Achseln und machte, indem sie sich nach hinten lehnte und sich langsam fächelte, eine Bemerkung, die den schönen Grafen zu einer, wie es schien, noch ausdrucksvolleren Replik veranlaßte. Die kleine Frau antwortete mit abermaligem Achselzucken und wandte sich dann sofort an die Botschafterin, mit der sie sich in ein längeres und jedenfalls auch lustigeres Gespräch einließ. Sie würdigte mich — oder den Unbekannten, dem, wenn nicht mir, ihre Aufmerksamkeit gegolten hatte, im Laufe des Abends keines Blickes mehr.

Im Zwischenakte brachte ich das Gespräch natürlich auf die beiden Persönlichkeiten, die mich während des Aktes beschäftigt hatten. Von der kleinen Herzogin wußte mir Henri nichts Neues zu erzählen, als ich aber den Namen des schönen Grafen nannte, wurde mein Freund, der sonst die Duldsamkeit selber war, von einer so leidenschaftlichen Erregung erfaßt, und aus seinen Worten sprach eine solche Erbitterung, daß ich ihn bitten mußte, sich aus Klugheitsgründen zu mäßigen.

„Den Herrn kenne ich leider genau. Er ist ein Stück Vetter von mir. Sein Vater war Ritter des Saint-Esprit und Pair von Frankreich, und er läßt sich an der napoleonischen Krippe füttern. Ein abtrünniger Schuft ohne Glauben, ohne Ueberzeugung, ohne Pietät. Dabei flach und gewöhnlich. Uebrigens eine gute Klinge, eine sichere Hand und ein sicheres Auge! Das sind seine einzigen Qualitäten. Wir gehen uns schon längst aus dem Wege. Zwischen uns weht eine schwüle Luft. Mein Vater hat ihm, als er in den

Hofstaat des Kaisers trat, die Thür gewiesen. Er weiß, daß ich das Erbe meines Vaters angetreten habe und ihn aus tiefster Seele verachte. Ich brauche Dir nun nicht mehr zu sagen, was er von mir hält".

„Und ist es denn wahr, was die Leute sagen?"

„Was denn?"

„Nun . . . daß er sich der besonderen Gunst der kleinen Herzogin zu erfreuen hat".

Henri machte, bevor er mir antwortete, eine kleine Pause.

„Er soll Glück bei Frauen haben; aber die Frau, die sich in diesen Menschen verliebt, würde mir Leid thun. . . Wie gesagt, ich kenne ihn", setzte er mit veränderter Stimme hinzu. „Er war ja der Bräutigam meiner Schwester".

Das Zeichen zum Beginn des dritten Actes war gegeben, und der Aufzug des Vorhanges machte diesem Gespräche ein Ende.

Der dritte Act brachte die Entscheidung des Abends, den vollen Erfolg. Am Schlusse durchbrauste ein wahrer Beifallssturm das Haus; Alles drängte durch die engen Thüren in die Couloirs. Im Foyer bildeten sich überall lebhaft gesticulirende Gruppen. Ich wurde von Diesem und Jenem angesprochen, sprach selbst Diesen und Den an und bemerkte erst, als das Signal zum Beginn des vierten und letzten Actes gegeben wurde, daß ich Henri im Gewühl verloren hatte.

Während des letzten Actes blieb der Platz neben mir leer. Es fiel mir nicht besonders auf, denn ich war an das abschiedslose und plötzliche Verschwinden meines Freundes gewöhnt. Die Hofloge blieb bis zum Schlusse der Vorstellung besetzt.

*

In sehr animirter Stimmung trat ich den Heimweg an. Das Stück hatte mir ganz ungewöhnlich gefallen, und ich wollte in der frischen Erinnerung an das eben Gesehene und Gehörte noch heute Nacht darüber nach Deutschland berichten. Ich ging schneller als gewöhnlich, trank in aller Eile auf dem Boulevard ein Glas Straßburger Bier, und es war Mitternacht kaum vorüber, als ich an meinem Schreibtische in dem kleinen Stübchen der rue d'Hauteville mit der Aufzeichnung der empfangenen Eindrücke begann. Es ging mir leicht von der Hand. Von Zeit zu Zeit stand ich meiner Gewohnheit gemäß vom Pulte auf, durchschritt die Stube einigemale, um das richtige Wort oder einen Uebergang zu finden, oder um mir eine Cigarrette zu rollen, und trat dann jedesmal an mein Fenster, schob den Vorhang etwas zurück und blickte nach Henris Fenstern hinüber. Sie waren und blieben dunkel.

Um drei Uhr Morgens war mein Aufsatz fertig, ich durchlas und feilte ihn, steckte ihn in ein Couvert und schrieb die Adresse. Jetzt erst bemerkte ich, daß mein kleines Zimmer von Tabaksqualm ganz angefüllt war. Ich öffnete, um den penetranten Geruch des Caporal zu vertreiben, das Fenster und ließ die ziemlich kalte aber schöne Luft der Novembernacht einströmen. Während ich mich am offenen Fenster erfrischte, erhellten sich die Scheiben

in Henris Wohnung. Ich durfte voraussetzen, daß er mir bald seinen Besuch abstatten würde, denn er stieg gewöhnlich, wie er von der Straße kam, mit Hut und Ueberrock bei mir ein; aber ich wartete einige Minuten vergeblich. Ich bemerkte indessen deutlich, wie man sich im Zimmer hin- und herbewegte, und als ich genau hinsah, erkannte ich, daß mehrere Schatten männlicher Gestalten sich geschäftig im Zimmer zu thun machten.

Das ungewöhnliche Schauspiel erregte meine Neugier. Ich stieg auf den Verbindungsgang, und einige Augenblicke später klopfte ich an die Scheibe. Man hörte mich nicht. Ich vernahm tiefe Stimmen und hörte schwere Tritte. Ich klopfte stärker. Wiederum vergeblich. Die Männer da drinnen beachteten mich nicht. Mir wurde auf einmal etwas unheimlich zu Muth. Ich schlug so stark mit der geballten Faust an das Fensterkreuz, daß die Scheiben klirrten.

„Gleich!" antwortete Jemand mit erhobener Stimme aus der Stube. Nach wenigen Augenblicken wurde mir geöffnet.

Der Anblick, der sich mir darbot, machte mir das Blut erstarren.

Henri lag halb entkleidet auf seinem Bett, bleich, entstellt, mit geschlossenen Lidern, mit gelben Lippen, die weit offen standen. Er schnappte langsam und beschwerlich nach Luft. Die linke Hand mit ausgespreizten Fingern ruhte auf seinem Herzen. Da war auch das Hemd mit einer bräunlich rothen Masse befleckt.

Am Kopfende stand ein Droschkenkutscher, neben ihn trat der Concierge des Hauses, der mir das Fenster geöffnet hatte. Das Zimmer war von dem einen Lichte schwach beleuchtet.

„Um Gottes Willen, was ist denn geschehen?" fragte ich entsetzt. Aus den Berichten des Concierge und Kutscher erfuhr ich, daß der Letztere vor etwa einer halben Stunde in den Champs Elysées von einem Diener angehalten und nach einer auf eine Nebenstraße mündenden Gartenthür bestellt war. Dort sei der Herr, von zwei Leuten geführt, eingestiegen und habe selbst die Adresse der rue d'Hauteville mit zwar schwacher, aber sehr vernehmlicher Stimme gegeben. Ein Diener habe ihn begleiten wollen. Er habe es ihm verboten. Der Kutscher sei — nach der Weisung des Dieners, der ihm ein Zehnfrankstück in die Hand gedrückt habe, — so behutsam wie möglich und auf dem besten Wege bis hieher gefahren. Als er den Schlag geöffnet, habe er den Herrn bewußtlos gefunden. Er habe den Concierge geweckt, die beiden hätten den schweren Körper die fünf Treppen hinaufgeschleppt, ihm Ueberrock, Rock und Weste ausgezogen und ihn gebettet.

„Fahren Sie sofort zu einem Arzte, zum ersten besten!" befahl ich. „Ich werde hier wachen".

*

Als ich mit dem Freunde allein war, traten mir die Thränen in die Augen. Ich wußte nichts Bestimmtes, aber ich hatte das untrügliche Gefühl, daß hier ein frisches, blühendes Leben gebrochen war. Ich nahm seine kalte

rechte Hand zwischen die meinen und drückte sie herzlich. Ich ließ keinen Blick von dem schönen, vom Schmerz durchwühlten Antlitz. Auf einmal athmete Henri sehr tief auf, öffnete langsam die Lider und blickte sich mit verglasten Augen ganz verwundert um. Er sah mich, er erkannte mich und lächelte dankbar. Er erwiderte leise den Druck meiner Hand. Ich wagte kein Wort hervorzubringen. Henri setzte verschiedene Mal an; nach einiger Anstrengung sagte er kaum hörbar, aber mit scharfer Articulation:

„Es ist Alles in Ordnung! . . Ich habe Händel gehabt . . ."

Er schwieg und schloß das Auge wieder. Er athmete hastiger. Dann sagte er wieder:

„Meinen Rock!"

Ich reichte ihm denselben. Er schien den Versuch machen zu wollen, in die Taschen zu greifen, aber die Kräfte versagten ihm, und er schüttelte langsam, mit einem bedauernden Lächeln über seine Schwäche, den Kopf. Ich durchsuchte die Taschen. Ich fand nichts darin als ein Taschentuch, eine Cigarrentasche und ein kleines Portefeuille mit Visitenkarten. Ich legte ihm diese Gegenstände bequem zur Hand. Er dankte mit einer Bewegung der Augenlieder, nahm das Portefeuille und reichte es mir mit den Worten:

„Für Dich".

Als ich ihm dankte, lächelte er so zufrieden, wie er sonst gelächelt hatte. Es war, als ob ihm ein Stein vom Herzen genommen, als ob er jetzt vollkommen beruhigt wäre. Ich breitete den Rock über den Stuhl, da fiel eine gelbe Rose aus dem Knopfloch. Henri hatte — das wußte ich bestimmt, am Abend keine Blume getragen. Ich hob die Rose auf. Henri bemerkte es und machte mir durch eine Handbewegung klar, daß er die Blume wünsche. Ich gab sie ihm. Er führte sie langsam an die Lippen, unter den geschlossenen Lidern rollten zwei Thränen herab. Es hatte etwas unsagbar Ergreifendes. Er streckte den Arm wieder und hielt die Rose fest in den Fingern. Er versank wieder in tiefen Schlaf, keuchte und schien an Athmungsbeschwerden zu leiden.

Dieser bewußtlose Zustand währte nicht lange. Nach einer Weile wurde er sehr unruhig. Seine Gesichtsmuskeln begannen zu zucken. Die Finger der linken Hand, die noch immer auf dem Herzen ruhte, spreizten und krallten sich zusammen, die Rechte ließ die Rose mehrfach los und packte sie wieder. Er zog die Beine an. Dann öffnete er die Augen unheimlich groß und starrte mit einem fieberhaft heißen Verlangen in eine Ecke des Zimmers. Ich folgte seinem Blicke.

„Hol das!" sagte er ziemlich kräftig.

Ich trat an die bezeichnete Stelle.

Da lag auf einem kleinen Gestell ein Brett von mäßiger Größe, in dessen Mitte eine Erhöhung, die mit feuchten Lappen bedeckt war — offenbar eine angefangene Bildhauerarbeit; daneben allerhand Modellirhölzer und sonstige künstlerische Utensilien.

Ich trug das Brett an Henris Lager.

„Meinst Du das?“ fragte ich.

Henri nickte drei oder viermal sehr energisch und lächelte. Er richtete sich mit der größten Anstrengung auf; ich wollte ihm dabei behülflich sein, er wies dies aber zurück; er bedeutete mir nur, ihm das Brett näher zu rücken. Als ich das gethan, stemmte er die rechte geballte Faust, in der er die Rose noch immer krampfhaft festhielt, auf die angefeuchteten Tücher und hob sich gewaltsam, sich auf die Faust stützend, auf. Die weiche Thonerde unter den Tüchern gab unter dem gewaltsamen Drucke nach; ich sah, wie am Rande eines Tuches die gequetschte graue Masse hervorquoll. Henri sah dies auch. Er wußte, daß er etwas vernichtet hatte, was er hatte vernichten wollen, und bei diesem Anblick leuchtete sein fast schon erloschenes Auge noch einmal in seligster Befriedigung auf. Noch einmal drückte die Faust mit aller Kraft auf die weiche feuchte, von den Tüchern verhüllte Masse. Noch ein drittes Mal versuchte sie ihr zerstörendes Werk zu erneuern. Es war zu spät. Henri fiel auf das Kissen zurück. Er öffnete das Auge nicht wieder. Er sprach kein Wort mehr. Er athmete noch einigemale tief auf. Dann war und blieb Alles still.

Bei der grausigen Ruhe des Todes stockte auch mir der Athem. Ich wagte mich nicht zu rühren. Der Angstschweiß trat mir auf die Stirn.

Wie erlöst fühlte ich mich, als ich Schritte auf dem Gange hörte. Man klopfte. Ich rief herein.

„Dr. Lemonnier“, sagte der ältliche Herr.

Der Arzt trat geschäftlich an das Lager. Er bat mich, ihm bei der Aufrichtung meines armen Freundes behülflich zu sein. Als ich den Körper aufhob, fiel der schöne Kopf unbeholfen, leblos, schwer nach vorn. Ich schauderte. Der Arzt schnitt das Hemd entzwei und streckte den Arm, dessen Hand auf dem Herzen lag. Ebenso gab er dem rechten Arm die gerade Richtung. Die gelbe Rose nahm er gleichgültig, als überflüssig oder störend, aus den widerstandslosen Fingern und warf sie bei Seite.

„Ich habe hier nur noch den Tod zu constatiren. Der Stich ist tief eingedrungen und hat die edlen Organe verletzt. Hat der Verstorbene hier noch gesprochen?“

„Nur wenige Worte, und mühsam!“

„Ist ein Selbstmord anzunehmen?“ fragte er mich weiter.

„Nein“.

„Dann also ein Zweikampf?“

„Das wäre möglich. Jedenfalls hat der Verstorbene den Wunsch nach einer solchen Annahme geäußert. Er hat mir gesagt: es ist Alles in Ordnung, ich habe Händel gehabt“.

„So? . . . Ich habe hier leider nichts mehr zu thun. Ich will nur noch das Formelle erledigen“.

Er setzte sich an den Tisch.

„Der Name?“

„Henri Vicomte de Feligaix“.

Der Arzt schrieb. Die Fragen wegen des Geburtsortes ꝛc. konnte ich nicht genau beantworten. Der Arzt meinte, das habe nicht viel auf sich, das könne später vom Concierge oder sonstwie nachgetragen werden. Er schrieb weiter:

„Todesursache: Herzlähmung in Folge einer Stichwunde. Selbstmord scheint nicht vorzuliegen. Wahrscheinlich Zweikampf. Gegner unbekannt. Dr. Lemonnier.“

Er stand auf, grüßte höflich: „Ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen, mein Herr!“ und ging. Ich leuchtete ihm vom obersten Stockwerk aus und blieb auf dem Corridor stehen, bis ich seine Schritte auf dem Hausflur und seinen Zuruf an den Concierge: die Thür zu öffnen, vernahm. Als die Hausthür zugeschlagen wurde, trat ich in Henris Zimmer zurück. Ich bin nicht sentimental, aber die arme Rose hob ich doch auf und legte sie auf seine Brust. Lange, lange Zeit blieb ich regungslos vor dem Lager meines armen Freundes stehen. Ich konnte keinen Blick von ihm lassen. Ich vermochte das Geschehene noch immer nicht zu fassen. Ich überraschte mich, daß ich mehrmals mit halblauter Stimme fragte: ist es möglich? ist es möglich? — Henri blieb stumm. Mich überlief einmal um das andere ein Schauder. Vor wenigen Stunden noch so frisch, so lebensfroh, — und nun!

Ich ging langsam durch das Zimmer, unschlüssig, was ich beginnen solle. Ich kann ihn doch nicht allein lassen . . . aber freilich, was kann ihm noch zustoßen? Meine Lampe brannte noch immer ganz friedlich weiter, gerade wie eben. Und was hatte ich inzwischen erleben müssen!

Da sah ich an das Bett gelehnt, auf dem der arme Henry lag, jenes Brett, das den Unglücklichen in seinen letzten Augenblicken beschäftigt hatte. Ich hob es auf, entfernte die feuchten Lappen und sah nun das verstümmelte Medaillonbild, bis zur Unkenntlichkeit zerquetscht; ein Frauenporträt; das gelockte Haupthaar, in das eine Rose gesteckt war, war der Vernichtung zufällig entgangen. Ich blickte lange auf die Verunstaltung und machte unwillkürlich hoffnungslose Versuche, aus der Thonmasse, die die tiefen Eindrücke der Faust zeigte, die Züge, die sie früher dargestellt hatte, zu erkennen. Ich stellte das Brett bei Seite und nahm es noch einigemal zur Hand. Dann zog ich das Portefeuille aus der Tasche und betrachtete es genau. Es war ein einfaches Täschchen aus gelbbraunem Leder mit einem gestickten H in gleichfarbiger Seide. Es enthielt nur Visitenkarten und eine quittirte Rechnung vom Blumenhändler, die Henri im Laufe des Tages geregelt haben mußte, denn sie trug das Datum des verhängnißvollen Tages — sonst nichts, nichts! Ich steckte die Tasche wieder ein. Es war das einzige Andenken, das ich von dem mir so lieb gewonnenen Freunde mein nennen durfte.

So war, nach dem Abschiede des Dr. Lemonnier etwa eine Viertelstunde

verflossen — sie erschien mir unendlich lang diese Viertelstunde! — als wieder Geräusch auf der Treppe und auf dem Corridor sich vernehmen ließ. Die Schritte hielten vor Henris Thür. Die Klinke wurde behutsam herabgedrückt, und herein trat ein fremder Herr, vom Concierge, der sich mit einem Handleuchter versehen hatte, gefolgt.

„Der Herr Doctor!" sagte der Concierge.

Ich sah den Herrn erstaunt an.

„Der Arzt ist ja schon hier gewesen", bemerkte ich.

„Welcher Arzt?" fragte mich der Concierge. „Ich bin ja direct zu dem Herrn Doctor gefahren, habe die Droschke warten lassen und bin mit ihm zusammen hier angekommen".

„Merkwürdig!"

Der nun angekommene Arzt bekümmerte sich um dieses mit leiser Stimme geführte Gespräch augenscheinlich gar nicht. Er betrachtete und befühlte Henri, legte das Ohr auf die Brust, und versetzte dann: „Er ist todt".

Ich erzählte dem Arzte, daß der Tod von einem seiner Collegen, von dem ich vorausgesetzt hatte, daß er auf meine Bitte gekommen, bereits constatirt sei und reichte ihm das Papier.

„Ah! von Dr. Lemonnier!" sagte der Arzt. Er las das Attest und fügte hinzu: „Nun, dann ist ja Alles in Ordnung".

„Kennen Sie den Dr. Lemonnier?"

„Wer sollte den nicht kennen! den Günstling des Tuilerienhofes".

„Auf wessen Veranlassung mag er hierher gekommen sein?"

„Wer kann's wissen?! Vermuthlich hat der freundliche Herr, der dem armen Burschen da den Stich in die Brust gegeben hat, eine menschliche Regung verspürt und seinen Arzt hierher beordert. Das ist eine Vermuthung, indessen . . . wer kann's wissen?! Und wüßte man's? Es hätte keinen Zweck mehr. Hier ist nichts mehr zu machen. Legen Sie sich zur Ruhe. Sie scheinen mir derselben sehr zu bedürfen. Gute Nacht, mein Herr!"

Der Arzt ging. Der Concierge begleitete ihn. Der Arzt hatte Recht: ich war hier nutzlos und war ruhebedürftig. Ich kletterte aus dem Fenster, dessen Flügel ich leise, als fürchtete ich den nicht mehr zu Erweckenden in seinem tiefen Schlummer zu stören, andrückte, kletterte in meine Stube, wo die Lampe noch immer gemüthlich weiterbrannte, und wo der Brief, den ich, während mein Freund getödtet worden war, arglos und möglichst unterhaltend abgefaßt hatte, auf dem alten Flecke lag. Es war natürlich, aber es erschien mir nun von einer rohen Theilnahmlosigkeit. Ich entkleidete mich und verfiel sehr bald in einen bleischweren Schlaf.

Es war ziemlich spät, als ich am anderen Morgen erwachte.

*

Unsere kleine Colonie war in größter Aufregung. Die Nachricht von Henris Tode war durch den Concierge bekannt geworden und hatte sich blitzschnell verbreitet.

In der Mittagsstunde erhielt ich eine Zustellung vom Polizeicommissar, der von dem Vorgefallenen unterrichtet worden war und die Wegschaffung der Leiche sowie die Versiegelung von Henris Zimmer bereits angeordnet hatte. Meine sehr vollständige Aussage wurde zu Protokoll genommen.

Im Laufe des Nachmittags wurde ich zum Untersuchungsrichter beschieden, dem ich meine Aussagen zu wiederholen hatte.

„Haben Sie sich die Nummer des Kutschers gemerkt?" fragte er mich.

„Daran habe ich in der Aufregung leider nicht gedacht".

„Würden Sie denselben bei einer Confrontation wiedererkennen?"

„Schwerlich! Ich habe ihn nicht genau angesehen".

„Nun, die Justiz wird die geheimnißvolle dunkle Sache aufhellen!"

Ich wurde nach einem Verhör, das nahezu eine Stunde gewährt hatte, entlassen.

Im Vorzimmer traf ich den Concierge und den Dr. Lemonnier.

Der Concierge wurde in das Untersuchungsamt beschieden. Ich begrüßte Dr. Lemonnier und brachte das Gespräch sofort auf das räthselhafte Ende meines Freundes.

„Ich werde leider gar keine Auskunft geben können", sagte er mir. „Ich bin von meinem Diener etwa um drei Uhr geweckt worden mit der Meldung, daß ein anderer Diener athemlos nach mir verlangt und mich ersucht habe, mich sofort nach der rue d'Hauteville zu begeben, wo ein Mensch im Sterben liege und der ärztlichen Hilfe dringlichst bedürfe. Ich habe mich sofort bereit gemacht, habe anspannen lassen — und das Uebrige wissen Sie ja. Mein Diener hat den fremden Diener nicht gekannt und ihn auch nicht genauer angesehen, da dessen Bericht einen durchaus glaubhaften Eindruck gemacht hat. Ich werde also nur zu constatiren haben, daß ich Nichts weiß".

Zwei Tage später begruben wir Henri. Unsere Colonie war vollständig vertreten. Es fehlte nicht Einer. Die Feierlichkeit war rührend in ihrer schmucklosen Einfachheit.

Am andern Morgen standen unter den Pariser Lokalnachrichten des „Figaro" die folgenden Notizen:

„Graf X X — der Name des „schönen Grafen" war genannt — ist von einem höchst bedenklichen Unfall betroffen worden. Er hat sich mit einem Stilet, mit dem er spielte, an der Maus der rechten Hand so schwer verletzt, daß er das Bett hüten muß und daß zu befürchten steht, er werde den Gebrauch der rechten Hand kaum wieder gewinnen. Ein Mann, der die Klinge so meisterlich zu handhaben wußte wie er, hat unter diesem Unfall doppelt zu leiden. Es ist eine traurige Ironie des Schicksals, daß der Graf die von seinen Gegnern geschaffene Legende von seiner Unverwundbarkeit selbst hat zerstören müssen, und das mit einer Spielerei".

Einige Zeilen tiefer:

„Die graziöseste Erscheinung unsres Hofes, die kleine Herzogin, wird

uns verlaſſen. Der Herzog hat, wie es ſcheint, ſeine Rechte als Gatte in ſehr deutlicher Weiſe betont. Und wahrhaftig, wenn wir die reizende Frau auch mit tiefer Trauer aus der Pariſer Geſellſchaft, deren lieblichſter Schmuck ſie war, ſcheiden ſehen, — dem Herzog können wir nicht Unrecht geben."

Die Juſtiz wird die geheimnißvolle dunkle Sache aufhellen, hatte der Unterſuchungsrichter verheißen. Die napoleoniſche Juſtiz hat nie etwas aufgehellt. Eine unbequeme Zeitungsnotiz über den unaufgeklärten Tod eines jungen Mannes aus einer der erſten Familien Frankreichs bereitete dem betreffenden Blatte die ernſthafteſten Unannehmlichkeiten. Am andern Tage beſchäftigte Paris ſich mit etwas Anderem. An Henri hat man nicht wieder gedacht.

*

Ich verließ Paris wenige Monate ſpäter. Henris Portefeuille hatte ich in täglichen Gebrauch genommen. Es war dadurch mit der Zeit ſchadhaft geworden, aber ich mochte mich nicht davon trennen. Ich brachte es zu einem Leder-Arbeiter und erſuchte ihn, es zu repariren. Als ich es nach einigen Tagen abholte, ſagte er mir: er habe auch das Bild neu eingefaßt.

„Welches Bild?"

„Nun das Bild im Portefeuille!"

„Ich verſtehe nicht".

Der Arbeiter öffnete das Täſchchen, ſchob mit zwei Fingern das Leder, das in den Bügel eingeklemmt war, zurück, und zu meinem Erſtaunen wurde da ein reizendes Miniaturbild ſichtbar: ein lieblicher Frauenkopf, mit anmuthigſtem Lächeln, mit himmliſchen Grübchen, in den gelockten braunen Haaren eine gelbe Roſe: die kleine Herzogin.

Ich deckte das Geſicht mit der Hand zu und betrachtete nur den Haaranſatz. Und da erkannte ich auch die Aehnlichkeit mit dem zerſtörten Medaillonbilde. Und nun wußte ich auch, weshalb Henri das Portefeuille nicht in fremde Hände hatte gerathen laſſen wollen.

Friedrich Spielhagen.

Von

Ludwig Ziemſſen.

— Neuſtettin. —

In der Novelle Quiſiſana, der neueſten, welche uns Friedrich Spielhagen geſchenkt hat, äußert gelegentlich einer bedeutſamen Unterredung zwiſchen dem Helden des Buches und ſeinem Arzte, erſterer, ein hochſinniger Dichter und Politiker, im Rückblick auf die von ihm durchlebten und durchlittenen fünf Decennien: „Sind Sie nicht überzeugt, wenn Sie die Herzen von Werther oder Eduard (a. d. Wahlverwandtſchaften) zu unterſuchen gehabt hätten, Sie würden da Dinge gefunden haben, von denen ſich die Herren Aeſthetiker nichts träumen laſſen? — Ich nun, ich bin aus ihrem Geſchlecht! Ich rühme mich dieſer Abſtammung ſo wenig, als ich mich ihrer ſchäme; ich conſtatire eben ein Factum, das zugleich mein Fatum iſt, unter deſſen Gewalt ich mich beuge, vielmehr: deſſen Gewalt mich beugt, trotz meines Widerſtrebens. Denn wie ſehr ich vielleicht, meiner Naturanlage nach, in das vorige Jahrhundert gehöre, ich bin doch auch ein Bürger meiner Zeit und nicht taub gegen ihre Gebote. Ich weiß ſehr wohl, daß der moderne Menſch nicht mehr ſeinen privaten Freuden und Leiden ausſchließlich leben und ſterben darf; ich weiß ſehr wohl, daß ich ein Vaterland habe, deſſen Ruhm und Ehre und Größe ich heilig halten muß und dem ich verpflichtet bin, ſolange noch ein Athemzug meine Bruſt hebt. Ich weiß es und glaube es bethätigt zu haben, nach meinen Kräften, früher wie jetzt".

Ein eigenartig inhaltreiches Selbſtbekenntniß. So knapp es iſt, ſo vollſtändig zieht es doch die Summe eines langen Lebens, einer ganzen Exiſtenz, und gibt an jener Stelle den Schlüſſel zu Allem, was im Denken und Handeln des Helden dunkel, dem vollen Verſtändniß entzogen geblieben war! — Und nicht bloß des Helden jener Novelle! — Hätte ich die Auf-

gabe, unter das Bild des Dichters, welches den künstlerischen Schmuck dieses Heftes bildet, nach Weise früherer Zeit eine charakterisirende Unterschrift zu setzen, ich würde nicht zögern, jenes Selbstbekenntniß Bertrams dazu zu wählen, überzeugt, die geistige Signatur des Originals nicht ganz verfehlt zu haben.

Nicht als ob ich meinte, der Verfasser der „Problematischen Naturen" habe sich in dem Helden von Quisisana selbst schildern wollen; durchaus nicht! Von Anderem abzusehen, ist sein Herz, wenn gleich erreglich genug, um sich „Alles anders zu Gemüthe zu nehmen, als es andere Herzen thun, deren Reifen nicht springen, es geschehe, was auch geschehe", doch aber, Gott sei Dank, so gesund und stark, wie nur zu wünschen. Gleichwohl hat der Dichter, dessen Worte alle — unsichtbar, doch unverkennbar — das Wort Sir Philippe Sidneys „Blicke in Dein Herz und dann schreibe!" als Motto an der Stirn tragen, unzweifelhaft auch hier dem Drange des echten Poeten gehorcht, seine Personen, wie vielfältig sie erscheinen mögen, aus der Fülle der eigenen geistigen Natur auszustatten, und so überkam vor Allem der Vertreter des Idealismus in jener Erzählung naturnothwendig etwas von der Seele des Dichters, und sein Leben baute sich, fast unabhängig von der bildenden Hand, nach denselben Grundbedingungen aus denselben Elementen auf.

Der Naturanlage nach dem vorigen Jahrhundert angehörend, aus Werthers und Eduards Geschlecht stammend und dieses Factum als ein übermächtig Fatum empfindend, doch aber der Pflichten des modernen Menschen eingedenk und mit Hintansetzung der privaten Freuden und Leiden dem Ruhm, der Ehre und der Größe des Vaterlandes hingegeben und für dasselbe wirkend, sonst wie jetzt — das ist mir stets als der Grundaccord, auf den Friedrich Spielhagens Leben und Schaffen gestimmt war, erschienen, und aus jeder, auch der kleinsten seiner dichterischen Productionen klang er mir harmonisch zu Ohr und Herzen.

Und nicht nur aus diesen! — Seit mehr denn drei Decennien dem Dichter geistig verbunden und mit dem Auge des Freundes dem Gange seines Lebens folgend, hatte ich, lange bevor er selbst seinem Geschöpf jenes Wort in den Mund legte, aus tausend und aber tausend Lebens-Regungen und Aeußerungen mir ein gleiches Urtheil über ihn gebildet, hatte auf diese Erkenntniß seines Wesens die Hoffnungen für sein Leben gegründet. Gern gedenke ich weit entlegener Zeit, in die unsere erste Bekanntschaft fiel, in der sich mir ein so anziehendes Beobachtungs-Object darbot, wie kaum je wieder. Es war das schwüle Erwartungsjahr 1847, als Friedrich Spielhagen, der eben die Gelehrtenschule verlassen hatte, um die Universität zu beziehen, in Berlin erschien und in dem Kreise, der sich zumeist aus Landsleuten von ihm zusammensetzte, auftrat: eine eigenartig anziehende Erscheinung, der Niemand Freundlichkeit oder Herzensinteresse versagen konnte.

Er war noch sehr jung, kaum achtzehnjährig, und unverwischter Jugend-

reiz sprach aus der lebensvollen Beweglichkeit seines zierlich gebauten Körpers, lag auf seinen feinen Gesichtszügen, spielte in seinem dunklen Auge, das bald strahlend heiter wie das eines Kindes, bald träumerisch verschleiert in's Leben hinausblickte. Aber mit dieser Jugendlichkeit hatte es doch noch seine besondere Bewandtniß. Zeitweise war er fröhlich mit den Fröhlichen, ausgelassen mit den Schwärmenden, und nicht verschmähte er dann die Pfade zu gehn, die sorglose Jugend in jenen Jahren dahin zu schlendern liebt; aber dann plötzlich im Kreise der Lacher verstummte er wohl,

— die Stirn ward trüb' und es quoll in's dunkele Aug' ihm
Flimmernd wie webender Schmerz und wie still aufwallende Sehnsucht.

Ein feuchter Strahl unbefriedigten Wollens und Verlangens, der den Seelenkenner durch seine schmerzlich mächtige Gewalt rühren, aber auch mit Sorge erfüllen konnte um den, dessen Kraft noch nicht versucht und erprobt war!

Oder war sie es schon? Hatte er schon tiefere Züge aus dem Becher des Lebens gethan und auf dem Boden seiner Freuden jenen „entsetzlichen Nachgeschmack von Trauer und Schrecken" vorgefunden, aus dessen Vorhandensein Pascal die Armuth des menschlichen Geistes deducirt? Hatte er schon erfahren, wie, nach dem herzbeklemmenden Worte des Dichters

„medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat?"

Wir wußten es nicht, wußten von seinem Vorleben überhaupt so gut wie nichts; es durfte angenommen werden, daß seine Lebenswellen im Ganzen linde dahingeflossen seien und keine schwerere Lasten mit sich geführt haben, als das Leben eines Schulknaben und reifenden Jünglings im Elternhause in sich zu begreifen pflegt. Er selbst war schweigsam über seine Vergangenheit, ist es lange geblieben, ja erst seine autobiographischen Aufzeichnungen von 1869 und 1879 haben mir den volleren Einblick in die Entwickelung der jungen Künstlerseele bis zum Hinaustritt in's Leben ermöglicht. Da ist mir nachträglich manches Dunkle klar, manches Verborgene offenbar geworden. Ein äußerlich stilles und einförmiges Leben in einer alten, wenig regsamen, ja gegen Stürmer und Dränger jeder Art spröde reagirenden Seestadt, die er nicht einmal seine Geburtsstadt nennen durfte; im Kreise einer größeren Familie, die, wie trefflich immer ihre Mitglieder beanlagt waren, auf das Seelenleben des eigengearteten Knaben im Ganzen nur geringen Einfluß auszuüben vermochte; in dem öden Einerlei der Schule, deren Leiter und Lehrer sich an der wissenschaftlichen Förderung der Zöglinge nur allzusehr genügen ließen — eine so stille, anscheinend arme Existenz hatte doch einen köstlichen Kern in sich beschlossen, die träg stagnirenden Gewässer des Alltagslebens eine blühende Insel umgeben, auf die der Darbende sich retten konnte, wenn das ewige Einerlei ihn übermannen wollte; und hier stand ein stiller kleiner Tempel, in welchem der seltsame Knabe tiefaufgewühlten Herzens der Freundschaft und der Kunst opferte.

Der Freundschaft — gewiß! wer hätte seiner liebenswürdigen, enthusiastischen Natur nicht herzliche Freundschaft entgegenbringen, wie hätte er dieselbe nicht mit leidenschaftlicher Hingebung erwidern sollen! Aber auch der Kunst schon? Ja — trotz seines jugendlichen Alters — und mit heiliger Inbrunst, und hatte sogar schon jene bittere Erfahrung kosten müssen, die einem viel späteren Lebensalter vorbehalten zu sein pflegt: nach kurzer, seliger Freude an dem in Jugendfeuer Geschaffenen allmählich aufdämmernde und immer unabweislichere Ueberzeugung von der Nichtigkeit des bisher Geleisteten; peinvolle Unsicherheit in Betreff der Mittel, Besseres zu schaffen; bitterer Zweifel dann an der Begabung selbst; endlich Verzicht auf jenes schmerzlich süße Glück, das die Muse ihm nur um deswillen lockend gezeigt zu haben schien, um es ihm zu lebenslanger Sehnsucht wieder zu entziehen.

Das war der Untergrund seiner derzeitigen Existenz, und so lebte er unter uns dahin, unfroh im Ganzen und des Augenblickes wenig genießend. Verhüllten Schrittes wandelte er mehr und mehr abseits des Weges, auf dem die Menge sich tummelte, Tröstung für sein verschwiegenes Leid fast nur der Natur, der ewig getreuen, entnehmend, deren sinnende Betrachtung Cicero — zum ersten Male mit diesem Wort des Jünglings Innerstes rührend — „eine Nahrung der Seele" genannt hatte.

Dem flüchtigen Blick des Beschauers erschien sein Treiben seltsam unersprießlich, oft unerklärlich. Unstät trieb sein Lebensschiff auf den Wellen des Tages dahin, und seine Empfindung schaukelte in grellen Contrasten herüber und hinüber. Herzliches Erschließen wechselte mit schüchterner Zurückhaltung; unbekümmertes Dahinleben mit peinlicher Selbstquälerei; hohes Fordern an sich selbst mit nicht minder großer Fahrlässigkeit im Thun und Handeln; leidenschaftliches Versinken in Arbeit und Studium mit völliger Abwendung von den Büchern; zartes bewegliches Empfinden mit abstoßender Gleichgiltigkeit; selbstgewisse Ausschau ins Leben mit verzagender Planlosigkeit, mit halber Verzweiflung.

Voll warmer Theilnahme folgte das Auge der Freunde seinen ungewissen Schritten; aber nur der Tieferblickende, mit der Geschichte der Menschenseele Vertrautere erkannte auch in diesem wogenden Durcheinander widerstreitender Elemente etwas Gesetzmäßiges, ahnte in der trüben Gährung schon den goldenen Wein, der einst mit seinem Duft und seinem Feuer, seiner Kraft und seiner Milde viele tausend Herzen erquicken sollte.

Was ihm das Gleichmaß der Seele am häufigsten störte, war zur Zeit wohl die Unmöglichkeit, sich für einen Lebensberuf zu entscheiden, war die Pein, ein Studium wählen zu sollen, während von allen, die sich zur Wahl darboten, keines sein Herz anmuthete, keines Befriedigung auch nur für die nächste Zeit, geschweige denn für das Leben versprach. Mit leidenschaftlichem Entschluß ergab er sich zeitweise der Jurisprudenz und harrte unverzagt in dem dichten Staube aus, der aus ihren trockenen Lehren aufwirbelte; versuchte wohl gar mit jener dialektischen Kunst, in der er Meister war, sich

und seinen Freunden zu beweisen, es heiße „pulverem Olympicum collegisse“ in der Verfolgung eines Zieles, wie es ihm vorschwebe, Mühsale zu erleiden; dann aber verschwand er wieder einmal aus ihren Reihen auf lange Tage oder Wochen — „tauchte unter“, wie sie es nannten — und überraschte wiederkehrend die Getreuen mit einer begeisterten Lobrede auf die alten Classiker und deren Studium; erachtete, weisen Aussehens, kritische Sichtung unsicherer Texte für eine Aufgabe „des Schweißes der Edlen werth“ und beleuchtete mit warmem Licht den Beruf eines Lehrers, sah im Geist seinen Namen mit vorahnender Befriedigung auf dem Titelblatte der editio princeps einer von ihm aus dem Schutt vergessener Büchereien ausgegrabenen Handschrift! — So seltsam widersprach sich hier in unklarem Lebensdrange der Geist des wunderlichen Jünglings, der seine Altersgenossen — und nicht blos diese — in durchdringender Klarheit sonst so vielfach überragte! Er, der im Grunde seiner Seele dem Wissen nur einen relativen Werth in Beziehung auf das Denken zugestand, verfocht in solchen Momenten den absoluten Werth einer Berufswissenschaft; die freiheitsdurstigste, gegen die Bande der Convenienz fast mit Ingrimm ringende Persönlichkeit begeisterte sich für eine Existenz im engsten Lebensrahmen und antic ipirte selbstbewußt den Spruch Schopenhauers, daß alle Beschränkung, selbst die geistige, den Menschen befriedige, beglücke!

Aber während so sein Geist in drückenden Banden rang, auf ungewissen Pfaden dahin tastete, schaute aus lichter Wolke die Muse sinnenden Auges auf ihren Liebling, und dieser Blick — er verhieß dem Ringenden und Leidenden wohl noch manche ermattende Wanderung über steile Höhen, in dunklen Thälern, „durch die Wüste ohne Wasser, da sein Haar sein Schatten und sein Blut sein Brunnen“, aber auch ein endlich Landen am Ziele der Sehnsucht, im Lande der Verheißung:

„longa tibi exsilia et vastum maris aequor arandum,
tum terram Hesperiam venies!“

So ging das Jahr 1847 zu Ende; das neue sprengte den Freundeskreis auseinander; der verhängnißvolle Märzmonat fand nur wenige von ihnen noch in der Hauptstadt; Friedrich Spielhagen erlebte jene aufregenden Tage fern von da in der Heimath. Auch uns hatte die Zeit geschieden; aber unsere Trennung war nur eine räumliche, „obwohl getrennt, schienen wir doch vereint, wie über einen Abgrund hin einander die Hände reichend“. Der Verfolg seiner Studien hatte ihn nach Bonn geführt. So lange schon stand seine Sehnsucht nach den sonnigen Gestaden des Rhein; zu allem Schönen, das ihn dort unzweifelhaft erwarten würde, einer lieblicheren Natur vor Allem, hoffte er vielleicht dort auch die Wissenschaften in reizenderem Gewande zu erschauen, als bisher, und durch sie versöhnt zu werden mit der harten Aufgabe, eine von ihnen zur Lebensgefährtin zu erwählen. Auf die Kunst, die einst heißumworbene Geliebte, schien er, da er schied, völlig verzichtet zu haben.

Die Zeit verrann. Wir schrieben 1851, und die ersten schönen

Frühlingstage wehten über die Heimaths-Fluren und Wogen, da trat eines Morgens ungeahnt Friedrich Spielhagen in mein stilles Greifswalder Arbeitszimmer. Er sah blaß und abgearbeitet aus, seine Gesichtszüge erschienen schärfer, seine Augen tiefer als vor Jahren. Doch war ihm wohl, wieder in der Heimath zu sein; die Nähe der See, die er so liebte, entzückte ihn; er hoffte auf schöne Tage voll nachwirkender Frucht und war voll Pläne und Entwürfe. Sein ganzes Wesen erschien ungemein gereift; seine körperliche Erscheinung über seine Jahre männlich; sein Wissen, soviel davon im Gespräch hervortrat, wesentlich bereichert und vertieft; sein Urtheil über Welt und Menschen frappirend klar und besonnen. Wir verlebten köstliche Frühlings- und Sommertage miteinander; bald schloß sich auch, nach Berliner Art, wieder ein Kreis von Freunden an, in dem ihm oft recht wohl wurde. Ueber die praktischen Ziele seiner Studien sprach er ungern; er schien nach manchem peinvollem Schwanken endlich doch dem Lehrfach treu geblieben zu sein, — freilich in seiner Weise, die nicht ebenso die Weise der Unterrichts-Behörden zu sein pflegt — und gedachte zunächst eine wissenschaftliche Arbeit zu Prüfungszwecken abzufassen. Aber hier kehrte das alte Zaudern und Schwanken wieder: so sehr er durch reiches Wissen und Schärfe des Urtheils unzweifelhaft dazu befähigt war, konnte er doch sich für kein Thema entscheiden, noch weniger Hand anlegen. Es war, als graute ihm vor diesem ersten Schritte in die Gebundenheit des Berufslebens, und so sehr ich zum Entschluß drängte

„fungens vice cotis, acutum
Reddere quae ferrum valet —“

verschob er das lästige Unternehmen von einem Monat in den andern.

So ging der Sommer hin, schön und inhaltsreich für seine Freunde, die seiner Gesellschaft nicht müde werden konnten. Auch gewährte sein Umgang seltenen Reiz; ein Gespräch mit ihm war ein Genuß und zog aus seinem Innern Schätze von Gedanken und Einfällen hervor; ging es auch vom Allernächsten und Alltäglichsten aus, so zog es doch schon nach wenigen Minuten größere und immer größere Kreise, erhob sich, getragen vom Schwunge seiner energisch aufstrebenden Natur, ehe man sich dessen versah, in die Sphäre der Ideenwelt.

Als neues Entwicklungsmoment beobachteten die Freunde einen ihm früher fremden leidenschaftlichen Zug zum Humor. Mit Vorliebe las und studirte er die englischen Humoristen und zeichnete fleißig seine Wahrnehmungen über Lebensanschauung und Darstellungsweise derselben auf; mit Interesse auch die älteren deutschen Humoristen, die er gerne mit jenen verglich. Lichtenbergs Werke kamen lange Zeit nicht von seinem Tische. In dieser Zeit, die überhaupt reich war an Keimen zu späterer Blüthe und Frucht, wurzeln auch, wie ich meine, die später ausgeführten trefflichen Arbeiten „Ueber den Humor als Uebergangsstufe“, über W. M. Thackeray ꝛc.

Die ganze Richtung, welche sein Seelenleben genommen, deutete auf

schwere innere Kämpfe, die die Jahre unserer Trennung ausgefüllt und ihn vornehmlich zum Manne gereift haben mochten; deutete darauf hin, daß er auf der Uebergangsstufe zweier geistiger Sphären angelangt sei. Es ist wohl mehr als eine allgemeine Bemerkung, richtiger ein aus der eigenen Seelengeschichte geschöpftes Bekenntniß, wenn er in der oben erwähnten Abhandlung über den Humor später schrieb: Der Jüngling kennt den Humor nicht, so lange er noch an die Verwirklichung seiner Ideale glaubt und in diesem Glauben kühn hinaussteuert auf das hohe Meer des Wollens und Wagens. Aber auf der Stufe, wo sich in dem unausbleiblichen Kampfe mit den Stürmen, die nun hereinbrechen, aus dem Jüngling der Mann entwickelt; in der Zeit, wo die Pfeile und Schleudern des wüthenden Geschicks ihm eine schöne Hoffnung nach der andern zertrümmern und er noch nicht zur vollen Erkenntniß gekommen ist, daß diese schöne phantastische Spiegelung, die ihm die reale Welt verdeckte, versinken mußte, wollte er überhaupt jemals ein Mann werden — auf dieser Stufe, in dieser Zeit treibt der Humor die üppigsten Blüthen, lächelt der Jüngling-Mann in seinen Schmerz hinein, witzelt er über seine Verzweiflung so lange, bis er mit sich und der Welt ins Reine gekommen ist.

Daß dieser Humor an der Sentimentalität sein nothwendiges Complement hatte, begreift sich leicht. Oft genug vertrug sein Schmerz den lächelnden Witz nur schwer, und die „Lyrik des Herzens" machte sich in ergreifender Weise Luft. Kleine Lieder aus jener Zeit sind wie getaucht in tiefstes leidvolles Empfinden, „beredte Pulsschläge; Thränen, die da sprechen, indem sie fallen, Seufzer, die zu gehauchten Worten werden und irrend durch die Luft ziehn". Goethes Werther war ihm noch immer ein heiliges Buch, aus dem er ohne heftige Erschütterung nicht einmal vorzulesen vermochte. Der schöne Brief vom 3. November: „Weiß Gott, ich lege mich so oft zu Bette mit dem Wunsch, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen", rührte ihm immer die Seele bis zur Fassungslosigkeit, und bei den Schmerzensworten: „O! wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht, wie ein lackirtes Bild, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Mensch vor Gottes Angesicht steht, wie ein versiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer" mußte er sich abwenden; denn Thränen verdunkelten sein Auge, erstickten seine Stimme.

Nach solchen Erlebnissen, die ihn gewöhnlich für längere Zeit in sich selbst zurückdrängten, war es dann wieder interessant, den seltsamen Jüngling aus der Stille seiner Eremitenklause, deren Fenster auf den einsamen Marienkirchhof hinausgingen (es ist dasselbe Zimmer, in welchem Paul den Besuch seines Freundes, des „Bagger-Inspectors" empfing und von wo aus er „auf die Düne" des Nedur übersiedelte), ich sage, war es interessant, ihn aus seiner Klause hervor sich in die lärmenden Kreise ländlicher Gastlichkeit stürzen zu sehen und ihn inmitten eines Gesellschafts-Cirkels zu beobachten,

unter dessen Theilnehmern Schopenhauer viel „Fabrikwaare der Natur" gefunden haben würde. Auch in solcher Umgebung konnte er sich dann außerordentlich wohl fühlen, und virtuos war die Art und Weise, mit der er sich zu jenen wackeren Leuten in ein Verhältniß zu setzten wußte. Mit reichen Gutsbesitzern und armen Tagelöhnern, mit gebietenden Oberförstern und frohnenden Haideläufern, mit Schiffscapitänen und Matrosen, mit der Baronesse auf dem Schlosse wie mit der ortsarmen Wittwe im Hirtenhause — mit Allen verkehrte er gleich sicher und freundlich, Allen gegenüber fand er den rechten Ton, und die Leute hingen an seinem Munde, so lange er sprach, folgten ihm mit den Augen, wenn er schied. Shakespeare's Wort: „Er ist von sanftem Gemüth, voll edlen Trachtens, — von Jedermann bis zur Verblendung geliebt", war wie für ihn geschrieben.

Geliebt — ja, und nicht bloß von jenen ärmeren Mitgliedern der misera contribuens plebs. Auch schöne, vornehme Augen folgten tieferen Interesses seinen Schritten; edler Frauen Huld wuchs reich und blühend an seinem Wege, Herz und Sinne ihm hold umduftend — doch still davon! — Wir stehen hier auf dem Boden seiner „Problematischen Naturen", wo Alles erlebt, Alles Wirklichkeit ist — überzogen freilich mit jenem köstlichen Metall, von dem ein wenig schon, kunstvoll gedehnt, hinreicht, um Welten zu vergolden, mit dem Golde der Poesie! — —

So war der Sommer endlich abgeblüht, und wie die Kraniche hoch oben in sonniger Herbstluft ihren Zug begannen, brach auch er auf und zog davon. Zunächst in seine nahe Vaterstadt, um dort weitere Lebenspläne mit den Angehörigen zu vereinbaren; dann nach einem mehr als vierjährigen Studium drängte die Zeit allerdings zu einem äußeren Abschluß. Seine Freunde durften hoffen, daß er unter Einwirkung der Eltern, denen er mit tiefer Liebe und Zärtlichkeit zugethan war, sich nun unverzüglich zur Ablegung der vom Staat erforderten Prüfungen entscheiden werde, und sahen ihn um deswillen leichteren Herzens ziehn. Habilitation an einer Universität schien dann die nächste Consequenz, die Gelehrten-Republik einer Hochschule der geeignete Schauplatz für eine Lehrkraft von dem Feuer und der Vielseitigkeit, wie sie ihm eignen. Seine glänzende Redegabe schien noch ein besonders schwerwiegendes Pfand für Erfüllung unserer Hoffnungen zu bieten. — So zog er davon.

Monate vergingen, ohne daß ein Laut von ihm herüberdrang, und schon argwöhnten die Freunde, er sei ohne Abschied und ohne Mittheilung über die nächsten Lebenspläne wieder in die Ferne gezogen, als plötzlich eines Tages ein Brief voll überraschendsten Inhaltes anlangte. In bitterhumoristischer Weise theilte er den Getreuen mit, daß sein Plan, sich den „Erziehern des Menschengeschlechtes" beizugesellen, auf dem Punkt stehe, sich zu realisiren. Nur werde er zunächst mit einem Menschen, und zwar einem noch recht jugendlichen beginnen. Er gehe damit um, die Leitung und Erziehung eines Knaben zu übernehmen, dessen Unterricht fern von der

Stadt und den öffentlichen Schulen die Umstände geböten. Er glaube im Stande zu sein, die etwa aus dem Verhältniß erwachsenden Unliebsamkeiten zu beherrschen und zu beseitigen, und gewänne für sich Zeit zu Studien, die ihm neuerdings interessant geworden seien. Wir sollten nicht irre an ihm werden.

Das wurden wir nun freilich nicht; aber wir sahen ihn mit Bekümmerniß in ein Verhältniß eintreten, für das ihn seine ganze Natur wenig eignete, für welches er, so zu sagen, zu gut erschien. „Pegasus im Joche!" das war so etwa der Grundton, auf den die Unterhaltungen der Freunde, wenn sie seiner gedachten, gestimmt waren, und herzliche Besorgniß machte sich in Warnungen, Mahnungen und Vorschlägen, die in dicken Briefen nach der alten Hansestadt hinüber flogen, unverzüglich Luft. Aber sie blieben ohne Erfolg. Das Gefürchtete war schon geschehen und — „non haec sine numine divom".

Von der geistigen, speciell poetischen Frucht jener Lebensperiode wird später zu sprechen sein; für jetzt nur soviel, daß das Leben und Treiben seiner neuen Umgebung ihm Veranlassung wurde, das Verhältniß der einzelnen Stände zum Staat, speciell zum preußischen Staat, genauer in's Auge zu fassen und ihre Rechte und Pflichten abzuwägen; Beobachtungen, die alsbald weitere Kreise um sich zogen und den grübelnden Geist des jungen Denkers allmählig zu erneuertem, nun vertieften Studium von Staatsrecht und Rechtsphilosophie lockten. — So füllte sich in diesem Zeitraum der „Dienstbarkeit" manche Lücke in seinem Wissen, manche auch in seiner Welt- und Lebenserfahrung, und mit gesammelterer Kraft schritt er wieder in's Leben hinaus, da jene Periode sich schloß. Ach! er sollte jene vollere Kraft nur allzubald gebrauchen. Leid und Tod ersahen sich sein Vaterhaus, Schmerzen und Sorgen sein Herz zum Ziel. Als er abermals sein Antlitz der Ferne zuwandte und den Staub der Heimat von seinen Sohlen schüttelte, da zog er wohl frei wie der Vogel davon, aber wie einer, dem der Sturm das Nest zerstört hat, und der nun klagend von Baum zu Baum, von Wald zu Feld zieht, die neue Heimath, die erst zu bauen war, zu suchen.

Der harte Kampf mit dem Leben, der nun anhob, entzog Friedrich Spielhagen auf Jahre hinaus meinen Augen. Der briefliche Verkehr war abgerissen; meinem Verlangen, von seinem Leben und Schaffen, von seinen Leiden und Freuden Kunde zu erhalten, genügten nur sparsam jeweilig, meist in großen Zwischenräumen, durch dritte Hand mir zukommende Nachrichten, die bei aller Dürftigkeit aber wenigstens hinreichten, seinen Freunden die tröstliche Gewißheit zu geben, daß er stark und aufrecht bleibe im Sturm und „den Wolf von seiner Thür treibe wie ein Held". — Wieder nach langer Pause kam dann die Mittheilung, daß er literarisch thätig sei, daß er sich in englisch-amerikanische Literaturstudien vertieft habe und, mit außerordentlicher Beherrschung der Sprache, musterhafte Uebersetzungen liefere, endlich — ersehnte, lang erwartete Nachricht — daß er selbst producire,

dichterisch schaffe! Fortan war ich ruhiger über sein Schicksal. Ich fühlte, daß er das eigentliche, ihm bestimmte Feld der Thätigkeit gefunden; ich kannte die ungemeinen Kräfte, die er hier zur Verwerthung bringen konnte; wußte, welche hohen Ziele er der Kunst steckte, welche Anforderungen er an den Dichter erhob, und durfte mich der schönsten Hoffnungen getrösten.

Mit prüfender Kraft stieg er von Geringerem zum Höheren und Höchsten auf. Die ersten Veröffentlichungen, 1857 und im nächstfolgenden Jahre an's Licht tretend, waren die Novellen Clara Vere und Auf der Düne, Studienblätter, wenn man so will, für die Ausführung großer figurenreicher Vorwürfe, die der junge Künstler in gestaltender Seele trug, und die, hinausflatternd in die Oeffentlichkeit, ihm das belehrende und fördernde Urtheil der Wissenden einbringen sollten. Aber was er an Kritik über die genannten Dichtungen vernahm, konnte ihn wenig fördern; Kunstrichter von jener traurigen Gattung, die als Zweck des Beurtheilens einzig das Verurtheilen erachtet, übten ihr Handwerk mit gewohnter Frische auch an den beiden Erzählungen, und ohne Empfindung für die reizvollen Schönheiten, namentlich der zweitgenannten (eigentlich eine Episode aus den „Problematischen Naturen"), verwarfen sie dieselbe um einiger Anfänger-Mängel willen völlig und stellten dem jungen Dichter für fernere künstlerische Thätigkeit das übelste Prognostikon.

Das lesende Publikum bestätigte dieses abwehrende Urtheil der literarischen Zionswächter nicht, vielmehr fanden diese Erstlingsgaben überall die freundlichste Aufnahme, erweckten für den Dichter die größten Hoffnungen und verbreiteten sich nach und nach in sechs starken Auflagen überall hin, wo deutsche Dichtung geschätzt wird. Der Verfasser aber, belehrt nun über den großen Unterschied, der zwischen dem Urtheil der Fachkritik und demjenigen des Publikums nur allzuoft zu Tage tritt, sammelte jetzt seine ganze Kraft in einem Punkt und trat, als seine Kritiker eben zu der wohlthuenden Ueberzeugung gelangt waren, daß er vor der Schneidigkeit ihres Urtheils „die Flinte ins Korn geworfen habe", mit dem Roman „Problematische Naturen" vor das deutsche Volk.

Wer, der jene Zeit geistigen Druckes, politischen Unvermögens, wüstester Reaction in Staat und Kirche mit erlebt hat, entsänne sich nicht des außerordentlichen Eindrucks, den das wunderbare Buch damals in allen Kreisen der deutschen Leserwelt hervorrief? Er grenzte nahe genug an die Wirkung jenes Büchleins, in welchem, vor 85 Jahren, Werthers „vielbeweinter Schatten"

Hervor sich wagte an des Tages Licht.

Und nicht mit Unrecht! Dort wie hier verhalf der Dichter einer im Leid verstummten Generation zum Ausdruck: hier wie dort brach, was Aller Herzen erfüllte, in erschütterndem Seelenlaut hervor; hier wie dort löste sich der Dichter selbst vom lähmenden Druck übermächtiger Leidensempfindung, um fortan klar und fest, bewußten Zieles seine Kraft geltend zu machen, wo immer sie erfordert wurde zum Wohle, zur Ehre des Vaterlandes.

Daß die Wirkung der „Problematischen Naturen" vor Allem in der heimischen Provinz eine beispiellose war, begreift sich leicht, und für den,

der noch einer besonderen Begründung bedarf, hat sie Friedrich Spielhagen selbst — freilich ohne an sich dabei zu denken — in seiner trefflichen Würdigung Fr. Reuters überzeugend gegeben. Ja — ein Dichter, der seine Seele so zu einem hellen Glase schleift, daß sich Himmel, Erde und Luft und die Menschen seiner Heimath wiederspiegeln, kann seines Erfolges gewiß sein. Es ist aber die Eigenschaft jedes Spiegels, daß er aufnimmt, was nur immer unter einem bestimmten Winkel in ihn fällt, und genau so ist es mit eines Dichters Seele. Du bist mein, sagt er zu Allem, was er sieht, was er hört, was er selbst erlebt, was Andere erleben. Du bist mein, denn ich will nichts von dir, als dich dir selbst zurückgeben, dir deinen Platz anweisen in der Reihe der Lebendigen, die ich an dir vorüberführe. Der Lebendigen und — der Todten; denn auch sie sind mein. Mein ist die ganze Seele meines Volkes, wie sie, sich immer wieder neu erzeugend, in geheimnißvoller Folge von einer Generation auf die andere vererbt, stets die alte, und doch ewig jung, stets dieselbe und doch immer wieder eine andere! —

Daß sich trotz so hoher Auffassung seines Dichterberufes in die Zurufe der Bewunderung auch mancher verdrießliche Laut, mancher Tadel, manche Klage wegen persönlicher Kränkung durch die Dichtung mischte, brauchte eigentlich kaum erwähnt zu werden. Ein unbestechlich klarer Spiegel hat etwas Unbehagliches für den, der plötzlich unvermuthet sein Bild in demselben gewahr wird — oder wenigstens eins, das dem seinen verzweifelt ähnlich sieht, — und der Dichter, der es doch nur mit der Gattung zu thun hatte, ladet sogar leicht den Zorn des Individuums auf sich. Spielhagen theilte — und theilt bis auf den heutigen Tag — dieses Loos mit den größten Romanschriftstellern, Dickens voran; Beide haben auf Grund ihrer Dichtung selbst von Nächststehenden kurzsichtigen Groll zu bestehen gehabt; Beiden gegenüber ist — und wenn recht verstanden, nicht mit Unrecht — jenes an Keßner gerichtete Wort: „Sauf le respect pour votre ami, mais il est dangereux d'avoir un auteur pour ami“ wiederholt geltend gemacht: Beide haben es, um ihrer großen Zwecke willen, leicht getragen.

Um ihrer großen Zwecke! Spielhagens Roman ragt wie ein Grenzzeichen auf, gesetzt, um dem Wanderer kund zu thun, wo ein todtes, Tod aushauchendes Moor endet, wo fester lebendiger Ackerboden beginnt; liegt wie eine Abrechnung da mit einer Zeit, die an corrumpirender Wirkung ihres Gleichen sucht in der preußischen Geschichte; warnt ahnungsvoll trotz aufdämmernder günstigerer Aspekten und lichteren Horizontes vor einem Zurücksinken in das alte, kaum überwundene Elend. — Nicht ohne hohen Schwung, nicht ohne große Schärfe, nicht ohne jeweilige Ungerechtigkeit wider den Gegner. Aber „die Liebe zur Freiheit“, sagt mit Recht Gutzkow, „ist wie jede edle Leidenschaft oft ungerecht“, ja sie kann kaum anders, sofern ihr Pathos der tiefinnersten Ueberzeugung entströmt, daß nur Eines noth ist, dieses aber ganz und voll und unverkümmert! Auch der größte Patriot vermag sich von

jeweiliger Ungerechtigkeit nicht frei zu halten, und dieser oft am wenigsten. Daß Friedrich Spielhagens Romane aber — vom ersten bis zum letzten — nach Gesinnung und Ueberzeugung, nach Schaffensdrang und Ausführung patriotische Thaten sind, so gut wie die bewunderten Leistungen großer Staatsmänner und Feldherren, gerichtet, mit Hintansetzung privater Freuden und Leiden, einzig und allein auf die Förderung der wahren Größe, des Ruhmes und der Ehre des Vaterlandes, das wird jetzt wohl nur der noch leugnen können, der überhaupt unfähig ist, in die Idee eines großen Kunstwerkes einzudringen, oder — der Patriot der Gegenpartei, dessen edle Leidenschaft, wie wir sahen, fast das Privilegium der Ungerechtigkeit für sich in Anspruch nehmen darf! — Freilich sind es patriotische Thaten, die — bei uns wenigstens — keine äußere Anerkennung, kein Ehrenzeichen, wie sie der Staat verleiht, keine Würde, die etwa eine höhere Rangklasse erschlösse, erwecken; sie tragen ihren Lohn, ihre Ehre, ihre Würde in sich selbst. Dem Dichter genügt es, daß

„Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre,
Ein golden Vließ, das keines Fürsten Hand
Und kein Capitel an die Brust ihm hängt!"

Und will er durchaus einmal an einen Hof gehen, in einen Thronsaal treten, sich im Glanze der Krone sonnen, nun — so ist da der Palast des Wolkensammlers Kronion sammt der geräumigen Halle,

„der glänzenden, welche Hephästos
Zeus, dem Vater, gebaut mit klugem Geist der Erfindung"

und hier hat er freien Eintritt, fast Heimathsrecht. War es doch Zeus selbst, der für die Poeten von jeher eine Schwäche hatte, welcher ihm die Einladung ein für alle Male ausgestellt:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein!

Er mag sie oft genug benutzen, wenn es ihm danach um's Herz ist!

Aber in so vornehmer Umgebung war es nicht, wo ich Friedrich Spielhagen nach langer Trennung wiedersah; unsereins hat da oben keinen Zutritt. Es war ein einfaches Zimmerchen in der Schöneberger-Straße in Berlin, wohin er seit dem beispiellosen Erfolge seiner Romane „Problematische Naturen" und „Durch Nacht zum Licht" von Hannover aus übergesiedelt war, und ebenso einfach und schlicht war der Bewohner desselben. Ich sollte sagen, die Bewohner; denn ich fand den glücklichen Poeten verheirathet und zufrieden ruhend in dem Genuß seines doppelten Glückes. Ruhend, doch nicht unthätig! Difficilis in otio quies! Das Wort wäre ihm wie aus der Seele geschrieben gewesen. Inmitten äußerer Muse wogte und arbeitete es in seinem Innern um so reger, trug er sich mit großen, weitgehenden Plänen, wallte sein Herz gleicherweise von Liebe und von Haß. Die Zeit war darnach angethan, beide in Bewegung zu setzen. Die schönen jungen Blüthen, welche der erste Sonnenblick der „neuen Aera" hervorgelockt, waren schnell dahingewelkt; jetzt fuhr der eisige Wind der Conflicts-Zeit über die

öde Flur, und männiglich rüstete sich, demselben Stand zu halten, womöglich ihn zu bekämpfen. Auch der Poet klirrte in Wehr und Waffen. Der alte böse Feind, den er schon in jenen Tagen, wo er seinen Beruf „als Erzieher der Menschheit" vorläufig an einem und noch dazu sehr schwachen Individuum erprobte, durchschaut zu haben glaubte und in den beiden ersten großen Romanen so leidenschaftlich bekämpft hatte, war wieder auf dem Plan, und statt des einen abgehauenen Hauptes waren ihm zahllose neue gewachsen: da galt es, wacker sein und sein Schwert locker in der Scheide halten. Der Adel, das Junkerthum sammt Allem, was an brutalem Egoismus sich ihm anschloß. — Hier lag für ihn der böse Wurm, ein starker, gefährlicher Hüter des Unheilquells, der zu verstopfen war; denn

„Hac fonte derivata clades,
In patriam populumque fluxit";

gegen ihn mußten Speer und Schwert von Neuem erhoben werden, und seine Hände feierten nicht. Ein neuer großer Roman war in der Anlage, zum Theil schon in der Ausführung fertig, und er trug als Kriegserklärung:

„Wehe dem Volk, das tief genug gesunken ist, um im entscheidenden Augenblicke über seine Aufgabe ungewiß zu sein! Ihm ist dauerndes Elend, gänzliches Verderben gewisses Loos. Das Schicksal Polens, das seinen Staat seiner Aristokratie zum Opfer brachte, steht ernst warnend an der Schwelle des Entschlusses, der den Staat dem Stande unterordnet".

Aber sein Köcher rasselte von mehr als einem Pfeil. Gleichzeitig trat ein langgehegter, von glühendem Patriotismus eingegebener Plan ins Leben; es erschien, mit Spielhagens Namen an der Spitze, ein Journal freisinnigster Richtung, idealsten Strebens: die „Deutsche Wochenschrift".

Nicht ohne Bewegung nehme ich den schwachen Halbband, der die ganze Lebensdauer des trefflich projectirten und von tüchtigsten Mitarbeitern geförderten Journals umfaßt und in sich begreift, nach langen Jahren wieder einmal zur Hand. Wie viel Hoffnungen und wie viel Täuschungen, wie viel freudige Arbeit und wie viel freudloses Ermatten schlummert zwischen diesen Blättern, die der Verfasser vertrauend widmete „den Männern, die sich in ihrer rastlosen Arbeit um des Vaterlandes Wohlfahrt unterstützt sehen möchten; den Frauen, die da begriffen, daß ihr Blick in unserer Zeit noch etwas über Kammer und Küche hinausreichen müsse; den Jünglingen, die frisch von den Urquellen der Schönheit in den Dichtwerken der Alten in die staubige Arena des öffentlichen modernen Lebens treten; und allen den Mühseligen und Beladenen, die des Tages Last und Hitze allzusehr ermattet, um sich noch mit den „Tagesfragen" eingehend zu befassen, und die doch nicht achtlos daran vorübergehen möchten noch könnten!" Allen wollte die Wochenschrift in ihrem Streben rathend, helfend, erheiternd, auch wohl tröstend zur Seite stehn — und nun? Nach sechs Monaten spritzte der Herausgeber müde die Feder aus und warf sie auf das letzte Blatt: Den Abschied vom Leser. Nach sechs Monaten verkündete der Verleger, daß „um vielen ausgesprochenen Wünschen entgegen zu kommen die deutsche Wochenschrift von jetzt an eine

Monatsschrift werden, und daß der Schwerpunkt des Unternehmens fortan im Roman liegen würde". — Die „Deutsche Wochenschrift" war todt; aus ihrer Asche stieg lächend die „Deutsche Romanzeitung".

Der Poet schüttelte den Kopf. Die Zeit war seinem Ideal nicht reif. Die ungeheure Mehrzahl der Nation vegetirte politisch noch immer in einer grauen Dämmerung, krankte noch immer an dem alten Indifferentismus, der wesentlich eine Folge mangelnder Einsicht war, ja erschrak fast vor der Charakteristik der Wochenschrift als eines „belletristischen Organs der deutschen Fortschrittspartei". War denn der „Fortschritt" nicht Allen so nothwendig zum Leben und Gedeihen, wie das Licht der Sonne am Himmel! Und hatte er nicht zur Genüge ausgesprochen, welchen Fortschritt seine Publicistik wie seine Dichtung im Auge habe! Diente er mit Beiden nicht einem Publicum, das kaum kleiner sein durfte, als das ganze Volk; strebte nicht jedes Wort, jede Zeile, die er schrieb, dem einen gemeinsamen Ziele zu: der Ehre und Größe, dem Ruhm und der Macht des Vaterlandes! — „Es würde dem Herausgeber", so hatte er gesprochen und empfunden, „der, als Romanschriftsteller (ganz abgesehen von dem Werth oder Unwerth seiner Leistungen) doch immerhin „ein Halbbruder des Dichters" ist, schlecht anstehen, wenn er von der souveränen Hoheit der Poesie einen so gar geringen Begriff hätte, daß er sie ohne Weiteres einer politischen Partei als gehorsame Sclavin ausliefern könnte. Er weiß sehr wohl, daß „alles Vergängliche nur ein Gleichniß", und daß es des Dichters höchste, ja streng genommen, einzige Aufgabe ist, dieses Gleichniß zu deuten, den unvergänglichen ewigen Sinn desselben zu enthüllen. Er weiß sehr wohl, daß der Dichter ein Priester des Schönen, daß der Dichter ein Zeuge ist, der, wenn einer, in dem großen Proceß der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu reden hat; er weiß sehr wohl, daß, was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, und nicht, worauf der Peter oder der Paul so hitzig versessen sind, das große unantastbare, unveräußerliche Reich des Dichters ist; schließlich hat er das Wort des Sängers wohl gelesen und wohl begriffen, das Wort: der Dichter steht auf einer höheren Warte, als auf der Zinne der Partei".

Wir wollen der hohen Würde der Dichtkunst also nicht vergessen. Wir wollen aus dem reinen Golde der Poesie kein politisches Capital schlagen, wenn wir es nicht können, ohne darüber zum Falschmünzer zu werden; wir wollen nicht vergessen, daß wir jeder Partei, die es ehrlich meint, und vor allem der Partei, zu der wir uns bekennen, am besten dienen, wenn wir die ewigen Wahrheiten, die des Menschenlebens eigentlicher Inhalt und Gehalt sind, zum möglichst vollendeten Ausdruck bringen; und wenn ja einmal unsere Hand vor leidenschaftlicher politischer Erregung zittern sollte, so wollen wir wieder und wieder auf die Heroen unserer Dichtkunst weisen, immer wieder daran erinnern, daß nur, wenn wir die leuchtenden Spuren derer verfolgen, die für alle Zeit gelebt haben, der wahre und rechte Fortschritt möglich ist.

Aber freilich: wir wollen auch nicht vergessen, daß es, mit den Worten des größten Dichters zu sprechen, wie des Schauspiels, so aller Kunst „Zweck sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen"; wollen nicht vergessen, daß nur der Dichter für alle Zeit gelebt hat, der den Besten seiner Zeit genug that; daß der Dichter den Besten seiner Zeit aber nicht genügt, wenn er sich kalt und gleichgiltig von dem abwendet, was die Geister und die Herzen seiner Zeitgenossen bewegt, sondern wenn er mit dem vollen Verständniß der Strebungen der Gegenwart die wärmste Sympathie für Alles verbindet, was sie erfüllt. Wir wollen dem Leser keine Menschen vorführen, die eben so gut im Monde als auf Erden leben könnten, nein: „ein Geschlecht, das ihm gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich". Wir wollen, soweit es unsere schwachen Hände vermögen, hineingreifen ins volle Menschenleben und die Menschen menschlich nehmen, wie sie nun einmal sind. Wenn dabei Manches zur Sprache kommt, was dem beschränkten Unterthanenverstande ewig verborgen bleiben sollte, wenn dabei schlechte Menschen und schlechte Musikanten den Lohn empfangen, der ihnen gebührt; wenn wir die Heuchelei brandmarken, wie sie's verdient, und den brutalen Egoismus — diese Pest der Menschheit — an den Pranger stellen, an den er gehört, — wenn dies und anderes der Art geschieht, so trete Keiner auf und sage: wir dienten geflissentlich einer Partei; der Pfeil würde auf den Schützen zurückspringen. Schlimm genug für die Partei, der wir in unserm Kampf für die dreimal herrliche Majestät des Guten, Wahren und Schönen nicht dienen, und Heil, dreimal Heil der Partei, welche die erhabene Kritik der Dichtkunst, vor der Könige zittern, nicht zu scheuen braucht, weil sie sich bewußt ist, das Rechte zu wollen".

Ich habe den Dichter sprechen lassen, weil Niemand, wie er selbst, uns sein innerstes Leben, Sinnen und Trachten voll enthüllen; weil Niemand, wie er selbst, uns die ganze Tiefe und Fülle seines Herzens erschließen kann. Und jenes innerste Leben, Sinnen und Trachten, wie es sich hier in wenigen schwerwiegenden Worten ausspricht, finden wir es nicht wieder in allen Werken und Dichtungen Friedrich Spielhagens! Und jenes hier sich erschließende tiefe und starke Herz des Dichters, ist es nicht das Herz Bertrams, das über die Werther-Empfindung privater Freuden und Leiden hinaus dem Ruhm und der Ehre und der Größe des Vaterlandes hingegeben, für dasselbe gewirkt hat unentwegt und unbeirrt bis auf den heutigen Tag! Und sind nicht seine Dichtungen patriotische Thaten wie irgend welche! Er selbst nicht ein Dichter der Nation? — — aber ich vergesse, daß er ein deutscher Dichter ist, und daß von diesem noch heute das bittere Wort gilt:

„Mag man zum Dichter geboren sein,
Zur Anerkennung muß man gestorben sein!"

Ein Brief an den Herausgeber

— zur Zeit in Wiesbaden. —

Von

Friedrich Spielhagen.

Vorbemerkung.

Von den Geheimnissen des Handwerks soll bekanntlich ebenso wenig etwas verrathen werden, wie von andern Geheimnissen. Diesmal wird es uns aber zur Pflicht gemacht, aus der Schule zu plaudern, und wir bitten unsere Gönner und Freunde schon im Voraus um Absolution.

Daß die Schriften oft ganz wunderbare Geschicke haben — habent sua fata — ist sprüchwörtlich. Aber nicht nur das Lebensschicksal der fertigen Bücher, auch die Vorgeschichte der entstehenden ist oft ganz eigenthümlich: und fast ein jedes Zeitungsblatt, ein jedes Monatsheft wie dieses könnte einen kleinen Roman von sich erzählen.

Also: das Material, welches das vorliegende Heft von „Nord und Süd" bildet, war geordnet, gesichtet, — war vollständig, bis auf den Aufsatz unseres Mitarbeiters Ziemssen, den einzigen, der wegen des Bildes unentbehrlich und unersetzlich war. Wir hatten uns mit unbedingter Sicherheit darauf verlassen, daß Dr. Ziemssen den vereinbarten Termin innehalten würde, und hatten uns bei seiner uns bekannten Zuverlässigkeit darauf verlassen dürfen. Der zur Ablieferung des Manuscriptes festgesetzte Tag war aber längst vorüber, und der Tag, an welchem die redactionellen Arbeiten abschließen müssen, rückte bedrohlich nahe. Erstaunte Anfrage von Seiten der Redaction, wo denn das Manuscript bleibt? Noch erstauntere Antwort unseres Mitarbeiters: es sei längst abgegangen. Nutzlose Hin- und Herschreiberei. Durch einen tückischen Zufall ist der Aufsatz abhanden gekommen und nicht wieder aufzutreiben. Ziemssen erbietet sich zwar, in freundschaftlichster Weise, den Aufsatz noch einmal zu schreiben, aber für das October-Heft wird es nun zu spät. Die Herstellung eines andern Porträts ist in der Kürze der Zeit aus technischen Gründen nicht zu ermöglichen. Und das Porträt Spielhagens ohne eine Würdigung des Dichters und ohne einen Beitrag von ihm selbst zu bringen, ist ebenso unthunlich. Wo ist der Retter aus der redactionellen Bedrängniß? In unserer Noth schreiben wir an Spielhagen, ob er nicht selbst mit zwei Worten den Unfall, der uns betroffen, erklären wolle? Wenn der Name Spielhagen in dem Hefte genannt sei, so habe das Porträt doch ungefähr und wenigstens eine formelle Berechtigung, und unsere Leser würden bis

zum nächsten Hefte sich freundlich gedulden. Auf den Brief erfolgt die erbetene umgehende Antwort nicht. Erklärung: Fr. Spielhagen stärkt seine Nerven am Strande der Nordsee.

Da auf einmal wendet sich das Blatt. Ziemssen hat uns zu Liebe das unmöglich Erscheinende doch noch zu ermöglichen gewußt und in unglaublich kurzer Frist für die verloren gegangene Arbeit Ersatz geschafft. Und nicht blos das: inzwischen hat auch Spielhagen unsern Brief erhalten und in freundschaftlich collegialischer Weise unserm Wunsche entsprochen. Aus einer Verlegenheit in die andere, aber diesmal die angenehmere, l'embarras de richesse.

Nun, wir gestehen es ohne Scheu, daß wir es nicht über's Herz gebracht haben die aus freundlicher und liebenswürdiger Gesinnung hervorgegangene Improvisation eines unserer namhaftesten und bedeutendsten Schriftsteller bei Seite zu werfen. Und wir hoffen uns im vollen Einverständnisse mit unsern Lesern zu wissen, wenn wir uns die Freude, Friedrich Spielhagen, der als Herausgeber einer andern Monatsschrift für „Nord und Süd" leider nicht thätig sein kann, ausnahmsweise als gelegentlichen Gast unter unsern Mitarbeitern begrüßen zu dürfen, durch nichts verkümmern lassen.

Die Redaction.

Norderney, den 13. September 1880.

Verehrter Freund!

Das kommt davon, daß die deutschen Zeitungen die Thathandlungen der Schriftsteller während der Ferien nicht ebenso sorgsam registriren, wie die der Sänger und Schauspieler! Während mich Ihr Brief aus Wiesbaden vom 10. vorgestern in Berlin suchte, findet er mich endlich heute, am 13., in Norderney! Und doch lag Ihnen so viel daran, daß die Hiobspost rechtzeitig in meine Hände kam! Die den „Eilboten" beflügelnde Fünfundzwanzig-Pfennig-Marke neben der obligaten bezeugte es. Armer Freund! Heimgesuchter Redacteur! Es ist auch wirklich zu arg! In der langen stattlichen Reihe der Porträts mehr oder weniger bekannter literarisch oder sonst wie notorischer Persönlichkeiten, welche der glänzende künstlerische Schmuck von „Nord und Süd" seit Anbeginn gewesen, sollte in der Jahre Umrollung auch ich meinen Platz finden, und einen ausgezeichneten dazu, nämlich im Quartalheft. Nun ist freilich das Porträt sorgsam vorbereitet und fix und fertig; aber — furchtbares „Aber", dem Thackeray gelegentlich einen seiner geistreichen, melancholischen Excurse widmet, die ich als grämlicher Kritiker so unnachsichtlich verdamme und als harmloser Leser so unendlich goutire, aber es fehlen die Zuthaten, wie der Schneider sagt. Jene Zuthaten, durch welche Sie Ihre Leser so schrecklich verwöhnt haben: Erstens, aus der Feder eines kundigen Mannes das literarische Bild des Porträtirten, Zweitens, aus der Feder des Porträtirten selbst ein Beitrag; ein Gedicht, ein Aufsatz, irgend was, womit der Ausgezeichnete vor dem geehrten Publikum gewissermaßen seine hochachtungsvolle Verbeugung macht. Sie, werther Freund, hatten dem nach seiner Karlsbader Cur Erholungsbedürftigsten sogar diese

kleine Mühe ersparen wollen, ihm großmüthig den geringen Tribut erlassen, und zum Dank dafür muß es der exacteſten aller Posten der Welt passiren, auf dem kurzen Wege von Neustettin nach Berlin das Packet zu verlieren, welches mein literarisches Conterfei enthielt, entworfen und ausgeführt von meinem lieben Freunde Ludwig Ziemssen. Und keine Möglichkeit, in der kurzen Frist den Verlust zu ersetzen! Armer Freund! Sie müßten diverse Erzschichten mehr als der horazische Schiffer um Ihre Herausgeberbrust haben, wenn Ihnen in so verzweifelter Lage das muthige Herz in der Brust nicht hätte erzittern sollen, und ich wäre vom Fels oder Baum geboren, riefen Ihre Klagen kein collegialisch-sympathetisches Echo in meinem Busen wach und mein leises Ohr bliebe taub gegen Ihre Bitte! Ihre Bitte: in sothanen discriminibus rerum, anstatt Ihrer, vor der Gardine zu erscheinen und den Damen und Herren im Parquet zu erklären, welch' Schreckliches sich hinter den Coulissen ereignet hat und weßhalb es also heute geneigteſt billige Nachsicht üben möge.

Und seien Sie versichert, lieber Freund, das Publicum wird meiner in Ihrem Namen ausgesprochenen Bitte willfahren. Es weiß aus alter Erfahrung, daß der Herr Director sonst ein ordentlicher Mann ist, der, wenn es menschenmöglich ist, seinen Verpflichtungen nachkommt, und, wenn es menschenunmöglich ist, Himmel und Erde und Nord und Süd aufbietet, das nothgedrungen Versäumte nachzuholen. Und Freund Ziemssen — ich kenne ihn ja von so lange her, daß ich gar nicht sagen mag, wie lange — wird Sie nicht im Stich lassen; er wird noch einmal an die Arbeit gehen mit demselben Fleiß, mit derselben Treue und — ich weiß es — mit derselben Liebe. Und Ihre Leser werden im November- oder Decemberheft zu ihrer innigsten Freude und Genugthuung ersehen, daß die Literärgeschichte bereits jetzt mehr biographisches Material über den Verfasser der „Problematischen Naturen" beisammen hat, als es über den Dichter des „Hamlet" jemals haben wird.

Ich schließe, verehrter Freund, aus drei guten Gründen. Erstens habe ich Ihren Wunsch erfüllt, zweitens kommt die Fluth und es ist die beste Zeit zum Baden, drittens und letztens geht der „Roland" in einer Stunde nach Bremerhaven und wenn er diese Zeilen nicht mitnimmt, kommt selbst der „eiligste Bote" des Breslauer Oberpostamts zu spät in die Druckerei von „Nord und Süd".

So sende ich Ihnen denn vom Strande der Nordsee herzlichen Gruß zu des Rheines Gestaden. Auf frohes Wiedersehen an den Borden des Schifffahrtskanals!

Ihr

aufrichtig ergebener

Friedrich Spielhagen.

Bibliographie.

Spanien. In Schilderungen von Theodor Simons. Reich illustrirt von Professor Alexander Wagner in München. Quart-Format. Erscheint in circa 30 Lieferungen mit ungefähr 350 Illustrationen in Holzschnitt. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.
à Lieferung M. 2. —

„Zwei gleich begabte, für Poesie und Kunst hoch empfindliche Freunde haben es mit Glück verstanden, in einem mit Wort und Bild reich geschmückten Werke dem Leser einen weitausgedehnten Blick in dieses Land jenseits der Pyrenäen thun zu lassen. Es hat sich der Erzähler mit dem Künstler auf eine glückliche Art im heutigen Spanien zusammengefunden. Mit lebensvoller Frische und Auffassungsgabe, mit feinem Gefühl für Kunst, Kultur, Menschheit und Sitte haben es der Verfasser und Erzähler und sein treuer Begleiter, der ausgezeichnete Maler, verstanden, den Zauber Spaniens und seine alten, wie modernen Schönheiten aufzudecken und dem Leser in Bildern voll Leben und Wahrheit, aus denen eigenes Entzücken und ein erwärmender poetischer Hauch uns entgegenweht, vorzuführen. Mögen wir den beiden Freunden nun nurch Catalonien's Fruchtgefilde, durch Aragon's Steppen, durch die hochpulsirenden Straßen und Plätze Madrid's, der großen Hauptstadt mit ihren Festen, Mondnächten, Kunsttempeln und Stierkämpfen, folgen, oder unter ihrer Führung den Wonnehain von Aranjuez, das Felsennest von Toledo mit seinen arabischen Plätzen, die Moscheen und Heiligthümer Cordobas, die Dome, Alcazars und Tanzsäle Sevilla's, die Rosengärten und Klostermauern Granada's, die Alhambra und des Generalife's spitzengewebte Mauern, Elche's stille Palmenwälder durchschweifen, — überall tritt uns in Wort und Bild der Geist und Charakter des Landes entgegen. Wir theilen das Entzücken der beiden Wanderer, indem wir mit genießen. Geist und Gemüth heben sich unter ihrer künstlerischen Führung. Von dem mit allen Vorzügen neuerer Buchdruckerkunst ausgestatteten Prachtwerk liegen gegenwärtig zwölf Lieferungen vor. Die Zeichnungen sind sämmtlich von Professor Wagner an Ort und Stelle aufgenommen und von Theodor Knesing in München in Holz geschnitten, ganz hervorragende Arbeiten der Holzschneidekunst. Dadurch, daß sämmtliche Illustrationen von ein und demselben Künstler herrühren, welcher mit dem ihm befreundeten Verfasser gemeinsam Spanien wiederholt bereiste, ist dem Werke von vornherein ein einheitlicher Charakter gesichert".

Eduard Devrient. Das Oberammergauer Passionsschauspiel. Lexikon-Format. 64 S. mit in den Text gedruckten Illustrationen und einem Titelbilde von Pecht. Leipzig, 1880, J. J. Weber. M. 1.—

Jahrelang ist Eduard Devrient's lebensvolle Schilderung des Oberammergauer Passionsschauspiels vergriffen gewesen, ohne daß die Nachfrage nach derselben einen Augenblick aufgehört hätte; die Verlagshandlung glaubte deshalb, und zwar besonders angesichts der diesjährigen Wiederholungen der Passionsspiele, einen Neudruck jener Schrift dem Publikum gewissermaßen schuldig zu sein. Um diese Wiedergabe aber in ihrer ursprünglichen, aus dem unmittelbaren Eindruck des Gesehenen entspringenden Originalität und Frische nicht zu beeinträchtigen, hat die Verlagshandlung — der Verfasser weilt nicht mehr unter den Lebenden — einen unveränderten Abdruck der ersten Auflage vorgezogen, umsomehr, als es sich bei der traditionell stereotypen Weise der Aufführungen doch nur um höchst unwesentliche

etwa nöthige Neuerungen oder Zusätze hätte handeln können.

Friedr. Kirchner, Katechismus der Kirchengeschichte. Kl. 8. 320 S. Leipzig, 1880, J. J. Weber. Geb. ℳ 2.50.

Ein Abriß der Kirchengeschichte für Gebildete ist entschieden ein Bedürfniß. Denn da die religiösen und kirchlichen Fragen heute vielleicht mehr als in irgend einer Zeit zuvor jeden Denkenden beschäftigen, möchte sich die Laienwelt schnell und sicher über ihren historischen Entwicklungsgang orientiren. Die vorhandenen Kirchengeschichten aber — Bauer, Hase und Hagenbach ausgenommen — schrecken durch Tendenz oder Geschmacklosigkeit von ihrem Studium ab; und auch die genannten ausgezeichneten Werke wenden sich weniger an den allgemein Gebildeten als an den Theologen. Der Verfasser hat daher sicher keine unnütze Arbeit unternommen, wenn er die Kirchengeschichte in lesbarer Form darzustellen versuchte, ohne doch bei der Knappheit des Raumes wichtige Thatsachen, Erscheinungen oder Ideen zu übergehen.

Heinrich Kiepert, politische Uebersichtskarte von Afrika. Nach den neuesten Forschungen und Reise-Ergebnissen berichtigt und ergänzt. Maßstab 1:20,000,000. Berlin, 1880, D. Reimer. ℳ 1.20

Karte der neuen Grenzen auf der Balkan-Halbinsel nach den Bestimmungen des Vertrages von Berlin vom 13. Juli 1878 und der Conferenz von Berlin vom 24. Juni 1880, nach amtlichen Quellen zusammengestellt. Maßstab 1:3,000,000. Berlin, 1880, D. Reimer. ℳ 1.20

Politische Uebersichts-Karte vom Königreich Hellas oder Griechenland, mit Angabe der von der berliner Conferenz am 24. Juni 1880 angenommenen neuen Nord-Grenze, nach amtlichen Quellen. Maßstab 1:1,000,000. Berlin, 1880, D. Reimer. ℳ 1.20

Sämmtliche drei Karten weisen die oft bewährten Vorzüge ihres Verfassers auf: umfassendste Beherrschung des Materials, sorgfältigste Zeichnung und leichte Uebersichtlichkeit. Kiepert's Specialkarten gehören zu den dem Zeitungsleser schwer entbehrlichen Dingen.

K. Duden, vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln. 8. XX und 187 S. Leipzig, 1880, Bibliographisches Institut. Cartonnirt ℳ 1.—

Durch die Einführung des im Auftrage des preußischen Cultusministeriums herausgegebenen Büchleins: „Regeln und Wörterverzeichniß für die deutsche Rechtschreibung" in allen preußischen Schulen ist ohne Zweifel die „orthographische Frage" nicht nur in ein neues Stadium getreten, sondern, für's erste wenigstens, entschieden. Das vorliegende Hilfsbuch wird jedem willkommen sein und gute Dienste leisten, der sich mit der neuen Orthographie zu befassen hat, denn es bringt ihm Befreiung von allen Qualen, welche die Unselbstständigkeit und Unfertigkeit der leidigen Regeln über ihn verhängt hat.

Paul Heyse arbeitet schon seit geraumer Zeit an einer neuen Ausgabe von Ariost's berühmten Meisterwerk, dem Rasenden Roland, welche er — die als vorzüglich anerkannte Hermann Kurz'sche Uebersetzung zur Grundlage nehmend — in neues zeitgemäßes Gewand kleiden und mit den nöthigen Anmerkungen versehen wird. Diese Ausgabe, welche die Literatur der Prachtwerke um eine sehr hervorragende Erscheinung bereichert, ist von Gustav Doré reich illustrirt (nach dem Prospect 81 große Vollbilder und 525 Textillustrationen) und wird die erste Lieferung davon in den nächsten Tagen in dem Verlage von S. Schottlaender in Breslau erscheinen.

Otto Spamers illustrirtes Conversations-Lexikon der Gegenwart. In zwei Bänden von je 30—36 Heften à drei Bogen. Quart-Format. Mit etwa 1500 Textabbildungen, 20—25 Extrabeigaben, statistischen Uebersichten und Tabellen, Karten, Plänen ꝛc. 5. Lieferung oder Seite 1153—1440 des ersten Bandes. Leipzig, Otto Spamer.

Otto Spamers Conversations-Lexikon der Gegenwart ist bis zum Artikel Cialdini gediehen, mit welchem die fünfte Dreimarklieferung abschließt. Die Artikel, deren diese Lieferung wieder über 500 aufweist, enthalten eine Fülle des Wissenswerthen und sind klar und faßlich geschrieben, zahlreiche, trefflich ausgeführte Illustrationen führen uns hervorragende Männer, namhafte neue Bauwerke, wichtige neue Errungenschaften auf dem Gebiete der Technik vor und dienen wesentlich zur Belebung des Textes. Die Wissenschaften sind vertreten durch die Artikel Botanik,

Chemie und Chirurgie, auf technischem Gebiete dürften Böttcherei, Brücken, Buchdruck, auf geographischem Brasilien, Braunschweig, Britisch Birma und Britisch Columbien, Bulgarien, Canada, Chile, China ꝛc. und eine Anzahl von Städtebildern, wie Bremen, Breslau, Brüssel, Budapest, Chemnitz, Chicago u. A. besonders interessiren. Von den die biographischen Artikel begleitenden Porträts seien nur Brehm, Bruch, Brückner, Brugsch, Bruhns, Büchner, Büchsel, H. v. Bülow, Camphausen, Carducci, Carriere, Castelar, Christlieb erwähnt. Das sorglich ausgestattete Werk verdient als Nachschlagebuch warm empfohlen zu werden.

Karl Gottfr. Nadler, „Fröhlich Palz, Gott erhalts!" Gedichte in Pfälzer Mundart. Herausgegeben von Ludwig Eichrodt. Mit 21 Illustrationen in Holzschnitt von A. Oberländer. Kl. 8. X u. 275 S. Lahr, 1880, Schauenburg. Gebunden ℳ 3.—

Aus dem Erkennen der Thatsache, daß die Freude an den Erzeugnissen Nadlers, dieses ächten Volksdichters, stets rege geblieben, ist diese neue illustrirte Ausgabe der pfälzischen Gedichte hervorgegangen. Als vorzüglichsten Vertreter des lustigen pfälzischen Volksgeistes in Wort und Bild ist Nadler berühmt geworden. Seinen Mitbürgern blieb er stets eine beliebte Persönlichkeit, in allen Kreisen der Gesellschaft willkommen, weil er mit Ernst und Heiterkeit am rechten Platze zur Hand war, ebenso mit seinen Versen immer nur an der rechten Stelle hervortrat. Er selbst sammelte die Spenden seiner heiteren Muse mit dem Titel „Fröhlich Palz, Gott erhalt's" in einem Bande, welcher, wie seine einzelnen Gedichte zur Zeit der Entstehung einen der Lebhaftigkeit des Völkleins, unter welchem er saß, entsprechenden Enthusiasmus erregte, und es drang sein Ruf, ähnlich dem des alemanischen Dichters Hebel, auch über die Grenzen der badischen Heimat, wenn auch nicht gleichweit, alsbald hinaus. Nadler hat vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, die Städter zum Gegenstande seiner Darstellungen gewählt, die er mit eben so viel Wahrheit hinstellt — so vergleicht Heinrich Kurz — als der Nürnberger Grübel, von dem er einige Gedichte in seine Mundart überträgt. Viele seiner Gedichte rühren, viele regen ächte Heiterkeit an; ächtes Volksleben pulsirt in diesen Liedern, an denen auch der Nichtpfälzer seine Freude haben kann, umsomehr als eine kurze Grammatik, ein Wörterbuch und Anmerkungen das bessere Verständniß vermitteln. Die Ausstattung ist gut.

Eugen Sierke, kritische Streifzüge. Lose Studienblätter über das moderne Theater, 8. XXXIV und 535 S. Braunschweig, 1881, Wreden. ℳ 9.—

Die in der Sammlung enthaltenen Aufsätze sind im Laufe einer zwölfjährigen Beschäftigung mit dem Theater entstanden, zu der Neigung und Berufspflicht den Verfasser (— er übt in einem angesehenen Blatte die Kritik des Theaters —) führte. Der Verfasser bezweckt mit der Herausgabe den Versuch, das dem Theater oder wenigstens der dramatischen Production noch nicht völlig entfremdete Publikum der gebildeten Stände durch eine auf den Grundsätzen der kunstphilophischen Beurtheilung beruhende Orientirung über den Werth und die ästhetischen Eigenthümlichkeiten einer gewissen Anzahl hervorragender dramatischer Schöpfungen zur selbständigen Kritik anzuleiten und dadurch das Interesse für das Drama und dessen Darstellung auf der Bühne wieder beleben zu helfen. Indem der Verfasser bemüht war, an concreten Beispielen die Grundlehren der Poetik und der kunstphilosophischen Theorie der dramatischen Darstellung zur Anwendung zu bringen, hoffte er, neben einer vorbereitenden Orientirung über eine Reihe von Stücken mit speciellem Hinblick auf den etwa beabsichtigten Versuch ihrer Darstellung zur eingehenderen, selbständigen Besichtigung mit der Dramaturgie anzuregen. In der Einleitung wurde unter den Ueberschriften „Das Publikum und das Theater — Mangelhaftigkeit des Kunstverständnisses — die Reform des Bühnenwesens — Uebung des Kunstgeschmackes" manche treffende Bemerkung und manch praktischer Vorschlag gemacht. Das ganze einleitende Capitel ist anregend und fesselnd. Nicht minder werthvoll ist der Abschnitt, welcher sich mit Goethes Theaterpraxis beschäftigt. In den folgenden vierundvierzig dramaturgischen Studien, welche sich mit Grillparzer, Brachvogel, Sardou, Scribe, Dumas, Feuillet, Augier, Coppée, Ferrari, Lindau, Bürger, Björnson, Ibsen, Putlitz, Wilbrandt, Julius Wolff, Dóczy, Spielhagen, Henle, Klapp und Fitger beschäftigen, begegnen wir überall dem kunstphilosophisch geschulten Kopf, der „mit der Kenntniß der Grundbedingungen des Kunstschaffens in den Mechanismus

und Geist des Kunstwerks eingedrungen ist". Sind auch diese vierundvierzig Studien nicht alle gleichwerthig, und ließe sich auch über so manche von dem Kritiker mit einer gewissen dogmatischen Schärfe vorgetragene Ansicht streiten, so kann man doch gern zugestehen, daß sich seine Kritiken weit über das Niveau der alltäglichen erheben und geeignet sind, die Zwecke zu fördern, welche der Verfasser mit ihrer Veröffentlichung anstrebte.

L. Hoffmann, Thier-Psychologie. 8. VIII und 130 S. Stuttgart, 1881, Schickhardt und Ebner.

Der Verfasser — seinem Berufe nach „Oberroßarzt" — steht auf dem Boden der Descendenzlehre. „Die seelischen Vorgänge, die beim Menschen zu beobachten sind", sagt er, „finden sich in derselben Weise beim Thiere; ja, einzelne, direkt durch die Sinne angelegte Seelenthätigkeiten sind weit schärfer in der Thierwelt vorhanden, als beim Menschen, und gerade dieses Beobachten einzelner, besonders hervortretender Eigenschaften der Thierseele hat einige Naturforscher veranlaßt, die thierische Intelligenz in einer Weise zu verherrlichen, die ebenso ungerechtfertigt erscheint, wie das frühere Negiren derselben". Die unparteiische Weise, das Seelenleben der Thiere mit dem der Menschen zu vergleichen, bis in die Wurzeln der Entstehung der einzelnen Thätigkeiten vorzudringen, ist Aufgabe des flüssig geschriebenen Buches, in welchem sowohl der Fachmann, wie der gebildete Laie manches Neue und Lesenswerthe finden wird.

Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt zum ersten Male herausgegeben von August Hartmann. 8. VIII u. 269 S. Leipzig 1880, Breitkopf und Härtel.

Die beiden zunächst folgenden Spiele — das Augsburger aus St. Ulrich und Afra und Sebastian Wild's Passionsspiel — hätten als werthvolle Denkmäler altdeutscher Dramatik längst die Herausgabe verdient. Ein gesteigertes Interesse verleiht ihnen der bisher unbekannte Umstand, daß diese Spiele, zu einem Ganzen vereinigt, sonst aber nur unbedeutend abgeändert, den ältesten uns erhaltenen Oberammergauer Passionstext bilden. Der älteste vorhandene Text trägt das Datum 1662. Sein Wortlaut wird hier mitgetheilt. Der vierte Abschnitt handelt über das Passionsspiel von Johann Aelbl. Dieses Spiel ward früher mit Unrecht für den ältesten Oberammergauer Text gehalten. Doch hat er zu diesem auch außerdem Bezüge, in Folge derer seine nähere Untersuchung hier am Platze ist. — Die kritische Arbeit des Herausgebers ist mit der an ihm gewohnten Sorgfalt gethan. Die Ausstattung ist, dem Rufe der Verlagsfirma entsprechend, musterhaft.

Johannes Scherr, Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens culturgeschichtlich geschildert. Dritte wohlfeile Ausgabe. Quart-Format. 9. und 10. Lieferung. S. 134—176. Erscheint in 40 wöchentlichen Lieferungen. Stuttgart, W. Spemann. à Lfg. — 40.

Konrad Brandenburg. Der Krieg gegen Frankreich, zur Erinnerung an 1870 und 1871 in Versen erzählt. 8. IV u. 294 S. Erlangen, 1880, Deichert. M. 2. —

Die goldene Hochzeit unseres Kaisers bot dem Dichter die nähere Veranlassung zur Veröffentlichung seiner warmen und lebensvollen Verse. Der Verfasser kündet sich an vielen Stellen der Dichtung als ein berufener Poet an, der für die Einfachheit der Situation, für das Gewaltige und Tragische den ehrlichen, schlichten oder pathetischen Ausdruck zu finden weiß.

Schalk-Kalender für 1881. Erster Jahrgang. Herausgegeben von Ernst Eckstein. XVIII und 94 S., mit vielen Illustrationen in Holzschnitt. 8. Leipzig, Fr. Thiel. M. 1—

Dieser neue Kalender hat alle guten Eigenschaften, die man von einem humoristischen Kalender verlangt: sein Inhalt ist humoristisch, die Holzschnitte sind komisch und vortrefflich geschnitten, die Ausstattung in jeder Beziehung elegant, der Preis niedrig. Dem Buche, welches an die besten französischen „Almanachs" erinnert, darf eine gute Zukunft vorausgesagt werden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Schutz- CARLSBADER STADT-WAPPEN Marke

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

Gegen Täuschung.

ede Flasche ist mit obenstehender chutzmarke ver- ehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
öbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
ler in anderer als en bezeichneter Verpackung rkommende Salze **ind gefälscht** und rd das Publikum iervor gewarnt.

Carlsbader
Sprudel-Salz
in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife
in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser

Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München: Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wassern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath. Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Band 15. — Heft 44.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

November 1880.

Breslau.
S. Schottlaender.

November 1880.

Inhalt.

Seite

Adolf Wilbrandt.
Der Verwalter. Novelle (Schluß) 143

Alfred Stern in Bern.
Karl von Clausewitz 175

Lorenz von Stein in Wien.
Der amerikanische Socialismus und Communismus. III. IV. 191

Hermann Oelschläger in Leipzig.
Bernardo 218

Udo Brachvogel in New-York.
Bret Harte 235

Alexander Brückner in Dorpat.
Zur Naturgeschichte der Prätendenten 254

Bibliographie 274

Hierzu ein Porträt Bret Hartes, Radirung von F. L. Meyer in Düsseldorf.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte

von **W. Spemann**, Verlagsbuchhandlung in **Stuttgart** (Fr. v. Hellwald, Naturgeschichte des Menschen).
von der **E. F. Winter**'schen Verlagsbuchhandlung in **Leipzig** (Empfehlenswerthe Bücher).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XV. Band. — November 1880. — 44. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Bret Harte).

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Verwalter.

Novelle

von

Adolf Wilbrandt.

VI.

Was iſt das für ein Menſch, dachte Cäcilie, wieder innehaltend, daß immer geſchieht, was er will? — Ich möchte dieſes Billet zerreißen, nur damit er — — Warum verſchwand ich nicht einfach, als ich verſchwinden wollte, und ſchrieb dann heimlich den Brief? — Heimlich! Pfui, was für ein Backfiſch-Gedanke . . . Sie legte eine Hand an die Stirn: Was ſich hier alles regt!

Ein Diener kam und meldete Herrn von Düren; ſie ſtand haſtig auf und verließ den Schreibtiſch. Es war ihr unangenehm, ja widerwärtig, in dieſem Augenblick die feine, geräuſchloſe Geſtalt dieſes „Helfershelfers“ eintreten zu ſehen. Die Meldung hatte ſie überrumpelt, es war ihr nichts eingefallen, um ihn abzulehnen. Sie vermochte kaum ihren Verdruß zu verbergen, als das verbindlich lächelnde, röthliche Geſicht Dürens vor ihr erſchien.

„Ich bitte ſehr um Verzeihung, wenn ich ſtören ſollte“, ſagte er. „Ich komme aber im Auftrag Seiner Hoheit, und in dieſem Namen hoffe ich auf gütigen Empfang. Der Prinz verſprach Ihnen geſtern ſeine Photographie; und Sie wiſſen, Pünktlichkeit iſt die Höflichkeit der Prinzen!“ — Er zog eine Photographie in einer Enveloppe hervor und trat etwas näher, ſie zu überreichen.

„Es eilte ja nicht!“ gab ſie ſehr obenhin zur Antwort. „Bitte, wollen Sie ſie auf den Tiſch legen . . . Ich danke ſehr!“ — — Sie fühlte, daß ſie ſich beſſer faſſen mußte, und ging, wie in der Zerſtreuung, auf das Fenſter zu. Was ſag' ich ihm? dachte ſie.

Düren trat an den Tiſch, und indem er die Photographie niederlegen wollte, warf er nach ſeiner Gewohnheit, durch ſein Monocle, einen flüchtigen

Blick auf die Papiere. Er sah das noch unvollendete Billet, in Cäciliens großer, kühner Schrift geschrieben; die Aufschrift an Seine Hoheit und einige Worte des Billets fielen ihm in die Augen. „Leider heute Abend nicht kommen" las er. Er war sehr betroffen, trat aber rasch zurück.

Cäcilie wendete sich ihm wieder zu. „Ich werde Seiner Hoheit gelegentlich Revanche geben", fing sie an.

Das ist eine Intrigue! dachte er. Das ist Doctor Weber! — Während er geschwind seinen Kopf in Bewegung setzte, was dagegen zu thun sei, erwiderte er mit großer Freudigkeit: „Sie werden ihn sehr beglücken, — meinen armen Prinzen. Sehr, sehr beglücken" . . . Er nahm unterdessen die Photographie aus der Enveloppe, schien sie hinlegen zu wollen, betrachtete sie wie zufällig, und nickte ihr zu. Mit einem leichten, bedauernden „Hm!" murmelte er dann, wie nach der Art älterer Leute: „Ja, mein armer Prinz! — Ja, mein armer Prinz!"

„Warum ‚armer Prinz?'" fragte sie verwundert.

Er lächelte und seufzte. „Verzeihen Sie mir diesen Seufzer", sagte er, wieder lächelnd. „Es entfuhr mir so. — Wir, die wir den Prinzen lieben, haben leider zuweilen Grund, über ihn zu seufzen . . ." Er blickte wieder auf die Photographie, und klopfte sie mit den Fingern der abgewendeten Hand. „Man sollte nicht mehr so *jung* sein, wie mein armer Prinz, wenn man unglücklich ist!"

„Unglücklich? Warum?"

„Sehen Sie, ich, ein älterer Mann, sage mir das oft! Die Jugend, meine Gnädige — wie der Prinz und Sie — (sie sah ihn unruhig an) die versteht es nicht, sich mit dem Unglück abzufinden; sich darauf einzurichten. Sie bricht entweder mit dem Kopf durch die Mauer durch — oder sie stirbt daran".

Cäcilie betrachtete ihn mit einem Erstaunen, das sie offen zeigte. Es war ihr sehr unerwartet, diesen Herrn von Düren etwas so Ernstes, Tiefes sagen zu hören; und sie fühlte sich selber sonderbar getroffen.

„Wozu vor Ihnen daraus ein Hehl machen?" fuhr er zutraulich fort. „Ihre klaren Augen haben es ja längst gesehn (er war wieder bei der Photographie), daß dieser gute, feurige, liebenswürdige Prinz — ich darf wohl sagen, der liebenswürdigste aller Prinzen, die ich kenne — daß er nicht glücklich ist. Sie wissen, er ist kein gewöhnlicher Prinz; er ist eine Künstlernatur. Er muß — wie sag' ich das — er muß *fliegen* können. Er muß hinaufstreben; er muß etwas *über* sich haben. Kurz, er braucht einen Gegenstand idealer Verehrung, eine *Göttin*, mein Fräulein".

„Also seine *Muse*: die Musik".

„Armer Prinz! Die Muse: eine Göttin ohne Augen, ohne Stimme, ohne Herz; eine Allegorie. Kann eine Allegorie ihn durch ihre lebendige Gegenwart, durch ihren Zuspruch begeistern? ihm die Poesie der Wirklichkeit geben, ohne die sein weiches, vielleicht etwas *zu* weiches Herz verschmachtet

und sich verzehrt? — Verzeihen Sie, mein Fräulein; das geschwätzige Alter: der Gegenstand reißt mich fort. Ich liebe den Prinzen. Ich sehe ihn sich verzehren — und aus Melancholie in gelegentliche Thorheiten und Verirrungen versinken, die ich sehr beklage — weil er eben kein gewöhnlicher Prinz, weil er für seine Umgebung zu groß ist. Er lebt — wie sag' ich das — —"

Herrn von Düren fiel das Gespräch an jenem Morgen unter der Eiche ein, wo Prinz Karl gegen Raimund über die „Oede seines Daseins" klagte und sein Frauen-Ideal entwickelte. Düren suchte in seinem Gedächtniß, was er darin nach seiner Art angesammelt hatte. „Kurz", fuhr er mit einem neuen, glücklichen Anlauf fort: „Prinz Karl lebt nicht menschenwürdig, mein Fräulein. Ohne seine Göttin ist er nur ein halber Mensch; mit ihr wäre er Alles; vielleicht ein Genie! — Warum sucht er sie nicht? — O, er hat sie gesucht!" (In Dürens Gedächtniß wachte wieder etwas auf:) „Alle Arten von Frauen hat er kennen gelernt: sein Ideal hat er nicht gefunden".

Cäcilie suchte zu lächeln. „Bedauern wir ihn" —

„Alle Frauen, die er kennen lernte, waren dazu geboren, entweder ihren Männern oder ihren Launen unterthan zu sein!" — — Cäcilie hörte immer verwunderter, aufmerksamer zu. — — „Das Ideal meines armen Prinzen war eine andere Frau! Eine Frau, die die geistige Kraft hätte, wirklich frei zu sein; die nichts von uns bedürfte, weil sie ein wirklich souveränes Wesen wäre; die einen hochstehenden, hochbegabten Mann noch zu leiten, zu führen, zu entwickeln im Stande wäre; die seine rechte Hand wäre, seine — — kurz, seine Göttin. So eine Frau war sein Ideal; — und er würde sie adoriren wie eine Heilige".

„Und wozu sagen Sie mir das alles?" fragte Cäcilie etwas befangen, nicht ohne Bewegung.

„Vergeben Sie einem älteren Mann seine Ehrlichkeit! — Wozu ich Ihnen das sage? Weil sich unterdessen ein Wunder begeben hat. Weil dieses Ideal lebt. Weil es vor mir steht".

„Mein Herr" —

„Ja, es steht vor mir; und ich, der ich diesen Prinzen liebe und bewundere — wär' ich sonst bei ihm? — ich habe den Muth der Pflicht, wie ein ehrlicher Mann zu diesem lebendig gewordenen Ideal zu sprechen. Wenn ich die unverdiente Ehre hätte, mein Fräulein, Ihr Vater zu sein, so würde ich Ihnen sagen: Hier wird einer Frau eine der schönsten Aufgaben gestellt, die ihrem Geschlecht je gestellt worden ist. Ein Prinz von den schönsten Gaben — gegen die er leider bis jetzt oft gesündigt hat — ein noch junger, entwickelungsfähiger, liebenswürdiger, hochstrebender Prinz verehrt diese Frau; — liebt diese Frau" —

Auf eine Bewegung Cäciliens setzte er rasch hinzu:

„Wie eine Heilige! Wie eine unantastbare Heilige . . . Seine früheren

Verirrungen — die einen so trüben Schatten auf sein Leben werfen — sind ihm unmöglich, unbegreiflich geworden. Die edelsten, reinsten Gefühle ziehn ihn zu ihr hinauf. Wenn sie ihn leitet, berät, beherrscht — wozu der Schöpfer diese merkwürdige Frau geschaffen hat — so wird er in ihren Händen ohne alle Frage die Freude und das Wunder der Welt. Wenn sie ihn *fallen* läßt — so wird er in hoffnungslose, verzweifelte, unaufhaltsame Verirrungen gerathen, sich und Andere zu Grunde richten (Herr von Düren unterdrückte eine aufsteigende Rührung), und seine Freunde werden um ihn weinen".

„Hm!" murmelte Cäcilie, die ihre Erregung kaum mehr verbarg. Ihre Wangen hatten sich gefärbt; sie fühlte es, und es verwirrte sie. „So that ich diesem Prinzen doch wohl Unrecht!" dachte sie, während auf einmal seltsame Bilder und Träume vor ihr aufstiegen. „Und so hätte mich dieser Herr Weber nur aus *Eifersucht* gewarnt . . ."

Sie dachte es, und sah diesen Herrn Weber in der offenen Thür. Nach einem Klopfen, das sie überhörte, war er eingetreten, und warf etwas befremdete Blicke auf Düren und sie.

„Der Bote sitzt zu Pferde und wartet", sagte er, da sie ihn aufgeregt und verlegen anstarrte. „Indessen ist er jetzt wohl überflüssig: Sie werden Herrn von Düren selber gesagt haben —"

„Ich ihm gesagt?" unterbrach sie ihn. „Nichts hab' ich ihm gesagt . . ." Sie drückte die Zähne und die Lippen heftig aufeinander. „Mein Kopf war nicht ganz frei", setzte sie halb zu Düren gewendet hinzu. „Ich dachte, ich könnte nicht kommen . . . Aber ich *werde* kommen. Der Kopf ist wieder frei; — ganz frei. Also auf Wiedersehn heute Abend, da drüben!"

„Wir sind also *doppelt* beglückt", erwiderte Düren mit der unbefangensten Freude: „daß Sie wiederhergestellt sind, und daß Sie kommen. Seine Hoheit wird Ihnen selber dafür danken! — Wir dürfen Sie *gewiß* erwarten" —

„Gewiß; ganz gewiß!"

Düren empfahl sich und ging. Raimund blieb stehn. Cäcilie schien zu vergessen, daß er da war, und trat an den Tisch.

„Sie werden also hingehn", sagte er nach einem längeren Schweigen.

„Ja, ich werde hingehn", antwortete sie. Das Billet zerknitternd dachte sie: „Was er von uns denken mag, dieser Herr von Düren; von der Macht dieses Menschen, dieses „Verwalters", über mich!" — — „Der reitende Bote kann also wieder absteigen", sagte sie dann laut. „Es ist gut".

Raimund trat vor sie hin. „Mein Fräulein!" sagte er, „ich beschwöre Sie, hören Sie mich an. Wenn es den bewährten Künsten dieses alten — Vermittlers also gelungen ist, Ihrer arglosen Seele" —

Sie fiel ihm in's Wort: „Von dieser arglosen Seele sprachen Sie schon einmal. Wie nennen Sie das Recht, das Sie sich nehmen, in meine persönlichsten Angelegenheiten einzugreifen? Was giebt Ihnen schon wieder

den Muth, Ihre Befugnisse zu überschreiten? — Ich habe meinen Willen geändert, und ich werde gehn!"

„Und warum wollen Sie gehn?" sagte Raimund, der noch vor ihr stehen blieb, ohne sich zu rühren. „Verzeihen Sie, wenn ich den Muth habe, es Ihnen offen zu sagen: weil Sie gegen diesen gefährlichen alten Mann doch nur eine unerfahrene Frau sind. Weil dieser abgefeimte Frauenkenner Ihre weibliche Güte, Ihre weibliche — Schwäche —"

„Sie irren", unterbrach sie ihn. „Weil ich Sie hasse".

Sie erschrak über sich selbst. „Weil ich Sie hasse", wiederholte sie in anderm Ton, mit einem künstlichen, irren Lächeln, „wenn Sie noch länger „Vernunft reden"; — und weil ich will, was ich will. Das ist ja wohl auch ein Grund! — Sie drängen sich in mein Leben ein. Sie verdächtigen mir Jeden, der sich mir nähert. Sie wollen mich fügsam machen; über mich triumphiren. Nie werden Sie das; nie! — Haben Sie nun gehört?"

„Ich habe Alles gehört", sagte Raimund und verneigte sich.

„Also Sie können gehn! — Spielen Sie dann heute Abend Ihre Satire auf die Frauen — auf mich. Ich werde dabei sein — und ich werde lachen. Morgen reden wir dann von den Geschäften, die wir heut versäumt haben — nur von den Geschäften — — morgen, und so weiter. Adieu!"

Sie ging hinaus; die Kräfte schienen sie plötzlich zu verlassen. Raimund stand noch eine Weile und horchte, eine Hand am Herzen. Ihr Kleid rauschte aber nebenan leise über den Boden weg; dann hörte er nichts mehr.

„Weil ich Sie hasse", wiederholte er vor sich hin. „Und ich — — ich liebe sie", sagte er sich plötzlich. „Ja, ja, ja, so ist es gekommen. Das ist ernst geworden . . ."

Er kämpfte mit dem Schmerz, den ihm das „tollgewordene" Herz an den Rippen machte. Dann richtete er sich auf und ging. „Und jedenfalls", dachte er im Gehen, „werde ich da drüben meine Rolle spielen, müßt' ich auch daran sterben; und ob Du darüber lachen wirst, oder nicht!"

VII.

Es war Abend geworden, die etwas künstlich zusammengeraffte Gesellschaft hatte sich versammelt und bewegte sich noch im Garten und auf der Terrasse: Landjunker aus der Gegend mit ihren Frauen, ohne ihre Töchter, einige junge Grafen von ähnlichen Sitten wie Prinz Karl, Fabrikbesitzer, Beamte, auch mehrere sogenannte „Künstler" aus der fürstlichen Residenz, die ein paar Meilen entfernt war. Nur Cäcilie war noch nicht gekommen. Prinz Karl ward schon unruhig; er erschien bald im Pavillon, wo das Festspiel aufgeführt werden sollte, bald auf der Terrasse, wo man die herankommenden Wagen konnte rollen hören. Einige der Gäste bemerkten, daß er sehr zerstreut war. Uebrigens, da er selber auftreten wollte, konnte es auch die Aufregung des „Schauspielers" sein . . . Er trat wieder in den

Pavillon, der im Garten lag, ging auf die Bühne, wo bereits Alles hergerichtet war, und fragte den aus den Ankleidezimmern kommenden Düren: „Ist Doctor Weber da? Haben Sie ihn gesehn?“

„Ja, er ist gekommen. Endlich. Er sitzt und kleidet sich an. Uebrigens find' ich ihn blaß; etwas agitirt —“

„Sie glauben“, fragte der Prinz mit halber Stimme, „dieser Doctor Weber hatte sie beredet?“

„Ich bin davon überzeugt!“

„Dieser Jesuit! — Aber allerdings, er ist ein Jesuit: das haben wir ja gesehn. Ein verfluchter Einfall, sich von mir, grade von mir, die Empfehlungskarte zu verschaffen —“

„Und damit den Eintritt in ihr Haus!“

„Sie meinen, er ist verliebt?“

Düren lächelte. „Wäre dabei etwas zu verwundern, Hoheit?“

„Er muß aus dem Wege“, murmelte der Prinz. „Düren, ich sage Ihnen . . . Ich habe Fieber. Ich meine nicht das Fieber der Erwartung; es ist schon ein beständiges Fieber, bei Tag und bei Nacht. Ich schlafe nicht mehr. Mit meiner Geduld ist es bald zu Ende. Diese Australierin — — Ich muß Ihnen aber sagen, Düren: so hab' ich noch nie gefühlt!“

Düren erwiderte nichts. Er hörte das jedenfalls nicht zum ersten Mal.

„Uebrigens ist ein verrückter Humor darin“, sagte der Prinz nach einem ungeduldigen Seufzer, „daß wir unserm Publikum und diesem Ehrengast grade diese tolle Satire auf die Frauen-Emancipation vorspielen! Das wird die guten Leute wenigstens irre machen“ —

Düren nickte. „Dann aber zum Schluß dieser Posse Ihr Epilog! Der wird ihr schmeicheln, Hoheit; Weib bleibt immer Weib!“

Der Prinz lächelte hoffnungsvoll. Herr von Müllenhoff, ein junger Kammerherr, erschien und meldete: „Der Souffleur hustet, Hoheit“.

„Nun, nach Ems können wir ihn nicht schicken!“ antwortete der Prinz. „Er soll eine süße Limonade trinken; oder gebackene Pflaumen essen; — und vor Allem soll er nicht husten!“

Endlich trat Raimund aus den Coulissen hervor, im Costüm seiner Rolle. „Nun?“ fragte der Prinz, „Sie kamen ja so spät? Ich fürchtete schon, man werde Ihnen untersagt haben, zu kommen“.

„Hoheit belieben zu scherzen“, erwiderte Raimund.

„Ich wüßte nicht! — Uebrigens sollten Sie wohl noch etwas Schminke auflegen; ich finde Sie blaß. Auffallend blaß. Auch scheinen Sie mir aufgeregt; beinahe verstört“.

„Finden Sie, Hoheit?“ sagte Raimund lächelnd. „Mir ist es nicht bewußt“.

„Kommen wir zur Sache!“ entgegnete der Prinz und ging mit ihm zwischen den Coulissen hin. „Wir haben ja aus Ihrer Rolle schon Einiges gestrichen, das ich etwas zu scharf fand; da ist aber noch eine Stelle: in

Ihrer längeren Rede an die Inselkönigin. Die letzten Verse — reden wir ganz offen — die nehmen sich beinahe aus wie ein persönliches Epigramm auf eine bestimmte Frau".

„Verzeihen Sie", sagte Raimund; „dessen bin ich mir nicht bewußt".

„Merkwürdig, wie wenig bewußt Sie sich heute sind! — Aber nehmen wir's à l'amiable. Ich bitte Sie, sprechen Sie diese Verse nicht!"

Raimund zog einen Bleistift hervor, nahm seine Rolle und strich die angefochtenen Verse darin aus. „Mit Vergnügen", sagte er, „wenn Sie es wünschen!" — Er bemerkte jetzt, daß der Prinz ihn forschend betrachtete. In demselben Augenblick eilte aber Düren herbei, der sich inzwischen entfernt hatte, und meldete, daß Cäcilie gekommen sei. Der Prinz eilte hinaus, ihr entgegen.

Raimund blieb stehn. „Nimm Dich zusammen", sagte er leise vor sich hin . . .

Bald darauf kam der Prinz zurück, ein eigenthümliches, unruhiges Lächeln auf den Lippen. Er ging hastig in die Garderobe, um sich anzukleiden. Schon nach einiger Zeit erfolgte das Zeichen, daß man beginnen könne; der bis dahin aufgezogene Vorhang fiel, der Pavillon ward geöffnet, und die Gesellschaft trat nach und nach herein. Cäcilie erschien mit der Prinzessin Tante, einer kleinen, lebhaften Dame, und nahm auf deren Einladung neben ihr, vorn in der Mitte, Platz. Raimund trat an einen kleinen Ausschnitt im Vorhang, der auch hier nicht fehlte, und betrachtete Cäcilie, die fast erschreckend nahe vor ihm saß. Ein reiches Diadem mit edlen Steinen glänzte über ihrer Stirn; Spitzen von großer Schönheit lagen auf dem rothbraunen Sammet ihres Schleppkleides. Er sah, daß sie blaß und ernst war; aber ein stolzer, gleichsam trotziger Zug spannte ihre Stirn. Auch in ihm rührte sich so etwas wie Trotz; — ich darf nicht unterliegen, ich werde nicht unterliegen, dachte er im Stillen. Sie war übrigens so schön — fürstlich, frauenhaft schön — daß er sich ihr hätte zu Füßen werfen mögen . . . Er trat schnell zurück, wie um sich nicht aus den Händen zu verlieren, und stellte sich zwischen die Coulissen.

Ein Glockenzeichen ertönte, und ein unsichtbares Orchester begann die Ouvertüre zu spielen, die der Prinz componirt hatte. Es war eine heitere, leichte, etwas Offenbachisch pikante, durchaus moderne Musik. Als sie geendet und das Publikum mit dem gebührenden Eifer applaudirt hatte, ging der Vorhang auf; man sah eine felsige Gegend, im Hintergrunde das Meer. Einige Ruhebänke waren scheinbar aus dem Fels gehauen; ein einzelner Baum mit weit ausgebreiteter Krone stand im Vordergrunde, neben einem aufsteigenden Felsblock, den seine Aeste streiften. Man hörte Stimmen „Land! Land!" rufen, ehe man Jemand sah. Endlich erschienen Prinz Karl und Raimund, beide mit verwilderten Bärten, in Kautschuk-Mänteln, Schwimmgürtel um den Leib, wie eben dem Wasser entstiegen. Aus ihren Reden ergab sich, daß sie Schiffbruch erlitten hatten, im atlantischen Ocean;

daß nur diese Beiden sich gerettet hatten, und in der Nähe der Insel Sanct Helena zu sein glaubten; daß ihnen aber das Eiland, auf dem sie sich jetzt befanden, gänzlich unbekannt war, und sie von Hunger und Durst geplagt wurden. Eine phantastische, kriegerische Musik begann hinter der Scene und schien sich langsam zu nähern. Die beiden Schiffbrüchigen horchten. Sie schlossen aus diesem „Wohlgeräusch" auf Menschen; dann spähten sie aber in die Coulissen hinaus und schienen irre zu werden: so absonderlich kamen ihnen die Geschöpfe vor, die mit der Musik heranzogen. „Belauschen wir sie eine Weile, ehe sie uns sehn!" sagte der Eine (den der Prinz spielte); „wenn sie anders reden, als sie handeln, so sind es Menschen! Steigen wir hier auf den Fels, und von da in den Baum!" — Der Andre stimmte ihm zu; sie verschwanden hinter dem Fels, erschienen wieder oben und stiegen in die Aeste.

Cäcilie schien aufmerksam zu werden, schien etwas betroffen. Die Musik war jetzt ganz herangekommen, und ein seltsamer Zug marschirte auf die Bühne: die „Inselkönigin" mit ihrem Gefolge von weiblichen Offizieren, alle phantastisch-possenhaft gekleidet (übrigens von Männern gespielt), alle schwer und übermäßig bewaffnet, aber mit langen Schleppen, die von männlichen Trabanten getragen wurden. Als dieser Zug sich aufgestellt und die Inselkönigin — jung, hübsch, robust, mit einem Bärtchen auf der Oberlippe — sich auf eine Ruhebank unter dem Baum gesetzt hatte, hörte die Musik auf. Es begann ein Gespräch zwischen der Königin und der „Generalin", einer alten Hexe, die sich in burlesk derben Ausdrücken über ihren Trabanten beschwerte. Auf einen Befehl, den sie ihm gegeben, habe dieser Schuft es für „entwürdigend" erklärt, ihr darin zu gehorchen; als sie ihn darauf geohrfeigt habe, habe er gemurrt; und jetzt habe sie ihn mit einem andern Trabanten flüstern hören, so daß sie der Meinung sei, er suche Mißvergnügen unter den Unterthanen Ihrer Majestät zu verbreiten. „Wie?" sagte die Königin. „Der Elende will Unfrieden stiften, die Mannsbilder aufhetzen? So möchte wohl das Beste sein, ihn über den Haufen zu schießen; denn seine Schuld ist erwiesen!" Sie zog unter ihren unzähligen Waffen eine Pistole hervor und legte auf den Trabanten an. Jetzt beugte sich über ihr, im Baum, der Prinz aufgeregt vor und rief: „Halt! Halt!"

Die ganze versammelte Menge starrte hinauf; man entdeckte die Beiden; die Königin befahl ihnen, sogleich herunterzusteigen und vor ihr zu erscheinen. Cäcilie sah dieser Scene, die sie an ihre erste Begegnung mit Raimund und dem Prinzen erinnerte, sehr verwundert zu . . . Die Beiden stiegen herunter; die weiblichen Offiziere zogen ihre Pistolen oder Säbel und stellten sich zum Schutz vor die Königin. Doch „hinweg!" sagte diese; „ich bin mir selber Schutz!" Darauf ließ sie die beiden Fremdlinge herantreten. „Was brachte euch auf diesen Baum?" fragte sie.

„Die Noth", antwortete der Prinz.

„Die Neugier", antwortete Raimund.

„Nicht übel gesprochen!“ sagte die Königin mit ihrer männlichen Stimme. „Und wißt ihr denn, wo ihr seid?“ fuhr sie fort. „Und zu wem ihr redet?“

„Wir müssen diesen tollen Geschöpfen gute Worte geben“, sagte der Prinz beiseite zu Raimund, „oder man erklärt auch unsere Schuld für erwiesen und der Spaß ist aus!“ Er verneigte sich darauf sehr galant vor der Königin, und das Gespräch ging in folgenden Versen weiter:

Der Prinz.

Eine Göttin bist du;
So viel errath' ich. Hold und anmuthsvoll,
Naiv in deiner mädchenhaften Unschuld —

Raimund (leise zum Prinzen).

Nun, gut geschmeichelt!

Die Königin (zur Generalin).

General! Was sagt
Der fremde Jüngling? „Unschuld“ — „anmuthsvoll“ —
Die Worte hört' ich hier noch nie.

Die Generalin (nachsinnend).

Vor Zeiten — —
Sie sind veraltet, Majestät.

Die Königin.

„Naiv“ . . .
Was ist „naiv?“ Und was ist „mädchenhaft“?
Und diese Menschen sprechen unsre Sprache —

Raimund.

Und ihr die unsre . . . Das verwundert mich.
Wie kamt ihr her? Wer seid ihr?

Die Königin (zur Generalin).

Alte Chronik,
Sag' Du's!

Die Generalin.

Ich sag' es. Junger Naseweis,
Aus Deutschland zogen unsre Urgroßmütter,
Sich von der Männer Herrschaft zu befreien,
Und haben dieses Inselreich gegründet.
Dorthin, gen Norden, liegt Sanct Helena;
Dies unser Eiland, drauf ihr steht, heißt Santa
Emancipacion. Verehrt in Dieser
Die Königin, in mir den General.

Raimund (leise zum Prinzen).

Zwei tücht'ge Bursche!

Die Königin (zum Prinzen).

Tritt mal näher, Fremdling.
Du sagtest „anmuthsvoll". Erkläre mir,
Was Du gemeint hast.

Der Prinz.

Anmuthsvoll! Wir nennen
Das weiblich Zarte so; wenn lieblich duftig
Der Hauch des ewig Weiblichen uns anweht —

Er sah dann aber die Königin an, die ihr Bärtchen strich, warf einen Blick auf Raimund und verstummte.

Die Königin wendete sich zu der alten Generalin, und sagte mit einer Ruhe, die sie vortrefflich spielte:

Ich glaube, der ist toll.

Mit ebenso burlesker Würde antwortete die Alte:

Man hat auf Santa
Emancipacion von „lieblich duftig" nie
Gehört, und „ewig weiblich" ist ein Unsinn.

Die Zuschauer applaudirten den Beiden und lachten laut; am lautesten die Prinzessin Tante. Auch Cäcilie versuchte mitzulachen; doch es gelang ihr schlecht. Die allgemeine Heiterkeit steckte sie nicht an; ihr Gesicht war bald wieder ernst, blaß, und wie versteinert. Die Lippen zusammengedrückt, die Augen oft ohne Blick, saß sie regungslos da. Nur ein wilder Ausdruck von feindseligem Trotz flog über ihre Züge hin, wenn sie Raimund's Gesicht auf sich gerichtet sah; oder sie schloß die Augen, wie um ihn nicht zu sehn . . .

Führt sie bei Seite, Trabanten! sagte die Inselkönigin nach einer Weile, und befahl den Fremdlingen, sich in den Hintergrund zurückzuziehen, bis man sie wieder vor das Antlitz der Majestät berufen werde. Darauf wandte sie sich an ihre kriegerischen Frauen:

Ihr aber tretet um mich her. — Was thun wir
Mit diesen närrischen Käuzen? Ist noch Platz
Für fremdes Männervolk auf unsrer Insel?

Die Generalin (den Kopf schüttelnd).

Es wird zu viel! Wir haben deß genug.

Die Offiziere.

Genug! Genug!

Die Generalin (zog ein Papier hervor; pedantisch).

Hier dies Verzeichniß lehrt uns,
Wie viel wir haben. Fünfzig Schleppenträger;
Die Zahl ist voll. Als Blumen-Männer halten
Vierzehn am Markte feil; am Brunnen wäscht
Ein rundes Dutzend; dreißig nähn und flicken.
Ich warne vor „zu viel!" Nur Eines noch,

Erfahrne Kinderwärter kann man brauchen;
Doch dazu taugen, wie ich unmaßgeblich meine,
Unklare Faselköpfe nicht, wie Die.

Die Offiziere.

Sie taugen dazu nicht!

Die Königin.

Der Eine nicht,
Der uns von „ewig weiblich“ schwadronirte;
Der werd' in unserm Tollhaus erst gesund.
Doch ist vielleicht der Andre bei Verstand;
Man richte nicht zu früh! — — Hierher mit ihm!

Die Generalin hob ihren dicken Arm und winkte mit einer sehr komisch-bäurischen Bewegung nach hinten, wo die Trabanten mit den Schiffbrüchigen standen. Raimund, von zwei Trabanten geführt, trat wieder in den Vordergrund. Es lag ihm auf einmal ein Nebel vor den Augen; er stand einen Augenblick still, um diese unwürdige Schwäche zu überwinden und wieder klar zu sehen. Sein Herz schlug gewaltig; mit einem gewissen Zögern blickte er auf Cäcilie. Ihre Augen waren jetzt groß auf ihn gerichtet; mit Stolz, ja mit Hohn, wie es ihm erschien. Um ihre blassen Lippen spielte ein kaltes Lächeln . . . Er raffte sich trotzig auf; ich spreche die Verse doch! sagte er zu sich. Mit festem Schritt trat er vor die Inselkönigin hin, die, mit lächerlicher Würde zurückgelehnt, ihn erwartete und mit dem Finger winkte:

Tritt näher. — Sag mir, sonderbarer Jüngling:
Wem dientest Du in Deutschland als Trabant?

Raimund erwiderte:

Trabant? — Was meinst Du?

Die Königin.

Wem gehorchtest Du
Als Deiner Herrin?

Raimund.

Ich versteh' Dich nicht.
Gehorchen Männer?

Die Königin (kurz auflachend).

Freilich!

Raimund.

Wo?

Die Königin.

Nun, hier.
Nach Gleichheit strebten unsre Urgroßmütter;
Nach Gleichheit! Unsinn! Gleichheit giebt es nicht.
Ein Oberwille muß auf Erden sein,
Einer von Beiden muß die Hosen tragen;

Wer sich in nichts den Männern fügen will,
Muß selber Herr sein! — Wir sind Herrn; wir haben
Das Werk der Mütter logisch klar vollendet! —
Und eure Frau'n noch nicht?

Raimund.

Noch nicht. Wir haben
Noch Frau'n, die Du verlachst; von zarten Gliedern,
Von sanftem Herzen; Opfersinn im Busen,
Demuth im Geiste, Feuer im Gemüth —

Der Prinz, aus dem Hintergrunde etwas näher tretend, horchte neugierig auf. Es kam nun der Augenblick, wo Raimund die gestrichenen Verse überspringen sollte. Raimund sah wieder einen Nebelschleier vor Cäciliens Gesicht; ihre ganze Gestalt schien zu zittern. Sie zittert nicht: das liegt in mir! dachte er. Ihre starren Augen blickten ihn unter dem Diadem wie herausfordernd an; — und „sich zusammennehmend" fuhr er fort:

Sie lieben noch, weil Lieb' ihr Leben ist . . .
Doch ihr — von eurem Ursprung abgefallen,
Entfremdete Stiefkinder der Natur —
Die ihr nicht Weib, nicht Mann seid —

„Ah!" sagte Cäcilie plötzlich, und erhob sich halb, wie um aufzustehn. Sie sank aber wieder zurück. Ihre Augen schlossen sich; ihre Lippen hatten alle Farbe verloren. „Wasser!" murmelte sie.

Es schien, sie werde vom Stuhl sinken; Herr von Düren, ihr Nachbar zur Linken, faßte schnell ihren Arm und stützte sie. Ihr Kopf sank gegen seine Schulter. Wasser! Wasser! rief er. Eine allgemeine Unruhe entstand. Raimund, heftig erschrocken, sprach nicht weiter; der Prinz aber sprang ohne Weiteres von der erhöhten Bühne ins Parterre hinab, ergriff Cäciliens Hände und versuchte sie wieder aufzurichten. Sie schüttelte den Kopf; die Sinne vergingen ihr dann offenbar aufs Neue. Man brachte Wasser, sie vermochte noch nicht zu trinken. Der Prinz besprengte ihr Schläfen und Gesicht. Die alte Prinzessin nahm ihr Flacon, suchte ihm zu helfen. Erst nach einiger Zeit kam die todtblasse Cäcilie langsam wieder zu sich, ließ die Augen umherirren, und benetzte die Lippen mit dem Wasser, das mehrere Hände ihr darboten. Sie versuchte zu lächeln, als sei nichts geschehn. Dann sah sie wieder die Bühne, mit den vielen, nach vorn gedrängten Gestalten, die herunterstarrten, und grade sich gegenüber Raimunds bleiches Gesicht. Ein unklares Gefühl trieb sie in die Höhe. Sie stand auf. „Es ist nichts", sagte sie mit noch tonloser Stimme. „Aber zu heiß; zu heiß! Lassen Sie mich fort!"

„Ja, ja, in bessere Luft", erwiderte der Prinz; „nehmen Sie meinen Arm!" — Er bat die Prinzessin durch einen Wink, zu folgen, und führte Cäcilie, die noch ein wenig schwankte, langsam dem Ausgang zu. „Wir

spielen nicht weiter", sagte er in seiner Aufregung; „das versteht sich von selbst!"

Düren stand neben ihm und flüsterte betroffen: „Das Stück nicht beenden, Hoheit?"

„Ich jetzt spielen? Unmöglich!" gab der Prinz zur Antwort. „Ordnen Sie etwas an", setzte er leiser, in aller Eile hinzu; „Musik — was Sie wollen . . . Die Leute mögen denken, was Sie wollen . . ." Er führte Cäcilie weiter, wandte noch einmal den Kopf und warf Raimund einen aufgebrachten Blick zu, der ihm Alles sagte. Dann ging er mit ihr hinaus, gegen die Terrasse. Die Prinzessin und deren Damen folgten. Das „Spiel" war zu Ende.

„Meine Damen und Herren!" sagte Düren zu der Gesellschaft, die sich erhoben hatte und noch unschlüssig, zum Theil sichtbar verwundert, leise flüsternd, dastand. „Seine Hoheit der Prinz lassen Sie ersuchen, mir in den Concertsaal zu folgen! — Auch die Herren Schauspieler, das Orchester, Alle, wenn's beliebt. Wir setzen das „unterbrochene Opferfest" im Concertsaal fort; — Seine Hoheit bedauern sehr . . . Unterdessen machen wir Musik!"

VIII.

Alle gingen hinaus, durch die große Allee in das Schloß zurück; der Pavillon war auf einmal leer und still; nur Raimund Weber stand noch in der offenen Thür, gegen den Pfosten gelehnt. Es war ihm zu eng um die Brust geworden; er hatte den Kautschukmantel abgeworfen, den falschen Bart heruntergerissen, und mit geöffneten Lippen athmete er, und horchte. Auch im Garten war Alles still; Niemand mehr zu sehn. „Wo ist sie nun?" dachte er beklommen. „Wie kam das? Was ist ihr geschehn? Sie schien so vornehm, so überlegen mich herauszufordern; dann auf einmal schwinden ihr die Sinne . . . Während sie „lachen" wollte . . . Wird sie krank? Ist es schon vorüber? Ich stehe hier und weiß nichts; und habe nicht den Muth, hinzugehn und zu fragen. — Mit so blutigem Ernst endet diese Posse — —"

Er hörte Stimmen, die ihn aus seinen Gedanken rissen; gleich darauf sah er Düren und den jungen Müllenhof die Allee herauf kommen und leise und eifrig mit einander sprechen. Es widerte ihm davor, diesen Menschen zu begegnen; er trat in den Pavillon zurück, und warf nur zuweilen unbemerkt einen Blick hinaus. Nach einer Weile eilte Müllenhof nach dem Schloß zurück. Düren blieb in der Allee und ging auf und ab. Es verstrich einige Zeit, die Raimund unerträglich lang däuchte; dann erschien ein Lakai, vom Schlosse her, der ein Kästchen trug. Er übergab es Düren; dieser entließ ihn sogleich wieder, und mit dem Kästchen im Arm ging er auf den Pavillon zu. Wie! dachte Raimund; der Mensch kommt hierher?

Er trat hinter die Treppe, die im Innern des Pavillons zu einer

Loge hinaufführte, in der Hoffnung, Düren werde, wenn er wirklich eintrete, gleich wieder gehn. Düren kam, schien einige neugierige Blicke umherzuwerfen, und stellte das Kästchen, das er trug, auf einen Stuhl. Dann fing er an, eine Melodie vor sich hin zu pfeifen. Plötzlich erschien der Prinz, hastig, mit gerötheten Gesicht, und warf die Thür hinter sich zu.

„Gut, daß Sie da sind!“ sagte er, fast außer Athem.

„Ich wartete hier auf Euer Hoheit“, antwortete Düren.

„Sind Sie allein?“

„Ja“.

„Sie müssen mir helfen, Düren! Ich brauche Sie! — Dieser Jesuit, dieser Doctor Weber, schien mir Alles zu verderben; aber umgekehrt: ich hoffe jetzt Alles zu gewinnen! Sie ist wieder wach, klar, gesund; sie hat auch die Damen gebeten, sie zu verlassen; sie ist also allein . . . Aber sie will fort. Das müssen Sie hindern, Düren! Sie müssen zu ihr!“

„Ich?“

„Ja, Sie! Stellen Sie ihr vor, daß ich außer mir bin; daß ich es nicht ertrage, sie so fortzulassen; daß ich sie um kurzes Gehör bitte — um drei Worte — sagen Sie: drei Worte. Stellen Sie ihr das vor!“

„Und wenn sie nicht will —“

„Sie wird wollen!“ rief der Prinz, immer hastig, aus. „Düren, sie wird! Ich verstehe jetzt den Zusammenhang: ihre Bläße, ihre Verstörtheit, als sie kam — ihr Gesicht während des Spiels — dann die Ohnmacht . . . Sie ist empört gegen diesen Weber. In dieser Stimmung wird sie mich anhören. Sagen Sie ihr: nur auf drei Worte; hier im Pavillon! Hier sind wir allein!“

„Gut, Hoheit; ich fliege. Mir sagt meine Psychologie, daß sie in diesem Augenblick für die Unvernunft reif ist —“

„Wo ist dieser Weber?“ unterbrach ihn der Prinz.

„Ich weiß nicht —“

„Der muß fort, Düren! Der muß fort! Oder beschäftigen Sie ihn irgendwie —“

„Eben darüber wollte ich noch in aller Eile ein Wort — — Es ist ein kluger und gefährlicher Mensch, Hoheit! ein Mensch, der Alles riskirt! Deshalb muß er fort; und ich habe da einen etwas verwegenen Gedanken —“

„Wenn er gut ist — — nur rasch!“

„Der junge Müllenhof sucht ihn auf, beginnt ein Gespräch, beleidigt ihn; wird gefordert, natürlich. Müllenhof bietet ihm sofortige Genugthuung an, da er morgen früh fort muß. Pistolen sind hier (er deutete auf das Kästchen); an Sekundanten fehlt's nicht; die Herren gehen in den Wald da drüben . . . Müllenhof weiß schon, ich bin mit ihm einig“.

„Eine tolle Idee!“ sagte der Prinz, doch etwas betroffen. „Ihr Alle habt etwas gegen meinen Raimund Weber . . . Aber der Verräther! Er sprach diese Verse doch! Er reizt, er beleidigt offenbar dieses edle

Wesen . . . Ein kleiner Denkzettel könnte ihm nicht schaden. Macht, was ihr wollt! — Jetzt aber zu ihr!"

„Ich eile —"

„Sie finden mich im Concertsaal!" rief der Prinz, der schon in der Thür stand. Gleich darauf war er verschwunden. Düren wartete einige Augenblicke; dann ging er ihm nach.

Raimund trat wieder hervor. Durch die offene Thür sah er die beiden Gestalten nach einander sich in der Allee verlieren, dem Schlosse zu; es war mittlerweile dunkel geworden, in der Allee war schon Nacht. Zwischen den Bäumen durch sah er die erleuchteten Fenster über der Terrasse; vom Concertsaal her klang die Musik gedämpft bis zu ihm herüber. „Ah! So steht es also!" sagte er vor sich hin. Eine wilde Entschlossenheit war über ihn gekommen; er hatte sich wieder, er war ganz der Alte . . . Langsam, aber mit sich einig, trat er in den Pavillon zurück, in dem noch die Lampen des Proscениums brannten. Er öffnete das Kästchen, zwei Pistolen blitzten ihm entgegen. Einen Gang mit Einem von euch würd' ich gerne machen, dachte er, plötzlich aufwallend; aber in diesem Augenblick hab' ich doch nicht Zeit . . . Allein mit dem Prinzen lass' ich sie hier nicht; wenn sie kommt, muß sie mit mir fort! Sie muß! — — Alle guten Gefühle in ihm sagten Ja und Amen. Er verschloß die anderen Thüren des Pavillons, rechts und links. Dann stellte er sich an den Eingang, zu dem die große Allee führte, und wartete mit unerschütterlicher Geduld, bis durch die Musik ein anderes Geräusch erklang, bis leise, weibliche Schritte ihn erschreckten.

Cäcilie trat herein. Sie war nicht mehr blaß, sondern ihre Wangen glühten. Eine gewisse fiebernde Gluth war auch in ihren Augen, und um den Mund ein unheimliches, halbverwirrtes Lächeln. Sie bewegte sich unsicher, und blieb verwundert vor den Pistolen stehn. Auf einmal sah sie Raimund, der so unerwartet wie ein Geist vor ihr erschien. Sie erschrak; sie zitterte.

„Was wollen Sie hier?" sagte sie.

„Ein Unglück verhindern", antwortete er. „Sie nicht hier lassen, bis — bis der Andre kommt. Ich bin Ihnen verhaßt, sagen Sie; dennoch wag' ich das . . ." Mit offenem Gefühl, mit beschwörender Stimme setzte er dann hinzu: „Bei Allem, was gut, was Ihnen heilig ist, mein Fräulein, gehen Sie mit mir, bleiben Sie nicht hier!"

„Sie sind von Sinnen, scheint mir", stammelte sie. „Was reden Sie da? zu mir?"

„Ich weiß, wen Sie erwarten", sagte Raimund. „Sie setzen Ihre Ehre auf's Spiel. Ihre Ehre, Fräulein! Sie erwarten hier einen Mann, den seine Leidenschaft toll macht; der in seiner Leidenschaft zu Allem fähig ist; dem Sie hier Ihren guten Namen opfern — auch wenn Sie ihm widerstehn. Ihren guten Namen! Ihren guten Namen!"

Seine verhaltene Erregung schien sie zu erschrecken. Sie raffte all ihren

Stolz, ihre Vornehmheit zusammen: „Sie mir das?“ sagte sie. „Wer giebt Ihnen das Recht, so zu reden?“

„Meine Pflicht —“

„Schon wieder —“

„Ich, der ich der Hüter Ihres Hauses bin — ich glaube an mein Recht und an meine Pflicht, Sie zu beschützen —“

„So nehme ich Ihnen dieses Recht“, fiel sie ihm in's Wort; „so entbind' ich Sie dieser Pflicht. Sie sind entlassen; und nun gehn Sie hinaus!“

„Verzeihen Sie; ich bleibe doch. Sie sind jetzt blind, sinnlos; Sie wissen nicht, was Sie thun —“

Ein wildes Lächeln flog über ihr Gesicht. „Und hab' ich nicht das Recht und die Freiheit, sinnlos zu sein, wenn ich will?“

„Nein“, sagte er, vor innerer Leidenschaft seine Stimme dämpfend: „nein, wenn sich Jemand findet, der Ihnen im Augenblick der Gefahr diese Freiheit nimmt; der stark genug ist, sie Ihnen zu nehmen. Und so wahr Sie eine Frau sind und ich ein Mann bin — und so wahr ich in mir die Kraft fühle, Ihre Unvernunft zu besiegen — zu brechen — ja, zu brechen — so wahr werden Sie hier den Prinzen nicht erwarten, so wahr werden Sie mit mir gehn!“

Cäcilie wich vor ihm zurück; ihre Hände bebten. „Sie rasen“, sagte sie, ihm in die Augen starrend. „Sie verlieren Ihren Verstand. Gehen Sie hinaus, lassen Sie mich allein; oder Sie machen mich ebenso toll, wie Sie selber sind!“

„Nein, ich bin nicht toll“, erwiderte er mit einer Art von Lächeln. „Ich weiß, was ich thue. Ich will sterben für Sie, wenn Sie es verlangen; aber hier mit dem Prinzen will ich Sie nicht lassen!“

„Was war das?“ stammelte sie.

„Sie haben mich entlassen, wie Sie sagen; gut, so bin ich frei. Frei, Ihnen Alles zu sagen — — Alles!“

Er kniete vor ihr nieder, und mit einem ganz veränderten Ausdruck, in dem all sein Gefühl, all seine Liebe lag, blickte er zu ihr auf. Er rang nach Worten; aber in diesem Augenblick versagten sie sich ihm. Es war eine Hülflosigkeit, die stärker, erschreckender, inniger zu ihr sprach, als Worte; und auf einmal entfärbte sich ihr Gesicht.

„Stehen Sie auf!“ murmelte sie.

Er schüttelte den Kopf. Er fand endlich Worte, nach und nach: „Ich habe die Schuld! Ja denn, ja, wie ein Abenteurer hab' ich's angefangen; im Uebermuth hab' ich mich in Ihre Nähe, in Ihr Haus gedrängt; Ehrgeiz, Uebermuth — — oder war's schon Liebe — ich weiß nicht. Was es jetzt ist, das weiß ich . . . Hassen Sie mich wirklich? Ist es Ihr Ernst, daß Sie mich hassen? — Sie sind zu stolz, um zu lügen. Sagen Sie mir bei Ihrer Ehre, daß Sie mich wirklich hassen, und ich werde gehn!“

Sie antwortete nicht. Eine zitternde Bewegung, die an ihrer Gestalt

hinunterlief, schien ihr die Stimme zu nehmen. Er fühlte, er errieth auf einmal, wie es in ihr aussah. „Cäcilie!“ sagte er.

Bei diesem Wort fuhr sie auf. Wie um ihn abzuwehren, streckte sie die Hände vor: „Sie mich lieben . . . Ich will Ihre Liebe nicht. Ich soll Ihnen folgen, damit Sie triumphiren. Ich will keine Liebe, die mich knechten will. Meine Freiheit ist besser. Lassen Sie mich allein!“

„Sagen Sie mir“, wiederholte er, „daß Sie mich hassen — daß Sie mir nicht gut sind — und ich lasse Sie allein!“

„Muß ich thun, was Sie wollen? — Ich brauche nicht zu hassen, um mich zu widersetzen . . .“ Plötzlich wild rief sie aus: „Gewalt gegen Gewalt! Ich werde hier bleiben, und Sie werden gehn!“

„Nein, so kann ich nicht gehn! — Was für ein Gesicht; — wie Sie lächeln . . . Sie springen in diesen Abgrund hinunter, wenn ich gehe. Cäcilie! Ihre Ehre ist mir heiliger als die meine! Sie sind wahnsinnig; Sie suchen Ihr Verderben. Lieber in den Tod, als Sie Ihrem Wahnsinn, Ihrem Verderben überlassen“. — Er ergriff ihren Arm: „Nein! Sie gehen mit mir!“

„Rühren Sie mich nicht an!“ sagte sie, sich losreißend. Sie war außer sich; ihre Augen schienen weiß geworden zu sein, so hatten sie sich rings erweitert; ihre Zähne schlugen zusammen. „Ich will nicht . . . Gehn Sie, oder ich rufe!“

„Gut denn, rufen Sie. Dann werden Leute kommen — die sich wundern werden über Sie und mich — — aber den Prinzen können Sie dann nicht mehr erwarten, und ich hab' erreicht, was ich will!“

„Nun, so werd' ich nicht rufen“, sagte sie mit einer Stimme ohne Ton. Ihre Augen irrten umher; sie sah wieder die Pistolen und riß eine aus dem Kästchen. „Wenn das da geladen ist — — Gewalt gegen Gewalt!“

„Sie werden gehn!“ sagte er furchtlos. „Hier lass' ich Sie nicht!“

„Reizen Sie mich nicht mehr; ich weiß nicht, was ich thue. Lieber toll werden, als Ihnen gehorchen —“

„Cäcilie!“

„Ich sehe, ich höre nicht mehr . . . Aus dem Wege, sag' ich —“

Sie hob die Pistole gegen ihn. Er ergriff ihren Arm, um sie ihr zu nehmen. „Lassen Sie meinen Arm, oder ich schieße!“ sagte sie mit halb zugedrückten Augen. „Lassen Sie mich los!“

Er ließ aber nicht los, und streckte seine andere Hand nach der Waffe aus. Mit einer wüthenden Anstrengung entwand sie ihm ihren Arm und drückte ab.

Die Kugel fuhr ihm nahe an der Schulter in die Brust. Er sah unwillkürlich dorthin, eine leise Erschütterung fühlend. „Wirklich —!“ sagte er, und starrte ihr in's Gesicht.

Der laute Knall schien sie wie aus einem Traum zu wecken. „Heiliger Gott!“ schrie sie auf.

„Es ist nichts — es ist nichts —“ sagte er mit Fassung. Das Blut begann aber schon hervorzufließen. Es kam ein Schwindel über ihn, daß ihm war, als ob er sich halten oder fallen müßte. Er griff nach einem Stuhl, neben dem er stand, und sank hinein.

Der Prinz trat in die Thür. „Ein Schuß?“ rief er aus. „Was ist hier geschehen?“

„Ein Zufall“, sagte Raimund, indem er die Augen schloß. „Ich — ich selbst —“

„Nein! kein Zufall!“ rief Cäcilie. „Tödten Sie mich! Tödten Sie mich!“

Sie sank neben Raimund hin.

IX.

In der nächsten Woche nach diesem unglückseligen Abend beschäftigte sich die ganze aufgeregte Gegend mit etwas Merkwürdigem, Unerhörtem, das sie noch nie erlebt hatte, das sie aber um so eifriger beurtheilte, je weniger sie es verstand. Raimund war verwundet in Cäciliens Schloß zurückgebracht worden; die Einen sagten, im Duell getroffen, die Andern, er habe selber Hand an sich gelegt; Manche aber wollten für gewiß gehört haben, daß die „Australierin“ auf ihn geschossen habe, der Prinz und die Lakaien seien dazugekommen, es solle aber vertuscht werden. Darum verbreite man, durch einen unglücklichen Zufall habe Raimund sich selbst verwundet; — Jeder könne aber darüber denken, was er wolle: und so dachte denn auch Jeder das Seine. Unterdessen lag Raimund — und hier fing das Unerhörte und Unbegreifliche an — in dem größten und schönsten Zimmer des Schlosses, neben den Gemächern des Fräuleins. Er ward nicht wie ein „Verwalter“ gepflegt, sondern „wie ein Prinz“. Die „Australierin“, die auf ihn geschossen haben sollte, wich in den ersten Tagen und Nächten kaum von seinem Bett. Unbekümmert um die Meinung der Welt pflegte sie ihn, wie man einen Bruder pflegt; ließ keinen Wärter zu ihm, immer nur den Arzt; duldete keinen Einspruch, keine Ablösung. Auch durfte der Arzt das „graue Schloß“ nicht verlassen, so lange Gefahr zu sein schien; und als Raimunds Genesung längst außer Zweifel war, schneller und schneller fortschritt, man ihn endlich im Garten wieder umherwandeln sah, blieb das Schloß noch so unzugänglich wie in der ersten Stunde: Niemand als der Arzt durfte es betreten. Herr von Düren, auch der Prinz erschien umsonst; Cäcilie war unsichtbar. Nur ihre Leute sahen sie zuweilen durch die Gemächer hin und wider gehen, oder am Fenster sitzen; sie sprach aber nicht, und bald wagte auch Niemand mehr zu ihr zu sprechen. Es schien, daß sie den Schlaf ganz verloren hatte; sie vermied ihr Bett; sie aß nicht. Je mehr Raimund genas, desto mehr schien sie zu verwelken; obgleich sie doch Alles daran gesetzt hatte, ihn genesen zu sehen. Zuweilen, wenn ihre Augen ganz erloschen starrten, fürchtete Fräulein Rosa, oder wer sonst in ihre Nähe

kam, daß eine Störung des Geistes im Anzug, oder bereits ausgebrochen sei. Dann aber wachte wieder eine so bewußte, klare Traurigkeit in diesen Augen auf, daß die Vermuthung keinen Grund mehr hatte und sich wieder verlor. Was war ihr geschehen? — Der Arzt versuchte endlich einmal sie danach zu fragen; sie sah ihn aber so wunderbar an, daß er bald verstummte. Er wagte dann noch ihr zu sagen, daß sie sich pflegen, daß sie schlafen müsse. Mit einer kurzen, raschen Bewegung jedoch lehnte sie ihn ab. „Sie sind für *ihn* da", sagte sie, „nicht für *mich*. Sie haben es gut mit ihm gemacht, und ich danke Ihnen. *Mich* lassen Sie gehn!"

Prinz Karl hatte sich täglich erkundigen lassen, wie es drüben stehe; seine Gutherzigkeit siegte über seine Eifersucht, obgleich er besser als die Anderen errathen konnte, was in Cäcilien vorging. Er erstaunte, wie sehr diese Frau wirklich ein „Unicum" war; er hätte noch immer viel darum gegeben, sie für sich zu gewinnen; jener Pistolenschuß hatte ihn aber doch etwas abgekühlt . . . Bei ruhiger Ueberlegung schien ihm jetzt das Beste, sich mit guter, ritterlicher Art aus der Sache zu ziehen; sich als „wahren Freund" zu geberden und zu benehmen, da er auf die *andere* Rolle doch verzichten mußte. Vielleicht mochte auch in irgend einem Winkel seines leichten Herzens noch eine gelegentlich zu weckende Hoffnung schlafen . . . Er hörte, daß Raimund sich bereits stundenlang im Park ergehe, und beschloß, wenigstens *ihn* zu besuchen, wenn Cäcilie noch unnahbar sei; sich in alter Freundschaft mit ihm auszusprechen und den gegenseitigen Groll aus der Welt zu schaffen. So ging er am nächsten Morgen zu Fuß über das Thal und zum „grauen Schlosse" hinauf. Es war ein reiner, schöner Spätsommertag, der ohnehin die Seele friedlich und harmonisch stimmte. Er freute sich, daß wenigstens nicht Alles rettungslos zerstört war: daß jene tolle, frevelhafte Uebereilung, das Duell zwischen dem jungen Kammerherrn und Raimund zu gestatten, sich nicht blutig verwirklicht hatte. „Eine *andere* Hand hat den Schuß gethan", dachte er staunend, und wieder wie in einen räthselhaften Abgrund blickend; „aber diese Hand wird die Wunde heilen, die sie geschlagen hat; — er ist zu beneiden!"

Als er den Schloßgarten betreten hatte und sich durch einen gewundenen, Baumgang dem Gebäude näherte, sah er zu seiner Ueberraschung *Cäcilie*, in einem leichten, weißen Morgenkleid, seitwärts vor einer Laube in einem Armstuhl sitzen. Sie hatte das Schloß zum ersten Mal seit jenem Abend verlassen und wieder dem blauen Himmel gestattet, auf sie herabzuschauen. Niemand war bei ihr; Fräulein Rosa bewegte sich schüchtern in der Ferne. Cäcilie hatte die bleichen Hände in den Schooß gelegt; ihre Augen lagen tief zwischen dunklen Schatten, sie machte einen beklemmend leblosen, geisterhaften Eindruck. Als der Prinz auf einmal vor ihr stand, schien sie zu erschrecken. Sie machte eine Bewegung, wie wenn sie entfliehen wollte. Dann ließ sie aber den Arm wieder müde sinken und begrüßte ihn mit einem stummen, resignirten Lächeln.

„Sehe ich Sie wirklich?“ sagte der Prinz, den ihr Anblick ernst, aber anders als sonst, bewegte. „Seit vollen acht Tagen schließen Sie Ihre Thür; Sie sind uns wie todt. Verzeihen Sie: ist das gut? Hat man denn Freunde, um sein Haus und sein Schicksal vor ihnen abzuschließen? Oder gestatten Sie mir nicht mehr, mich Ihren Freund zu nennen?“

Cäcilie sah ihn an, ohne gleich zu sprechen. Ihr fielen die Worte ein, die Raimund ihr damals sagte: „ein guter Freund für Männer, aber ein schlechter für Frauen“. Mit dem Gesicht eines Menschen, der sich nicht mehr bemüht, die gewohnte gesellschaftliche Zurückhaltung zu beobachten, sagte sie dann, ihn sehr ernsthaft anblickend: „Vergeben Sie mir, Hoheit, wenn ich offen rede, — ganz ohne Förmlichkeit. Kommen Sie wirklich nur als theilnehmender Freund, — oder weil Sie noch hoffen und wünschen, was Sie damals wünschten?“

Der Prinz war über diese Frage so betroffen, daß er eine Weile nicht wußte, was er erwidern sollte. „Aber ich bitte — ich verstehe nicht — —“ sagte er dann etwas aufgebracht.

„Sie sind entsetzt über meine Formlosigkeit“, antwortete sie. „Aber wenn Sie wüßten, wie mir zu Muthe ist; so weit, weit hinweg von alledem — so weit darüber hinaus! — Ich möchte nur noch *ganz offen und wahr* mit Ihnen reden — oder gar nicht mehr . . . Sehen Sie mich an — ich bin sehr verändert — und geben Sie mich auf, Hoheit!“ — Sie erzwang ein Lächeln: „Ich bin keine „Göttin“, und ich bin kein Weib. Ich bin nicht so Eine, die Sie reizen sollte. Sehen Sie, wie ruhig, wie guten Humors ich das sage. Nehmen Sie's auch mit Humor, und jedenfalls geben Sie mich auf!“

„Ich höre und sehe nur, daß Sie *krank* sind“, gab er ihr zur Antwort, um etwas zu sagen. „Sie werden wieder gesund werden —“

„Glauben Sie das nicht“, fiel sie ihm ins Wort. „Es giebt Convulsionen — Erschütterungen — von denen man nicht genest! — — Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen *noch etwas* sage, damit Sie mich ganz verstehn? An dem Abend damals — es ist Achtung vor Ihnen, *Freundschaft*, daß ich Ihnen das sage — an jenem Abend hatte ich nur aus Zorn gegen einen Andern eingewilligt, Sie in Ihrem Pavillon zu sehn“.

„Ich höre nichts Neues, mein Fräulein“, erwiderte der Prinz, der sich leidlich faßte. „Aber was wollte ich denn? Und was will ich denn, als Sie verehren, bewundern — und ein wenig Ihr Freund sein? Uebrigens — Sie „kein Weib“ . . . Wem glauben Sie das? Einer ausgelassenen, übermüthigen Satire glauben Sie doch nicht? Glauben Sie lieber meinem *Epilog*, den Sie nicht gehört haben. Seit jenem unglücklichen Abend trag' ich ihn noch bei mir; — lesen Sie ihn. Lesen Sie diese aus dem Herzen geflossene, aufrichtige, ehrliche Verherrlichung der wahren Emancipation der Frau — einer Frau wie Sie —“

Mit einem langsamen Kopfschütteln, ohne Herbigkeit, wies sie das Blatt

zurück, das er ihr anbot. „Lassen Sie das, Hoheit!“ sagte sie mit so tiefem, traurigem Ernst, daß es ihn überraschte und erschütterte. „‚Emancipation!‘ Das führt zu kleinen Narrheiten, oder zu großem Wahnsinn!“

Sie stand auf. Er folgte ihr mit den Augen. Er schwieg.

Auf einmal rötheten sich ihre Wangen, und sie schien zu horchen. Es knisterten Schritte auf dem Kies. Raimund kam um die Ecke, unter den Bäumen her. Er blieb unwillkürlich stehen, als er den Prinzen sah; aber er faßte sich schnell, und begrüßte ihn höflich, kühl, ohne etwas zu sagen. Dann ging er auf Cäcilie zu, über deren Züge eine unbeschreibliche, schmerzliche Freude zog. Er wollte reden, wie es schien, blieb aber stumm vor ihr stehn.

Der Prinz betrachtete die Beiden; einige Augenblicke vergingen so, ohne daß Jemand sprach. Das Gesicht des Prinzen sagte still: „ich sehe, wie es hier steht!“ — Endlich verneigte er sich und nahm von Cäcilien Abschied. An Raimund vorübergehend sah er ihm tief in die Augen; auf seine Art bewegt, ergriffen, sagte er leise: „Ich muß Sie noch sprechen. Nicht jetzt. Ich erwarte Sie“.

Damit ging er gegen die Einfahrt in den Park zurück.

Raimund fand erst jetzt seine Stimme wieder. Die noch etwas blassen Wangen färbten sich, als er — langsamer als sonst, doch im Uebrigen mit der Sicherheit und Kraft eines genesenen Mannes — zu ihr sagte, ohne sie anzusehen: „Kann ich drei Worte mit Ihnen reden, oder greift es Sie an?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie haben mir zwar untersagt, Ihnen für irgend etwas zu danken, aber die Thatsache, daß Ihre Pflege mich so rasch und so ganz wieder hergestellt hat, diese Thatsache brauch' ich doch wohl nicht zu verleugnen“. — — Sie sah schmerzlich dankbar zum Himmel auf. — — „Angenommen also“, fuhr er fort, „daß es besser wäre, ich verließe dieses Haus — so könnt' ich es jetzt verlassen“.

Cäcilie rang nach Athem. Endlich sagte sie: „Aber Sie irren, denk' ich. Sagte nicht der Doctor, so lange der Schmerz da oben — in der Brust — noch zu spüren sei, so lange seien Sie nicht ganz außer Gefahr?“

„Ich muß diesem guten Mann widersprechen“, antwortete Raimund. „Er ist kein so übler Mann, und spielt gut Piquet; aber dies versteh' ich besser als er. Das ist ein harmloser, gelegentlicher Schmerz, aber keine Gefahr“.

Cäcilie schwieg eine Weile. „Und warum reden Sie von der Möglichkeit“, sagte sie dann mühsam, „dieses Haus zu verlassen?“

„Weil ich es Ihnen schuldig bin, zu gehn“.

„Ach!“ seufzte sie leise.

„Ich bin's Ihnen schuldig, denn Sie geben der Welt schonungslos, rücksichtslos Ihre Ehre preis. Dieses Samariter-Werk, das Sie an mir gethan haben, wird für Sie zur öffentlichen Schmach, wenn ich länger bleibe.

So lange ich dalag, oder doch, so zu sagen, noch ein Patient war, so lange konnten Sie sagen: bleiben Sie, ich will es! Jetzt bin ich gesund — und jetzt muß ich fort".

Sie erwiderte nichts. Nur ein paar Thränen füllten langsam ihre tiefliegenden Augen.

„Auch kann ich's nicht länger mit ansehen, wie Sie sich verwüsten und zu Grunde richten . . . Wie Sie förmlich danach ringen, der Natur zu trotzen; sie um das Leben zu betrügen, das sie Ihnen gegeben hat. Das ertrag' ich nicht. Kurz — — Warum weinen Sie? — Es giebt nur eine Möglichkeit, daß ich bleibe. Aber die wollen Sie nicht".

„Die heißt — "

„Sie werden meine Frau".

„Niemals!" sagte sie zitternd.

„Cäcilie —!"

„Niemals! — — Ich bin kein Weib. Ich tödte ja die Männer, die mich lieben; suche sie zu tödten. Seien Sie barmherzig, sagen Sie kein Wort mehr!"

„Cäcilie!" rief er aus. Dann, wieder die Stimme dämpfend: „Sie hassen mich ja nicht; Sie haben ein Herz für mich; wenn Sie es auch noch nicht gesagt haben, weiß ich es doch gewiß. Rasen Sie nicht gegen Ihr Leben, gegen unser Glück! — Sie wären kein Weib? — Aus Mann und Weib sind wir ja alle gemischt; Vater und Mutter haben uns geschaffen. Neulich Abends an meinem Wundbett — als ich so ruhlos fragte — haben Sie mir von Ihrem einsamen, grübelnden, starrsinnigen Vater, und von Ihrer weichen, liebevollen Mutter erzählt, die so früh starb; zu früh . . . Der Geist des Mannes, des Vaters hat Ihre einsame Jugend beherrscht; — jetzt erst, jetzt endlich rührt sich der Mutter Blut, das so lange in Ihnen unterdrückt war; jetzt fließt es frei, jetzt entwickelt es seine stille Kraft, Sie ganz zum Weibe zu machen. Wer, der sich selbst recht im Grunde kennt, erlebte nicht irgend etwas Aehnliches in sich? — Cäcilie! Ich bitte Sie von Herzen, schauen Sie mich an. Was an jenem Abend zwischen uns geschehen ist, war's denn nicht wie ein Traum? Denken Sie, es war ein Traum — ein verrückter Traum; nun stehen wir hier und wachen. Wir lächeln über das wilde, blutige, tolle Zeug, wir kommen zu uns selbst — ich zu Dir, Du zu mir. Cäcilie! komm zu mir! So wahr ich lebe, man hat uns für einander geschaffen; Du aber spinnst an diesem Traum immer fort und fort, bis er zum Wahnsinn wird. Schüttle ihn ab; wach' auf! komm zu mir! zu mir!"

„Nein, nein, nein!" rief sie aus, nachdem sie ihn so lange schweigend hatte reden hören; „nein, nein, nein!" rief sie voll Angst, voll Entschlossenheit und floh von ihm weg. „Was Sie da auch Süßes und Gutes sagen, — ich hab' mein Schicksal, das schmeicheln Sie mir nicht weg! Jetzt, aus Mitleid, um mich zu retten, sagen Sie mir von Liebe, von Glück. Würd'

ich Ihr Weib, würden Sie mich hassen. Sie brauchen eine Frau, die nicht vom Manne zu viel hat — die nicht gebrandmarkt ist von der Natur — und durch eigne Schuld; die Ihnen weiblich sanft in die Arme sinkt, statt auf Sie zu schießen. Nein, es ist unmöglich! — Gehen Sie denn, wenn Sie müssen; ich kann Sie nicht halten. Alles endet einmal! Auch das wird ja enden!"

Er war ihr gefolgt, er sah sie voll Liebe an, suchte ihre Hand zu ergreifen; aber sie riß sich los. Ohne zu wissen, wohin, stürzte sie fort, tiefer in den Garten hinein. Ihr weißes Kleid entschwand ihm bald hinter den Gebüschen.

X.

Raimund stand noch lange auf demselben Platz; endlich setzte er sich, da ihm die Kniee matt wurden und eine Genesungs-Schwäche ihm die Brust beklemmte. Auch der Schmerz da oben, nahe bei der Schulter, war wieder erwacht; doch was that ihm das, neben dem andern Schmerz. Diese Frau verlieren, dachte er, die ich mit meinem strömenden Blut erkauft habe . . . Ruhig! ruhig! Wozu bin ich der Mann! — — Er sah, wie krank ihre Seele war; sie wollte den Tod. Wie ein langsamer Mord war's, den sie an sich vollzog; ein Gericht, ein Urtheil. Und das sollte ich nicht verhindern? sagte er vor sich hin. Nicht verhindern können? — Arzt! Arzt! Bist Du ein Arzt, so hilf!

Er stand wieder auf und ging langsam, ganz in sich versinkend, auf dem Kiesweg fort. Allerlei nutzlose, unmögliche Gedanken tauchten in ihm auf; dann fiel ihm etwas ein, was er vor Jahren einmal gelesen hatte. In Bordeaux war eine verrückte geistige Epidemie über die Frauen gekommen, eine ansteckende Tollheit, wie sie zuweilen unter dem „schwächeren Geschlechte" auftreten: hysterische Anfälle von erschreckenden Formen, die bei Einer anfingen und von Einer zur Andern gingen, ohne Grund und Ursache. Die Doctoren vermochten dagegen nichts; endlich trat ein alter, kluger Arzt auf und erklärte auf eine so eindringliche Weise, daß es in der ganzen Stadt bekannt ward: allen diesen Frauen, die von solchen Anfällen geplagt würden, drohe die fallende Sucht. Von Stund' an wurden sie alle miteinander gesund . . .

Noch eine andere seltsame Geschichte fiel ihm ein: wie ein begabter, hitziger, phantastischer Kopf, der Schriftsteller Moritz, Goethes Freund, sonderbar schwer erkrankte; mehr aber noch, als an seinem körperlichen Uebel, war er an sich selbst krank: das Uebel hätte ihn vielleicht, seine ruhelose, schreckhafte, tolle Phantasie ihn gewiß getödtet. Da trat endlich sein Arzt — ein berühmter Arzt, Doctor Marcus Herz — vor ihn hin: „Ich muß Ihnen bekennen, lieber Freund, Ihre Krankheit ist stärker als meine Kunst, Sie sind nicht zu retten. Von heute in zehn Tagen müssen Sie erliegen. Fassen Sie sich als Philosoph, bereiten Sie sich auf Ihr Ende!" Der Mann

erschrak sehr; da ihm nun auf einmal so gewiß vor Augen stand, womit er bisher nur in seinen wilden Phantasien gespielt hatte. Ihm ward übel zu Muth; — dann aber faßte er sich. Die Gewißheit des Todes machte ihn sanft und still. Das Fieber, das ihn verzehrte, ließ nach. In zehn Tagen war er gesund. — — Kann man so den Tod mit dem Tod vertreiben? dachte Raimund. Eine scharfe Kur; — aber wenn sie den Rechten trifft, thut sie auch das Rechte. So eine verwilderte Phantasie zehrt auch an Cäcilien; wie ein ewiges Fieber, das sie erschöpfen wird, — wenn nicht eine harte, steinerne Wirklichkeit vor sie hintritt, an der ihr Geist nicht nagen und rütteln kann, vor der sie fügsam und still wird. Hätt' ich sie so weit geführt, und nun nicht mehr weiter? Wenn ich auch das noch wagte — um sie zu retten — vor Tod oder Wahnsinn zu retten . . .

Wie hätt' ich aber den Muth, dachte er beklommen, ihr so etwas zu sagen — ich, ihr ins Gesicht? — Er stellte sich dieses edle, traurige Gesicht vor Augen, das er so innig liebte. Sein wieder jugendlich fühlendes Herz verzagte; es schien ihm unmöglich.

Ein Schatten fiel über seinen Weg, der ihn zum Stehen brachte, ohne daß er es wußte; auf den er so lange gedankenlos hinuntersah, bis er darüber aus seinem stummen Selbstgespräch erwachte. Es war Prinz Karl, der vor ihm stand und ihn lächelnd anblickte. „Ich erwartete Sie", sagte der Prinz, aber ohne Vorwurf. „Sie sind längst allein, aber Sie kamen nicht".

„Verzeihen Sie, Hoheit —"

„Hier ist nichts zu verzeihen! Aber ich hatte eine Frage an Sie; darum blieb ich noch hier".

„Wie Sie wünschen, Hoheit", sagte Raimund kalt. „Ich stehe zu Befehl".

„Bitte, bitte, nicht so! Ich hoffte sehr, mich mit Ihnen wieder ganz zu verständigen . . . Auf was starren Sie so?"

„Auf was? — Auf den Falter da!" sagte Raimund, der mit einer jähen Ueberraschung kämpfte. Er stand mit dem Prinzen vor einem dichten Gebüsch, an dessen abgewandte Seite sich eine Ruhebank lehnte, auf der er in diesen Tagen oft gesessen hatte. Auf dieser Bank, die er durch das üppige Laub nicht erkennen konnte, sah er eine Gestalt in einem weißen Kleid. Er sah so wenig von ihr, daß er sie auch für Luft hätte halten können; aber sie bewegte sich leise, und in einer raschen Empfindung errieth er, wer es war. Da sitzt sie — und da hört sie Alles, was wir reden, dachte er . . . Ein augenblicklicher Entschluß fuhr ihm durch den Kopf. Er that, als strecke er die Hand aus, um den Falter zu haschen; dieser flog auf und den Weg entlang.

„Lassen Sie den Schmetterling", sagte der Prinz, „und hören Sie mich freundlich an! — Zuvor meinen Glückwunsch: Sie sind wieder hergestellt, wie ich höre und wie ich sehe . . . Leider aber, scheint mir, ist nun eine Andere krank. Das eben war es, weshalb ich mit Ihnen sprechen, wonach ich Sie fragen wollte. Ich muß Ihnen bekennen, die Erscheinung und —

und das ganze Wesen des Fräuleins hat mich erschreckt! Ich habe den Eindruck, daß sie ernstlich krank ist; — und mir scheint, Ihr sonderbares Gesicht sagt mir, daß ich Recht habe".

Es muß sein! dachte Raimund. Er nahm alle seine Festigkeit und Willenskraft zusammen, und in die Luft blickend sagte er: „Sie ahnen nicht, wie sehr Sie Recht haben, Hoheit. Ich bin in Verzweiflung. Sie ist tödtlich krank; sie ist nicht zu retten".

„Was sagen Sie?" rief der Prinz.

Die unsichtbare Bank hinter dem Gebüsch knarrte leise, und es rauschte etwas. Der Prinz achtete nicht darauf. Raimund aber schlug das Herz heftig gegen die Rippen.

„Unglücklicher Mensch! Was sagen Sie?" wiederholte der Prinz.

„Was ich hier Keinem sagen kann, als Ihnen. Was ich in mir herumtrage — — ich habe mich gesträubt, es zu glauben — — bis nun die Gewißheit —"

„Gewißheit! Was für ein Wort. Sie meinen, Raimund, nicht nur an der Seele krank —"

„Nur an der Seele zu leiden, glaubt sie selbst", antwortete Raimund; „ich Unglücklicher aber weiß — ich hab's entdeckt — was für eine schleichende, unaufhaltsame Krankheit ihren Körper aufzehrt. Darum schläft sie nicht, darum ißt sie nicht; darum ist diese trostlose Melancholie über sie gekommen, die sie nur für die Folge jenes — unglücklichen Abends hält; die auch Sie wie ich sehe, nur für ein Seelenleiden hielten. Gegen diese von innen zerstörende Krankheit giebt es keine Hülfe! Und sich zu sagen, daß sie nur wenige Tage noch zu leben hat — —"

Ein kurzer Ton, wie der plötzliche, heftige Athemzug eines Erschreckenden, kam durch das Gebüsch herüber. Der Prinz horchte auf. „War das nicht wie von einem Menschen?" sagte er leise. „Sind wir hier nicht allein?"

„Doch; es täuscht; es war nichts!" erwiderte Raimund, der Cäciliens Schreck wie einen eigenen gefühlt hatte. Er fühlte den Schweiß von seinen Schläfen tropfen. Ein gräßliches Gefühl lag ihm auf der Brust. Er hielt aber fest.

„Raimund! Um Gottes willen! Sie nehmen mir ja die Besinnung!" sagte der Prinz. „Nur noch wenige Tage, glauben Sie —"

„Ich weiß es gewiß".

„Das kann ja nicht sein! Das darf ja nicht sein! Man muß etwas dagegen thun; man muß Aerzte holen —"

„So viele Sie wollen, Hoheit; zu Ihrer Beruhigung. Alle Aerzte der Welt können daran freilich nichts mehr ändern . . . Zu spät; Alles zu spät. Aber wenn Sie noch zweifeln —"

„Lassen Sie mich noch zweifeln!" rief der Prinz aus. „Ich schicke meinen Arzt. Ich gehe selbst; auf der Stelle!"

Er hatte seinen Hut vom Kopf genommen und wühlte mit der Hand unruhig in seinem Haar; er sah blaß, wirklich erschüttert aus. Es ging Raimund zu Herzen. Indessen dachte er doch, sich beruhigend: Diese Durchschüttelung kann ihm immerhin nicht schaden; er hat's wohl um sie verdient!

Prinz Karl war schon im Gehen; er kam aber noch einmal zurück. „Raimund!" sagte er weich; „ich versinke in meinen Schmerz und vergesse den Ihren. Vergessen wir lieber alles Andre, Raimund — und geben Sie mir die Hand! — Ich verzweifle noch nicht; will noch nicht verzweifeln. Diese Frau muß gerettet werden; diese Frau — — ich kenne sie erst jetzt — — sie ist unglücklich und edel, wahrhaft edel; ein großes Herz. Ich fühle als Freund für sie" . . .

Er drückte Raimunds Hand: „Versuchen wir sie noch zu retten — für den, der sie verdient!"

Er nickte ihm zu; dann stieß er einen tiefen Seufzer aus. „Ich schicke also meinen Arzt!"

Mit raschen Schritten entfernte sich seine große Gestalt, den Hut noch in der Hand.

Raimund sah ihm nach. „Sein Herz ist doch gut", dachte er.

Mit einem trüben Lächeln sagte er dann zu sich: „Wie leicht es doch Priester, Demagogen und Aerzte haben, die andern Menschen zu täuschen . . . Cäcilie! vergieb mir! Wir spielen Beide va banque. Rett' ich Dich so, dann ist mir vergeben. Rett' ich Dich nicht, — nun, dann geh' ich mit!"

XI.

Cäcilie saß noch eine Weile still auf ihrer Bank. Sie blickte über den Garten weg, zu den Wolken auf, ohne etwas zu sehn. Ein nasses, kaltes Gefühl stand ihr auf der Stirn. Vor ihren Ohren rauschte es wie ein ferner Wasserfall, der, wie im Takt, in abgemessenen, gleichmäßigen Sprüngen in die Tiefe stürzte. Regungslos, gedankenlos hörte sie dem zu; sie saß so still, als wäre sie schon todt. „Gott! Mein Gott!" seufzte sie endlich auf.

Sie erhob sich langsam; mit etwas schwankenden Knieen ging sie an dem Gebüsch entlang, das ihre Schulter streifte. Wohin will ich denn? dachte sie. Was will ich denn noch? — — Sie kam an die Ecke, wo zwei Wege zusammenliefen, und erblickte Raimund, der noch mitten im Wege stand. Es überschauerte sie, als sie ihn so stehn sah. Seine Lippen hatten gesagt: „sie muß sterben; sie ist nicht zu retten . . ."

„Nicht wahr, der Prinz ist fort", murmelte sie und suchte sich zu fassen.

„Ja. Er ist fort".

„Ja. Er ist fort", wiederholte sie leise vor sich hin. „Diese Worte, diese Stimme heute noch zu hören", dachte sie; „und in einigen Tagen, am Sonntag, am Montag nicht mehr! Nie mehr . . . „Sterben!" „Gewiß-

heit!" Wenn das so durch die Luft an das Ohr herankommt — wie das klingt! Gott! wie das klingt!"

Sie konnte ihn nicht mehr ansehn; sie ging.

„Wohin wollen Sie?" fragte er beengt.

„In's Haus!" sagte sie. Langsam ging sie fort. Der Kies knisterte so laut unter ihren Füßen; die ersten welken Blätter, die gefallen waren, raschelten mit so trockenem, todtem Klang. Sie kam an die große Thür, trat in die Halle, und stieg die Treppe hinauf. Es war ihr, als ginge ihr Geist auf den steinernen Stufen; und dann oben durch die stillen, langen Zimmer hin, an den hohen Fenstern vorbei, immer fort und fort. Endlich stand sie in ihrem Boudoir; ihre Kniee schmerzten. Sie setzte sich auf einen Stuhl neben der Thür. Wie mit den Augen einer Andern sah sie um sich her; sah die Tische, das Sofa, ihre Bücher, die alten Oelbilder an der Wand, Alles betrachtete sie. Alles verlassen, und von Allem scheiden! Hier wird ein Andrer wohnen, oder eine Andre; hier werden wieder andere Stimmen lachen oder weinen; — und von der „Australierin", die hier so wenige, kurze Wochen wohnte, wird man nach ebenso vielen Wochen — oder Tagen — nicht mehr reden . . . Es umschnürte sie ein unerträgliches Gefühl; sie machte die Augen zu. Ihre Gedanken flohen aus diesem Zimmer, so weit wie möglich hinweg; — nach Brisbane, nach Queensland. Ihres Vaters Haus stand vor ihren Augen; die Felder, die Heerden auf den weiten Triften. Ihre sterbende, noch junge Mutter auf dem Krankenbett; ihr Vater im Sarg, ernst und feierlich, wie sie ihn zuletzt gesehn . . . „Also ich folg' Euch!" sagte sie vor sich hin. „Ich komme zu Euch!" — Ich wollte ja sterben; — und so wär's ja gut. So brauch' ich nun den Tod nicht mehr zu bitten, zu rufen, daß er kommen soll; ungerufen kommt er — und giebt mir seine beruhigende, — seine kalte Hand!" — — Sie fuhr zusammen, als fühle sie es wirklich; als berühre sie Jemand . . . Von einem sinnlosen Grauen gepackt, fuhr sie in die Höhe. „Nein, nein, nein!" rief sie aus. „Laßt mich noch nicht sterben! Warum ist Alles so still; Alles todtenstill" . . . Eine Angst befiel sie, als sei sie allein, vergessen und verlassen; als sei sie hier allein in ihrer Grabkapelle, ein Schloß an der Thür; Alle fort, sie verlassen; aber sie lebe noch — —

In wilder Unruhe ergriff sie den Glockenzug, der neben dem Sofa hing, und klingelte laut.

Ihr alter Diener erschien, der ihr mit Besorgniß in das verstörte Gesicht sah. „Was befehlen Sie?" fragte er.

Sie starrte ihn an. Die Gestalt dieses guten Alten, in dem langen, tadellos gepflegten Rock, mit der schneeweißen Kravatte, rief sie aus ihrer tollen Phantasie in die Welt zurück. Sie schämte sich. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. „Etwas zu trinken", fiel ihr endlich ein. „Etwas zu trinken", sagte sie laut.

„Was für ein Getränk, wenn ich bitten darf?"

„Wasser", murmelte sie.

„Wasser steht dort auf dem Tisch, wie immer", antwortete der Alte. Er trat an den Tisch und schenkte ein. — „Befehlen Sie noch etwas?" fragte er dann.

Sie schüttelte den Kopf.

Er sah sie bedenklich an, ging aber still hinaus. Als sie seine gleichmäßigen, steifen Schritte nicht mehr hören konnte, übermannte sie ein räthselhaftes, unwiderstehliches, bittersüßes Gefühl. Sie warf sich auf das Sofa hin, das Gesicht nach unten, in die Hände gedrückt. „O mein Gott, mein Gott!" sagte sie laut. „Jugend! Leben! — Weg von dieser Erde! — Und diese Brust, die so voll, so voll ist — all diese neuen Gefühle, die so weh thun und so glücklich machen — Reue, Sehnsucht, Liebe, Demuth — Alles vergehn! vergehn! Gott, meine Schuld ist groß, aber meine Buße ist schwer! — Nicht mehr horchen, ob er kommt! Nicht mehr um ihn weinen! — Raimund! Raimund!"

Sie legte die Lippen gegen ihre Hände, schluchzte in sie hinein, und eine Fluth von Thränen fing an, sich über ihr Gesicht und das Sofa zu ergießen. Sie weinte ohne Ende fort; Alles, was in ihr versteinert war, schien hinwegzuschmelzen. Zuweilen durchdrang sie ein so heftiger, bitterer Schmerz, daß es sie schüttelte und sie lauter schluchzte; dann lag sie wieder ruhiger da und weinte nur leise vor sich hin. Die Gedanken entschwanden ihr. Phantasien, Bilder, Traumgestalten der Erinnerung wogten ihr durch den Kopf, schienen sich mit den Thränen zu mischen und mit ihnen hinauszugleiten. Endlich waren nur noch Empfindungen da; gramvolle, wehmüthige, verworrene, friedliche. Es ward still in ihr; eine Ruhe kam über sie, die sie tröstete. Sie fuhr fort, zu weinen; aber ein Wohlgefühl legte sich wie ein Schleier über ihren Kummer. Weine nur, weine nur, schien eine leise, holde Stimme ihr zu sagen . . .

Die Thür ward geöffnet, Fräulein Rosa trat ein. Cäcilie richtete sich auf.

„Um Vergebung, Fräulein", sagte Rosa: „ich hörte an der Thür, daß — — und ich fürchtete, Ihnen sei etwas geschehn —"

„Mir ist nichts geschehn", sagte Cäcilie. „Lassen Sie mich nur weinen . . . Lassen Sie mich — — Nein; bleiben Sie da. Besser, wenn ich einen Menschen sehe; — setzen Sie sich dort hin, sagen Sie nichts. O wie wohl thun mir diese Thränen. O diese Stille ist gut!"

Fräulein Rosa schwieg eine Weile; bis sie sich vor Mitleid nicht mehr enthalten konnte, zu sagen: „Sie verzehren sich — —"

„Mich verzehren?" murmelte Cäcilie vor sich hin und schüttelte den Kopf. „Warum? Es ist ja ein Anderer, Stärkerer da, der mich verzehrt . . . Aber sehen Sie her", setzte sie laut hinzu: „ich bin ruhig, Rosa. Fühlen Sie meine Hand; fühlen Sie den Puls. In all diesen Tagen war er nicht so ruhig; war ich nicht so ruhig. Wie das wunderbar ist" . . . „Ja, ja,

ja!“ dachte sie zufrieden, mit einer Art von Dankgefühl: „all diese ringenden Qualen, mit denen ich mein Leben zu zerstören suchte — sie können nun ausruhn, die Natur nimmt mir's ab, es wird ja von selber enden. Nichts hab' ich mehr zu thun, als stillzuhalten . . . Ach, wie das ruhig macht. — Schlaf! Frieden! — Gott, so mag es denn sein!“

Rosa sah, daß Cäcilie die Augen schloß und sich sanft zurücklehnte; sie dachte, es werde endlich einmal ein Schlummer über sie kommen, und schlich leise zur Thür. Doch Cäcilie hörte es; „nein, gehen Sie nicht fort,“ sagte sie, ohne aufzublicken. „Verlassen Sie mich nicht! Geben Sie mir die Hand; sitzen Sie hier, lassen Sie sie mir. Arme, gute Rosa! Sie haben so treu bei mir ausgehalten; obgleich Sie gewiß oft den Kopf geschüttelt haben . . . Ja, ja, Sie sind gut. Ach, die Menschen sind gut. Diese Welt — — wunderbare Welt — — Ach, und das Leben wäre doch eine gute Sache . . . Wie noch die Schwalben zwitschern, die da draußen fliegen; — dieses kindliche, heimliche Plaudern der Natur! — Ich will sie noch umherfliegen sehn, meine Lieblingsvögel; wenn sie so hoch dahinziehn durch die blaue Luft, und zuweilen ihre hellen Brüstchen in der Sonne blitzen . . .“

Sie stand auf, ein wehmüthiges Lächeln auf den Lippen, und leise schwankend ging sie zum Balcon. Rosa trat rasch hinzu, um sie zu führen; aber sie wehrte es ab: „Denken Sie, ich sterbe schon?“ sagte sie mit einem eigenen Blick. „Nein, ich kann noch gehen. Schlecht genug; aber doch besser als die Todten!“ — Sie stand auf dem Balcon und blickte zum reinen Himmel auf, wo die Schwalben flogen. „Ihr Glücklichen, Ahnungslosen . . . Leben! Leben!“ sagte sie vor sich hin. „Wenigstens noch so lange leben, als die Schwalben fliegen — — oder länger, länger . . . Ach!“ seufzte sie auf und begann zu lächeln. „Mir ist, als müßt' ich doch auch eine rechte Evastochter sein: aus Geist des Widerspruchs möcht' ich leben, weil ich sterben soll!“

„Sterben!“ sagte Rosa erschrocken. „Sie werden ja nicht sterben“ —

Cäcilie antwortete nicht. „Ob er dann weinen wird?“ dachte sie bei sich. „Zu seiner Frau wollt' er mich noch machen — mich wieder ehrlich machen, vor der Welt, vor mir — und er wußte, wie es mit mir enden muß. Enden! O Gott! Könnt' ich noch einmal leben — nur noch ein wenig — für ihn! daß ich ihm alle diese sehnende Liebe — — daß ich an seinem Herzen büßen könnte! an seiner wunden Brust, an seinem verzeihenden Herzen!“

Sie saß auf einem Sessel nieder, der auf dem Balcon stand, und wieder still weinend legte sie das Gesicht in ihre Hände.

Wie lange sie so saß, ward ihr unbewußt. Als sie zum ersten Mal wieder aufsah, durch ein Geräusch geweckt, war Fräulein Rosa verschwunden; Raimund aber stand hinter ihr.

„Wie das zu Herzen geht“, sagte er mit äußerer Ruhe, „wenn Frauen Ihrer Art weinen“.

Sie machte vor Schreck eine Bewegung, wie um aufzustehen. Dann wendete sie sich von ihm weg, saß aber wieder still, ohne sich zu rühren.

„Wollen Sie mich nicht sehn?“ sagte er. „Soll ich Sie nicht sehn? — Ich sehe Sie nicht mehr oft“ — —

Er sah, daß sie die Hand nach ihrem Herzen hob. Darum setzte er schnell hinzu: „da ich fortgehn muß!“

„Da Sie fortgehn müssen“, wiederholte sie. „Jawohl . . . Sie wollen mich noch täuschen. Ich bitte Sie, sagen Sie mir keine Lüge mehr. Jetzt nicht mehr! — — Ich habe gehört, was Sie dem Prinzen sagten. Ich weiß, wie es mit mir enden wird“.

„Sie haben gehört —?“ sagte er mit schwerer Anstrengung. Sie sah ihn noch immer nicht an.

„Ja“, antwortete sie. „Nur noch wenige Tage, sagen Sie . . . Gut; ich bin ja gefaßt. Und es ist so tröstlich — so gut — daß die Menschen sich vor dem Ende Alles sagen können; daß dieses letzte, allerletzte Leben wenigstens Wahrheit sein darf“ . . .

Sie wendete langsam den Kopf und blickte ihm mit einem erschütternd liebevollen Ausdruck in's Gesicht. „Raimund! Sie haben Recht, es ist wahr: ich bin meiner Mutter Kind! Ich bin ein schwaches, flehendes, demüthiges, in Liebe vergehendes Weib! — Ja, das bin ich!“

Sie war aufgestanden und warf sich vor ihm hin.

„Um des Himmels willen!“ rief er aus, zog sie empor, und über die Schwelle in das Zimmer hinein. Doch sie war außer sich; indem ihr noch einmal Thränen aus den Augen stürzten, sank sie wieder auf die Kniee hin: „Wenn ich doch sterben muß — lassen Sie mich Ihre Füße küssen — daß ich ganz, ganz vor Ihnen vergehe — wehren Sie mir das nicht! — Ich danke dem Himmel, Raimund: Sie stehen genesen da; die Kugel flog auf ihren Schützen zurück, und ich muß sterben. Wie gerecht das ist! — Aber könnten Sie mir noch einmal, ach nur noch einmal sagen: „komm zu mir! zu mir!“ Könnten Sie mich noch einmal an Ihr Herz rufen — mir süße Worte sagen, süße, warme Worte — daß ich Ihnen meine ganze Seele dafür hingebe, wie je ein Weib einem Mann! — Raimund! Nur noch Einen Tag lang Sie lieben dürfen — und geliebt von Ihnen!“

Sie fühlte sich an seinem Herzen, denn er riß sie empor, er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände, bedeckte ihn mit seinen Küssen. „Ja, aber einen langen, langen Tag“, stammelte er; „lang wie unser Leben. Ja, meine Liebste! mein Weib!“

„Lang wie unser Leben?“ wiederholte sie und starrte ihn fragend an.

„Ja, Du bist mein, und Du darfst nicht sterben! — Hab' ich Dich nun? — Ich habe Dich betrogen, nichtswürdig, erbärmlich hab' ich Dich betrogen; — aber das vergeb' ich mir selbst. Wenn Du leben magst, wirst Du nicht sterben. Nichts als Betrug!“

„Großer Gott!“ sagte sie. Es schwindelte ihr. „Was haben Sie gethan?“

Er hielt sie fest. „Du hast Dich mir gegeben, Dich mir angetraut, nun bist Du mein! Ich will, daß Du lebst“; — gerührt lächelnd setzte er hinzu: „und Du wirst mir gehorchen!“

Sie erwiderte nichts; sie legte ihre zitternden Arme um seinen Hals und schluchzte.

XII.

Ich habe diese Geschichte erzählt, wie ich sie gehört habe; oder vielmehr, wie sie mir nach und nach, aus wiederholten und verschiedenen Erzählungen — von ihm und von ihr — zusammengewachsen ist. Hier und da hab' ich sie nach Raimunds Andeutungen oder Vermuthungen ergänzt, mit der Freiheit des Schriftstellers. Die eigentliche Geschichte: wie Raimund Weber „damit fertig wurde“, wie er die Frage der Frauen-Emancipation auf seine Art löste, — die ist hier zu Ende.

Ja, es ist ihm geglückt. Er hat Recht behalten. Cäcilie ist nicht gestorben, will auch nicht mehr sterben; sie empört sich auch nicht mehr prinzipiell gegen den „Hochmuth“ des „stärkeren Geschlechts“: denn mit einem von diesen Hochmüthigen ist sie glücklich geworden, und sie macht ihn glücklich.

Sie verkauften aber das „graue Schloß“ und die Herrschaft Friedau, noch ehe sie heiratheten; sie machten dann ihre „Hochzeitsreise“ nach Queensland (dies erbat sie sich, und es gefiel ihm selbst); und etwa ein Jahr haben sie da drüben gelebt. Dann zog es sie doch wieder in das „alte Deutschland“, und in einer andern Gegend, am Rhein, erstanden sie eine neue, bedeutende Besitzung von sehr mannigfachem Betrieb, die sie gemeinsam bewirthschaften. Er nennt sich noch zuweilen im Scherz „ihren Verwalter“; obgleich sein eigenes Vermögen so gut darin steckt, wie das ihrige. Auf dieser Besitzung hab' ich sie besucht, und zwei Menschen gefunden, die etwas Großes erreicht haben: leidenschaftliche, unabhängige, einander bekämpfende Naturen durch eine große Revolution zu einer fast idyllischen Eintracht zu verschmelzen.

Es ist eine der Ehen, die man loben und wahrhaft billigen muß; — es giebt deren nicht allzu viele. Die schöne Frau Cäcilie hat einen Mann, der „ihr gewachsen“ ist; und seine Prophezeiung ist richtig eingetroffen: wenn sie an so einen Mann komme, werde sie ihm aus Liebe „ein klein wenig gehorchen“.

Indessen, wie der Leser jetzt Raimund Weber kennt, brauche ich ihm wohl nicht mehr zu sagen, daß es auch ihm oft eine herzliche Freude macht, der Frau ihren Willen zu thun. Mitunter behauptet er dann auch im Scherz — wenn sie zugegen ist — sie lebten wirklich so, wie ihre weise Theorie es an den Ufern des Brisbane erdacht habe: in vollkommener

mathematiſcher Gleichheit und wie Zwillingsbrüder. Sie lacht dann, — in ihrer natürlichen, freimüthigen Weiſe, die ſehr reizend iſt. Das aber könnte ſie im Ernſt und mit Stolz behaupten, daß ſie von ihrer Freiheit nicht mehr verloren hat, als nothwendig iſt; daß ſie als gute Kameraden mit einander leben, und daß es ihnen glückt, in geſunder Harmonie und in gemeinſchaftlicher Thätigkeit den Willen der Natur zu erfüllen.

Raimund Weber wäre wohl auch der letzte Mann, der ſich eine Frau wünſchte, die keinen eigenen Kopf hat. Es iſt vielmehr einer ſeiner Lieblingsträume, Töchter zu haben und ſie zur „richtigen, wahren Emancipation“ zu erziehen, ſo daß er der Welt dann einige „Muſterfrauen“ liefern könnte. In dieſem einen Punkt aber hat er bis jetzt kein Glück: er bekommt lauter Buben.

Karl von Clauſewitz*).

Von

Alfred Stern.

— Bern. —

Wir ſtehen der Zeit der Befreiungskriege, der Wiedererhebung Deutſchlands aus tiefer Schmach noch nahe genug, als daß nicht in den weiteſten Kreiſen des Volkes das Andenken an die großen Männer, denen das ſchwere Werk gelang, lebendig geblieben wäre. Im einſamen Gebirgsthale und am öden Strande ſind die Namen von Stein und Hardenberg, von Scharnhorſt und Gneiſenau, von Blücher und York wohl nicht unbekannt. In den Schulen wird von ihrem Wirken erzählt, volksthümliche Darſtellungen verbreiten die Kunde von ihren Thaten, und wer auf höhere Bildung Anſpruch macht, läßt es ſich angelegen ſein, ihren Schickſalen und ihren Unternehmungen im einzelnen nachzuforſchen. Aber jene Zeit hatte auch Sterne ſo zu ſagen von zweiter Größe, die man über jenen glänzendſten Leuchten nicht vergeſſen darf. Sie hatte Männer, denen es zwar verſagt blieb, an erſter Stelle zu wirken, deren raſtloſe, aufopfernde

*) Leben des Generals Karl von Clauſewitz und der Frau Marie von Clauſewitz geb. Gräfin von Brühl, mit Briefen, Aufſätzen, Tagebüchern und anderen Schriftſtücken. Von Karl Schwartz. Mit zwei Porträts. Zwei Bände. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlags-Buchhandlung. 1878. — Der Herausgeber dieſes Werkes hat ſich durch Sammlung und Veröffentlichung des koſtbarſten Materials große Verdienſte erworben, aber ſein Buch entſpricht nichts weniger als dem Ideale einer Biographie, und die Kritik wird im einzelnen manches daran auszuſetzen finden. Es möge hier nur auf eine Beſprechung des Buches aus der Feder Th. von Bernhardis im Beiheft zum Militairwochenblatt 1878, Heft 10 und auf die Recenſion des Unterzeichneten in der Revue historique 1879, Mars-Avril p. 479 — 484 hingewieſen werden. — Erwähnung verdient ferner der ſchätzenswerthe Artikel „Clauſewitz" von F. von Meerheimb in der allgemeinen deutſchen Biographie und deſſen Vortrag „Karl von Clauſewitz" Berlin, F. Schneider und Co. 1875. (Leider haben die im Leben Gneiſenaus Band 4 mitgetheilten von H. Delbrück veröffentlichten Briefe nicht mehr benutzt werden können).

und stillere Arbeit aber unerläßlich war, um das ruhmvolle Ergebniß herbeizuführen. Und oft genug sind es gerade diese Persönlichkeiten, die man erst neuerdings völlig zu würdigen im Stande ist. Oft genug sind sie es, deren Briefwechsel, Tagebücher oder sonstige private Aufzeichnungen erst in unseren Tagen veröffentlicht werden, während aus den Papieren jener Leiter des Staates und des Heeres schon so manches bekannt, wenn schon nicht selten der allerwichtigsten Ergänzungen bedürftig war.

Zu diesen Männern gehört Karl von Clausewitz. Als Soldat, als militairischer Schriftsteller, als Charakter hat er Anspruch auf die unvergängliche Bewunderung und Dankbarkeit des Vaterlandes. Eine Betrachtung der nun gehobenen, reichen Schätze, welche sein handschriftlicher Nachlaß und derjenige seiner Frau in sich bargen, muß dieses Gefühl der Bewunderung und Dankbarkeit noch steigern.

Clausewitz stammte aus einem schlesischen Geschlechte vermuthlich von slavischem Ursprunge. Wie sich in dem größten Sohne dieses Geschlechtes der Krieger und der Gelehrte aufs glücklichste vereinigten, so stellte es neben Vertretern des Soldatenstandes nicht wenige Jünger der Wissenschaft. Im Großvater und im Vater unseres Helden traten nacheinander beide Richtungen zu Tage. Jener wirkte als Geistlicher und akademischer Lehrer u. a. in Leipzig und Halle, ohne in dieser Stellung von seinem Adel Gebrauch zu machen. Dieser, welcher das alte Recht nicht verjähren lassen wollte, wurde auf sein Ansuchen von Friedrich dem Großen als Offizier in's Heer aufgenommen und machte den siebenjährigen Krieg mit, bis ihn eine schwere Verwundung der rechten Hand dazu zwang, die militairische Laufbahn zu verlassen. Er erhielt eine kleine Anstellung als Accise-Einnehmer in Burg an der Ihle im Regierungsbezirk Magdeburg und heirathete dort Friederike Schmidt, die Tochter eines Beamten, die ihm zwei Töchter und vier Söhne schenkte. Nur der älteste von diesen sollte sich dem gelehrten Studium widmen. Die übrigen drei fanden in jungen Jahren auf Wunsch des Vaters eine Stelle im preußischen Heere.

Karl war der Jüngste von ihnen, am 1. Juni 1780 geboren, schon mit zwölf Jahren für den Soldatenstand bestimmt. Dem Vater, dessen Vermögensverhältnisse keine glänzenden waren, kam es darauf an, ihn frühe auf eigene Füße zu stellen. Dem Knaben selbst mußten die Erzählungen von den Heldenthaten des großen Königs und das Beispiel der Brüder seinen künftigen Beruf schon von Kindheit an lieb und werth gemacht haben. Er wurde als Fahnenjunker in das Infanterieregiment Prinz Ferdinand aufgenommen, in welchem schon einer seiner Brüder diente, und hatte alle die kleinen Pflichten des Gamaschendienstes zu erfüllen, die nach altem Herkommen mit seinem Amte verbunden waren. Zu schwach, die Fahne stundenlang selbst zu tragen, erhielt er sie nur, wenn das Regiment durch einen Ort marschirte, und erregte dann nicht selten das Staunen der zusammenlaufenden Zuschauer. Indessen halbwüchsig, wie er war, lernte er mit seinem

Regimente den ganzen Ernſt des Krieges kennen. Er machte den Feldzug der Jahre 1793 und 1794 mit, in welchem die Coalition ſich vergeblich bemühte, das revolutionäre Frankreich zu beſiegen. Er war Zeuge einer Reihe von Einzelgefechten am Rhein und in der Pfalz und nahm Theil an der Wiedereroberung von Mainz, bei der ſein Bruder Gelegenheit fand, ſich ungemein auszuzeichnen. Für längere Zeit wurden danach ſeine kriegeriſchen Erlebniſſe unterbrochen. Sein Regiment bezog weitläufige Cantonnirungen in Weſtphalen, er ſelbſt war einige Monate bei einer Bauernfamilie in der Grafſchaft Tecklenburg einquartiert und füllte ſeine Zeit durch eifrige Lectüre philoſophiſcher Bücher, die er aus dem nahen Osnabrück beziehen konnte. Schon ließ ſich mit Sicherheit erwarten, daß Preußen ſich von der Sache der Verbündeten zu trennen beabſichtige. Der Abſchluß des Friedens von Baſel machte dieſe Erwartung zur Wahrheit, die Monarchie Friedrichs des Großen ſtreckte unter wenig ehrenvollen Bedingungen die Waffen, und der fünfzehnjährige Clauſewitz gelangte als Secondelieutenant in die Garniſon Neu-Ruppin.

Hier verlebte er ſechs Jahre, „eingezwängt", wie er ſelbſt jene Epoche ſchildert, „von lauter proſaiſchen Naturen umgeben und bearbeitet". Selbſt die beſſeren ſeiner Kameraden erſchienen ihm immer noch „als ſehr gewöhnliche Menſchen". Die „Neigung zum Denken, zur Literatur" und ein hochfliegender Ehrgeiz, deſſen Ziel in unerreichbarer Ferne zu ſtehen ſchien, hoben ihn über ſie hinaus. Er hatte Zeit ſeines Lebens einen Hang zur Beſchaulichkeit. Er war, wie er von ſich urtheilt, „einer von den Menſchen, die ſich viel mit der Zukunft abgeben und darüber der Gegenwart ſelten recht froh werden", was Wunder, wenn ein Blick auf ſeine Lage ihn nicht heiter ſtimmte.

Da trat zu ſeinem Glücke im Jahre 1801 eine Wendung ſeines Schickſals ein. Er hatte ſich ſo viel Kenntniſſe erworben, daß er ohne große Mühe die Erlaubniß erlangte, in die allgemeine Kriegsſchule zu Berlin eintreten zu dürfen, und hier traf er mit dem Manne zuſammen, der ſeinem ganzen Denken und Streben eine beſtimmte Richtung gab. Es war Scharnhorſt. Der niederſächſiſche Bauernſohn, dem ſein Genie vorbehielt, Deutſchlands Waffenſchmied zu werden, hatte ſich in redlicher Anſtrengung von unten heraufgearbeitet, mit dem Schwerte wie mit der Feder als Meiſter ſeines Faches bewährt, und war kürzlich dazu bewogen worden, in preußiſche Kriegsdienſte überzutreten, namentlich um ſein hervorragendes Lehrtalent an der Militärakademie geltend zu machen. Klarer als irgend Jemand ſonſt hatte er erkannt, daß mit den alten, verbrauchten Mitteln das Ungeſtüm der revolutionären Heeresmaſſen nicht bekämpft werden könne. Deutlicher als vor der Seeele eines anderen ſtand vor der ſeinigen das Bild eines verbeſſerten Kriegsweſens, deſſen Grundlage die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hätte ſein müſſen. In dieſem Sinne wirkte er beſcheiden, aber raſtlos, trotz aller Anfeindungen, in ſeiner neuen Stelle, gründete zur Verbreitung des wiſſenſchaftlichen Sinnes eine militäriſche Geſellſchaft und wußte

in kurzer Zeit eine stattliche Schaar begeisterter Schüler und Freunde um sich zu sammeln.

Der junge Clausewitz dünkte sich wie in eine andere Welt versetzt. Er fühlte mit unaussprechlicher Befriedigung, daß die „Tendenz seines Lebens in Uebereinstimmung mit seinem Thun und Hoffen" stehe. „Die Beschäftigung mit großen Ereignissen und großen Ideen" erhob und veredelte sein Gemüth. Scharnhorst erkannte vollkommen den Werth seines jungen Zöglings, der sich trotz äußerlicher Schüchternheit durch Scharfsinn und sicheres Urtheil hervorthat. Seit dieser Zeit knüpfte sich trotz des Altersunterschiedes zwischen beiden Männern ein unzerreißbares Band. Es kann kaum ein reineres Verhältniß geben als das des Lehrers zum Schüler, wenn jener in diesem gleichsam sich wiederfindet und von ihm als reife Frucht zurückerhält, was er selbst in guten Stunden mit vollen Händen ausgesät hat. Ein Austausch des Gebens und Empfangens findet statt, der eine Art von geistiger Gütergemeinschaft begründet, und es kann nicht fehlen, daß sich das Gefühl der Theilnahme und Achtung zur innigsten Freundschaft umbildet. So war es hier. Scharnhorst äußerte zuweilen, außer seinen Kindern habe ihm Niemand so nahe gestanden und ihn so begriffen, wie Clausewitz. Und Clausewitz hat ihn den „Vater seines Geistes" genannt und ihm in einer klassischen biographischen Skizze ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Autodidakt, wie er es bis dahin gewesen war, ohne regelmäßige Vorbildung, hätte er dem Unterrichte kaum folgen können, wenn ihm nicht Scharnhorsts Ermuthigung beständig zu Hilfe gekommen wäre. Doch fühlte er nur zu gut die Mängel seiner allgemeinen Bildung und versäumte keine Gelegenheit, die sich ihm darbot, ihre Lücken auszufüllen. Vor allem zogen ihn die philosophischen Vorträge von Kiesewetter an. Sie machten ihn mit den Lehren des Weisen von Königsberg bekannt, und dem mächtigen Einflusse, den Kant auf die Zeitgenossen ausübte, konnte sich der Krieger ebensowenig entziehen wie der Staatsmann oder der Dichter.

Es war ein unschätzbares Glück für Clausewitz, daß er nach Beendigung der Lehrzeit nicht genöthigt wurde in seine kleine Garnison zurückzukehren. Auf Scharnhorsts Vorschlag wurde er zum Adjutanten des Prinzen August ernannt, eines Neffen Friedrich des Großen. Er verdankte dieser Stellung eine neue Bereicherung seines Lebens. Nicht nur war der tapfere und liebenswürdige Prinz ein angenehmer Vorgesetzter, durch ihn wurde er auch in die Kreise der vornehmen Welt eingeführt, in denen sich die Geschwister des Prinzen, der wildgeniale Louis Ferdinand und die Fürstin Louise von Radziwill bewegten. Hier trat ihm in der Gestalt der Gräfin Marie von Brühl ein Mädchen von den reichsten Anlagen entgegen, von deren Zauber er sich alsbald gefangen sah. Noch wagte er sich kaum zu gestehen, daß er mehr als Freundschaft für dies Muster edler Weiblichkeit empfinde, dem Stein und Gneisenau ihre Bewunderung nicht versagten, als auch sie schon längst von seinem hohen und reinen Wesen gefesselt war. Indessen manches Jahr

schmerzlicher Trennung und bitterer Prüfungen ging vorüber, ehe die ersehnte Verbindung geschlossen werden konnte.

Wir verdanken diesem Umstande einen unvergleichlichen Schatz in dem Briefwechsel zwischen Clausewitz und seiner Braut. Es ist eine Correspondenz, der wir in unserer ganzen Literatur kaum etwas Aehnliches an die Seite zu stellen haben. Zwei Naturen, vom edelsten Streben und von zartester Empfindung erfüllt, tauschen alles, was sie innerlich und äußerlich bewegt, miteinander aus. Die gewaltigen Zeitereignisse, von denen sie unmittelbar betroffen werden, die Erniedrigung des Vaterlandes, seine Erhebung, der endlich errungene Sieg im Befreiungskampfe bilden den Hintergrund ihrer Mittheilungen. Die merkwürdigsten Persönlichkeiten der Epoche werden geschildert oder doch gestreift. Literatur und Kunst finden ihre Stelle. Oft erhebt sich der Stil der Schreibenden zu hohem poetischem Fluge. Man wird immer daran erinnert, daß sie in der klassischen Epoche unserer Dichtung leben, mit ihren jugendfrischen Schöpfungen aufgewachsen, von überquellender Begeisterung für sie erfüllt. Die Gräfin hält es besonders mit Goethe. „Die Harzreise im Winter" gehört zu ihren Lieblingsgedichten, und sie citirt daraus einzelne Stellen. Clausewitz führt überaus häufig Schiller an, dessen rhetorisches Pathos ihm, wie der ganzen männlichen Jugend Trost und Erhebung im Kampfe um die höchsten Güter gewährte. Er selbst goß dann und wann, wie Gneisenau, Alles, was ihn ergriff, in Verse, und die Proben seines poetischen Talents, die sich erhalten haben, machen dem Soldaten alle Ehre. An allem läßt er die Erwählte seines Herzens theilnehmen. Ihr Bild schwebt ihm tröstend vor in den Tagen des Elends, und nach der Schlacht von Waterloo angesichts des hilflosen Paris schreibt er ihr: „Unaussprechlich glücklich fühle ich mich, nach einer solchen Epoche noch etwas zu besitzen, was mehr werth ist als aller Triumph, noch einem Augenblicke entgegenzueilen, der alles Andere übertrifft. Ich liebe Dich nie mehr, als im höchsten Glück und im höchsten Unglücke, denn Dein Verdienst steht höher als alle Erscheinungen des ersten, und füllt jede Lücke aus, die das letztere in meinem Schicksale hervorbringen könnte".

Eine erste Trennung der Liebenden erfolgte im Winter 1805 auf 1806, als Preußen Miene machen zu wollen schien, sich aus dem Zustande seiner Thatlosigkeit aufzuraffen. Der Sieg Napoleons über die Russen und Oesterreicher bei Austerlitz, und die Schwäche des preußischen Diplomaten Haugwitz machten jedoch alle Hoffnungen der Art zu Schanden. Die preußische Politik ließ sich noch einmal umgarnen, das Heer wurde nach kurzer Zeit wieder auf den Friedensfuß gesetzt. Da kam das Jahr 1806, die große Katastrophe des preußischen Staates, in welche Clausewitz mit hineingerissen wurde. Er wußte, was auf dem Spiele stand, er durchschaute alle Mängel der eigenen Partei, er erkannte alle Vortheile des Gegners. Dennoch wollte er sich und seiner Braut die Hoffnung auf das Gelingen nicht gänzlich rauben, um so weniger, je lebhafter er fühlte, daß sein eigenes Glück davon abhängen werde.

„Des Krieges", schreibt er der Gräfin, „bedarf mein Vaterland und — rein ausgesprochen — der Krieg allein kann mich zum glücklichen Ziele führen. Auf welche Art ich auch mein Leben an die übrige Welt anknüpfen wollte, immer führt mich mein Weg über einen großen Kampfplatz; ohne diesen zu betreten, blüht mir kein dauernd Glück. Vieles denke ich mir zu erstreben, mehr als ein gemeiner Muth hoffen läßt — zwar habe ich, wenn ich mein Leben mit einem Blick überschaue, manchen glücklichen Erfolg gesehen, wozu die erste Anlage wenig berechtigte, manches Gut errungen, was ich als unmittelbare Gabe des Himmels betrachten muß — aber noch große Anforderungen an mein Glück habe ich zu thun!" Die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt zerstörte aufs grausamste die Hoffnung auf einen ruhmvollen Ausgang. Clausewitz hatte den Kampf an der Seite des Prinzen August mitgemacht. Mit ihm und seinem tapferen Grenadierbataillon wurde er in jenen traurigen Rückzug verwickelt, der das geschlagene Heer vollends auflöste und die Untauglichkeit eines großen Theiles seiner Führer an den Tag brachte. Nach der schmählichen Capitulation Hohenlohes bei Prenzlau sah sich Prinz August, der die Nachhut commandirte, abgeschnitten, auf sumpfigem, von Wassergräben durchschnittenem Terrain den Angriffen überlegener Reiterei ausgesetzt, und wurde nach zäher Gegenwehr genöthigt, sich mit seinen Truppen kriegsgefangen zu geben. Sein Adjutant hatte bis zu dem tragischen Abschlusse gethan, was in seinen Kräften stand, um ihn zu verhindern. Er wußte, daß die Geliebte, nichts ahnend von seiner verzweifelten Lage, nur wenige Meilen vom Schauplatze des Kampfes entfernt, auf dem benachbarten Gute einer Freundin weile. Der Ring, den sie ihm gegeben hatte, galt ihm als Talisman. Der Gedanke an sie ließ ihn nicht verzagen. Indem er sie von dem Geschehenen benachrichtigt, fügt er zu ihrem Preise die Verse aus Wallenstein hinzu:

Das ist der Stern, der meinem Leben strahlt
Und wunderbar oft stärkte mich sein Anblick.

Napoleon bestimmte, daß der Prinz mit seinem Adjutanten sich kriegsgefangen nach Frankreich begebe. In Feindes Land also mußte Clausewitz die Nachrichten von dem weiteren unglücklichen Verlaufe des Krieges, vom Abschlusse des Friedens von Tilsit erhalten. Er fühlte sich niedergeschmettert. „Was so viel Aufwand von Talent und Anstrengung", klagte er, „was so viel Blut gekostet hat, alle die Größe, alles Glück unseres Hauses, Alles ist hingeopfert, den Tribut unserer Schwachheit zu bezahlen".

Inzwischen strebte er die Gefangenschaft auszunutzen, und die „verhaßte Nation", wie er die Französische nannte, an Ort und Stelle gründlich zu studiren. Gelegenheit dazu bot sich in Fülle. Die Stadt Nancy, wo der Prinz und sein Begleiter zuerst verweilten, vertauschten sie mit Soissons. Unterwegs versäumten sie nicht in Rheims die Kathedrale zu besichtigen, „aus der die heldenmüthige Johanna einst mit wankendem Schritte trat". Von Soissons aus machten sie, sehr gegen Clausewitz' Wunsch, eine Reise

nach Paris, dessen Reize zu würdigen er durchaus nicht in der Stimmung war. Nur die Kunstwerke, die sich seinem Auge hier darboten, rissen ihn zur Begeisterung hin. Nöthigte ihn die Rücksicht auf den Prinzen, unliebsamen Zerstreuungen der höheren Gesellschaft manche Stunde zu opfern, die er viel lieber ernsten, mathematischen Studien zugewandt hätte, so suchte er für sich durch sorgfältige Beobachtung auch die Eigenthümlichkeiten des gemeinen Mannes zu ergründen. Das Ergebniß seiner Betrachtungen war ein Aufsatz: „Die Deutschen und die Franzosen", der freilich, wie das nicht anders sein konnte, kein unbefangenes Urtheil abspiegelte, dessen Reichthum an feinen Bemerkungen zur Völkerpsychologie aber jeden Leser mit Bewunderung erfüllen wird.

Es war nicht der einzige literarische Versuch, den Clausewitz seiner unfreiwilligen Muße abgewann. Schon die ersten Jahrgänge der Zeitschrift Minerva hatten ohne Nennung eines Namens seine „historischen Briefe über die großen Kriegsereignisse im October 1806" gebracht. Im Frühjahre 1807 zu einer Zeit, als man noch auf eine Erweiterung der Coalition gegen Napoleon hoffte, entwarf er für sich eine „Skizze zu einem Operationsplane für Oesterreich, wenn es jetzt Theil an dem Kriege gegen Frankreich nehmen wollte". Im Juni 1807 ging aus Soissons ein Memoire des Prinzen August ab mit Vorschlägen für die Verbesserung des preußischen Heerwesens, an dessen Abfassung sein Adjutant sicherlich einen wesentlichen Antheil hatte.

Mit dem Abschlusse des niederdrückenden Friedens von Tilsit schlug die Stunde der Befreiung aus dem Exil. Auf Wunsch des Prinzen ging der Weg über die Schweiz. Ein längerer Aufenthalt wurde in Coppet gemacht, wo Frau von Staël eben damals einen auserlesenen Kreis um sich sammelte. Clausewitz lernte Madame de Récamier, August Wilhelm von Schlegel, Pestalozzi kennen, besuchte die Erziehungsanstalten von Ifferten und Hofwyl, welche die Lehre des großen Pädagogen in's praktische Leben einführen sollten, und erfüllte sich mit derselben Achtung für das neue Erziehungswesen wie so viele andere deutsche Patrioten. Erst im November kehrte er nach Berlin zurück, glücklich darüber, wieder in der Nähe der Geliebten weilen zu können, aber wenig erbaut davon, noch in seiner alten Stellung verbleiben zu müssen, während Scharnhorst an der Spitze der Militair-Reorganisations-Commission in Königsberg schon begonnen hatte, die Fundamente seiner neuen Wehrverfassung zu legen. Sein großer Lehrer hatte ihn nicht vergessen. Als Clausewitz im Frühjahr 1808 mit dem Prinzen gleichfalls in Königsberg anlangte, wurde er von Scharnhorst auf's freundlichste aufgenommen, mit vielfachen Arbeiten beschäftigt und trat Stein und Gneisenau, Boyen und Grolmann, jener ganzen Phalanx von großen Männern näher, deren vereinte Arbeit die Verjüngung des Staates bezweckte. Der Sturz des Freiherrn vom Stein war zwar für ihn und für seine Gesinnungsgenossen ein schwerer Schlag. Er fürchtete eine Zeit lang, auch Scharnhorst werde zum Opfer fallen. Dieser wußte sich jedoch gegen Anfeindungen von außen und von

innen zu behaupten und konnte seinen Lieblingsschüler im Jahre 1809 endlich auf einen Posten erheben, der seinen Talenten und Kenntnissen entsprach.

Clausewitz wurde als Bureauchef im Kriegsministerium angestellt und unterstützte Scharnhorst in seiner vielumfassenden Thätigkeit. Im folgenden Jahr, als Scharnhorst zum Scheine die oberste Leitung des Kriegsdepartements aufgab, blieb er in seiner Stellung, übernahm außerdem einen Theil der Vorträge an der allgemeinen Kriegsschule und wurde noch damit beauftragt, dem Kronprinzen den ersten militairischen Unterricht zu ertheilen. Auch brachte der December 1810 ihm endlich die Vereinigung mit dem Mädchen seiner Wahl. So tief er den Schmerz über die traurige Lage des Vaterlandes empfand, so bitter ihn der Ausgang des österreichischen Krieges von 1809 enttäuscht hatte, er fühlte doch nach langem Harren das Glück, im Hafen angelangt zu sein und eine reiche Wirksamkeit entfalten zu können. Sein Lehramt machte ihm Freude, und seine Schüler folgten mit Spannung den klaren Auseinandersetzungen des ernsten Denkers mit der geistreichen Stirn und den scharfgeschnittenen Zügen. Seine dienstliche Beschäftigung beließ ihn in engster Verbindung mit Scharnhorst. Schritt für Schritt half er im Stillen die Reformen einführen, welche den Staat für die Stunde der Befreiung gerüstet finden sollten.

Wie nothwendig diese Reformen seien, wie entschieden der Geist der Zeit auf sie hindränge, darüber hat er sich in einer merkwürdigen Briefstelle 1809 auf's deutlichste ausgesprochen: „Einer großen und allgemeinen Revolution kann Europa nicht entgehen, es mag Sieger bleiben, wer da will; nur wird sie gewiß weniger blutig und von kürzerer Dauer sein, wenn Oesterreich und Deutschland den Sieg davon trägt. Im anderen Falle könnte leicht unsere Generation zu Grunde gehen, ehe die wahre Krisis einträte.

Von dieser großen und allgemeinen Revolution (die, nebenher gesagt, eben keine französische zu sein braucht) würde selbst eine allgemeine Insurrection der deutschen Völker nur ein Vorläufer sein. Nur die Könige, die in den wahren Geist dieser großen Reformation einzugehen, ihr selbst voranzuschreiten wissen, werden sich erhalten können. Wie erbärmlich müssen einem die unwissenden, gedankenlosen Geschöpfe erscheinen, die, noch dazu in geringer Anzahl, diese allgemeine Fluth aufhalten wollen, von der nur wenige Tropfen ihre delicaten Kleider benetzt haben; wehe den Königen, die ihren Rathschlägen sich hingeben. — Sie betrachten als das Werk schwacher Parteien und elender geheimer Verbindungen, ja gar einzelner Menschen, was die nothwendige Folge von fünfzigjährigen Begebenheiten und hundertjähriger Geistesfrucht ist, was der Drang der Zeit mit Allgewalt herbeiführt; die Thoren glauben, es sind die Schwimmer, welche den Fluß hinabziehen, statt daß der Strom die Schwimmer trägt".

Das Jahr 1811 schien ihm und seinen Freunden mit zwingender Nothwendigkeit den Moment der Erhebung herbeiführen zu müssen. Von Tag

zu Tage vergrößerte sich die Spannung zwischen Frankreich und Rußland. Preußen war nach der Meinung vieler in Gefahr, durch den Zusammenstoß der beiden Kolosse zermalmt zu werden, wenn es sich nicht zu selbständigem Handeln aufraffte. Clausewitz hoffte, daß Preußen auf Rußlands Seite treten würde. In die Geheimnisse der politischen Verhandlungen nicht eingeweiht, rechnete er auf einen gleichzeitigen Losbruch Oesterreichs, auf eine Insurrection im Königreich Westfalen, auf eine Landung der Engländer. Er entwarf für Gneisenau den Plan einer Vertheidigung Schlesiens. Er entwickelte dem Freunde seine Ansicht über die Bildung einer englisch-deutschen Legion. Aber alle seine Hoffnungen blieben eitel. Nach langem Schwanken sah sich der König unabweislich dazu gedrängt, den Allianzvertrag mit Frankreich zu schließen, der Preußen zu einem Vasallen Napoleons machte. Clausewitz konnte es, gleich Boyen, Gneisenau, Grolmann und anderen, nicht über sich gewinnen, unter dem Despoten zu dienen. Sie schieden aus dem preußischen Heeresverbande, sie verließen das Vaterland, um in Spanien, Rußland, England gegen Napoleon zu kämpfen oder auf andere Weise zu wirken. Es war ein heroischer Schritt, der den König verletzen und ihren Feinden eine Handhabe zur Anklage bieten konnte. Sie beschlossen daher, sich vor der Welt zu rechtfertigen, um nicht „als überspannte Thoren oder gefährliche Revolutionäre oder leichtfertige Schwätzer oder gefährliche Intriguants" verschrieen zu werden. Clausewitz war der Verfasser dieser Denkschrift, deren Druck damals im Drange der Ereignisse unterblieb und die erst Jahrzehnte nachher an's Licht gezogen wurde. Sie ist das schönste Zeugniß seines glühenden Patriotismus, eine Urkunde von gewaltiger rhetorischer Kraft, die seine Feder unsterblich machen würde, selbst wenn sie weiter nichts geschrieben hätte als dieses.

So sah er sich denn wieder hineingerissen in den Strudel der Ereignisse, von seinem Könige kalt, beinahe ungnädig entlassen*), von seinem Weibe

*) Schwartz theilt Bd. I. S. 484 den Wortlaut des Abschiedes vom 23. April 1812 mit. „Auf Ihr Gesuch vom 12. d. M. ertheile ich Ihnen hiermit den Abschied. Friedrich Wilhelm". (Vgl. I. S. 517). Lehmann bemerkt in seiner Schrift Kneisebeck und Schön (Leipzig 1875) S. 54: „Jedenfalls ging er ohne die zum Eintritte in fremde Kriegsdienste erforderliche königliche Erlaubniß; denn am 20. August 1812 erließ das Kammergericht eine noch am 2. März 1813 in den Berliner Zeitungen wiederholte Vorladung, welche ihn unter Androhung der Vermögensconfiscation aufforderte, sich über seine gesetzwidrige Entfernung persönlich zu verantworten". — Ich bringe noch das folgende auf Clausewitz bezügliche Document bei, ein Stück aus einem Berichte des östreichischen Gesandten Zichy in Berlin an Metternich vom 28. April 1812 (k. k. Haus-Hof- und Staatsarchiv Wien): „M. le Comte. Je crois de mon devoir de prévénir Votre Excellence, que j'ai été dans le cas de viser hier un passeport que le Comte de Goltz a fait expédier à M. Clausewitz, Major au service de Prusse. Il a demandé et obtenu, il y a peu de jours, son congé et se trouve dans ce moment à Breslau dans le nombre des mécontens des conventions actuelles du gouvernement. Je n'ai pas eu occasion de le connaître personnellement, mais il m'est revenu de toute part qu'il a joué un rôle marquant dans la secte (Gemeint ist der Tugendbund, dem Clausewitz aber, so viel bekannt, nicht angehört hat.) Il m'a paru d'autant plus necessaire d'appeler l'attention de Votre Excellence sur

getrennt, heimathlos, auf den guten Willen der Freunde angewiesen. Dank den warmen Empfehlungen Scharnhorst's und Gneisenau's wurde er seinen Fähigkeiten gemäß verwandt. Er sollte bei einer in der Bildung begriffenen russisch-deutschen Legion angestellt werden, vorläufig wurde er indessen Adjutant des Generals von Phull, des alten Lehrers und Vertrauten des Czaren. Dieser, ein Mann der Theorie, aber ohne tieferen Blick, hatte den Plan, die französische Armee in einem befestigten Lager bei Drissa zu erwarten. Clausewitz erkannte sehr bald, daß Phulls Maßregeln ungenügend seien, überzeugte den Kaiser davon, daß der ganze Plan, den Franzosen schon hier entgegenzutreten, den größten Bedenken Raum gebe, und wirkte auf die Ernennung Barclay de Tollys zum Oberfeldherrn ein. Dieser führte die Russen nach Smolensk und Moskau zurück, und so trug Clausewitz' Rath nicht wenig dazu bei, dem Feldzuge von 1812 jenen Charakter zu geben, welcher die Ursache der Katastrophe Napoleons wurde. Er nahm nach Phulls Rücktritt als Quartiermeister des Grafen Pahlen an den Gefechten von Witebsk wie an der Schlacht bei Smolensk rühmlichen Antheil, kämpfte im Gefolge des Generals Uwaroff in der mörderischen Schlacht von Borodino und wurde im Hauptquartier Wittgensteins Zeuge des verhängnißvollen Rückzuges der großen Armee. Er sah die „Jammerstätte des grenzenlosen Elendes an der Beresina zwischen rauchenden Trümmern, Leichen und Sterbenden und Tausenden von gespensterartigen Menschen, welche vergebens nach Brod schrieen, flehten und weinten". Er führte alsdann bei der Avantgarde unter Diebitsch die Verhandlungen zwischen diesem und York, deren weltgeschichtliches Ergebniß die Convention von Tauroggen war.

Nur wenige Wochen vorher hatte er aus Petersburg seiner Frau geschrieben: „Ob wir noch einmal in dem geretteten Europa eine ehrenvolle Freistätte finden werden, um unser stilles Glück ungestört genießen zu können?" Nun begann er wieder zu hoffen. Wurde ihm doch das Glück zu Theil, die Erhebung Ostpreußens mit eigenen Augen zu sehen, an der Entwerfung der Pläne für Errichtung der Landwehr und des Landsturmes der heldenmüthigen Provinz wesentlich mitzuwirken. Auch fand er sich im März, als die Russen unter Wittgenstein in Berlin einrückten, für kurze Zeit mit der Gattin wieder vereint, von der er ein Jahr lang getrennt gewesen war.

Inzwischen hatte ein großes Ereigniß das andere abgelöst. Preußen und Rußland hatten ein Bündniß geschlossen, der Krieg gegen Frankreich war erklärt, eine Begeisterung ohne Gleichen beseelte das ganze Volk und führte

cet individu, que conformément à sa demande le passeport en question lui a été expédié par le ministre des affaires étrangères pour Vienne et Lemberg, d'où il cherchera vraisemblablement à se rendre en Russie, ce qui dans l'état actuel des choses peut exiger une certaine surveillance. Par le Visa que j'ai accordé sur le Nr. 813 à M. de Clausewitz il a l'obligation de se présenter au bureau de la police de Vienne pour obtenir l'autorisation de continuer son voyage à Lemberg". Clausewitz nahm indessen einen anderen Weg.

die waffenfähige Jugend unter die Fahnen. Scharnhorſt, der im Mittelpunkte der ganzen Bewegung ſtand, hätte ſich gern der Hilfe ſeines Lieblingsſchülers verſichert. Aber der König konnte ſich nicht dazu entſchließen, Clauſewitz ſo bald wieder anzuſtellen. Clauſewitz blieb trotzdem dem Schauplatz der Dinge nicht fern. Von ruſſiſcher Seite dem Hauptquartier der Blücher'ſchen Armee als Generalſtabsoffizier beigegeben, kam er mit ſeinen alten Freunden und Waffengefährten wieder in den innigſten Zuſammenhang und fühlte ſich glücklich, mit ihnen bei Großgörſchen im heißeſten Kampfe den Degen für's Vaterland führen zu können. Er war Zeuge der Schlacht von Bautzen und des Rückzuges nach Schleſien, ohne dadurch im Mindeſten entmuthigt zu werden. Auch der Abſchluß des Waffenſtillſtandes, der in weiteren Kreiſen die größten Bedenken erweckte, wurde von ihm durchaus nicht als nachtheilig betrachtet. Auf Gneiſenaus Wunſch entwickelte er ſeine Anſichten darüber in einer kleinen anonymen Druckſchrift, welche nicht geringes Aufſehen machte.

Die Ereigniſſe gaben ſeiner Anſchauung ganz Recht. Der Waffenſtillſtand kam den Verbündeten weit mehr zu Gute als Napoleon. Dieſer weigerte ſich auf ihre Bedingungen einzugehen und führte dadurch Oeſterreich ſeinen Gegnern zu. Der Krieg nahm in größerem Maßſtabe wieder ſeinen Anfang. Kurz zuvor war Scharnhorſt der Wunde erlegen, die er bei Großgörſchen empfangen hatte. Niemand verlor mit ihm ſo viel wie Clauſewitz. Die Weichheit ſeines Gefühls, die mit der Strenge ſeines Charakters von jeher gepaart war, kam in den Ausbrüchen des Schmerzes über dieſen unerſetzlichen Verluſt zum Vorſchein. Sie bricht auch in dem klaſſiſchen Nachruf durch, den er mit Gneiſenau gemeinſchaftlich dem großen Todten widmete.

War es Scharnhorſt nicht gelungen, ſeinem Lieblingsſchüler die Gunſt des Königs wieder zu gewinnen, ſo hatten Verſuche der Art, die von anderer Seite gemacht wurden, noch weniger Ausſicht auf Erfolg. Vergeblich bemühte ſich Gneiſenau als Generalſtabschef des Blücher'ſchen Heeres und Generalgouverneur von Schleſien den Freund zum Gehilfen zu erhalten. So blieb dieſem Nichts übrig als einen andern Wirkungskreis zu ſuchen. Er fand ihn als Generalquartiermeiſter des Grafen Wallmoden in der ruſſiſch-deutſchen Legion. Während die berühmten Waffengefährten die beneidenswerthe Aufgabe hatten, Schlag auf Schlag gegen den Feind zu führen, bis die Schlacht von Leipzig ſeinem Verbleiben auf deutſchem Boden ein Ende machte, hatte er an der untern Elbe, im Kleinkriege, von Schwierigkeiten hart bedrängt, beſcheidenere Lorbeeren zu erkämpfen. Seine Kaltblütigkeit und Erfahrung erprobten ſich auch hier. Der Sieg an der Göhrde, das Hauptereigniß dieſes Kampfes, war weſentlich ſeinen Anordnungen zu verdanken. Im Frühling 1814 rückte er mit der Legion in den Niederlanden ein, während es viel mehr nach ſeinem Geſchmack geweſen wäre, an der Seite Blüchers und Gneiſenaus den entſcheidenden Stoß gegen den Feind zu führen. Er beneidete ſie um das Glück zum Sturze des Imperators, zur Einnahme ſeiner Hauptſtadt das Beſte beigetragen zu haben, aber er war zu ſtolz, ſich dem Könige auf-

drängen zu wollen. Er erklärte sich sogar für bereit, falls dieser die russisch-deutsche Legion in seinen Dienst nehmen wollte, „wenn's nöthig wäre, sich auszuschließen". Inzwischen war, namentlich auf Gneisenaus Betreiben, dieser Uebergang der Legion in preußische Dienste in der That erfolgt, zugleich aber auch die Ernennung Clausewitz' zum preußischen Obersten.

So war es ihm möglich, wenigstens den Feldzug des Jahres 1815 unter vaterländischen Fahnen mitzumachen. Doch auch hier verfolgte ihn das Mißgeschick, an der größten Entscheidung nicht mitwirken zu können. Zum Generalstabschef des dritten Armeecorps unter Thielemann ernannt, war er zwar an der Schlacht von Ligny betheiligt, aber während zwei Tage darauf die preußische Hauptmacht Wellington zu Hilfe eilte, um bei Waterloo den Gegner zu vernichten, konnte das dritte Corps bei Wavre gegen Grouchys überlegene Streitmacht seine Stellungen nicht behaupten. Die Kunde des großen Sieges ließ den Unfall bald verschmerzen. Wenige Wochen später stand Clausewitz vor Paris und nach erfolgter Capitulation bezog er mit dem Hauptquartier das Schloß von Fontainebleau. Dann marschirte das dritte Armeecorps nach dem Sarthe-Departement, und Clausewitz residirte längere Zeit in le Mans, wohin er seine Frau nachkommen ließ. Für alle kriegsgeschichtlichen Erinnerungen vom lebhaftesten Interesse erfüllt, benutzte er diesen Aufenthalt, um die Geschichte der Vendeer-Kriege an Ort und Stelle zu studiren, bis der Abschluß des zweiten Pariser Friedens ihn in die Heimath zurückführte.

Nun erst konnte man des Errungenen froh werden. Drei glückliche Jahre vergingen dem wieder vereinten Paare am schönen Rhein in Koblenz, woselbst Clausewitz den Posten des Chef des Generalcommandos am Rhein ausfüllte. Bis zum Sommer 1816 verlieh die Anwesenheit Gneisenaus dem großen Kreise bedeutender Menschen, die sich in Koblenz sammelten, den größten Reiz. Gneisenaus Schwiegersohn, der junge Scharnhorst, der kühne Husarenoffizier Heinrich von Hellwig, der Oberpräsident von Ingersleben, der Dichter Max von Schenkendorf, der gelehrte Freiherr von Meusebach gehörten zu seinen Zierden. In der Nähe wohnte der allverehrte Freiherr vom Stein. Geistreiche und anmuthige Frauen verschönten das Leben. Heitere und einfache Feste vereinigten an den waldigen Ufern des befreiten Stromes alle diese innig mit einander verbundenen Familien. Man fühlte sich gehoben nach der langen Zeit des Ringens, vom Hauche der Romantik angeweht angesichts dieser Rebenhügel und Burgruinen, welche die Landschaft schmückten, zu idealen, poetisch verklärtem Streben vereinigt.

Clausewitz war zu scharfsichtig, um nicht zu erkennen, daß mit der Abschüttelung der Fremdherrschaft der politischen Bewegung noch kein Stillstand geboten sei. Er kam in Berührung mit Görres, dem Wortführer der rheinischen Demokratie. Er war während des Congresses von Aachen, zum Platzcommandanten daselbst ernannt, Zeuge dieses europäischen Areopags, der so manche brennende Tagesfrage behandelte. Das muthige Drängen der deutschen Jugend, das gleichzeitige Wirken der nationalen und der constitutionellen

Ideen entging seiner Aufmerksamkeit keineswegs. Es war die Zeit der sogenannten demagogischen Umtriebe, welches Wort den Deckmantel so mancher Verfolgungen abgab.

In einem vorzüglich geschriebenen Aufsatze hat sich Clausewitz über die Umtriebe ausgesprochen. Sein feiner historischer Blick verläugnet sich auf keiner Seite, wenn er auch die Anforderungen der Gegenwart bei Weitem unterschätzt. Der Gedanke „an eine wirkliche Einheit Deutschlands" erscheint ihm für die damalige Zeit „vollkommen lächerlich" und prophetisch fügt er hinzu: „Deutschland kann nur auf einem Wege zur politischen Einheit gelangen; dieses ist das Schwert, wenn einer seiner Staaten alle anderen unterjocht. Für eine solche Unterwerfung ist die Zeit nicht gekommen, und wenn es je dazu kommen sollte, so läßt sich jetzt noch nicht einmal vorhersehen, welcher der deutschen Staaten der Herr der übrigen werden wird". Was das zweite Ziel der Bewegung nach 1815 betrifft, die Einführung parlamentarischer Verfassungen, so verhält er sich gleichfalls ziemlich ablehnend. Der Soldat, der Mann, der die Kräfte seiner Jugend an die Bekämpfung eines auswärtigen Feindes gesetzt hat, findet, daß die ausgesetzte Lage der deutschen Staaten und so auch des preußischen die Erfüllung des constitutionellen Regiments nicht wünschenswerth mache. „Nur das Geheimniß, die Entschlossenheit und Gewandtheit kann ihn sicher durch die Gefahren bringen, und diese Eigenschaften sind den breiten Verhandlungen ständischer Versammlungen nicht günstig".

Doch hat Clausewitz nicht immer an dieser Ansicht festgehalten. Er hat einen Aufsatz über die Landwehr geschrieben, das volksthümliche Institut der Wehrverfassung, an dessen Schöpfung er selbst so großen Antheil genommen hatte. Es galt seine Vertheidigung gegen diejenigen, welche es aufheben wollten und welche nach seinen Worten „die Vergrößerung des stehenden Heeres als den Talisman gegen den Brand einer Revolution betrachteten". Und hier weist er darauf hin, was besser als Roß' und Reisige die steile Höhe, auf der die Fürsten stehen, schütze: „Die Regierung versammele um sich die Stellvertreter des Volkes, aus Leuten gewählt, welche die wahren Interessen der Regierung theilen und dem Volke nicht fremd sind. Dies sei ihre erste Stütze, ihr Freund und Beistand, wie es seit hundert Jahren das Parlament dem Könige von England gewesen ist. Mit diesem Werkzeuge leite sie die geflügelten Kräfte eines wehrhaften Volkes gegen seine äußeren Feinde und Neider; mit diesem Werkzeuge schlage sie die übermüthigen Kräfte in Fesseln, wenn sie im Rausche des gährenden Geistes das Schwert gegen sich selbst wenden wollen. Einen andern Weg giebt es von unserem Standpunkte aus nicht, und bequemer und wohlfeiler kann der Preis nicht errungen werden; der, welcher durch Palliative dies zu bewirken verspricht, ist als ein Charlatan anzusehen, der das Uebel verschlimmert". Man sieht: Er wird auf die Seite der Boyen, Gneisenau, Wilhelm von Humboldt hingedrängt. Er neigt

sich der Partei der Freisinnigen zu, welche unterlag, da Mißtrauen und Aengstlichkeit das Uebergewicht behielten.

Clausewitz konnte alle die politischen Kämpfe, welche sich um die Verfassungsfrage drehten, vom Mittelpunkte des Staates aus beobachten. Schon im Jahre 1818 war er seinem angenehmen Wirkungskreise entrückt worden, um als Director der allgemeinen Kriegsschule die Leitung dieser Anstalt in Berlin zu übernehmen. Zwölf Jahre hat er in dieser Stellung verbrachte, Jahre, reich an Arbeit, aber auch reich an Verdruß. Seine Versuche, den wissenschaftlichen Geist der Anstalt zu heben, eine strengere Disciplin einzuführen, schlugen fehl. Er hatte nie das Talent gehabt, sich geltend zu machen, und seine Verdienste wurden durchaus nicht genügend anerkannt. Eine Zeitlang dachte er daran, die militärische Laufbahn mit der diplomatischen zu vertauschen. Aber seine Bewerbungen um den Londoner und Münchener Gesandtschaftsposten blieben erfolglos. Er mußte die unbequeme Bürde weiter tragen. Dafür fand er Entschädigung im Umgang mit der Familie Gneisenau und Bernstorff, dem Fürsten Radziwill und seiner Gemahlin, der Prinzessin Louise, vor allem aber in der angestrengten wissenschaftlichen Arbeit, an der seine Frau den regsten Antheil nahm. Sie hatten keine Kinder, so sollten diese geistigen Schöpfungen ihnen beiden angehören. Sein Arbeitstisch stand in ihrem Zimmer, viele Bogen seines Manuscriptes wurden nach seinem Dictat oder nach seiner Anweisung von ihrer Hand geschrieben. Sie hat diesen ganzen Schatz nach seinem Tode der Nation zugänglich gemacht, indem sie seine Werke, unter Mitwirkung einiger Freunde, in zehn Bänden veröffentlichte.

Es ist nur eine Stimme darüber, daß diese Werke eine Zierde der gesammten kriegsgeschichtlichen Literatur bilden. Die grundlegende Arbeit „vom Kriege", von Clausewitz selbst mit gewohnter Bescheidenheit nur als „eine Sammlung von Werkstücken betrachtet", war aus den befruchtenden Anregungen Scharnhorsts hervorgegangen, während Clausewitz dem Kronprinzen militärischen Unterricht ertheilte, allmählich angewachsen und an den Erfahrungen der Kriege von 1812 bis 1815 gereift. Die allgemeine Auffassung des Krieges, der Reichthum strategischer und tactischer Betrachtungen, die Erörterung über Volksbewaffnung, Gebirgsvertheidigung, Märsche, Verpflegung: das alles ist zum Gemeingut geworden und hat nicht wenig dazu beigetragen, die Phraseologie früherer, künstlicher Systeme in Mißachtung zu bringen. Mit schärfster Kritik verbindet sich die klarste Darstellung, und die Kriegswissenschaft wird auf eine ideale Höhe gehoben, indem Clausewitz Beweis auf Beweis dafür häuft, daß die sittlichen und geistigen Mächte auch im Spiele der Waffen über die blos materiellen Mächte immer ein außerordentliches Uebergewicht haben werden. Dieselben Vorzüge zieren seine kriegsgeschichtlichen Arbeiten im engeren Sinn. Sie zeigen gleichzeitig eine Kraft der Analyse und der Phantasie, der kritischen Zergliederung und der zusammenfassenden Erzählung, die den Meister kennzeichnet. Einige der breit

ausgeführten Schilderungen, wie z. B. diejenige des Zuges Suwaroffs über die Alpen, werden jedem, der ſie einmal geleſen, unvergeßlich bleiben. Nicht minder prägt ſich die Charakteriſtik der leitenden Perſönlichkeiten, die er mit ſtets ſicherer Hand zu treffen weiß, für immer der Erinnerung ein. Es ſei hier namentlich des wichtigen, ſchon mehrfach benützten Manuſcriptes über den Feldzug von 1806 gedacht. Clauſewitz Schriften ſind eine unerſchöpfliche Quelle der Belehrung. Ihr Verfaſſer zählt zu den Claſſikern ſeines Gebietes.

Noch hatte er nicht die letzte Hand an ſeine Arbeiten gelegt, als ihn ein Wechſel in ſeiner Stellung nöthigte, innezuhalten. Er wurde als Inſpector der zweiten Artillerieinſpection nach Breslau verſetzt. Es war unmittelbar nach dem Ausbruche der Juli-Revolution. Clauſewitz konnte das große Ereigniß nicht im Sinne des Liberalismus betrachten. Für ihn war es nicht das Signal zur Erſchütterung der Reaction, ſondern zur Entfeſſelung gefährlicher Dämonen. Ließ er ſich auch nicht zu den ſchwarzſichtigen Befürchtungen Niebuhrs hinreißen, ſo ſah er doch den Weltfrieden, der vor fünfzehn Jahren mit ſo viel Opfern erkauft war, auf's neue bedroht. Man muß, wenn man ihm und ſeinen Geſinnungsgenoſſen nicht Unrecht thun will, immer bedenken, daß ſie ein Menſchenalter hindurch gegen Frankreich gekämpft hatten und eben dieſes Frankreich als den drohenden Vulcan fürchteten, der ſeinen Flammenſtrom wiederum über die Grenzen ergießen könnte. Für ſie waren die Franzoſen, was für Kimon die Perſer. Sie ſtanden immer auf der Wache nach außen und fanden kaum Muße, der Rückwirkung auf die inneren Verhältniſſe zu gedenken. Die Bewegung in Belgien, Polen, Italien erſchien Clauſewitz nur als ein Vorſpiel der Ausbreitung franzöſiſcher Macht. „Gebt ihnen einen neuen Bonaparte — ſchrieb er damals in einem bemerkenswerthen Aufſatze — und ſie liefern euch die Charte aus und ſpalten mit ihm das Utopien aller Philoſophen und Doctrinärs".

Er hatte beſtändig den Blick nach Weſten gerichtet, als ihn der Befehl traf, einen wichtigen Poſten im Oſten zu beziehen. Die polniſche Revolution war ausgebrochen. Preußen ſtellte vier Armee-Corps an der Grenze auf unter dem Commando Gneiſenaus, und dieſer ernannte ihn zum Chef ſeines Generalſtabes. Längere Zeit verfloß, bis die Abreiſe an die öſtliche Grenze erfolgte. Clauſewitz benutzte die Friſt in Berlin, um ſich mit der Geſchichte des polniſchen Feldzuges von 1793 und 1794 vertraut zu machen und die militäriſch-politiſchen Verhältniſſe zu beleuchten, die im Falle eines Krieges mit Frankreich zu erwägen ſein würden. Anfang März 1831 fuhr er mit Gneiſenau nach Poſen ab. Die Briefe, die er von hier aus an ſeine Frau richtete, ſind von höchſtem Intereſſe. Sie ſind nicht nur reich an merkwürdigen politiſchen Betrachtungen, ſondern ſie entwerfen auch ein höchſt anſchauliches Bild des greiſen Feldmarſchalls, mit welchem ſein Generalſtabschef die Operationen jenſeits der Grenze eifrig verfolgte. Und ſo enthalten ſie denn auch die Beſchreibung von Gneiſenaus letzten Tagen. Der Feldmarſchall

wurde ein Opfer der Cholera, welche sich von Polen aus nach Westen verbreitete. Auf's schwerste durch diesen Verlust betroffen, hatte Clausewitz noch die Unbehaglichkeit auf sich zu nehmen, daß er im General von Kneseбeck einen neuen, ihm sehr antipathischen Vorgesetzten erhielt. Wenige Wochen später, nachdem der polnische Aufstand bewältigt war, konnte er zu seiner Frau nach Breslau zurückkehren, aber er brachte den Keim des Todes mit sich. Am 16. November besorgte er bis zum Mittag mit gewohntem Eifer seine Geschäfte. Da packte ihn dieselbe tückische Krankheit, welcher er den Freund erst eben hatte erliegen sehen. Nach neun Stunden bezwang sie auch ihn.

Was das Vaterland und das Heer insbesondere mit ihm verlor, wurde damals noch kaum hinlänglich gewürdigt. Erst als sein großartiger, schriftstellerischer Nachlaß an's Licht trat, lernte man allgemein erkennen, was man an Clausewitz besessen hatte. Er war im Leben niemals an eine Stelle gesetzt worden, in der er sich mit demselben Ruhmesglanze hätte umgeben können wie die Besten seiner Zeit. Aber daß er den Besten seiner Zeit genug gethan, darf man wohl sagen. Auch wird behauptet, daß er auf einem Schlachtfelde in leitender Stellung weniger an seinem Platze gewesen sein würde, weil ihm die Kunst oder die Gewohnheit abging, die Truppen mit sich fortzureißen. Aber daß seine geistige Anregung auch auf den Gang der Schlachten eingewirkt hat, dafür sind redende Zeugnisse die staunenswerthen Thaten desselben Volkes in Waffen, dem seine Lehren ein kostbares Vermächtniß gewesen sind, und das mit gerechtem Stolze auf sein leuchtendes Vorbild hinblickt.

Der amerikaniſche Socialismus und Communismus.

Von

Lorenz von Stein.

— Wien. —

III. Der Socialismus in Amerika.

a) Das freie Kloſter.

Das All iſt da für Jeden, mit ſeiner ganzen, ſelbſt für die Empfindung nicht meßbaren Unendlichkeit. Aber erſt da, wo wir in ihm das ſuchen, was wir in uns ſelbſt finden, das urſprüngliche Ich mit dem Bewußtſein ſeiner ſelbſt, entſteht in uns die Gottheit. Die Gottheit vermögen wir ſo wenig zu denken wie unſer eigenes Ich. Wir müſſen ſie entweder leugnen, oder wir müſſen ſie glauben.

Der Glaube iſt eine innere That des Einzelnen. Aber er trägt als ſolcher das Bewußtſein in ſich, individuell und damit zufällig und damit machtlos zu ſein. Der Allperſönlichkeit entſprechend, erhebt er ſich daher über die Einzelperſönlichkeit; er wird ein allgemeiner Glaube. Der allgemeine Glaube, zur Form geworden, wird Bekenntniß, zur That geworden, Gottesdienſt, zur Anerkennung Aller gelangend, die Kirche. Die heidniſche Kirche entſteht durch die Naturanſchauung, die ſich in den Göttern perſonificirt, die chriſtliche durch die Offenbarung. In ihr bildet nicht mehr die einzelne Perſönlichkeit, ſondern die Gottheit ſelber als höchſte Perſönlichkeit den Inhalt des Glaubens. Daher ſagen wir, daß nur das eine Offenbarung anerkennende Gottesbewußtſein eine eigentliche Kirche zu erzeugen vermag.

Allein dieſe Offenbarung, welche ja doch der Einzelne empfängt, kann darum ihm auch als eine individuelle, nur ihm geſchehene erſcheinen. Da, wo auf Grundlage einer ſolchen individuellen Offenbarung die dadurch entſtehende Anſchauung vom Weſen der Gottheit zur Lehre wird, bildet ſich die Sekte. Es kann ſo viele Sekten geben, als es Individualitäten giebt; ſie können aber innerhalb und außerhalb der eigentlichen Kirche ſtehen. Stehen ſie innerhalb des von der beſtimmten Kirche formulirten Bekenntniſſes,

so können sie nur eine Modification desselben enthalten, und dürfen ihre Offenbarungen und den Inhalt derselben dann nicht mehr auf die Persönlichkeit Gottes selbst zurückführen, der schon seine Offenbarung in der Kirche selbst ausgesprochen hat, sondern müssen sich beschränken auf eine Modification dieses höchsten Gottes, einen Heiligen. Stehen sie außerhalb der bestimmten einzelnen Kirche, so können sie mit derselben nur durch die Bibel zusammenhängen. Dieser Zusammenhang ist, da er stets nur eine individuelle Interpretation dieser Bibel ist, stets zugleich ein zufälliger und lockerer. Die erste Art der Sekten, indem sie sich daher innerhalb der Kirche mit zu ihren Heiligen organisirt, wird zum Orden; die zweite bildet das, was wir die eigentliche Sekte nennen, und deren Heiliger natürlich stets ihr Gründer ist.

Alle diese Erscheinungen gehören bei all ihrer großen Bedeutung für das Leben der Menschheit einem andern Gebiete. Für uns kommt es darauf an, ihm auf dem unseren zu folgen.

Alle individuelle Offenbarung ist psychologisch nur denkbar dadurch, daß der Einzelne sich und sein individuelles Leben von dem Leben des großen Ganzen durch irgend ein Ereigniß, durch irgend eine Gewalt losgerissen fühlt. Das, was ihn losreißt, kann eine seine Kraft niederschmetternde Thatsache, oder ein seinen Geist bis zur Verzweiflung an dem Gedanken erfüllender Zweifel, oder das Gefühl der Unfähigkeit sein, sich in seinem Glauben seinem Gotte zu nahen ohne die Hülfe eines Anderen. Immer aber ist der letzte Grund die Qual der Individualität gegenüber der Empfindung von dem Höchsten, das Gefühl der individuellen Nichtigkeit, das zum Gefühle der absolutesten, innersten Vereinsamung im All wird. Die Rettung aus dieser Qual ist dann nur noch in dem eben so absoluten Aufgeben gerade der Individualität gegeben, aus deren Selbsteigenheit jene selber entsprang. Dieses Aufgeben aber wird für das thätige Leben zum absoluten Gehorsam; das ist die Gewalt des absoluten Gehorsams, daß er den Frieden in die Individualität zurückbringt. Dadurch allein ist er in der Freiheit möglich.

Dieser absolute Gehorsam, das ganze thätige Leben umfassend, umfaßt nun natürlich auch Besitz und Erwerb. Hebt er die Individualität auf, so kann er auch das Eigenthum aufheben. Und er muß es stets bis zu einem gewissen Grade. Das Einzeleigenthum, das außerhalb des Ordens und der Sekte die Macht hat, den Menschen ganz zu erfüllen und Selbstzweck zu werden, gerade weil es der materielle Träger der Individualität und der Freiheit ist, sinkt da, wo es sich um jenes geistige Aufgeben der Individualität handelt, zu einem ganz untergeordneten Moment herab. Gegenüber dem Glauben und der Offenbarung wird es nichtig, und es entsteht in der Anschauung der Menschen jener merkwürdige Gegensatz, den die classische Welt nie verstanden hat, zwischen den irdischen und himmlischen Dingen. Vermöge der absoluten Herrschaft der letzteren über die ersteren braucht der Glaube, der zum Orden oder zur Sekte geworden ist, das Eigenthum eigentlich gar nicht erst aufzuheben. Es ist selbst nur da als der Besitz im Namen der Gottheit,

und die wirthschaftliche ist wie die geistige Arbeit nicht mehr ein Erwerb eines Eigenen, sondern nur ein Act des Gottesdienstes. Darum fängt sie mit Gebet an und hört mit Gebet auf. Die Gemeinschaft in dem so offenbarten Gott in Empfindung, Wollen und Thun ist daher fast von selber schon Gemeinschaft der Güter, Hingabe jedes Einzeleigenthums und absoluter Gehorsam auch der wirthschaftlichen Arbeit. So wird die Gütergemeinschaft ohne Rücksicht auf die Freiheit durch den Glauben an die Offenbarung möglich, und die Sekte zur beständig neu entstehenden, aber gegen Staat und Rechtsbildung grundsätzlich gleichgiltigen communistischen Lebensordnung auf Grundlage des absoluten Gehorsams.

Das ist der Punkt, auf welchem der Glaube das Eigenthum und sein Recht berührt. Und diese Berührung ist keineswegs eine unbedeutsame Sache. Denn wenn der Glaube überhaupt als das Höchste gilt, so hat er auch die Berechtigung, nicht bloß für mich, sondern für alle Andern dieses Eigenthum anzuerkennen, oder nicht. Und da nun die Menschen ohne Eigenthum und Erwerb überhaupt nicht existiren können, so muß jeder Glaube auch eine geoffenbarte Ordnung von Besitz und Arbeit enthalten; als Offenbarung der Gottheit aber muß er diese auch von andern als die einzige Wahrheit des wirthschaftlichen Lebens fordern, und muß daher, fast könnte man sagen: wollend oder nicht, sein eigengeartetes Eigenthums- und Erwerbsrecht aus sich selber erzeugen. Daher die historisch unzweifelhafte Thatsache, daß innerhalb der Kirchen jeder Orden und außerhalb derselben jede Sekte ihr eigenes System des Besitzes und des Besitzesrechts aus sich und zunächst für sich entwickelt, und daß jedes dieser Systeme stets ein System der Güter- und Erwerbsgemeinschaft gewesen ist und bleiben wird. Jeder Orden und jede Sekte ist daher, so lange es solche, gleichviel unter welchem Namen, gegeben hat, der Träger des communistischen Princips der Eigenthumslosigkeit und des Arbeitsgehorsams in irdischen Dingen; und dieser Communismus wird naturgemäß zum Glaubensartikel. Da er aber die Freiheit auch in seiner materiellen Grundlage vernichtet, so fordern sowohl der Orden als die Sekte von dem Einzelnen einen selbständigen Act, durch den sich der Einzelne beiden hingiebt, das Gelübde, und einen zweiten, durch welchen die bestehende Gemeinschaft den Einzelnen wirklich als Glied anerkennt, die feierliche Aufnahme.

In einer solchen Glaubensgemeinschaft nun verschwindet jenes Element von selbst, das dem historischen Socialismus einen so gewaltigen Theil seiner Macht gab, die Idee der Gleichheit. Gleichheit ist in ihr nur Gleichheit vor Gott und Gleichheit im Gehorsam. Daß derselbe sofort zur Herrschaft, und zwar zur absoluten Herrschaft der Häupter wird, liegt in der Natur der Sache. Das Gefühl der Gleichheit tröstet sich dabei über seine eigene Vernichtung damit, daß das absolut herrschende Haupt nicht als Persönlichkeit, sondern als Diener der Gottheit herrsche und daher herrschend diene. Der Servus servorum ist in jedem Orden, in jeder Sekte ein unentbehrliches Moment.

Diese physiologische Erscheinung von Orden und Sekten ist nun da

gewesen, so lange es eine Weltgeschichte giebt; aber sie tritt in der alten Welt immer erst da auf, wo das Volk zur Ansäßigkeit übergegangen ist. In der neuen Welt begegnen wir derselben dagegen schon da, wo diese Ansäßigkeit noch keineswegs vollzogen ist. Es ist der Mühe werth, das zu erklären, denn es erklärt uns zugleich die Hälfte aller communistischen Erscheinungen Amerikas.

Denn der Glaube, mag er sein welcher er will, kann nicht leugnen, daß Alles, was in wirklicher Welt gelten will, des Besitzes bedarf. Alle Orden der ganzen Welt haben daher mit aller ihnen zu Gebote stehenden Kraft von jeher nach möglichst großem Besitz gestrebt, und die Geschichte Europas weiß davon zu erzählen, wie weit es ihnen gelungen. Die Sekten dagegen, feindlich jedem andern Glauben gegenüberstehend, haben eben so consequent auch jede Vertheilung des Besitzes negirt, sobald dieselbe ihrer Auffassung nicht entsprach. Die Geschichte lehrt uns, daß gerade diese Tendenz jeder Sekte, die bestehende Ordnung der Besitzvertheilung aufzuheben und statt ihrer die Gleichheit der Person und die Gemeinschaft der Güter einzuführen, der eigentliche Grund war, um dessentwillen man sie verfolgte. Die Dogmengeschichte unserer Theologen aller Kirchen ist noch weit entfernt davon, ihr Gebiet zu beherrschen; ohne das Verhältniß der verschiedenen Glaubenslehren zur gegebenen Gesellschaftsordnung mit ihren Rechtsunterschieden und mit ihrer Eigenthumsvertheilung wird sie die eine Hälfte ihrer Aufgabe nie verstehen; wenn aber einmal die Begriffe und Gesetze der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Welt von ihr erkannt sein werden, dann wird sie wahrlich eine andere Gestalt bekommen. Niemand bestreitet jetzt mehr, daß der Gottesglaube der Alten eine Personificirung der Naturkräfte gewesen; nach hundert Jahren wird es keine Kirchengeschichte und keine Geschichte der Orden und Sekten geben ohne Gesellschaftslehre und Staatswissenschaft.

Wohl aber unterscheiden sich die Sekten hier wesentlich untereinander. In Beziehung auf Güter und Erwerb giebt es zwei Kategorien derselben. Die eine umfaßt diejenigen Sekten, welche allem Bestehenden in der gesellschaftlichen Ordnung den Krieg erklären und diesen Krieg daher gegen sich selber hervorrufen. Die andere fordert nichts als Anerkennung und Gehorsam für ihre eigenen Anhänger, auch für Güter und Erwerb. Es ist natürlich, daß die ersteren, wo immer sie auftreten, als eine gesellschaftliche Gefahr erkannt und von den Mächten des Bestehenden auf Leben und Tod verfolgt werden; der Unterschied der Glaubensartikel war von jeher nur die Form, in der dieser grimmige Haß gegen solche Sekten einer Zeit verständlich gemacht wurde, welche von Gesellschaft und von Gleichheit keinen klaren Begriff hatte. Geht man dem Albigenserthum, den Wiedertäufern, den Hussiten, der Geschichte von Leyden und anderen auf den Grund, so findet man in diesen Sekten zuletzt stets eine Kriegserklärung gegen die Gesellschaftsordnung und die Gütervertheilung, und auch die ersten Christen wurden nicht verfolgt, weil sie an Christus glaubten, sondern weil sie den Sklaven dem Herrn gleich erklärten und ihn

im Abendmahl neben seinem Tisch sitzen ließen. Hier ist noch viel zu untersuchen und zu lernen, wenn man nur von theologischer Ideologie sich frei macht! Faßt man aber das Sektenwesen von diesem zuletzt sehr praktischen Standpunkt auf, so wird auch Wesen und öffentliche Stellung der zweiten Art der Sekten erklärlich.

Denn diese treten der Gesellschaftsordnung nicht feindlich gegenüber, sondern vielmehr aus derselben heraus und leben ihr abgeschiedenes, bald rein geistiges, bald auch wirthschaftliches Leben für sich aus. Die Gesellschaft, von ihnen nicht gefährdet, läßt sie daher zu; und so entsteht neben der Sektenverfolgung um des Besitzes willen, der ja eigentlich auch die Judenverfolgungen angehören, der Begriff der Duldung der Sekte. Auch das ist ohne die Lehren von der Gesellschaft nicht zu verstehen. Ja es ist einleuchtend genug, daß genau dasselbe für diejenigen physiologischen Bildungen innerhalb der Gesellschaft gilt, die zwar nicht auf Glauben und Offenbarung, sondern auf socialen Principien beruhen. Denn nicht um ihrer Wahrheit oder Unwahrheit willen tritt unsere Zeit gegen den Socialismus oder den Nihilismus auf, so wenig wie sie Platos Republik unter das Socialistengesetz subsumirt oder Goethe verbietet, der offen lehrt, daß Alles was besteht, nur werth ist, daß es untergeht, sondern diese Theorien sind erst dann Gegenstand des Kampfes geworden, als sie ihre Negation der gesellschaftlichen Ordnung über den Kreis ihrer Anhänger ausdehnen und ihr Bekenntniß mit den Waffen in der Hand zur Geltung bringen wollten. Fourier und St.-Simon sind nie verfolgt, so wenig als Considérant und Cabet, ja nicht einmal L. Blanc und Proudhon; dagegen haben Raspail, Blanqui die Commune und die neueren deutschen Agitatoren sich dem unvermeidlichen Schicksal aller Lehren unterziehen müssen, die eben mehr sein wollen als Lehren. Die Gesetze des Staats sind nun einmal und bleiben die juristische Formulirung der Lebensgesetze der gesellschaftlichen Ordnung; hier giebt es keine Liebe und keinen Haß, sondern einen unabänderlichen Naturproceß. Und wer ihn nicht begreifen will, dem ist eben nicht zu helfen.

Nordamerika nun besitzt nicht das, was wir eine Kirche nennen. Mag man nun über Wesen und Werth der Kirche denken wie man will, gewiß ist, daß der Mangel derselben das Volk für alle möglichen Sonder-Offenbarungen und damit für alle möglichen Sektenbildungen in einem Grade zugänglich macht, von dem wir in Europa keine Vorstellung haben. Eine Sekte die dort entsteht, tritt daher auch in keiner Weise einer öffentlichen, gemeinsamen Anschauung über Christenthum und Glauben entgegen; Niemand würde es verstehen, wenn man sie um ihres Glaubens willen verklagte. Ein Kampf solcher Sekten mit der bestehenden Gesellschafts- und Rechtsordnung ist aber in Amerika eben so undenkbar; hier gibt es keine Freiheit zu vertreten und keine Ungleichheit zu bekämpfen. Die Sektenbildung ist daher dort frei im vollsten Sinne des Wortes. Und diese Sektenbildung ist eben in Nordamerika die erste, dem europäischen Socialismus lange voraufgehende,

noch jetzt in vereinzelten Erscheinungen sich erhaltende Form des religiösen Communismus, den wir am besten das freie Kloster nennen.

Wenn die sociale Anregung und der eigentliche Socialismus für Europa nicht eine so gewichtige Bedeutung hätten, so würden wir gewiß dabei stehen bleiben, diese religiöse Sektenbildung mit ihren höchst unklaren communistischen Elementen als ganz untergeordnet zu betrachten. Denn in der That ist Alles, was darüber vorliegt in Wahrheit höchst unbedeutend und kann höchstens ein psychologisches Interesse in Anspruch nehmen, und zwar so sehr, daß man selbst in Amerika diesen communistischen Sekten erst dann einige Aufmerksamkeit gewidmet hat, als die übrigen socialistischen Versuche nach den Theorien von Owen und Fourier auftraten und sich zuletzt als lebensunfähig bewiesen. Diese letztere Thatsache brachte die Anhänger des Socialismus in Amerika zum Nachdenken über den tiefen Unterschied zwischen dem religiösen und gesellschaftlichen Communismus, und jetzt wendeten sie dem ersteren um so mehr ihre Beachtung zu, als auch mehrere socialistische Versuche das religiöse Element in sich verarbeitet, und sich auf diese Weise unklare Uebergänge gebildet hatten, über deren Natur man sich schwer Rechenschaft ablegen konnte.

Der Erste, der, wie es scheint, sich ernstlich mit der Beobachtung dieses religiösen Communismus beschäftigt hat, ist A. Jacobi, der im August 1858 einen Bericht im Social Record über die damals bestehenden religiösen Gemeinschaften veröffentlichte, den J. Humphrey Noyes in seiner History of American Socialism, 1870, p. 173, theils mitgetheilt, theils erweitert hat. Will. Alfred Hinds in seinem Buche: American Communities, brief sketches of Economy, Zoar, Bethel, Aurora, Amana, Icaria, the Shakers, Oneida, Wallingford, and the brotherhood of the new Life, 1878 (herausgegeben von der Druckerei des American Socialist in Oneida), ist viel unbedeutender als Noyes; das Buch von Heinr. Semler, Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika 1880, ist nichts als eine freie Uebersetzung des Werkes von Noyes, den man als die Quelle aller Angaben über jene Erscheinungen betrachten muß, obgleich er als Gründer der Gesellschaft von Oneida keineswegs als ganz unparteiischer Zeuge betrachtet werden darf. H. Semler mag seine Gründe gehabt haben, weshalb er weder des Werkes von Noyes, das er übersetzt, noch des Berichtes von Jacobi erwähnt; die Uebersetzung selbst ist übrigens eine ganz entsprechende zu nennen. Jedenfalls ist Noyes der Erste, der zu den thatsächlichen Mittheilungen von Jacobi die Untersuchung über das Wesen und die Bedeutung des religiösen Elements im Communismus hinzugefügt hat.

Nach Jacobi gründete schon im Jahre 1713 ein Deutscher, Conrad Beizel, die Colonie von Ephrata in Pennsylvanien. Es war eine auf strengem Bibelglauben mit voller Gütergemeinschaft basirte Gemeinschaft, welche aber das Cölibat als Princip anerkannte; dabei lebten zugleich Männer und Frauen nebeneinander, und die Zahl der Angehörigen soll eine Zeit lang über Tausend

betragen haben, bis ſie nach dem Tode des Gründers ſich langſam auflöſte, jetzt nur noch zehn bis fünfzehn Perſonen enthält und von eingeſetzten Truſties verwaltet wird. Es war das erſte freie Kloſter in Amerika; noch ſtehen die alten Gebäude, welche die Gemeinde erbaut, aber ſo gut als verlaſſen, und in wenigen Jahren wird ſie gänzlich verſchwunden ſein.

Weſentlich anders war das Schickſal der Shaker-Gemeinde, welche Ann Lee, eine Engländerin, 1774 gründete. Dieſelbe breitete ſich aus, und bildet eine Mehrheit von gegenwärtig ſechs Gemeinden. Ueber das Leben in dieſen Shaker-Gemeinden, welche Noyes ſelbſt beſucht hat, giebt uns derſelbe in ſeinem Buche p. 595 intereſſante Bilder, die freilich den unwiderleglichen Beweis geben, daß dieſe Gemeinden mit ihrem, in ſeiner wunderlichen Form uns ſehr komiſch anmuthenden Gottesdienſt nur auf einer gänzlichen geiſtigen Verarmung beruhen können. Der Glaube an dieſe „Mother Ann“, die in nächſter Beziehung zur göttlichen Offenbarung geſtanden und die in den Verzückungen ihrer Anhänger noch jetzt das Ganze leitet, iſt nicht darnach angethan, uns eine andere Anſchauung zu erwecken, als daß dergleichen nach außen hin ganz harmloſe und im Innern eigentlich abſolut inhaltsloſe Gemeinſchaften nur bei gänzlichem Mangel an Bildung möglich ſind. Das Ganze macht den Eindruck eines Haufens von Dienſtboten, welche durch Tradition und einen mäßigen aber ziemlich geſicherten täglichen Unterhalt zuſammengehalten und von ihren Oberen in unbedingtem, gelegentlich durch Intervention der Mother Ann wieder aufgefriſchtem Gehorſam erhalten werden. Von einer tiefern Bedeutung iſt hier keine Rede.

Die Rappiſten, eine Gemeinſchaft, welche ein ausgewanderter Württemberger, Georg Rapp, im Anfange dieſes Jahrhunderts (ſeit 1803) gründete, ſind gleichfalls eine religiöſe Sekte, welche auf Bibelglauben baſirt, in ſtrengem Cölibat lebt, nur Deutſche aufnimmt und den Verkehr mit der Außenwelt ſo ſehr ſcheut, daß ſie ſchon mehrmals, wenn die Bewegung und Entwicklung der Bevölkerung ihr zu nahe kam, ihren Beſitz veräußerte und ſich eine entferntere neue Heimath gründete. Ihr Haupt und Prophet war Rapp; er iſt geſtorben; ſein Nachfolger hält wie Rapp ſelbſt ſtrenge Ordnung; das äußere Ausſehen der Niederlaſſung wird gelobt, durch äußerſte Beſchränkung der Lebensweiſe und den Gehorſam regelmäßiger Arbeit ſollen ſie ein bedeutendes Vermögen erworben haben. Sie bilden eine zweite Gruppe von freien Klöſtern, jedoch ſtrenger an der Bibel haltend als die Shakers. Auch hier iſt von einer allgemeinen Bedeutung nicht die Rede.

Wiederum einen anderen Charakter hat die Gemeinde Zoar, die ſich wohl die Separatistes nennen, obwohl auch die Rappiſten dieſen Namen führen. Dieſe Gemeinde iſt von Joſeph Baumeler 1816 gegründet, urſprünglich das Cölibat feſthaltend, dann aber die Ehe zulaſſend, betreibt Landwirthſchaft wie die Rappiſten; ein Herr Ackermann, der ſie beſuchte, hat ſie ganz in dem Sinne unſrer heutigen Publiciſten interviewt, und ſeine Frag- und Antwortſtücke ſind von Hinds p. 26 — 32 mitgetheilt. So lange

Baumeler lebte und Alles in strenger Ordnung hielt, scheint die Gemeinde in dem Frieden des Gehorsams fortgelebt zu haben; er verstand es, diesen Gehorsam stets auf die Bibel, die ihr einziges Rechtsbuch ist, zurückzuführen, und 1832 zählte sie gegen 500 Mitglieder. Jetzt — 1878 — ist die Zahl bis auf 150 zurückgegangen. Ursprünglich sollen sie nach Hinds gar keine eigentliche Gemeinschaft gewesen sein; sie wurden es erst, als nach ihrer Uebersiedelung die Reicheren die Kosten für die Aermeren tragen mußten, und daraus entstand 1819 die Gütergemeinschaft, in der sie noch leben. Der Ort selbst zeigt, wie Hinds sagt: „few evidence of a love of the beautiful"; die Häuser sind noch die einfachsten Blockhäuser der Settlers. Aus den untersten Klassen der deutschen Bevölkerung gebildet, kaum mit dem dürftigsten Schulunterricht versehen, haben sich Alle, die bessere Bildung oder größeres Vertrauen auf die eigene Kraft besaßen, von der Gemeinde losgesagt; die Zahl der Mitglieder nimmt ab; an eine Propaganda für ihren Glauben und ihre Gütergemeinschaft denken sie nicht, und die Besonderheiten ihres Glaubens dürfen kaum auf größes Interesse Anspruch machen.

Eine ziemlich ähnliche Gemeinde ist die von Bethel, nur daß, wenigstens nach Hinds Darstellung, die Grundlagen der Gemeinschaft sowohl in Beziehung auf Ehe, Familie, Güter- und Erwerbsverhältnisse noch viel unklarer, und der ganze Eindruck des Ortes ein viel unvortheilhafterer ist als in Zoar. Sie ist gegründet von Dr. Keil, einem Preußen. Das Ganze ist eigentlich nur eine große Landwirthschaft und selbst Hinds gesteht, daß sie recht weit davon entfernt sind, mit ihrem Communismus at the head of civilisation zu stehen.

Neben diesen Gemeinden auf Grundlage der Bibel bestehen noch einige andere wie die des Snowberger, der ein freies Kloster nach Beizels Vorgang 1820 in's Leben rief; es zählt 30 Mitglieder. Der Deutsche Christian Metz gründete ferner 1846 eine solche Gemeinde bei Buffalo unter dem Namen Ebenezer; Grundlage: Bibelglauben, und Metz als inspirirter Verkündiger des göttlichen Willens. Noyes sagt, daß sie eine der reichsten Gemeinschaften in Amerika sei, was freilich leicht zu erklären ist, wenn nach seiner Angabe ein Mitglied 100,000, andere 60, 40, 20,000 Dollars der Gemeinde mitbrachten. Merkwürdigerweise nennt Hinds dies Ebenezer Amana, während wieder Noyes nichts von dem Namen der Amana-Gemeinde zu wissen scheint. Hinds bestätigt, daß sie unter allen die größte sei, und die mit ihren 30,000 acres für sehr reich gehalten werde. Diese Gemeinde hat einen sehr ausgebildeten landwirthschaftlichen Betrieb. Sie ist streng religiös, ihr einziges Ziel ist es, wahre Christen zu sein. Ihr Haupt ist das von Gott oder dem heiligen Geist Inspired Instrument; seit dem Tode von Metz (1867) war es Barbara Heynemann „an ignorant servant girl", die schon 81 Jahre alt ist. Wie eigentlich die inneren Verhältnisse sind, ist nicht recht zu ersehen. Ehe wird geduldet, aber nicht gern gesehen; Jeder kann austreten und bekommt seine Einlage ohne Interessen zurück. Das Leben in dieser Gemeinde muß nach Hinds ein ziemlich streng ascetisches sein.

Oberſter Grundſatz iſt, wie derſelbe p. 59 ſagt, „ohne Nachdenken Gott und nach ſeinem Willen den Oberen zu gehorchen — das eigene Ich mit allen Wünſchen, Kenntniſſen und Kräften aufzugeben, und den Geiſt nicht durch Wünſche oder Schmerzen zu ſtören“. Es bleibt da nicht viel zu erklären, wenn man noch hinzufügt, daß ſo gut als gar kein Unterricht gegeben wird. — Der Vollſtändigkeit wegen führen wir noch die Janſoniſten an, die von dem Schweden Erik Janſon 1846 gegründet wurden, gegenwärtig ungefähr 800 Mitglieder zählen, ihre Prieſter wählen, die Ehe zulaſſen, ſich wohl befinden, aber wie es ſcheint durchaus kein klares Princip für die Güter- und Erwerbsgemeinſchaft haben. — Das ungefähr iſt es, was wir über die eigentlich religiöſen Gemeinſchaften dort wiſſen.

Wirft man nun einen Blick auf dieſe kloſterartigen Erſcheinungen zurück, ſo ſind ſie ſo arm und ſo unlebensfähig, ſo ſehr bedingt durch die äußerſte Beſchränkung aller Genüſſe und durch jeden Mangel an Bildung, daß es kaum Jemand wagen wird, ſie als eigentlich hiſtoriſche Erſcheinungen zu betrachten. Das wahrlich iſt weder Communismus noch Socialismus! Da iſt kein Anklang an die ernſten Dinge, die wir mit jenem Namen bezeichnen, keine Spur von der Fähigkeit, in das Geſammtleben der Nationen einzugreifen! Das faſt klägliche Bild findet unter den mächtigen Dingen, mit denen ſich Europa beſchäftigt, keinen Platz. Und wenn wir dennoch dabei ſtehen geblieben ſind, ſo hat das ſeinen Grund in dem Gebiete, das wir eben berührt haben.

Denn dieſe freien Klöſter ſind zuerſt die praktiſche Antwort auf die an ſich ernſte Frage, ob die Gütergemeinſchaft auf *Grund des Offenbarungsglaubens* beſtehen kann. Die europäiſche Welt hat darauf geantwortet mit ihren Ordensklöſtern; ihre Antwort lautet dahin, daß das nur unter der Bedingung eines *ernſtlich* giltigen und durch ein öffentlich anerkanntes Organ *erzwingbaren Gelübdes* der Armuth örtlich möglich iſt. Amerika dagegen zeigt in ſeinen Sektenklöſtern, daß es *ohne* rechtlichen Zwang, unter der Herrſchaft des freien Staatsbürgerthums *nicht* möglich iſt, auf die Dauer ſolche Gemeinſchaften auch nur zu erhalten, geſchweige denn ihnen eine allgemeinere Bedeutung zu geben. Das iſt das Eine. Dann aber folgt aus jenen Darſtellungen das Zweite, daß die *Gütergemeinſchaft ohne ernſtlich bindendes Gelübde* in dem Maße unfähiger wird, eine Geſellſchaftsform zu werden, je größer die ſtaatsbürgerliche Freiheit iſt, in welcher dieſelbe entſteht. So iſt denn die religiöſe Gütergemeinſchaft überhaupt *nicht das, was wir Communismus* nennen. Sie bleibt ewig ihrem Weſen nach eine *außergeſellſchaftliche* Ordnung des Beſitzes, wie ſie eine außerkirchliche Ordnung des Bekenntniſſes iſt; ſowie ſie mit der lebendigen Welt in Berührung tritt, zerbröckelt ſie in ſich ſelbſt; nur der äußerſte Mangel an Bildung kann ſie aufrecht halten, und nur die Flucht vor dem Verkehr mit der Welt kann ſie ſchützen vor Verfall. Dieſe Dinge erſcheinen als die Eremiten der ſocialen Frage. Wir können ohne Bedenken endgiltig mit ihnen abſchließen.

Merkwürdig nur ist, daß keiner der amerikanischen Bearbeiter dieser Erscheinungen eine Ahnung davon zu haben scheint, daß gleichzeitig mit Fourier ein St.-Simon existirt hat. Denn sonst würden sie die Analogie zwischen dem letzten Kern der St.-Simonistischen Lehren und jenen freien Klöstern bald erkannt haben. Allerdings wollte der St-Simonismus nicht blos seine Anhänger, sondern auch die ganze Welt reformiren und eine absolute gesellschaftliche Ordnung gründen, während jene sich ganz auf sich selbst zurückziehen. Der St.-Simonismus wagte es, die Macht der Industrie und des Kapitals herauszufordern, während jene nur an ihr inneres Leben, die Neugeburt der Seele durch den Glauben, den revivalism denken, jenes unklare Drängen nach dem Sich-Selbstvergessen in der Nabelbeschauung der Fakir's; aber dennoch liegt die Verwandtschaft nahe genug. Freilich sind die Amerikaner ihrem unhistorischen Volke gegenüber Alles, nur keine Historiker. Wir aber glauben, daß die große Frage der socialen Bewegung mit jenem freien Klosterthum wohl endgiltig abzuschließen habe.

Eine ganz andere Gestalt derselben tritt uns nun in dem eigentlichen Socialismus Amerikas entgegen. Allerdings zeigt derselbe nicht den geringsten neuen Gedanken; durchaus von Europa importirt, bietet er nichts als Bekanntes; aber freilich beantwortet er die Frage, die sich Europa gar nicht stellen konnte, ob denn unter völliger Freiheit der eigentliche Socialismus zu gedeihen vermöge, mit einem ziemlich endgiltigen Nein. Und das ist das Interesse, das uns diese Gruppe von Erscheinungen bietet.

b) Der eigentliche Socialismus Amerikas.

1. Wesen des Owenismus und des Fourierismus.

Wenn es feststeht, wie die obige Darstellung zeigt, daß die bloße Gütergemeinschaft als solche weder Communismus noch Socialismus ist, und daß also die einfache Gemeinschaft des Besitzes die sociale Frage überhaupt weder bedeutet noch löst, so bleibt zunächst nur ein Zweites übrig.

Das zweite Element alles Güterlebens und mithin alles Erwerbs ist die Arbeit. Sie ist ihrem Wesen nach capitalbildend. Ihre capitalbildende Kraft wird durch ihr gegenwärtiges Verhältniß zum Capital gefährdet, ja gebrochen. Liegt das nun nicht am Capital an sich, und *kann* das auch dialektisch nicht dadurch geändert werden, daß man in der Gütergemeinschaft das Einzelcapital selbst negirt, so tritt uns die weitere Frage entgegen, ob es nicht durch die gegenwärtige Gestalt der Arbeit gegeben ist. Giebt es nicht vielleicht eine Idee der Arbeit als solche, welche fähig wäre, durch sich selbst das Capital zu *ersetzen*, es überflüssig zu machen, und an die Stelle desselben den *gemeinsamen Erwerb*, die Gemeinschaft der Arbeitenden in der Weise zu organisiren, daß die Arbeit jedes Einzelnen nicht mehr durch den Willen und das Interesse des der Arbeit selbständig gegenüberstehenden Capitals beherrscht und ausgebeutet werde, sondern sich durch ihren höheren

ethischen Inhalt selbst so gestalte und ordne, daß durch die Freude an der Arbeit die Arbeitskraft und Leistung, durch den Ertrag der dadurch begeisterten Arbeit der Ersatz für den Besitz eines eigenen Capitals und seine großen Vortheile geboten werde?

In der That, wenn es das gäbe, wäre damit die eigentlich sociale Frage gelöst, die Negation des Eigenthums überflüssig und ein höchstes Ziel der Menschheit erreicht.

Daher ist es verständlich, daß sich in der Epoche der socialen Bewegungen begeisterte Männer der Aufgabe zugewendet haben, durch das Wesen der Arbeit den Widerspruch zu lösen, den das Wesen des Eigenthums immer auf's Neue zu erzeugen versteht.

Die Gesammtheit der Systeme und Theorien, welche eine solche Organisation der Arbeit — das ethische, psychologische Ideal der Arbeit suchen, nennen wir den eigentlichen Socialismus.

Der eigentliche Socialismus will daher nicht die Gütergemeinschaft, sondern die Erwerbsgemeinschaft, und für diese will er das Princip, daß in dieser Erwerbsgemeinschaft „Jeder nach seinen Fähigkeiten, und jede Fähigkeit nach ihrer Leistung entlohnt werde".

Gegenüber der heutigen Ordnung, in welcher dieser Proceß einer solchen Entlohnung durch die Vertheilung des Capitals beherrscht wird, sucht nun der Socialismus nach denjenigen Kräften oder Principien, welche diese Entlohnung nicht mehr durch das Capital, sondern durch andere Factoren für den Arbeitenden vollzieht.

Dieser Principien sind zwei.

Das erste derselben ist das Princip der Familie, die Idee einer durch die Gemeinschaft der erwerbenden Arbeit erzeugten und geordneten Familiengenossenschaft zwischen dem, der Capital hergiebt und deshalb auch den ganzen Proceß der Arbeit leitet, und dem wirklichen Arbeiter, der in seiner Arbeit sich als den Sohn des großen arbeitenden Hauses fühlt und anerkannt weiß. In dieser arbeitenden großen Familie bedarf diese Gemeinschaft nicht des Glaubens noch des Gelübdes, um ihr anzugehören, so wenig wie das Kind dem Vater durch ein Gelübde gehört oder gehorcht; sie bedarf keiner Inspiration, um alle Mitglieder des Hauses als gleich zu erkennen; sie hat ihr natürliches Haupt in dem, der das Capital hergiebt, und ihr natürliches Band in der Gewißheit, daß dieses Haupt für ihre Arbeit sorgt so lange sie erwerbsfähig ist, und für ihren Unterhalt, wenn sie erwerbsunfähig wird. Das Haupt aber, der Herr des Ganzen, erhält sein Capital durch freundliche und willige Hände in lebendiger Thätigkeit; der Gewinn schließt sich an den Genuß, für das Ganze zu arbeiten, die Zufriedenheit an die Gewißheit, daß das Haupt in der Vertheilung des Gewinnes die Gerechtigkeit, in der Beherrschung der Arbeiter die Liebe des Vaters walten läßt; und der große Gedanke ist verwirklicht, daß die Idee der friedlichen, liebenden Einheit der Menschen, welche wir die Familie nennen die sich auf das Geschlecht gründet, zur großen

Arbeiterfamilie, zum großen Arbeiterhause, zur wahren Heimath, die Lösung jedes Gegensatzes zwischen Herrschaft und Dienst werde, selbst da, wo wie in der Industrie, scheinbar Capital und Arbeit einander ohne Versöhnung gegenüber stehen.

Das ist die eine große Idee der Lösung der socialen Frage, welche in diesem Sinne weder der Offenbarung, noch der eigentlichen Gütergemeinschaft bedarf. Es ist die Versöhnung durch die Liebe, die Einheit in dem Gefühle des zur wirthschaftlichen Unternehmung entfalteten Familienlebens. Und diese Idee bildet den Owenismus.

Einen ganz andern Inhalt hat die zweite Grundform. Vielleicht, daß doch einigen unserer Leser das specifische Element dessen nicht gegenwärtig ist, was wir im Unterschiede vom Owenismus den Fourierismus nennen. Streifen wir alle Wunderlichkeiten ab, welche den großen Autodidakten so oft lächerlich gemacht haben, so muß man gestehen, daß wir in ihm einer Anschauung der Arbeit des Menschengeschlechts gegenübertreten, welche mehr als ein platonisches Ideal, welche schon eine Philosophie der Arbeit ist. Europa hat diese fourieristischen Gedanken über das höchste organische Wesen der Arbeit fast schon vergessen; es hat auf dem Gebiete der socialen Frage seit den vierziger Jahren wesentlich etwas Anderes zu thun gehabt. Aber was Europa vergaß, hat Amerika in sich aufgenommen; was Europa nicht vermochte, hat Amerika frisch und fröhlich versucht. Unsere Geschichte des Socialismus hat Fourier zu den historisch überwundenen Standpunkten gelegt; Amerika zwingt uns, ihn wieder als eine noch gegenwärtige Thatsache zu erfassen. So möge es denn gestattet sein, den fourieristischen Kern der Philosophie der Arbeit hier wieder vorzuführen.

Das Leben der Erde ist eine lebendige, sich beständig entfaltende Harmonie. Die Empfindung dieser Harmonie in uns ist der Genuß. Wahr und berechtigt ist nur das, was durch seine Harmonie mit dem lebendigen Wesen der Erde uns Freude macht. So lange etwas dazu nicht fähig ist, ist es weder gut noch schlecht, sondern nur ein unfertiges Entwicklungsstadium. Die Wissenschaft aller Dinge besteht deshalb darin, die Harmonie zwischen uns und dem Leben der Erde in ihren Werken zu erkennen. Das gilt von der Astronomie, der Geologie, der Antologie, allem Anderen; das gilt auch von der menschlichen Arbeit.

Daraus folgt nun das höchste Gesetz eben für diese Arbeit, welche jetzt noch so Vielen als eine Last und so Vielen als eine Knechtschaft erscheint. Die Arbeit ist fähig, Genuß zu bereiten, und weil sie dazu fähig ist, ist sie dazu bestimmt.

Daß sie diese Bestimmung habe, erkennen wir, indem Jeder von uns empfindet, daß er zu irgend einer gewissen Thätigkeit Lust habe. Diese Neigung für irgend eine Arbeit kann durch den unfertigen Zustand unserer Gesittung verderbt, mißverstanden, unterdrückt werden; aber im Keime ist sie in Jedem vorhanden. Wir nennen sie die Anziehung, die attraction.

Gewiß nun ist, daß, wenn ich mit Lust arbeite, ich unendlich viel mehr leiste als wenn ich gezwungen bin. Thue ich das, so werde ich mit demselben Kraftaufwand mehr produciren als sonst. Die Neigung zur Arbeit wird daher die ewige harmonische Quelle nicht bloß des Genusses in der Arbeit, sondern auch des Erwerbes durch die Arbeit. Das ist das Geheimniß der Zukunft der Arbeit.

Ist dem so, so muß allerdings ein Zweites hinzukommen. Die natürlichen Factoren der Arbeit und des Erwerbes, ja die Natur selbst müssen so geartet sein, daß sie auch für jede Neigung ein derselben genau entsprechendes Object haben. Ich kann nun dies natürliche Dasein von hundert verschiedenen Gesichtspunkten betrachten; betrachte ich aber seine unendliche Mannigfaltigkeit vom Standpunkte jener güterbildenden Arbeit, so tritt mir eine wunderbare Thatsache entgegen. Die großen Ordnungen der Natur entfalten sich mir alsdann zu Ordnungen, welche mit ihren großen Kategorien wie mit ihren kleinsten Variationen eben jenen Neigungen entsprechen, durch deren Bethätigung der Erwerb und der Genuß der Arbeit gegeben ist. Denke ich mir die Gattungen und Arten der natürlichen Dinge nur von diesem Standpunkte, in ihrem organischen Verhalten zu Genuß und Production, so bekommen dieselben andere Namen und andere Bedeutungen. Ich nenne dann die großen naturwissenschaftlichen Gattungen die Serien — les séries; die Arten werden nun zu Gruppen — groupes; und nun ist das Geheimniß der höheren Idee der Arbeit, daß jeder attraction eine allgemeine série und eine besondere groupe entspricht — wie wenn etwa der Eine besondere Neigung hätte zur Viehzucht und innerhalb derselben wieder zur Pferdezucht, ein Anderer zum Gartenbau und innerhalb desselben vorzugsweise zur Obstbaumzucht u. s. w. Die Grundlage aller wahren Arbeit, die Grundlage des Arbeitsideals der Zukunft ist daher die große organische Thatsache, daß die Neigungen der Menschen zur Thätigkeit und die Gattungen und Arten der Stoffe und Kräfte sich gegenseitig decken. Und da nun die Arbeit nothwendig ist, um Reichthum zu erzeugen, und die Erzeugung des Reichthums eine der großen Bestimmung der Menschheit ist, so entsteht daraus das organische Princip der Arbeit der Zukunft, daß die Neigungen in Art und Maß die Bestimmung aller Menschen enthalten — les attractions sont proportionelles aux destinées; ein Gesetz, das sich in der Wirklichkeit durch das System der Serien und Gruppen verwirklicht.

Nun aber ist das Erdenleben noch sehr jung. Unsere Gegenwart ist selbst nur ein bestimmtes Stadium desselben, und mithin ein bestimmtes Stadium in der Verwirklichung jenes höchsten Gesetzes. Dieses Stadium hat seinen ganz bestimmten Charakter. Wir nennen ihn den Garantismus, le garantisme — diejenige Epoche, in welcher nur noch jeder Einzelne dem Andern vermöge unserer Rechtsordnung gewährleistet, was er als Individuum erworben hat. Soll sich jene Idee der Arbeit aber verwirklichen, so muß unsere Zeit einen wesentlichen Schritt weiter thun. Sie muß vom garantisme

zur association übergehen, zur Gemeinschaft der Arbeit von dem Gegensatze derselben. Zu dem Ende muß sie gewisse Territorien erwerben, darauf große gemeinschaftliche Gebäude errichten, innerhalb des so gewonnenen gemeinsamen Gebietes nach dem Gesetze der attraction für specielle Arbeit Jedem die Möglichkeit geben, gerade das zu arbeiten, wozu er Lust hat, und so durch das Ergebniß der travail attractif zugleich das Capital verzinsen, das jeder Einzelne hineingebracht haben mag. Eine solche auf association und attraction gegründete Gemeinschaft heißt dann eine Phalange. Wenn nur eine — nur eine einzige Phalange frei und ungehemmt entstehen könnte, welche wunderbaren Resultate würde sie liefern! Die ganze Welt würde ihr nachfolgen. Nur Eine Phalange!

Das ist der Fourierismus. Er hat eine eigenthümliche dialectische Kraft. Er fordert keinen Glauben, sondern läßt jeden zu; er fordert keine Ehe, aber er verwirft sie auch nicht; er beschränkt sich nicht auf Landwirthschaft, sondern nimmt unbedenklich auch das Gewerbe in sich auf; ja er fordert nicht einmal den Gehorsam der Arbeit, sondern predigt, daß die Lust zur Arbeit von selbst komme, ohne äußeren Zwang, blos durch die ewigen Gesetze, welche die Arbeit zum Genuß zu machen wissen. In ihm ist die Individualität durch die Gruppen und Serien zu einem mechanischen Princip, das Interesse zum Genuß, und der Reinertrag zu einem einfachen Naturproceß geworden. Ist es da noch möglich, von Eigenthum, Lohn, Capital, oder gar von Klassen und Klassenhaß zu reden? Brauche ich hier die amerikanischen vagen Factoren von Revivalism, Spiritualism, Methodism oder dergleichen, jene nur empfundenen Begriffe oder Bestrebungen, über die sich Niemand klare Rechenschaft ablegen kann oder mag? Die Ordnung der Dinge ist vielmehr, daß in dieser Idee der Arbeit der Genuß zur Arbeit, die Arbeit zum Reichthum und der Reichthum wieder zum Genuß wird. Giebt es da noch eine „sociale Frage“?

So standen in dem Anfange unseres Jahrhunderts der Owenismus und der Fourierismus neben einander, sich gegenseitig gar nicht kennend, Kinder derselben Zeit, Lösungsformen derselben Frage, aber in Europa ohne Raum und Recht für ernste Versuche. Sie hatten bereits ihre Geschichte gehabt. Owen hatte in Lanark seine große Spinnerei nach seinen Anschauungen eingerichtet, und durch die günstigen Conjuncturen nach dem Pariser Frieden große Capitalien gewonnen; als die Sieger von Waterloo England besuchten, hatten sie auch sein Lanark besucht und eine Fabrik bewundert, in welcher Alle zufrieden waren, weil der Besitzer damit zufrieden war, Arbeitslohn auch dann zu zahlen, wenn er bei der Production verlor. Fourier hatte das Höchste erreicht, was er erreichen konnte, er hatte eine kleine aber begeisterte Schule begründet; aber zu Versuchen war es nicht gekommen. Die Klassen in der industriellen Gesellschaft aber hatten sich noch nicht geschieden; den Nichtbesitzenden waren Beide unbekannt, den Besitzenden waren sie „sonderbare Schwärmer“. War das Alles aber auch wirkliche Schwärmerei? War es

denn so gewiß, daß diese Ideen bei praktischen Versuchen aus Gründen, die tief in der menschlichen Natur liegen, wirklich lebensunfähig sein werden?

Europa konnte nach seinen Verhältnissen darauf keine Antwort geben. Es ward zur Aufgabe Amerikas, die praktische Probe beider großen Systeme durchzuführen.

2. Der Owenismus in Amerika.

Owen hatte durch sein System der Familienarbeit in seiner Fabrik das Aufsehen von halb Europa erregt. New-Lanark hatte in jener Zeit, in der man den künftigen Frieden von Europa auf die patriarchalische Ordnung aller Dinge gründen zu können hoffte, selbst bei den Königen und Fürsten die Ahnung davon erweckt, daß Arbeit, wenn nicht Republik, so doch Freiheit sei; vor Allem aber die industrielle Arbeit. Sie erfuhren es täglich in Frankreich; sie fürchteten es täglich in Deutschland zu erfahren. Da trat ihnen in New-Lanark das Arbeiterthum als Familie entgegen, in der das gefürchtete und doch so unentbehrliche Capital aus einem Herrn zum verehrten Patriarchen geworden war. Man beglückwünschte Owen, und in ihm den Propheten einer Zeit, in der selbst die an sich freie Arbeit keine Gefahr für die Principien bringen werde, welche man als die letzte Grundlage der Ordnung Europas verehrte. Was Haller für das öffentliche Recht in seiner Restauration der Staatswissenschaften gethan, das leistete Owen auf dem viel verständlicheren Gebiete der Industrie. Owen selbst mußte empfinden, wenn auch nicht was, so doch wie viel von ihm erwartet wurde. Da erfaßte es ihn; aus dem Gefühl, mit dem er das industrielle Patriarchenthum geschaffen, ward Ueberzeugung, und die laute Anerkennung des Erfolges ward in ihm zur Begeisterung. Die aber steht bei keinem einzelnen Lande still, so wenig wie bei einem einzelnen Mißerfolge. Owen, dem einst seine eigene Fabrik genügt hatte, konnte jetzt ganz England nicht mehr genügen. Er hoffte, die Welt seinen liebenswürdigen Idealen unterwerfen zu können.

Da kam aus Amerika ein gewisser Richard Flower nach New-Lanark, ein Agent der Rappisten, die ihren Besitz Harmony verkaufen und sich tiefer in die Einsamkeit zurückziehen wollten. Fünftausend Dollars waren ihm geboten, wenn er einen Käufer fände. In England angelangt, trieb ihn der Instinct nach New-Lanark. Er fühlte, daß die kühne Waghalsigkeit, das Eigenthum der angelsächsischen Race, allein fähig sein werde, in ein so großes und unsicheres Geschäft einzugehen. Owen, der zugleich reiche und begeisterte, war sein Mann. Welche Zukunft für die großen Ideen Owen's auf dem freien und vor allen Dingen so billigen Boden Amerikas! Und Owen ging ein. Binnen wenig Tagen war das Geschäft geordnet. Owen kaufte den Besitz der Rappisten, deren Grundsätze ja so viel Verwandtes mit den seinigen hatten; 30,000 Acres Land mit allen Baulichkeiten für 150,000 Dollars. Gab es etwas Aehnliches in England? Owen selbst ging nach Amerika hinüber; 1825 trat er den Besitz an; 3000 Acres waren schon unter Cultur, 19 Farmstellen hergestellt, Wege eingerichtet, Schulhäuser, Sägemühlen und

Anderes; die Gesammtzahl der Bewohner betrug gegen 1000 Seelen. Hier war Raum und Freiheit für jede Art der Glaubensgemeinschaft und — der Capitalsanlage.

Kaum angelangt, machte Owen sich ans Werk. Sein Ruf ging ihm voraus. Das Volk, begeistert von der Idee, hier billig Land und Arbeit zu bekommen, strömte herbei. Freilich waren viele „schwarze Schafe" darunter. Und Owen selbst, ein Mann der Fabrikarbeit, verstand gar wenig von der Landwirthschaft. Auch riefen ihn seine eigenen Geschäfte nach Glasgow zurück. Es war nicht möglich, die einfachen Principien der Fabrikarbeit anzuwenden; es war auch nicht möglich, selbst die Leitung des Ganzen in der Hand zu halten. So mußte Owen damit beginnen, seinen Hintersassen zunächst eine sogenannte Constitution zu geben, die er selbst als eine provisorische erklärte. Darnach sollte ein provisorischer Ausschuß die ersten Grundlagen eines neuen, rationellen Lebens legen. Allerdings fing diese neue Constitution mit den alten Einrichtungen des europäischen Lebens an; ein paar Maschinen wurden hergestellt, Schulen entworfen, Krämerladen gegründet, fünf militärische Abtheilungen zum Schutze creirt, jeden Feiertag Musik und Tanz gefordert, Gottesdienst und Glaube dem Einzelnen überlassen, und das Ganze New-Harmony genannt. Das geschah im April 1825; als das fertig war, ging Owen nach England.

Im Anfang ging Alles gut. Aber doch war Alles eben zu provisorisch. Owen mußte 1826 schon im Januar zurückkehren. Die zweite Constitution ward erlassen; jetzt hieß die Anstalt die New Harmony Community of Equality und sollte durch ein Executiv-Comité regiert werden. Aber die Herrschaft dieses Ausschusses wollte mit jener Equality nicht stimmen; es war kein Gehorsam da; schon entstand mitten in der Community die Frage, wer denn eigentlich Eigenthümer der neu errichteten Settlements sei; eine neue, dritte Constitution ward nothwendig; Owen selbst behielt sich das veto bei der Aufnahme neuer Mitglieder vor. Aber auch die alten begannen zu hadern, die Ordnung war erschüttert; jetzt mußte Owen zur vierten Constitution schreiten, welche die Gemeinschaft bereits in drei Gemeinschaften auflöste; dabei kamen noch immer neue Ansiedler hinzu, um Land und Arbeit zu finden, und der Streit begann endlos zu werden. Ein Haupteigenthum und doch viele? Ein Herr und doch Gleichheit? Es kam eine fünfte, eine sechste, eine siebente Constitution; Unordnung begann; Niemand wollte recht arbeiten, weil Niemand wußte, wofür? Alles war erschüttert, nur Owens Begeisterung nicht. Freilich war sie machtlos. Umsonst hielt er Reden über Reden. Wunderlich genug erklärte er z. B. im Juli 1826 in einer solchen Rede: Es giebt drei große Unterdrücker der Menschheit: Eigenthum, unvernünftige Religion und Ehe — und er selbst war Eigenthümer der 30,000 acres, und von seinem legitimen Sohne und begeisterten Anhänger begleitet. Freiheit — und dabei lauter Leute, von denen Noyes in seiner immerhin interessanten, Inquest of New Harmony sagt, sie seien (1825) „a nation of drunkards"

gewesen? Was mußte die Folge sein. Die ordentlichen Leute brachen nach und nach auf und gingen davon; der zu große Besitz ward getheilt; die Erträgnisse gingen zurück; im Januar 1827 gab es in ganz New Harmony nach einem Berichte in der New Harmony Gazette nichts als — „Mangel an Erziehung, schwere Arbeit, kaltes Wasser zum Trinken und wenig zu essen". Owen selbst berief die Seinigen zum 18. Juni 1827 nach der „hal" von New Harmony, um ihnen Lebewohl zu sagen. Der Grundbesitz ward theils aufgetheilt, theils verlassen; Owen ging nach Europa, das ihn vergessen hatte und hinterließ als Gegensatz seiner Anschauung eine Gesellschaft der Individual sovereignty, die ein früheres Mitglied, Josiah Warren, gründete. Owen selbst sagte, daß er „wanted honesty of purpose and got dishonesty; he wanted industry and found idleness". Er hatte das Land und die Sache nicht verstanden, und das Land ihn nicht; New Harmony löste sich auf; mit ihm war die Epoche des Owenismus in Amerika zu Ende.

Wir sagen die Epoche, denn man muß nicht glauben, daß New Harmony allein stand. Noyes erzählt uns von nicht weniger als elf anderen ähnlichen Unternehmungen, die fast gleichzeitig mit ihm entstanden und alle nach einander, die meisten nach wenig Monaten, untergingen; die längsten dauerten gegen drei Jahre. Als die dreißiger Jahre kamen, waren alle diese Communities spurlos verschwunden. Hätte der hochgesinnte Mac Donald, dessen Papiere Noyes benutzt hat, nicht ihre letzten Erinnerungen gesammelt, wir wüßten überhaupt kaum etwas von ihnen.

Und wodurch lösten sie sich auf? Der Glaube beherrschte sie nicht, die selbstgegebene Arbeitsordnung noch weniger; Niemanden hatte diese Gemeinschaft besser, und Niemanden hatte sie reicher gemacht. Owen hatte sein Vermögen an seine Ueberzeugung gesetzt; aber — keines von beiden hatte sich erhalten können; seine Anhänger hatten von ihm keine Glaubensartikel empfangen und keine Theorie verstanden; hatte er selbst eigentlich recht klar gewußt, was er wollte? Wir müssen nach dem, was uns vorliegt, es gradezu verneinen. Aber das war klar geworden, daß wieder einmal die Gütergemeinschaft und die Aufhebung des Einzelerwerbs noch lange kein Socialismus, noch weniger eine Lösung der socialen Frage sind. Wieder einmal war bewiesen, daß die große Idee der „Neugestaltung der Gesellschaft" ganz etwas Anderes fordert als jene Aufhebung des Einzeleigenthums und Gemeinschaft des Lebens und der Liebe. Mag man aber den Owenismus in Amerika sich denken, wie man will — er hat wenigstens den Beweis geliefert, daß auf diesem Wege das Ziel überhaupt nicht zu erreichen sei. Was in dem unfreien Europa nicht versucht werden konnte, das konnte zum Erstaunen Owens in dem freien Amerika nicht vollbracht werden. In der That — auch das war kein wahrer Socialismus. —

Freilich hatte dieser Owenismus absolut kein System; er wußte weder, was er rechtlich mit dem Eigenthum, noch wirthschaftlich mit der Arbeit anfangen wollte. Mit ihm war die Hauptfrage also doch nicht erledigt.

Wie nun, wenn eine Bewegnng auftrat, die wenigstens die sociale Idee der Arbeit begriffen hätte?

3. Der Fourierismus in Amerika.

Wir kennen jetzt Amerika unendlich viel besser als vor fünfzig Jahren; aber Eines wissen wir doch selbst aus jener Zeit. Dicht hinter den gewaltigen Städten an den Ufern des Oceans, welche der lebendige Contact mit den Kräften der alten Welt hervorgezaubert, lagen damals wilde und unurbare Gelände, wegelos, bewohnerlos, häuserlos; der Einzelne, der zehn Meilen weit vor die Thore der Stadt hinauszog, fand die mächtige Einsamkeit des Urwaldes oder der Prairie, und in ihr die eigene Hülflosigkeit seiner vereinzelten Kraft, über die ihn die absolute Freiheit in allen Rechten nicht zu trösten vermochte. In dieser Vereinsamung ist es, wo nur der Roman eine wohlthuende Heimath gefunden, wo aber in Wirklichkeit die verlassene Kraft des Einzelnen ihre Schwäche, die angestrengteste Arbeit ihre Machtlosigkeit empfindet; hier ist es, wo die Gemeinschaft in ihrem Werthe erkannt wird, und wo sich der hülflose Einzelne nach ihr tausendmal umsonst zurücksehnt, nachdem er sie in Hoffnung oder Schmerz einmal verlassen. Da tritt dem Menschen feindlich entgegen, was er in der Mitte der Gesammtheit für ein hohes Gut gehalten; die Stille des Urwaldes wird zur Gefahr, die Fruchtbarkeit des Bodens wird zum Fieber, die Ueppigkeit der Vegetation wird zur tödtlichen Mühe, die Einfachheit des Lebens zur Sorge und Noth. Er will arbeiten, und die individuelle Kraft wird spurlos aufgesogen von der ungemessenen Natur, in der seine Anstrengung verschwindet; er will ernten und kann der zu reichen Frucht nicht Herr werden; er will eintauschen was er nicht hat, und findet keinen Weg zum nächsten Markt. Seine Tage sind schwer, seine Abende lang und freudelos, seine letzte Hoffnung ist, das zu erreichen, worauf in der Gemeinschaft die erste Hoffnung der beginnenden Arbeit sich stützt, nicht den Besitz, sondern den Werth des Besitzes, sei es seiner Arbeitskraft, sei es seines Grundstückes. Ist es da ein Wunder, wenn jeder Gedanke an die Gemeinschaft in der Arbeit, ja selbst auf Kosten der Selbständigkeit des Besitzes mit Begeisterung begrüßt wird und daß der einsame Wanderer auf jenem uferlosen Meere des Erwerbes, die wir die Urproduction nennen, sich den Hoffnungen hingiebt, deren Erfüllung ihm der einsame Urwald und der feucht-fruchtbare Boden wenigstens für seine Lebenszeit endgiltig verweigern?

So kam es, daß in diesen Geländen der religiöse Communismus den unschätzbaren Werth der Gemeinschaft zur Herrschaft seiner Glaubensartikel umgestalten und für die unbegrenzte Freiheit des Settlers die absolute geistige und wirthschaftliche Abhängigkeit bieten konnte, ohne daß derselbe den Tausch mit Hohn zurückgewiesen hätte. So war es auch gekommen, daß Owen seine Harmony aufstellen und zehn andere gleichartige Unternehmungen ihm folgen konnten, und daß im Anfange von allen Seiten ihm Anhänger zu-

strömten. Denn in der That, sie waren keine Anhänger seiner Ideen, sondern sie suchten die Gemeinschaft als solche, gleichgiltig um welchen Preis. Aber wie wir gesehen, sie waren zu Grunde gegangen. Lag die Ursache in dem Mißverständniß des Wesens des Eigenthums, oder in dem der Arbeit? Offenbar, in jenen wilden Landen, in denen der Besitz sich fast dem Eigenthum zur Seite stellt, war es nicht der Begriff und das Recht des letzteren, um das es sich handelte. Denn arbeiten wollten dann doch schließlich alle; allen war es verständlich, daß das Eigenthum nur das Ergebniß der Arbeit sein könne. Bot also Jemand das, was dem Owenismus gefehlt hatte, eine Idee der Arbeit, welche neben dem täglichen Unterhalt, und zwar innerhalb jener ersehnten Gemeinschaft der Arbeiter auch noch ein Eigenthum zu erzeugen vermochte — was ließ sich Besseres denken?

Es war in den dreißiger Jahren. In Paris war der St.-Simonismus überwunden; das tiefe Bedürfniß aber, das ihn geweckt, war lebendig geblieben. Fourier hatte es endlich dahin gebracht, daß sich eine Schule um seine Ideen gesammelt hatte. Paris ist nicht blos der Mittelpunkt für alles, was Europa besucht, sondern dies Paris hat daneben eine Fähigkeit, welche nur Die kennen, die in sein inneres Leben eingedrungen sind. Es vermag kühne und neue Ideen zu erzeugen und Geister dafür zu gewinnen. Das Gefühl, daß die Gesellschaft als solche sich vom Staate getrennt, daß sie neben ihm eine selbständige Potenz geworden, daß zuletzt der Staat selbst in seiner Rechtsbildung von ihr abhänge, hat sich schon damals, wesentlich angeregt durch den Socialismus St.-Simons, Bahn gebrochen. Fourier hatte dieses Gefühl zu einer Theorie formulirt. Victor Considérant war der begeisterte Anhänger dieser Lehre. Eine Literatur entstand; der Fourierismus begann eine Frage des Pariser Lebens zu werden. Es war um diese fourieristische Bewegung jener geistige Duft verbreitet, der als Ausdruck des Unbestimmten gewisse Gemüther fast unwiderstehlich anzieht. Ihn begleitete die Empfindung, daß es sich bei jenen Theorien um etwas allgemein Bedeutendes handle. Der Kern des socialen Bewußtseins fing an sich zu regen. Auch die Ideen haben ihre Jugend, ja ihre Jungfräulichkeit. Wer nie einer solchen Idee in ihrer noch kindlichen Unbefangenheit und mit ihrem unbegrenzten Vertrauen auf die eigene Zukunft, mit ihrer Hingebung für alles Schöne und Edle in das noch von keiner ernsten Reflexion getrübte Auge geschaut hat, der weiß nicht, was sie vermag. Und die fast kindlichen Ideen Fouriers, die doch einen so tiefen Gehalt hatten, traten gerade damals in dem Pariser Leben und in der Zerrüttung seiner ethischen Gesellschaftsordnung auf, welche der großen Revolution von 1848 voraufging. Damals war es, wo die beiden gewaltigen Factoren des menschlichen Lebens, Besitz und Arbeit, zum erstenmal ihr eigenes Verständniß fanden, das ihnen weder Rousseau noch die erste Revolution hatte geben können. Wer damals in Paris war, mit offenem Auge und offenem Herzen für das, was sich langsam und in der Stille vorbereitete, der mußte sehen, wie sich allmählich eine ganz neue, allen bestehenden

Gesetzen und allen berühmten Staatsrechtslehren noch unbekannte Gestaltung der Auffassung von den Grundlagen der Gesellschaft vorbereitete und von der alten Tradition der Begriffe von Freiheit und Verfassung ablöste. Es war das Gefühl, daß die Gesellschaft den Staat, der Besitz aber wieder in Bewegung und Vertheilung die Gesellschaft beherrscht. Es war da, dies Gefühl; aber es hatte noch keinen fest formulirten wissenschaftlichen Ausdruck. Fourier verstand von ihm nur den Theil, der sich auf die Arbeit bezog. Er war der Erste — sagen wir unbedenklich der Erste in der Welt, der einen organischen Begriff der Arbeit aufgestellt hat. Wir haben tausend Philosophien des Rechts — haben wir eine einzige der wirthschaftlichen Arbeit? Und doch ließ es sich nicht mehr ganz leugnen, daß sie die Grundlage des Gesammtlebens sei. Paris aber fühlte, daß es die Frage der Arbeit zu seiner Lebensfrage machen müsse. Es war die Zeit, in welcher das Verständniß des Socialismus und Communismus Frankreichs entstanden ist.

In diese Zeit nun trat ein junger Amerikaner hinein, wenig geschult, aber desto empfänglicher für den Eindruck, den ihm Paris, und in Paris die große beginnende Bewegung der Gesellschaft machte. Es war Albert Brisbane. Mit inniger Hingebung widmete er sich dem Studium der Lehre Fouriers von der Arbeit und ihren großen organischen Gesetzen. Er wußte recht wohl, daß von dieser ganzen Lehre der Theil, der den Gegensatz zwischen Capital und Arbeit lösen sollte, für sein Vaterland noch auf hundert Jahre keine Bedeutung habe. Aber er wußte auch, daß in Amerika nicht dem Capital, sondern der Arbeit, und gegenüber dem noch kaum gekannten Urwald oder den noch unurbaren Prairien der landwirthschaftlichen Arbeit vor allem die Zukunft gehöre. Und gerade für diese landwirthschaftliche Arbeit hatte Fourier mit jenem wunderbaren Instinct, der das Ferne oft so viel besser versteht als das Nächste, seine Arbeitsideale aufgebaut. Sie waren mächtig genug, Brisbane zu begeistern. Von ihnen erfüllt, kehrte er über den Ocean nach Amerika zurück. Wieder einmal sollten europäische Ideale jenseits des Weltmeeres nach einer Heimath suchen.

In seinem Vaterlande angelangt, schrieb er im Jahre 1840 sein erstes Werk, die „Social Destiny of Man“. Wir können nicht sagen, wie Amerika die transscendentalen Ideen Fouriers im Einzelnen aufgenommen. Aber Eins ward jenem Welttheile sofort klar. Wie immer die Sonne und die Sterne sich zu dem Pflanzenleben unserer Welt verhalten, und ob die Ordnungen der Astronomie diese oder jene Zukunft für uns haben mögen, gleichviel; aber das war einleuchtend, daß die Association, dies letzte praktische Princip der Lehre Fouriers, für die Verhältnisse Amerikas, und namentlich für die Entwicklung seiner landwirthschaftlichen Cultur ein unschätzbares sein müsse. Um so mehr als der Grundgedanke Fouriers, daß die Lust und Liebe zur Arbeit nicht durch Offenbarung und nicht durch äußeren Gehorsam, sondern durch die Natur des Objectes der Arbeit sich von selbst herstellen werde. Das

war es, dessen die großen Besitzer unbebauter Landstriche und der einsame Settler auf seiner öden Farm gleichmäßig bedurften. Darum dauerte es nicht lange, bis ein bestimmtes Stück der öffentlichen Meinung sich der neuen Lehre zuwandte. Schon im Jahre 1842 erklärte sich die New York Tribune für die Theorie und die Hoffnungen, die sich daran knüpften; den Standpunkt, den sie einnahm, bezeichnete sie selbst als die „Association, or principles of a true organisation of society"; sie öffnete Brisbane ihre Spalten, und jetzt begann das, was wir die fourieristische Epoche im amerikanischen Socialismus nennen dürfen.

Wir werden nun nicht der publicistischen Discussion folgen, die freilich einen wesentlich anderen Charakter jenseits des Oceans empfing, als sie in Paris gehabt. Es war die Aufgabe Brisbanes, nicht eine Philosophie zu entwickeln, sondern den Beweis zu liefern, daß sich das Princip der Association in Amerika „gut rentiren" werde. Und das gelang; denn sowohl die großen Grundbesitzer als die hülflosen kleinen Farmer mußten darin den Beweis für das finden, worauf sie den größten Werth legen mußten. So entstand als Nachbild des Pariser Phalanstère die Zeitung „Phalanx", an die sich das Journal „Harbinger" anschloß. Eine Reihe von Artikeln, nach Hunderten zählend, erschienen in rascher Reihenfolge; schon ward ein Comité gebildet, Reden wurden gehalten, der dramatischen Inscenirung für das wenig gebildete Publikum fehlte nichts von alle dem, was Amerika in solchen Fällen stets zu bieten vermag; das wesentliche Resultat aber war, daß in der Person des Herrn Greely eine bedeutende Geldkraft für Unternehmungen im Geiste der Association und der „Compound labour" gewonnen wurde. Der Erfolg war gesichert.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, den phantasiereichen, überschwänglichen Gedanken einer Organisation höchst praktischer Fragen gleich im Anfang mit einer streng religiösen Form und Auffassung verbunden, und die ersten fourieristischen Versammlungen mit fast methodistischen Geboten beginnen und enden zu sehen. Allein bei alledem kam dennoch der erste größere Versuch zu Stande. Es war die Sylvania Association, die erste amerikanische Phalanx, die Brisbane in seiner Phalanx (5. Oct. 1845) in Grundlegung und erster Entwicklung mit begeisterten Worten beschreibt. Noyes hat das Alles mitgetheilt. Wir glauben kaum, daß das Einzelne Interesse genug hat, um uns länger dabei aufzuhalten. Es darf genügen zu sagen, daß jetzt Sylvania sowie eine ganze Reihe von ähnlichen Versuchen sich theils gleichzeitig, theils rasch hintereinander entwickelten, deren Specialität uns Noyes und zum Theil auch Hinds mit jener Gewissenhaftigkeit beschreiben, die uns, wenn nichts Anderes, doch wenigstens die möglichste Objectivität der Beobachtung gewährleisten. Es ist aber an dieser Stelle weder thunlich, noch auch ist es von besonderem Werth, das Detail dieser Darstellungen zu verfolgen. Wir begnügen uns damit, im Allgemeinen zu bemerken, daß diese Versuche, wie sie nacheinander aus dem Einflusse hervorgingen, den Brisbane auf jene Epoche ausübte, sich in zwei Hauptgruppen theilen, deren Inhalt und Schicksal uns Noyes in

seiner Arbeit mittheilt, und deren einzelne Daten man, mit mehr oder weniger Genauigkeit übersetzt, bei Selmer wiederfindet.

Noyes zählt im Ganzen vierunddreißig fourieristische Communities auf, welche durch die von Brisbane angeregte Bewegung seit 1842 in Nord-Amerika entstanden sind. Von diesen vermag er selbst über einen Theil derselben gar keine bestimmten Angaben mitzutheilen. Ein zweiter Theil besteht aus Versuchen, die entweder in wenigen Monaten, oder doch längstens in zwei bis drei Jahren sich von selbst aufgelöst haben. Nur sehr wenige haben diese Zeit überdauert; dahin gehören Brook Farm in Massachusetts, die fünf Jahre aushielt, die Northampton Association, Mass., mit vier Jahren, vor allem aber die North American Phalanx, N.-Jersey, die zwölf Jahre dauerte. Es ist natürlich, daß er bei der letzteren längere Zeit verweilt; aber im Grunde scheint es nach allen Mittheilungen, daß die Elemente des Entstehens wie des Verfallens in allen diesen Formen der Association denn doch im Wesentlichen stets dieselben geblieben sind.

Die Grundlagen, auf denen diese fourieristischen Landwirthschaften errichtet wurden, waren in der That die Ideen Fouriers, freilich auf die beiden Punkte zusammengedrängt, die wir schon erwähnten: die Association und die freie Theilung der Arbeit innerhalb derselben. Die praktische Durchführung scheint allenthalben dieselbe gewesen zu sein. Die Gesellschaft gab jedem Einzelnen seine Wohnung und baute daneben größere Räume für Speiselocalitäten und Unterhaltung. Jeder verfügte sich täglich zu der Arbeit, für welche er sich selber freiwillig bestimmte; diese Arbeit ward ihm dann täglich genau wie in jedem anderen Unternehmen verrechnet, und mit diesem Lohne mußte er Wohnung und Nahrung zahlen. Anfänglich gab man die Letztere frei; die Frauen kochten und bedienten, und die „Gruppen" setzten sich an ihre Tische. Allein bald zeigte sich ein fast komisches Ergebniß. Da sehr viele Mitglieder die „attraction" für die besten Speisen hatten, und also ihre destinée war, dieses Essen vor den Andern zu bekommen, so wählten sie vermöge der attraction diejenigen Arbeiten, welche am nächsten dem Speisesaal waren, so daß die entfernter Arbeitenden trotz ihrer attraction zu gleich gutem Mittagsmahl doch der destinée unterlagen, bei entfernterer und schwererer Arbeit schlechtere Kost zu bekommen. Daher führte man die ganz gewöhnliche Speisekarte ein, wo Jeder „nach Neigung" speisen konnte, *wenn* er zu zahlen vermochte. Eben so ging es mit den Wohnungen, Jeder wollte am Ende doch seine Wohnung, und die gemeinschaftliche Pflicht der Erziehung war keineswegs immer ein „Genuß". Dabei zeigte es sich, daß auch die Grundstücke nicht gleiche Erträgnisse gaben, sondern daß bei dem freien Wechsel der Arbeit die unfähige Hand des Einen nur zu oft verdarb, was die tüchtige des Andern hergestellt hatte. Endlich aber und vor Allem mußte sich selbst bei der Tagelohn-Verrechnung, zu welcher alle diese Phalangen bald, gerade wie in Europa, zurückkehren mußten, zeigen, daß der Fleißige stets für den Faulen arbeitete, und daß die ganze Anstalt nicht fähig war, Denen, die sie verlassen

wollten, ihren Antheil am Capital zurückzuzahlen. So entstand fast in allen diesen Phalangen zuerst Unmuth, dann Unzufriedenheit; auch war jener sociale Tagelohn, den die compound labour ergab, ein so äußerst mäßiger — er wird auf 1 D. 50 p. bis 90 p. ausgerechnet — daß Niemand mehr sich und seine Zukunft einer solchen Gemeinschaft der Güter und Arbeit anvertrauen wollte; daher Streitigkeiten, hinter den Streitigkeiten entweder Processe oder einfaches Verlassen des Settlements und damit Auflösung. Wäre dieser Proceß der Auflösung nicht gar so uniform bei jeder dieser Unternehmungen, so wäre er zuweilen recht dramatisch. Noyes hat das Seinige gethan, um ihn aktenmäßig in den wichtigeren Fällen darzustellen; aber es wiederholen sich stets dieselben Erscheinungen mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß an der Gleichartigkeit der wirkenden Gründe kein Zweifel sein kann. Man kann sagen, daß mit den vierziger Jahren der spontane Fourierismus zu Ende war.

Aber noch einmal schien es, als werde er wieder lebendig werden. Das Jahr 1848 hatte die socialistischen, friedlichen Ideen mit dem wilden Communismus der Ateliers nationaux zusammen geworfen; die Häupter des Socialismus, entsetzt über das Blut, das der Kampf um das Eigenthum gekostet, zogen sich zurück; halb flohen sie, halb gingen sie freiwillig über das Meer nach jenem Amerika, das doch schon am Ende der Brisbane'schen Epoche anzulangen begann. Unter ihnen vor Allem der liebenswürdige Nachfolger Fouriers, Victor Considérant, und der gesinnungstreue Vertreter der communistischen Utopie, der Verfasser der Voyage en Icarie, Cabet. Aber auch sie vermochten mit den Factoren nicht zu kämpfen, welche dem ersten Fourierismus sein Ende bereitet hatten. Victor Considérant erkannte bald, daß im eigentlichen Nordamerika doch für seine Idee keine rechte Heimath sei; er ging nach Texas, um hier eine Phalanstère nach reinstem Muster einzurichten. Es fehlen uns genaue Nachrichten über das Schicksal dieser Unternehmung; es ist aber schon deshalb gewiß, daß sie nicht gediehen ist, weil es sonst an Berichten nicht gemangelt haben würde. Cabet dagegen hat ein eigentlich freundlicheres Schicksal gehabt. Während Noyes seiner merkwürdiger Weise gar nicht erwähnt, erzählt uns Hinds ziemlich ausführlich, wie Cabet für seine Icaria in Frankreich Anhänger warb, und mit ihnen nach Amerika gelangte. Schon unterweges trennten sie sich. Cabet verließ Paris im December 1848, und die Icaristen gingen in der Zahl von 280 von New-Orleans nach Nauvoo, während ein anderer Theil sich in Texas etablirte. Anfangs ging es der Icaria in Illinois gut. Sie nahm neue Glieder auf, baute Schulen, Wege, machte verhältnißmäßig gute Geschäfte, und im Jahre 1855 zählte die Colonie 500 Mitglieder; ja sie kaufte sogar in Iowa ein neues großes Gebiet, und jetzt erst glaubte sie, noch immer von Cabet persönlich geleitet, am Beginn ihrer großen socialen Aufgabe zu stehen. Aber jetzt trat das ein, was zuletzt unausbleiblich war. Die Communisten waren Republikaner, und mitten in der absoluten Gemeinschaft und Güterlosigkeit hatte es sich ergeben, daß Einer von ihnen, der alte Cabet

selbst, ihr fast ausschließlicher Herr geworden war. Jetzt begann die Opposition der Freiheit gegen die Ordnung, und der Gründer der ersten, streng durchgeführten Gütergemeinschaft mußte sein Icaria verlassen. Das brach ihm das Herz; er starb, 69 Jahre alt, in St. Louis am 8. November 1856. Seine letzten Anhänger haben den Versuch der Arbeit in voller Gütergemeinschaft nicht geradezu aufgegeben. Sie blieben ihren Grundsätzen getreu, und noch aus dem Jahre 1876 theilt uns Hinds eine Correspondenz aus dem American Socialist mit, nach welcher der Rest von Icaria noch 83 Theilnehmer zählt. Aber das Bild, das Hinds uns (p. 76 ff.) zeigt, ist kein freundliches. Streit und Hader herrschen in dieser Miniatur-Republik, und das Einzeleigenthum hat selbst hier den Kampf mit der Gütergemeinschaft begonnen. Bedeutung hat auch diese Erscheinung nicht.

Wir vermögen nun nicht zu glauben, daß unsere Leser hier Einzelheiten wünschen, wo das Ganze denn doch unleugbar trotz mancher interessanten einzelnen Erscheinung, sowohl auf wirthschaftlichem als psychologischen Gebiet sich vollständig als lebensunfähig erwiesen hat. Aber gegenüber dem, was wir die sociale Frage nennen, ist der Gesammteindruck aller dieser, zwanzig Jahre hindurch fortgesetzten und immer wieder verfehlten Versuche denn doch ein unzweifelhafter. Wir haben bei dem religiösen Communismus zu dem Satze kommen müssen, den wir keineswegs für unwichtig halten, daß die Gütergemeinschaft und die Aufhebung des Einzelerwerbs die wahre sociale Frage *überhaupt nicht enthalten*; die Gemeinschaft des Eigenthums ist nicht blos an sich lebensunfähig, sondern berührt eigentlich den Kern der socialen Frage nur dadurch, daß sie die Individualität durch den Glauben *vernichtet*; wo kein Glaubensartikel herrscht, ist, wie Icaria zeigt, sogar die Gütergemeinschaft unmöglich. Die owenistische und fourieristische Epoche dagegen zeigt uns, daß auch die Gemeinschaft der Arbeit, sobald sie sich das Einzeleigenthum und die individuelle Selbstständigkeit unterworfen, nicht einmal wirthschaftlich, geschweige denn gesellschaftlich auf die Dauer auch nur von Jahren bestehen könne. Das große, wenn auch nur negative Resultat dieser Geschichte ist daher das, daß Gütergemeinschaft, Aufhebung des Eigenthums und gemeinsamer Erwerb die sociale Frage nicht lösen, *weil sie überhaupt die eigentliche sociale Frage gar nicht bilden*. Diese Frage liegt viel tiefer; wir sehen wieder, daß sie ihr wahres Wesen erst da entfaltet, *wo die Gemeinschaft das Opfer der Individualität fordert*. Und ob sie *das* vermag und soll, *das* ist die sociale Frage.

4. Die Verbindung des religiösen mit dem wirthschaftlichen Socialismus. (Das socialistische Pensionat.)

Ehe wir jedoch von unserm Gebiete scheiden, müssen wir noch einen Blick auf die letzte neueste Gestalt des amerikanischen Socialismus werfen, die sich zur — wenn auch keineswegs klar bewußten — Aufgabe gestellt hat, die Grundidee des freien Klosters und seines Glaubens-

bekenntnisses mit den Anschauungen Fouriers über die organische Arbeit zu verbinden.

Während der Owenismus sich als verfehlt erwiesen, der religiöse Communismus fast verschwunden und der Fourierismus im Untergang begriffen war, gründete John Humphrey Noyes, 1811 geboren, eine neue Schule oder Sekte auf Grundlage der Bibel mit dem kühnen Gedanken, die völlige Freiheit der Persönlichkeit mit dem Glauben auf der einen und mit der strengen Ordnung der Arbeit auf der andern Seite zu verbinden. Es gelang ihm 1846, eine kleine kirchliche Gemeinde in Putney zu gründen, aus der die socialistische Gemeinschaft von Oneida im Jahre 1847 sich entwickelte. Diese Gemeinschaft hat theils directe Filialen wie Wallingford, theils indirecte Abzweigungen wie die Brotherhood of the New Life; es mögen wohl noch andere ähnliche existiren. Ihre Dauer aber macht es der Mühe werth, sie noch einen Augenblick zu betrachten.

Die Oneida Community von Humphrey Noyes geht davon aus, daß die geistige Einheit der Seelen, welche im Revivalismus und Spiritualismus als das innerste Bedürfniß der Menschen empfunden ist, neben ihrem biblischen Ausdruck auch einen wirthschaftlichen zu finden hat, um vollständig ihrer Idee zu genügen. Dazu gehört nun zuerst wieder ein Glaubensbekenntniß, ein creed, und das ist in dem Buche von Noyes des breitern in nicht weniger als 74 Artikeln ausgearbeitet. An dieses Glaubensbekenntniß, das wie alles Derartige aus der Bibel bewiesen ist und als eine Art Offenbarung erscheint, für deren Medium natürlich Noyes gilt, schließt sich dann das, was diese Gemeinschaft ihre Social Theory nennt. Grundlage sind aus der Bibel Daniel 2, 44 und Jes. 25, 6—9, wonach das Königthum des Himmels auf Erden erwartet wird; das II. Kapitel zeigt, daß die Ehe nicht dem Himmelreiche angehört und daher durch — den Communismus ersetzt werden muß; das III. Kapitel erklärt, daß der Tod abzuschaffen und durch ein vernünftiges Verhältniß zwischen — den beiden Geschlechtern zu beseitigen sei, was die Kapitel IV und V weiter fortführen. Das Kapitel VI endlich kommt zur Hauptsache und sagt, daß aus den früheren Kapiteln ersichtlich, wie das Princip der Association die Grundlage des Lebens sein müsse, wie die Arbeit durch dieselbe so einzurichten sei, daß sie Genuß werde — work will be sport, „wie ein Zustand des Paradieses". Das ward ausgeführt, aber sorgfältig sowohl der Begriff als das Recht des Eigenthums vermieden. Es ist klar, daß damit eigentlich nur eine Wiederholung der früheren Theorien, namentlich unter hoher Anerkennung Fouriers gegeben ist. Allerdings aber brauchte Noyes die Vorsicht, nicht etwa jeden Menschen in dieser Gemeinschaft zuzulassen, sondern sich um seine Antecedentien ziemlich ernsthaft zu kümmern und dann, wie es scheint, ihn eine angemessene Summe als Eintrittsgeld in diesen Communismus zahlen zu lassen, welche Summe derselbe, aber ohne Zinsen, wiederbekam, wenn er austrat. Auf Grundlage des so beschafften Capitals wurde dann gearbeitet, und neben der Landwirthschaft auch etwas Industrie betrieben; Jeder ward moralisch

verpflichtet zu arbeiten nach Fourier'schem Princip, Rechnung geführt und öffentlich abgelegt, kurz eine ganz verständige Wirthschaft getrieben, so daß das Budget von 1857 erst 5,407 D., das von 1867 einen Reinertrag von 21,406 D., das von 1868 schon von 55,100 D. auswies, wobei allerdings die Hauptsache, nämlich das Anlage-Capital und die Zinsen einfach weggelassen sind. Allein da solche Zinsen eben nicht gezahlt werden, Jeder aber doch gleich dem Andern nach attraction und groupe irgend etwas arbeiten muß, dagegen sehr einfach lebt und nebenbei sehr einfache Kleidung trägt, so ist ein Wohlergehen einer solchen Unternehmung schon kein Communismus mehr, sondern ein einfaches Rechenexempel. Damit aber die Einzelnen auch wirklich etwas thun, hat Noyes ein geistreiches Mittel erfunden. Er nennt es den mutual criticism. Jeden Sonnabend kommen Alle zusammen und kritisiren sich gegenseitig; Noyes hat dieses Verfahren in einer eigenen Broschüre: Mutual Criticism, 1876, beschrieben und vertheidigt, und bis jetzt hat derselbe noch guten Erfolg gehabt, da natürlich stets, wo Streit oder Härte entstand, eine angemessene Bibelstelle aushalf. Hind hat Oneida gründlich interviewt (p. 121—133) und auch die Broschüren angegeben, die in der Druckerei von Oneida publicirt sind; es sind eben Tractätchen. Hunderte, ja Tausende von Besuchern kommen jährlich, die Anstalt zu besehen und die Gemeinschaft ist nicht wenig stolz darauf, Aufmerksamkeit zu erregen. Sie giebt außerdem ein sehr hübsch ausgestattetes Blatt, den American Socialist, heraus, auf dessen Titel die Façade des geschmackvollen Hauptgebäudes prangt; das Journal bringt neben allerlei socialistischen Klagen und hauptsächlich biblisch gehaltenen Leitartikeln auch die gewöhnlichen Mittheilungen, jedoch ohne alle Rücksicht auf die Politik. Das Leben dort soll ganz comfortabel sein. Die Times brachten im Laufe des vorigen Jahres einen Artikel über Oneida, der die Verhältnisse der ganzen Unternehmung wohlwollend besprach. Der Correspondent bemerkt, was eben nur durch das unverzinste Anlage-Capital erklärt werden kann, „daß zwar Jedermann in Oneida mit irgend etwas beschäftigt ist, daß aber die schweren Arbeiten durch gemiethete Arbeiter — hired workmen — geleistet werden. Ist das noch eigentlicher Socialismus, oder eine „herrschende und beherrschte Klasse"? Im Uebrigen ist die Einrichtung gut; die Kinder sind nach dem neunten Monat in einer Kinderbewahranstalt und haben guten Unterricht; es existirt eine Bibliothek von ca. 6000 Bänden, in der neben Plato auch die großen deutschen Werke über sociale Fragen und Verwaltung Platz gefunden haben; daneben die großen Dichter Englands, Frankreichs und Deutschlands, ja neben Molière, Dante und Goethe sogar Heine mit all seiner Frivolität; um 8 Uhr Abends Versammlung mit Piano und eventuell Tanz; kurz, der Schreiber der Correspondenz, Leonard Montefiore, empfiehlt die ganze Anstalt bestens — den Touristen. —

Ist das Socialismus? Ist da eine gesellschaftliche Frage ernsthaft beantwortet oder auch nur aufgestellt? Wir gestehen, wir haben aufmerksam die Berichte durchgelesen und den Herrn Noyes mit seinem

kindlichen Bibelglauben an seine eigene Mission liebgewonnen, aber wir müssen allen Ernstes sagen, daß die unleugbare, bedeutsame, socialistische Bewegung in Nord-Amerika, nachdem sie ihren Lauf vollendet und Bedeutendes geleistet und angeregt hat, in Oneida zu dem geworden ist, was ein associirtes Capital mit Lohnarbeitern für die schwere Arbeit, comfortabeln Dining room, Gesellschafts- und Zeitungszimmer nebst angenehmer landwirthschaftlicher Beschäftigung und zur Aushilfe einem inspirirten Medium werden konnte — ein socialistisches Pensionat.

Sollen wir jetzt zum Schlusse über diesen amerikanischen Socialismus noch einmal, auf Grund dieser Thatsache, unsere Meinung sagen?

Stellen wir uns hin vor der schweren Bedeutung, welche die wahre socialistische Frage für die Geschichte der Gesittung hat, vor der Gewalt, die sie ausübt, und vor den Gefahren, die sie in sich birgt, so hat Amerika uns wenigstens Eine große Wahrheit bewiesen. *Weder die Gütergemeinschaft noch die Arbeits- und Ertragsgemeinschaft* sind lebensfähig; jede Gemeinschaft geht unter, deren Grundlage und Zeit nicht zuletzt die Herstellung der geistigen und der wirthschaftlichen Selbständigkeit des Individuums ist; Gütergemeinschaft, Ertragsgemeinschaft und Frauengemeinschaft sind überhaupt auch zeitlich nur dadurch möglich, daß der Offenbarungsglaube die Kraft der Individualität in uns bricht oder ganz vernichtet; die tiefe Abneigung, das innerste Gefühl des Gegensatzes gegen die eigentlichen communistischen und socialistischen Principien liegt daher, neben der äußern Gefährdung der Ordnung, über die jede Gesellschaft noch Herr geworden, *nicht* in der Furcht vor der Gemeinschaft der Güter, und nicht in dem tiefen Zweifel an der Möglichkeit der Gemeinschaft des Ertrages, denn was Amerika nicht gefürchtet hat, braucht das unendlich viel fortgeschrittenere Europa wahrlich auch nicht zu fürchten, sondern das Gefühl der Unmöglichkeit jener communistischen und socialistischen Tendenzen liegt in der *absoluten Negation der freien Selbständigkeit des Individuums*, ohne welche die Güter- und Erwerbsgemeinschaft weder theoretisch bestehen kann, wie das denkende Europa, noch praktisch, wie das freie Amerika bewiesen hat. Alles kann die Menschheit ertragen, nur nicht den Gedanken, die freie Individualität an irgend eine Gemeinschaft aufgeben zu sollen — am wenigsten wegen eines bloßen Unterschiedes in Besitz und Einkommen. Und das möge der ehrliche Socialist unserer Zeit bedenken! Wir aber haben Amerika dafür zu danken, daß es jenen Beweis geliefert. Wir unsererseits in Europa haben jetzt die weit schwerere Aufgabe, statt diesen innerlich unmöglichen Dingen dem wahren Kern der großen Zweifel unserer Zeit in's Auge zu sehen, und das ist *nicht* die Frage nach Communismus und Socialismus, sondern die viel ernstere nach den großen gesellschaftlichen *Pflichten* der höhern Klassen gegenüber den niedern, des großen Capitals gegenüber dem kleinen, der Starken gegenüber den Schwachen, in der geistigen *wie in der wirthschaftlichen Welt*.

Bernardo.

Von

Hermann Oelschläger.

— Leipzig. —

1. Bernardo todt! Hier steht es schwarz auf weiß!
Verwünschtes Blatt, mir tückisch zugetragen
Vom Zufall, der uns stets zu finden weiß,
Gelüstet's ihn, uns derb auf's Haupt zu schlagen.
Wie träumt ich friedlich und vergnügter Weis'
Mich hin in diesen heißen Sommertagen,
Der Berge froh, der Wälder, Bäche, Fische —
Nun bist du hin, du holde Sommerfrische.

2. O Götterluft, wenn mich am Morgen früh
Die Sonne nicht mehr auf dem Lager litt
Und ich, bevor sie südlich heiß und glüh
Den Scheitel traf, durch grüne Wälder schritt;
Wenn ich empor zur köstlichen Bellevue
Eilfertig klomm, auf Auen, die den Tritt
Sacht dämpften, Aug und Herz gesund zu baden
In Deinem Anblick, Thal von Berchtesgaden.

3. Du schönstes auf dem ganzen Erdenrund!
Mit deinen Almen, deinen Sammetwiesen,
Mit deinen Heerden, Wäldern, Deandln und
Den Felsenschluchten, draus die Achen schießen;
Mit deinen Bergen, die in stolzem Rund
Wie ein Juwel Dich mauerngleich umschließen —
Schneefelder, Gletscher über Steingeröll,
Der Watzmann hier und dort der Hohe Göll.

4. Altäre Gottes! Auf den ewigen Schnee
Blitzt funkelnd die demantne Sonne nieder
Vom Wunderblau des Himmels (ich gesteh',
Solch Blau sah ich nur in Italien wieder),
Und dort im Kessel liegt der Königssee,
Wohl werth des größten Ruhms, der schönsten Lieder;
Auch hat ihm schon manch wackerer Genosse
Sein Lied geweiht — vor Allen Julius Grosse.

5. Dieß ist nun hin. Bernardos Bildniß steht
Mir ernst und bleich vor Augen stets: ich weine,
Weil sich des Tods raubgierige Majestät
Vor Allem auf das Edle stürzt, das Reine;
Das Beste selbst, von ihm berührt, verweht
Und ewige Dauer hat nur das Gemeine.
Achill starb viel zu früh, der Griechen Hort,
Therſites aber lebte lang noch fort.

6. So griff der Tod, ein edles Wild zu haschen,
Heut auch nach Dir, Bernardo, vor der Zeit.
Schlau warst Du stets, doch dieses Netzes Maschen
Entrannst Du nicht trotz allem Widerstreit.
Und wir? Du leertest uns zwar stets die Taschen
Aufs Gründlichste, mit nobler Heiterkeit;
Doch was Du auch und wie Du's auch getrieben,
Man konnte doch nicht anders als Dich lieben.

7. Wer läßt nicht gern sich von der Form betrügen!
Das Wie ist Alles, es regiert die Welt,
Sobald es schön ist und in holden Zügen
Uns anlacht, uns erheitert, uns gefällt.
Der Kern allein kann uns noch nicht genügen,
Wenn er sich grob und bäurisch vor uns stellt:
Das Liebliche befängt, bestrickt uns ganz
Und nur dem Schönen reichen wir den Kranz.

8. Ich kenne das, auch ich bin von den Schwachen,
Und jüngst noch, als Aurora Morgenpreis
Mir unter Scherz und übermüthigem Lachen
Und wieder dann erröthend (ach, man weiß,
Wie das die siebzehnjähr'gen Mädchen machen)
Ein Körbchen gab (ich liebte sie so heiß),
Ein Körbchen, o so zierlich ausgeschmückt,
Halb grollt' ich da und halb war ich entzückt.

9. Bernardo nun, — doch halt, erst bin ich schuldig,
Endlich zu sagen, wer Bernardo war.
Sonst wird der gute Leser ungeduldig
Und zürnt dem Autor, das ist offenbar.

Doch ungern nur verscherz' des Lesers Huld ich,
Ich ford're Liebe, das ist sonnenklar —
Drum hört: Bernardo — nein, ich darfs nicht wagen
Und was er war, schäm' ich mich fast zu sagen.

10. Denn ich, ich liebt' ihn ja gar sehr. Indessen
Der Leser will, verwöhnt, heut einmal nun
Nur hören von ägyptischen Prinzessen,
Die wie Berliner Hofrathstöchter thun.
Schon längst sind ihre Mumien zerfressen,
Auch ihre Geister könnten füglich ruhn,
Doch kommen sie zu jedem Weihnachtsfeste
Ins deutsche Land als unfehlbare Gäste.

11. Auch Nero ist jetzt wieder Mode worden
Und Messalina rast in wildem Fest;
Tiberius naht mit seinen Spintrier-Horden
(Jedoch gezähmt) von Capris Felsennest;
Ein Andrer bringt uns aus dem hohen Norden
Siegmund — Sieglindes scheußlichen Incest,
Und Alle sind gelobt, geehrt, gepriesen —
Bernardo, sprich, was thust Du neben diesen?

12. Du Mann der Unschuld neben diesen Sündern!
O, wir Modernen sind doch gut und rein;
Wen Kirche, Staat und Polizei bemündern,
Der muß zuletzt honett und sauber sein.
Wir bringen's heute höchstens bis zu Gründern,
Zu falschem Spiel und andern Gaunerein,
Zu Lug und Trug im Handel, schlimmsten Falles
Zum schlechten Bankrotteur und das ist Alles.

13. Bernardo auch war eine Ehrenhaut,
So gut wie Alle; klug und aalgewandt,
Dienstfertig, thätig, eh der Morgen graut,
Bescheiden, doch, wenn es sich glücklich fand,
Selbst mit dem Bürgermeister ganz vertraut
(Der Superintendent gab ihm die Hand),
Stand er, wohlthätigen Sinns zu allen Fristen,
Als Erster gern auf allen Sammellisten.

14. Und dennoch hieb er Jeden übers Ohr,
So gut es ging, der wackere Geselle;
War Einer kaum erst recht herein zum Thor,
So spürt er auch Bernardo sich am Felle;
Es ist nicht möglich, daß ein Räubercorps
So schinde, raube, stehle, plündre, prelle,
Als er es that. Er war — und nun gesteh',
Mein Vers, es endlich ein — war Hotelier.

15. Da haben wir's, o Gnädige, nun ſchlagen
Sie mir das Heft ſchon vor der Naſe zu:
„Ein Hotelier! Wer wird nach Solchen fragen?
Da lauſch' ich lieber meinem Kakadu.
Der mag mir plappernd ſeinen Unſinn ſagen;
Hab' ich genug, bringt ihn mein Tuch zur Ruh'.
Wohl ahnt' ich's, daß das Buch nichts Sondres barg —
Jedoch ein Gaſtwirth? das iſt wirklich arg!"

16. Gemach! War doch ſo völlig wie wir Alle
Bernardo Menſch, wenn auch politiſch klein;
Ich wette gern, er hätt' in jedem Falle
Viel lieber Graf und Herzog mögen ſein.
Er war nicht Schuld! Auch iſt, ob aus dem Stalle,
Ob aus dem Schloß man tritt ins Leben ein,
Dem Denker gleich: Fürſt oder Wirth zu heißen,
Bedeutet Nichts — ich werd' es gleich beweiſen.

17. Sie reiſen doch? Gewiß, wenn Alles reiſt,
Da werden Sie nicht träg ſich ſepariren,
Sie, deren Haupt das Lob ſchmückt, allzumeiſt
Mit an der Mode Spitze zu marſchiren.
Und Mode bleibt's, wie man es ſonſt auch heißt,
Zum Mind'ſten Sommerlang zu voyagiren —
Man zeigt damit den Leuten, daß man Welt hat,
Und, was noch ſchöner iſt, im Sack auch Geld hat.

18. Zwar murrt Ihr Gatte — er iſt manchmal ſchrecklich
Beſchränkt, — das Reiſen bring' um Schlaf und Ruh',
Sie aber rufen: „Das iſt wirklich ecklig,
Jetzt ſind die Läden auch bei Müllers zu!
Sind fort! Vor uns! Die werden ein erkleclich
Geld wieder brauchen! Auf, was zauderſt Du?
Wer jetzt noch hier iſt, gilt als Hungerleider —
Wir reiſen morgen — heut noch kommt mein Schneider!"

19. Wie herrlich iſt's, die Länder zu durcheilen,
Voll Gold die Taſchen und das Herz voll Schwung,
Hier hinzujagen, dort dann zu verweilen,
Wie es gefällt, und die Begeiſterung
Mit Männern und mit ſchönen Frau'n zu theilen,
So ſchwärmeriſch wie wir und auch ſo jung —
Doch wünſch' ich Nachts dann auch — Gott ſoll mich ſtrafen! —
Vergnügt zu ſpeiſen und vergnügt zu ſchlafen.

20. Wie kann ich das, wenn ich in ſchlechter Schenke
Mich aufs Erbärmlichſte behelfen muß?
Das Bett zu kurz, ſtichſauer das Getränke,
Die Wände dünn, im Haus Geſchrei, Verdruß.

Was hilft mir dann in solcher Noth (bedenke
Das Jeder!) Nero, was Tiberius?
Ja, Messalina selbst, die Kaiserin,
Geb' ich gern für ein Stubenmädchen hin —

21. Das freundlich mir die magre Zahl der Kissen
Noch um ein weit'res federnreiches mehrt,
Auf welchem mir mit ruhigem Gewissen
Das Haupt dann ruht, von Sorgen unbeschwert.
O, wäre nur Bernardo hier! Ihn missen
Wird Jeder, der einmal bei ihm verkehrt,
Wo priestergleich im Tempel er geschaltet
Und als Hotelwirth seines Amts gewaltet.

22. Sein Gasthof war ein Tempel der Nationen!
Vom Ganges, Tiber und vom Jenisei,
Von Islands Eis, vom Land der Pharaonen
Kam Gast um Gast und stand sich gut dabei.
Sie Alle wollten bei Bernardo wohnen,
Deß Spruch ja war, ein guter Gastwirth sei
Dem Reisenden, gleichviel von welchem Stamme,
Fürsorgend Vater, Mutter, Schwester, Amme.

23. Der Schelm! Mich dünkt, die Amme war ein And'rer!
Bernardo hat sich selber nur genährt,
Die Amme war für ihn der fremde Wand'rer,
Mit Pelz und Plaid und Kofferzeug beschwert;
Der sah zuletzt (ob Türk', ob Russ', ob Fland'rer),
Wie sauber man die Zeche ihm bescheert,
Die er, da Streit kein Resultat verbürgte,
Denn zahlte und voll Grimm hinunterwürgte.

24. Sein edler Stand (wer mag sich drum erbosen?)
Macht' unsern Helden früh kosmopolitisch:
Vom Schweizer waren seine Plnderhosen,
Der Schnurr- und Backenbart war völlig britisch,
Handschuh und Glanzhut waren vom Franzosen,
Doch deutsch (und darin war er wenig kritisch)
War seine Sprache nur, war nur das Leder
Am Stiefel — also schlecht, das weiß ein Jeder.

25. Den Hut zwar trug er stets ein wenig schief;
Doch war in Politik er sonst normal —
Ein deutscher Spießer; halb conservativ,
Und halb, oft nur ein Drittel liberal.
Er war zufrieden, wenn er ruhig schlief
Und gut verdaute. Nie hat eine Wahl
Am Wahltisch ihn gesehn; was Bürgerpflicht
Und Bürgertugend sei, das wußt' er nicht.

26. Doch wenn er ſo im glänzenden Cylinder
Und ſchwarzen Anzug vor dem Hauſe ſtand,
Den Bart gekräuſelt und das Haar nicht minder,
Das gleich ſchwarzlockig nie man wieder fand,
War er ein Schauſpiel, nicht nur für die Kinder,
Elaſtiſch, ſchlank, mit wohl gepflegter Hand,
Das Auge ſtolz, die Wäſche weiß wie Schnee
Und mit dem Anſtand eines Principe.

27. Im See des Gartens kreiste auf und nieder
Ein etwas kleiner, aber ſchwarzer Schwan,
Indeſſen ein Flamingo, das Gefieder
Gar roſenroth, durchſchritt des Hofes Plan.
Welch ſtolzer Anblick! Aber trat man wieder
Und wieder an das Vogelthier heran,
Ward der Flamingo, von Bernardo ganz
Geſchickt bemalt, zum Storch, der Schwan zur Gans.

28. Doch ziemt ſich's hier, daß ich noch kurz berichte,
Wie unſer Held zu ſeinem Namen kam.
(Ich komme gar nicht zu der Hauptgeſchichte,
Die zu erzählen ich mir vor doch nahm.
Wenn das ſo fortgeht, wird aus dem Gedichte
Ein ganzes Epos, was zwar mir nicht Gram,
Jedoch gewiß dem Leſer ſchaffen würde,
Der nicht gern hinſchleppt gar ſo große Bürde.

29. Drum eil' ich fort, beſtrebt, mich kurz zu faſſen).
Die Eltern kamen von ital'ſcher Flur
Nach Deutſchland, arm, um Nichts zu hinterlaſſen
Dem jungen Sohn, als rein den Namen nur.
Der aber ſuchte fleißig auf den Gaſſen
Das Glück und fand auch richtig ſeine Spur,
Ward Deutſcher und als tönende Reklame
Blieb ihm allein ſein italieniſcher Name.

30. Dies hört' ich einſt als dunkele Legende;
Auch kam ſie mir im Ganzen glaublich vor,
Weil ich mein Herz gern dem entgegen wende,
Was ſüdher nahet durch der Alpen Thor.
Italien — Zauberland! Auch klingt am Ende
Signor Bernardo ſelbſt dem ſtumpfſten Ohr
Melodiſcher und voller, nobler, freier,
Als wie Herr Müller oder gar Herr Meier.

31. Zwar Mancher, wenn er als Roman verlachte,
Was ſo erzählt ward, ſchien ſich viel geſcheidter.
Ich aber gab nicht viel darauf und dachte:
Ja, ja, das ſind die alten böſen Neider,

An denen Jeder schon sein Pröbchen machte,
Die Keinem sich ersparen, weil denn leider
Der Neid mit seiner infernalen Macht
Die Krone bleibt der Menschenniedertracht.

32. Wer einmal nur im Leben hat erfahren,
Was so die Welt ein großes „Glück" benennt,
Der Himmel mög' ihn gnädig davor wahren!)
Der weiß, wie schnell der Haß aus Neid entbrennt.
Verwandelt sind selbst die, die schon seit Jahren
Er Freunde nannte, und der Beste rennt
Ihm jäh davon, zeigt hämisch seine Kralle
Und spritzt von fern ihn an mit Gift und Galle.

33. Zum Henker denn, scheusälige Krötenbrut!
Wer weise ist, lebt still und lebt verborgen,
Freut sich an Weib und Kind und mäßigem Gut
Und grüßet heiter jeden neuen Morgen,
Des Gottes froh, der ihm im Busen ruht,
Und unberührt von den gemeinen Sorgen
Der Menge, die voll Neid, voll Haß, voll Gier
Durch's Leben hinjagt wie ein tolles Thier.

34. Was weckte auch mein Freund die bösen Geister!
Was fuhr z. B. stolzen Angesichts
Vierspännig er (doch war er darin Meister)
Gern um die Stadt zum Aerger jeden Wichts!
Da half die Freundschaft mit dem Bürgermeister
Und dem Herrn Pastor ihm nun freilich Nichts:
Kein Italiener, rief man, nein, er sei
Einfach ein Jude aus der Polakei!

35. Nun war's gesagt, das böse Wort! Ein Jude!
Nun war er aber auch schon ganz erkannt.
War er Chinese, war er Botokude,
Man hätte immer noch ihn Freund genannt.
Jetzt hätte man am liebsten ihm die Bude
Schleunigst gestürmt und überm Kopf verbrannt.
Doch Gott sei Dank, noch gibt es ja Gesetze
Und nur ein Wunsch noch ist die Judenhetze.

36. Ja, Gott sei Dank! Denn gänzlich ungebührlich
Muß ich solch Treiben, muß es unklar finden.
Was soll's? Erst nimmt den Juden man natürlich
Das viele, viele Geld aus ihren Spinden.
Sie brauchen's nicht. Doch dann? Man kann willkürlich
Sie doch nicht köpfen, pfählen oder schinden.
Am besten wär's (einst lobt man's laut, gelang's baß),
Man schickt nach Palästina sie per Zwangspaß.

37. Rothſchild voran und dann die andern Kleinen —
Das wär' ein Zug! Das wäre ein Triumph!
Doch würdig dies zu ſchildern hier in meinen
Ottaven iſt die Feder mir zu ſtumpf.
Das laſſ' ich lieber den Reformvereinen,
Den chriſtlichen, als allerletzten Trumpf.
Die können, die verſtehen das ſchon eher
Und ſchrei'n ſchon längſt: Hinaus mit dem Hebräer!

38. Hinaus mit ihm! Und die Hebräerinnen?
Auch ſie hinaus? Das thut mir wirklich weh.
Was ſollten wir denn ohne ſie beginnen?
Denn wenn ich unſre Zeiten recht verſteh',
Sind ſie der Bildung einz'ge Trägerinnen
(Das ſchützt ſie wohl vor dem Autodafé):
Volksſchulen, Küchen, Malkunſt, Kunſtgeſchichte
Vermitteln ſie nach glaublichem Berichte —

39. Den deutſchen Jungfrau'n, die im blonden Haar
Beſcheiden nahen und andächtig lauſchen,
Indeß Frau Cohn und Conheim, die die Schaar
Der Damen leiten, hin und wieder rauſchen.
Ein Doctor, jung', ſtolz wie ein Ordinar,
Freut ſich, von Keilſchrift ihnen vorzuplauſchen,
Den Schönen, aufgedonnert und geputzt —
Denn ihre Männer nur gehn gern beſchmutzt.

40. Drum tadl' ich's heftig, wenn der Pöbel ſich
Bereit zum Kampfe ſchon und zum Gefecht macht,
Brutal und roh, wie mittelalterlich
Rumäniens Geſindel nur in Recht macht.
Dann aber freilich, wenn zuletzt auch mich
Und mein Gedicht die „Judenpreſſe" ſchlecht macht,
Dann zetr' auch ich und ſchließe unbeſtritten
Mich an der Liga wider die Semiten.

41. Bernardo nun blieb ruhig und gefaßt
Bei ſolcher Nachred'; von Natur verſöhnlich,
Sah er das an als eine Schickſalslaſt,
Wie jeder trägt, ſo oder ſo. Gewöhnlich
Kommts freilich, daß der Menſch dann flucht und haßt;
Das kannt' er nicht. Er war einmal perſönlich
Ein edles Haus — ſein Ehrgeiz, voll Reſpect
Den Gaſt zu fragen: „Herr — 'ne Flaſche Sekt?"

42. Sekt, Sekt! Der war ihm eine Leidenſchaft.
Ihn ſtets zu trinken, hielt er für das Beſte —
Bei ſeinen Gäſten nämlich. Edler Saft,
Du machteſt jeden Werktag ihm zum Feſte!

Er trank ihn aus Princip, voll Wuth, mit Kraft,
Doch stets nur aus den Flaschen seiner Gäste,
Bediente sie graziös und sagte fein:
„Ein Cavalier trinkt niemals andern Wein".

43. Und saßen sie nicht Alle wie die Prinzen
Im kleinen Saal dort, wo die Flaschen steh'n
Gleich Batterien? O seht Bernardo grinsen!
Heut ist es eine Lust, ihn lächeln sehn.
Ein König, der die herrlichsten Provinzen
Im Feld gewann, kann nicht pompöser gehn;
Heut ist ihm wohl und stolz wie niemals that er,
Sind auch die Prinzen ach nur vom Theater.

44. Und rings umher die lieblichsten Gestalten!
Ein Anblick, der das stumpfste Herz erfrischt.
Gelächter, Scherz, in den die Pfropfen knallten,
Kelchgläser, perlend drin des Weines Gischt.
Die Augen leuchteten, die Busen wallten,
('ne alte Phrase, oft schon aufgetischt,
Doch hat der Reim, deß Zwang man sonst nicht spürt —
So hoff' ich — diesmal leider mich verführt).

45. Das ist doch noch ein Volk, muß ich betheuern,
Von heiterem und übermüthigem Schlag,
Bereit, die Freude stündlich zu erneuern,
So unbesorgt hinlebend in den Tag,
Als man bei unsern kolossalen Steuern
Sorglos zu leben überhaupt vermag,
Keck, unternehmend, abenteuerlich
Und selten nur moros und säuerlich.

46. Sorgt nur, daß ihnen täglich eine Feder
Die kleinste Scene mit Geschrei beschreibt;
Schafft ihnen Kränze, groß wie Mühlenräder,
Daß keine Blüthe mehr im Winde treibt;
Schafft, daß die besten Rollen hat ein Jeder
Und dem Rivalen Neidfink Nichts mehr bleibt;
Schafft ihnen endlich noch Ministergage —
Dann bringt so leicht sie Nichts mehr in die Rage.

47. Und nun erst sie, die Krone aller Frauen!
Doch schweig' ich hier von mir, den Alles schnell
Entzückt. Bringt Joseph her, der einst der schlauen
Frau Potiphar entwich und drum zur Stell'
Berühmt ward! Hier wird wohl sein Trotz ihm thauen,
Hier sinkt er hin, der wackere Gesell',
Und er erfährt, wie Tugend unterliegt,
Vom höchsten Zauber, höchsten Reiz besiegt.

48. Wie? Wär' das nicht? Mein Gott, wer wird denn da
Bedächtig auch noch weiter kritisiren?
Sind Jugend, Kunst und holder Liebreiz nah',
Ist's doch genug, den Kopf d'ran zu verlieren —
Auf kurze Zeit. Man fragt nicht erst Mama
Und braucht nicht erst noch durch das dumme Zieren
Sich durchzuschlägen, das, wenn schön man nennt
Ein Kind, gleich schreit: „Nur still! Kein Compliment!"

49. Und gucken doch nach jedem Ladengecken!
Und kommt nun gar ein schmucker Offizier,
Wie sie die Köpfchen dann zusammenstecken,
Voll Schreck und voll Gethu und voll Gezier.
Wie sie scheu umsehn, kichern und sich necken:
„Geht er vorüber? — Grüßt er? — Gilt es Dir? —
Nun blickt er her — ja, jetzt — und grüßt auch endlich —
Doch ach nicht mich — o wirklich, es ist schändlich!" —

50. Zum Saal zurück! Er zeigt' in bunter Scene
Deutschlands Comödie nach dem neuesten Schnitt:
Hier Freytags Bolz, dort Lindaus Magdalene,
Heyses Hans Lange neben Gottschalls Pitt;
Dann, daß man Shakespeare nicht vergessen wähne,
Cleopatra; ein Weib von stolzem Schritt
Bracht' leider sie der Rolle Nichts entgegen,
Als volle Brust, die Schlange d'ran zu legen.

51. Und so denn weiter! Lustig um die Wette
Flog Scherz um Scherz; man liebt, man trinkt, man lacht,
Und als nun gar die reizende Soubrette
Ganz spät noch kam (schon ging's auf Mitternacht —
Wer weiß, woher sie kam, dies wundernette
Geschöpf, zu Possen völlig wie gemacht),
Hielt man die Gläser jubelnd ihr entgegen,
Begann die Freude erst sich toll zu regen.

52. Ein Jeder legt' ihr seinen Gruß zu Füßen,
Sie dankte freundlich lächelnd, ungeziert;
Nicht so, wie unsre Damen heute grüßen
Mit steifem Nicken, überaus blasirt.
Sie halten es, so denk' ich mir, die Süßen,
Für vornehm und ist doch nur affektirt,
Zum Lachen kindisch, kunst- und anmuthlos,
Und selbst der kleinste Backfisch ist drin groß.

53. Die Herren stritten sich um Hut und Shawl
Der Kommenden, indeß der Frauen Blick
Scharf mustern ging —: „'s ist wirklich ein Skandal —
Das enge Kleid — sie ist ja viel zu dick —

Darin zu geh'n — ich danke für die Qual —
Sie kann nur trippeln — das ist wohl antik —
Die reine Statue — man kann auswendig
Sie völlig lernen — pfui, wie unanständig!"

54. Sie aber that, als hört' und sah sie Nichts
Von all dem Zischeln, Flüstern rings im Namen
Der Nächstenliebe; heitersten Gesichts
Rief sie: „Seid mir gegrüßt, ihr Herrn und Damen!
Signor Bernardo! Hoffentlich gebricht's
Euch nicht an Wein — so bringt ihn! Ja und Amen
Sag' ich dazu — bringt Asti, Sekt, Madeira,
Was es auch sei! Ihr Wohl denn! buona sera!"

55. Sie lachte keck; man konnte ihr nicht grollen.
Dann kam die Rede auf das neuste Stück
Mit seinem schlechten Schluß, den schlechten Rollen,
Und auf des Autors unverdientes Glück,
Dann auf die Kritiker, die Alles wollen
Verstehn und nichts verstehen — Stück für Stück
Zerriß man sie, wie Thier und Mensch, o Grauen!
Man einst zerfleischt sah von bacchantischen Frauen.

56. Man stritt, man trank und hatte so sich schnell
Bei Streit und Wein im schwülen Saal erhitzt,
Der „Mütter" Eine, alt, verwittert, grell
Und schlecht geputzt, schien mir bereits bespitzt,
Als eine Mädchenstimme glockenhell
Ganz plötzlich rief: „Sieh da, es hat geblitzt!
Gewetterleuchtet! Himmel, welche Pracht!
Auf, in den Garten! In die Sommernacht!"

57. Ja, in den Garten! Aufbruch und Tumult.
Bernardo bat umsonst, doch hier zu bleiben;
Man lacht' ihn aus; er sah mit wenig Huld,
Das war ganz klar, auf einmal dieses Treiben.
Er ward fast grob, er wies mit Ungeduld
Auf das Gewitter, stieß die Fensterscheiben
Vor Zorn fast ein, er wollte donnern hören —
Umsonst, die Leutchen ließen sich nicht stören.

58. Sie stürmten fort. Bernardo blieb voll Qual
Und Wuth allein: „Auch das noch zu erleben!
Verloren bin ich ein für allemal,
Was gilts? Doch nein, noch muß man widerstreben!
Schnell nach!" Er ging. Doch sie, die das Signal
So ahnungslos zu dem Tumult gegeben,
War ach ein Mädchen, strahlend rein wie Gold,
Jung, lieblich, schön und über Alles hold.

59. Ich schwärme nicht und weiß wohl, was ich sage,
Nenn' Assy ich mit allem Reiz geschmückt;
Man sieht ein solches Kind nicht alle Tage
Und das ist gut, man würde sonst verrückt.
Der höchste Liebreiz schafft uns ja nur Plage,
Indem er uns das Herz zerreißt, zerstückt.
Nennt Schönheit immerhin des Lebens Stern —
Am besten ist's, man bleibt ihr gründlich fern.

60. Und doch, wie herrlich war es, sich zu freuen
An solcher Schönheit, wie die Assys war.
Die Sonne selbst schien glorienhaft zu streuen
All' ihre Lichter auf dies weiche Haar.
Ich möchte alle Tropen hier erneuen,
Die man an Locken, ähnlich wunderbar,
Schon hat verschwendet — doch wer kann mit Bildern
Das prächt'ge Goldroth dieser Haare schildern?

61. Es mahnte mich an Tizians Farbentöne,
Stolz, üppig, glüh'nd, wie zu La Bellas Zeit,
An Palmas Töchter, jene zauberschöne,
Ganz unvergleichliche Dreifaltigkeit,
An Giorgios Glanz, des edelsten der Söhne
Italiens, viel zu früh dem Tod geweiht.
Großmeister ihr, noch heut nach drei Jahrhundert
Der Menschheit Stolz und niemals ausbewundert.

62. In lichten Ringeln schloß die goldne Fluth
Das vornehm blasse Antlitz völlig ein,
Die Wange nur durchschimmert leicht von Blut,
Doch Kinn und Stirne weiß wie pariser Stein.
Dem schlanken Hals, auf dem das Köpfchen ruht,
Schmiegt sich ein Kranz von Löckchen an so fein,
So zierlich und so allerliebst gekräuselt,
Wie zartes Moos, durch das der Frühwind säuselt.

63. Die braunen Augen blitzten, leicht vom Bogen
Der Brau'n beschattet, kindlich hell und frisch;
Nur um des Mundes Purpurlippen flogen
Gedanken innig, mild und träumerisch,
Halb sehnsüchtig, halb scheu zurückgezogen,
Madonnenhaft, in reizendem Gemisch,
Schön, wie nur irgend was zur Liebe führt
Und selber doch noch rein und unberührt.

64. Noch war ihr fremd, was Kuß und Liebe sei:
Doch hätt' ihr Nachbar gern wohl sie belehrt.
Denn auf der off'nen Stirne stand's ihm frei
Zu lesen, was sein junges Herz beschwert,

Das er voll Leidenschaft und Schwärmerei
Dem achtzehnjährigen Kinde zugekehrt,
Wohl nur, um Tizian ohne Zeitverlieren
Hier an lebendigem Muster zu studiren.

65. Er war ein Graf. „Ein Graf? Gott sei gepriesen!"
Ja, theure Freundin, ich bin selber froh.
Ich konnte diese Verse doch nicht schließen,
Bevor ich nicht in glänzendem Tableau
Dem Leser einen Grafen noch gewiesen,
Zum Mind'sten einen Herrn von So und So.
Das ist ein Knalleffekt, der nie verpufft,
Hebt rasch die Stimmung, reinigt gleich die Luft.

66. Denn wer sich sonst im Leben ohne Ehren
Entsagend ewig hinquält, sieht zuletzt
Selbst durch die Dichtung gern noch in die Sphären
Der goldenen „Gesellschaft" sich versetzt.
Es ist so schön, mit Fürsten zu verkehren,
Prinzessinnen, Hofdamen, die zuletzt
Man zärtlich liebt, wenn sie, was zu vermeiden
Im Buch kaum ist, für ihre Tugend leiden.

67. Ein Graf! Nun denkt die schöne Leserin
Bereits an Hofconcert und Assemblée,
An Galaoper, Hofball (mittendrin
Natürlich unser Held), Gesandtenthee,
Brillanten, Perlen, Kronen von Rubin,
An Atlasroben, Schultern weiß wie Schnee —
Wie liest sich das! Wie wird das Buch durchflogen,
Erst eben aus der Leihanstalt bezogen!

68. Doch unser Graf stand noch in den Präludien
Des Lebens, war noch nicht so weich gebettet.
Er war, Student, zunächst noch an die Studien
Des dicken Corpus Juris angekettet.
Doch wußt' er, wie mit süßen Interludien
Man über diese Oede weg sich rettet,
Und da er doch als Diplomat fungiren
Einst sollte, lernt' er früh sich exerciren —

69. In Abenteuern höchst penibler Art,
Im Ständchenbringen vor verschlossenen Thüren,
Im Sträußebinden (da ward Nichts gespart),
In schlechten Versen und in falschen Schwüren,
Im Schwärmen, Küssen, wieder dann im Hart-
Und Sprödthun — kurz, in Allem, was Verführen
Und Lieben heißt schon seit der Schöpfung Tagen —
Wer's anders weiß, der mag es anders sagen.

70. Wie hat sein helles Auge drum gelacht,
Als die Gesellschaft in den Garten stiebt!
Er wußt' es wohl, von Blüthen überdacht,
Wie süß es sich im Dunkeln küßt und liebt,
Und wie, berauscht vom Zauber solcher Nacht,
Ein thöricht Mädchenherz sich leicht ergiebt.
Jetzt oder nie! Ich sah's ihm an — allein
Gemach, Herr Graf! für Assy steh' ich ein.

71. Still lag der Park, im Schutz der nächtigen Horen,
Leis athmend, wie im Banne holder Träume;
Allein der Brunnen plätscherte verloren
Und durch die alten, schwarzen Lindenbäume
Zog süßer Duft. Doch aus des Himmels Choren
Brach dann und wann entlang die Wolkensäume
Des Horizonts ein jäher Wetterschein
Und blitzte bleich hier in die Nacht herein.

72. O reicher Zauber tief verschwiegener Stunde,
Wenn uns des Sommers laue Nacht umfängt,
Die mit der Blüth- und Sternenpracht im Bunde
Das arme Herz auf's Aeußerste bedrängt!
Kein Sträuben hilft. Es zieht den Mund zum Munde
Mit Allgewalt, an schönen Lippen hängt
Des ganzen Daseins Räthsel und wird endlich
In weißen Armen uns so leicht verständlich.

73. Auf Bänken, Stühlen nahm man um den Strohtisch
Am Brunnen, wie es eben ging, den Sitz;
Die Flaschen standen bald auch hier chaotisch
Und schon beklatschte man den schalsten Witz;
Dann aber ward die Herrenwelt erotisch,
Die Damen zuckten auf bei jedem Blitz,
Dazwischen sang vergnüglich die Soubrette
Ihr Glanzlied aus der neu'sten Operette.

74. Die armen „Mütter" schliefen hin und wieder,
Was ihnen aber Niemand übel nahm.
Der Intrignant schritt mächtig auf und nieder
Und deklamirte seinen alten Kram
Von Weltschmerz hin, die langen dürren Glieder
Verrenkend, die gespenstisch wundersam
Ins Hohe gingen, daß vom Baum umwipfelt
Sein Haupt fast schien; sein Rock war grün getipfelt.

75. Da plötzlich griff er hastig nach den Beinen:
„Verwünschter Zaun! Zerschmettert ist mein Knie!
Signor Bernardo! Sollte man nicht meinen,
Ihr intriguirt mit meinen Feinden? Wie?"

Bernardo kam: „Ich bitte, nicht zu weinen —
Der Zaun — mein Gott — ich weiß nicht — aber Sie —“
Er war verlegen und mit Recht; der Zaun
Hier über'n Weg war früher nicht zu schau'n.

76. „Und dort, was heißt das? Seht nur — in der Ecke —
Der Blitz kam recht — kaum hätt' ich mehr erkannt
Die Spottbaracke, die, von Dorn und Hecke
Glücklich beschattet, einsam immer stand!
Jetzt weiß ich auch, warum zu dem Verstecke
Der dumme Zaun den Weg hier mir verrannt —
Die Bude, windschief, alt und sturmdurchschauert,
Hat ja Bernardo reizend aufgemauert.

77. „Ein Harem? Wie? Ein Lustschloß? Ein Palais?
Signor Bernardo, Ihr wart stets gefährlich!
Erlaubt mir aber, daß ich näher geh',
Die Dunkelheit ist meinem Aug' beschwerlich.
Es lohnt sich wohl —“ hier schrie er Ach und Weh,
Bernardo, grimmig, wie mir sehr erklärlich,
Riß ihn am Kragen mit Gewalt zurück:
„Nicht von der Stell'! Ich rath es Euch zum Glück“.

78. Ein munteres Kampfspiel schien mir unvermeidlich.
Ich freute mich. Es war der Intriguant
Uns Allen ja als falscher, ganz unleidlich
Boshafter Bursche lange schon bekannt.
Zur rechten Zeit wär' ich, damit er weidlich
Sein Recht besah, als Helfer beigerannt
Signor Bernardos, hätte nicht soeben
Ein neues Wunder strahlend sich begeben.

79. Denn aus dem kleinen Hause plötzlich brach
(Bernardo war gewiß nicht wohl zu Muth)
Ein Lichtstrom, der auf Strauch und Baum nun lag
Ganz märchenhaft wie eine Silberfluth.
Ein Rosenstrauch stand wie mit Zauberschlag
Prangend getaucht in dieses Meer von Glut,
Ein feuriges, ein heißes Liebeszeichen —
Wir aber staunten rings in tiefem Schweigen.

80. Doch schien schon dies Gesicht uns unerreichbar
Und himmlisch schön, so war des Liedes Schall,
Das tönend unser Ohr jetzt traf, vergleichbar
Allein dem schönsten Lied der Nachtigall;
Ein jedes Herz, und wär' es unerweichbar
Und steinern sonst, schmolz hin vor diesem Hall,
Vor diesem weichen, trunknen Wonnelaut,
Dem flehenden Lockruf der verlass'nen Braut.

81. Bernardo wollte faſt die Bruſt zerſpringen,
Des Abenteuers ſichtlich wenig froh,
Und als nun gar bei dieſem holden Singen
Ekſtatiſch Alles ſchrie ſein „Ah!“ und „Oh!
Wie ſchön! Die ſollte man zur Bühne bringen!
Ein Prachtſopran!“ da ſchlug er etwas roh
Und paſchamäßig klatſchend in die Hand,
Da ſchwieg das Lied und auch das Licht verſchwand.

82. So ſinkt, vom Sturm und von der Nacht verſchlungen,
Den wir bewundert eben noch, der Stern.
„Wie Schade!“ rief's, „ſie hat ſo ſchön geſungen!“
Bernardo aber ſprach: „Nun, meine Herrn,
Es freut mich, wenn der kleine Scherz gelungen“ —
(O, Heuchelei!) „doch jetzo hätt' ich's gern,
Säh' ich für heut der Luſt ein End' gemacht —
Es iſt ſchon ſpät — zwei Uhr nach Mitternacht“.

83. Als er das ſagte, klang's wie dumpfes Rollen,
Vielleicht vom Wetter, das ich ganz und gar
Vergeſſen, das längſt hätte kommen ſollen;
Doch hätt' es mich geſtört, das iſt doch klar.
Zwar Mancher wollt' auch jetzt noch ſich nicht trollen,
Wohl, weil das Häuschen noch im Kopf ihm war,
Doch die Soubrette rief: „Nun kommt, ihr Kinder!“
Bernardo grüßte ſtolz mit dem Cylinder.

84. Gut' Nacht! Adieu! Man trennt ſich. Gruß um Gruß.
Und wie ich längs der Tapiswand allein
Hineile, hör' ich flüſtern nah'; mein Fuß
Hält unwillkürlich an, wer mag das ſein?
Die Nacht durchſpäh' ich — richtig, Kuß um Kuß
Und ſtürmiſche Umarmung — ewig Dein!
Ich trete vor — ein Schrei — vernehmbar kaum —
Aſſy, auch Du? fahr' hin, Du ſchnöder Traum.

85. Und nun genug! Am Schluß iſt die Geſchichte.
Am Schluß ſchon, da kaum erſt Etwas geſchah?
Nachdem ich Selbſterlebtes nur berichte,
So bin ich hier am Schluſſe, leider, ja.
Denn jene Sängerin war nur die Nichte
Bernardos, die mit ihrer Großmama
Hier einſam lebte, heimlich und verſtohlen;
Die Damen waren — nun, aus Ruſſiſch-Polen.

86. Sie waren Jüdinnen, laßt michs geſtehen,
Bernardos Italienerthum war aus
Und alle leider. Nur um ihn zu ſehen
In ſeinem Glücke, waren ſie von Haus

Gekommen, und allein ſein heißes Flehen
Hielt ſie zurück, es ſetzte manchen Strauß,
Bis endlich er im Garten ihnen Raſt
Und Wohnung ſchuf im niedlichſten Palaſt.

87. Das Alles hat Bernardo mir am Morgen
Nach jener Nacht erzählt und hell gelacht,
Bekümmert nur (es blieb mir nicht verborgen),
Was er fortan mit ſeiner Nichte macht;
Denn ihre große Schönheit ſchuf ihm Sorgen.
„Die Großmama kommt nicht mehr in Betracht",
Schloß er und rief: „Nun, Herr, 'ne Flaſche Sekt?"
„Verzeih'n Sie, nein — dort kommt mein Knalleffekt!"

88. Mit ihm das Mädchen. „Darf ich gratuliren?" —
„Mein Herr, wir haben Sie gar wohl erkannt",
Sprach Aſſy raſch, „mir ſcheint, Sie ſpioniren?" —
„Mein ſchönes Kind, ſolch Irrwahn ſei verbannt.
Doch darf Ihr Bräutigam erſt ausſtudiren —?"
„Er darf — ſich, mir zum Heile und dem Land".
„Das ſind' ich klug — Sie bleiben hübſch beiſammen
Und ſchüren fleißig Ihrer Liebe Flammen".

89. Sie lächelte und dunkle Purpurglut
Bedeckte ihr das zarte Angeſicht,
Dem Mond gleich, der im Aufgang roth wie Blut
Auf bleiche Marmorbilder wirft ſein Licht,
Wie mit der rothen Roſe man die Fluth
Entſtiegne weiße Lilie gern verflicht,
So ſtand ſie ſchön im Morgenſonnenſchein —
Und oft noch, ſchöne Aſſy, denk' ich Dein.

90. Ob Du vom Glück umſchützt noch ruhig ſchlafen
Heut kannſt, ich möcht' es wiſſen; oft bedrückt
Mich Angſt um Dich. Zwar daß Du Dich dem Grafen
So raſch ergabſt, das hat mich nicht entzückt.
Doch dank' ich Dir es, daß Du die Ottaven
Am rechten Ort mir freundlich ausgeſchmückt
Mit Deiner holden, goldigen Erſcheinung —
Bald, hoff' ich, ſind auch And're meiner Meinung.

91. Der Lorber freilich ritzt oft wie mit Nadeln,
Sagt man, die Stirn — drum leiſt' ich gern Verzicht;
Doch wird vielleicht ein König einſt mich adeln
Für dieß charmante, treffliche Gedicht.
In jedem Fall ſeh' ich nur ungern tadeln,
Was Scherz und Laune bunt zuſammenflicht,
Und ſo will ich's mit meinem beſten Segen,
Bernardo, Dir heut auf Dein Grabmal legen.

Bret Harte.

Von

Udo Brachvogel.

— New-York. —

Bret Harte iſt von allen amerikaniſchen Schriftſtellern der amerikaniſchſte. Und es iſt auch nie ein Schriftſteller in Amerika glänzender bezahlt worden als er. Aber ſeine beſte Heimath hat er doch in Europa. Während er ſeinen Landsleuten, — von der hier zu Lande doppelt maßgebenden Leſer-Maſſe geſprochen, — aufrichtig beluſtigt und hin und wieder auch wohl aufrichtig gerührt hat, und ihnen ſogar, kraft ſeiner nun einmal unwiderſtehlichen Sonderart, Etwas wie the rage of the day werden konnte, hat er die transatlantiſche, vor allen Dingen die deutſche Leſerwelt im tiefſten ihres Herzens entzückt und erſchüttert, belehrt und hingeriſſen, hat er ihr mit der Kenntniß des wirklichen Californiens der fünfziger Jahre zugleich ein Californien der Dichtung erſchloſſen, welches fort und fort aus unerſchöpflichen Minen ſpenden wird, wenn die am Pacific mit der leiblichen Hand zu packenden Edelmetall-Schätze längſt nur noch in einer jüngeren Ophir-Sage exiſtiren werden.

Es iſt ein doppeltes Wunderland das Californien des Bret Harte. Nahezu Alles hatte es bereits, als er erſchien, um ihm zu ſeinen ſenſationellen Naturſchätzen und der Beſiedelungs-Senſation, welche ſich nach der Entdeckung und Beſitzergreifung dieſer Schätze über Nacht vollzogen hatte, auch den Dichter zu bringen, welcher der übrigen Welt erſt ihren wahren und dauernden Antheil an dem Allen ſichern ſollte. Es darf nicht unterſchätzt werden, was er vorfand. Es iſt wirklich ein Land, das den poetiſchen Jaſon, welchen es in Bret Harte gefunden, verdiente — dieſes ſchönere Kolchis am Stillen Ocean. Die Natur hat ihm gegenüber nur Verſchwendung gekannt. Der glücklichſte Himmel iſt ſein und der freigebigſte Boden, die mannigfaltigſte Schönheit landſchaftlicher Geſtaltung und die verſchiedenſten Arten natürlichen Reichthums — Gold überall! In der Erde jenes der Gnomen, auf ihr das-

jenige kanaanitischer Ernten, feurig strömenden Weins und des schwellenden Vließes unendlicher Heerden. Dazu mächtig aufblühende, handelsfrohe Gemeinwesen an der Seeküste und den Flußufern, und Siedelungen, welche die Thäler bis hinauf in die Wildnisse der Sierra Nevada bedecken. Ueber und durch diese Wildnisse aber hinweg sich schwingend, jene wunderbarste Masche des Riesen-Schienennetzes der Union: die erste Eisenstraße des amerikanischen Ueberlandverkehrs!

Kaum zwanzig Jahre hatte es seit dem Tage gebraucht, da zum ersten Male das große Losungswort „Gold" aus den Thälern des vom übrigen Continent durch endlose Hochgebirge und Hochwüsten inselartig abgetrennten Californiens gehört wurde, um dieses Colossalwerk des Eisenbahnbaus zur Nothwendigkeit und damit auch, wie das ja in Amerika gleichbedeutend ist, zur vollendeten Thatsache zu machen. Zum Natur-Märchen war im Handumdrehen das Civilisations-Märchen gekommen, eigenartig, keck, wirbelwindartig, gewaltsam — ein Hexensabbath von Civilisation, wenn es etwas Derartiges gäbe. Wie weltentlegen auch die bis dahin nur von Mexico her durch einen Hauch spanischer Import-Cultur gestreifte Pacific-Küste vom übrigen Amerika und der übrigen Welt lag: jenes Losungswort „Gold" drang sofort, wie auf Flügeln eines Unwetters, über die Hochsteppen und eisgepanzerten Piks der Felsengebirge. Und ein Unwetter war es auch, das ihm von der andern Seite antwortete. Ein Unwetter in Gestalt der seltsamsten, ungestümsten und zügellosesten Völkerwanderung, von der man noch je vernommen! Eine Hand voll Monate, ein Jahr nur, und für immer war Californien seiner inselartigen Verschollenheit entrissen. Um nie mehr davon zu lassen, legte die Welt ihre Hand auf die von Schätzen strotzende Wildniß des fernsten Westens. Ein Wiederverlieren gab es nicht. Die Eroberung war eben so schnell wie vollständig. Ohne jeden Uebergang tauchte das neue Dorado aus dem vollsten Dunkel in die vollste Helle des Tages empor, und nicht so leicht wird sich im Lauf der Geschichte jener Geschlechter, welche heutigen Tages den Erdball beherrschen, das Schauspiel noch einmal wiederholen, welches diese plötzliche Tageshelle in Californien zu bescheinen hatte. Was strömte hier Alles zusammen, und auf welchen Wegen, — sei es, daß es sich dem improvisirten Heerzug über die unwegsamen Felsengebirge anschloß, oder die Magelhaens-Fahrt um das Cap Horn herum wagte, — hatte es sich in den ersten Jahren den Eintritt in das neue Goldland zu erkaufen! In diesem selbst aber, — welcher Art waren die Bedingungen und Möglichkeiten einer menschenwürdigen Existenz, die dieser Zukunfts-Crösuse wartete, welche mit dem Staub der Heimath meistens auch deren Gesetze von sich abgeschüttelt hatten?

Das heutige Californien hat längst aufgehört, auf diese Fragen eine Antwort zu geben. Wie jung es auch noch sei, doch ist es schon viel zu alt und allen Chinesen-Hetzen zum Trotz ein viel zu vornehm gefestigtes Gemeinwesen, um sich selbst noch seiner chaotischen ersten Jahre recht zu

erinnern, dieſelben noch recht anzuerkennen. Und bei Lichte beſehen, iſt ihm dieſe Gedächtnißkürze nicht eben zu verargen. Denn um ſich's mit Erfolg auszumalen, welche Welt ſich ſtatt dieſes heutigen Californiens hinter dem Goldenen Thor aufgebaut haben würde, wenn das Civiliſations-Chaos jener erſten Jahre ungehindert hätte ausgähren und ausbrauen dürfen, würde man die Einbildungskraft eines ſittenſchildernden Callot-Hoffmann und den Pinſel eines culturhiſtoriſchen Höllen-Breughel zu Hilfe rufen müſſen. Eben ſo weit entfernt von einer Beſitzergreifung im Charakter der ſpaniſchen Conquiſta, wie von einer Coloniſation nach anglogermaniſchem Muſter, war es eine einzige Orgie alles Geſellſchaftsfeindlichen, Habſüchtigen, Gewaltthätigen und Genußwüthenden, was ſich an dem verhängnißvollen Gleißen des erſten mit den bloßen Händen der bloßen Erde entnommenen Mammons entzündete. Ihr Aufbauen beſtand in der Auflöſung alles deſſen, was ſonſt den Kitt und Mörtel ſocialer Gefüge bildet; ihr Geſetz im einfachſten und ungeſchmückteſten Fauſtrecht; ihre Gemeinweſen in Pandämonien, in denen die Branntweinſchenke und die Spielhölle den häuslichen Heerd erſetzten. Wenn es trotz alledem für die ordnende Tüchtigkeit und die Anweſen gründende Kraft des angelſächſiſchen Geiſtes, welcher die nordamerikaniſche Union aufgebaut hat, nur wenige Jahre bedurfte, um auch mit dieſer Herrſchaft des internationalen Auswurfs und mit dieſer Ausnahme-Entwickelung an der äußerſten Grenze ſeiner Domäne für immer aufzuräumen, ſo bewies dies lediglich, daß es eben gar nichts giebt, was ſich nur auf einige Dauer in offner Auflehnung gegen dieſe Tüchtigkeit und dieſe Kraft behaupten kann. Wie vollſtändig ſie auch am Stillen Ocean über den Hexenſabath der erſten Goldſucher-Vergangenheit zu triumphiren verſtanden haben, das lehrte ſchon nach einem kurzen Jahrzehnt der flüchtigſte Blick auf den mächtig heranblühenden, ſchon damals zum vollen Genuß gefeſtigter Zuſtände gelangten pacifiſchen Großſtaat der Union. Vollends ein Blick auf das heutige Californien! Und hätte ſich nicht die Dichtung jener erſten Goldſucher-Vergangenheit und in ihr einer der wunderbarſten Epiſoden der ganzen modernen Civiliſations-Geſchichte bemächtigt, — der nur mit dem thatſächlich Beſtehenden rechnende amerikaniſche Malter of fact- und Fortſchritts-Geiſt wäre längſt bis auf die Erinnerung über ſie, ihre Ungeheuerlichkeiten und die ihr trotzdem innewohnenden menſchlichen Züge zur Tagesordnung der ebenſowenig ungeheuerlichen, wie menſchlich rührenden Gegenwart übergegangen.

Die Dichtung und das Rettungswerk, welches ſie an dem Californien der erſten Jahre vollbracht! Damit wären wir wieder bei Bret Harte angekommen, dem Mann, der dieſes Rettungswerk aus der ganzen Fülle eigener Anſchauung und perſönlicher Erfahrung und zugleich aus der ganzen Fülle einer ſchaffenden Künſtlerkraft erſten Ranges vollführt hat.

Wenn von Bret Harte oben geſagt wurde, daß er ſeine beſte Heimath in Europa habe, ſo ſoll damit ebenſowenig eine Anklage gegen ſeine Landsleute erhoben, wie eine Anerkennung für ſeine transatlantiſchen Leſer- und

Verehrer-Massen ausgesprochen werden, sondern einfach eine Thatsache constatirt sein, deren Bestätigung man sich am Bequemsten von des Poeten eigenen Lippen holen könnte. Er hatte sein Bestes und Eigenartigstes längst geschrieben, ohne damit über einen gewissen californischen Leserkreis hinausgedrungen zu sein, als es einem kleinen burlesken Gedicht, welches er für ein San Franciscoer Blatt auf's Papier geworfen, hatte, vorbehalten sein sollte, seinen Namen ganz plötzlich von Zeitung zu Zeitung und von dort auf alle Lippen großer und kleiner amerikanischer Kinder, und von, wenigstens unmittelbar, da über die ganze Welt zu tragen. Es war der „Heathen Chinee", wie das Ding im Munde des Volkes schnell genannt wurde, oder „Plain language from truthful James", wie es der würdevollere Autor getauft hatte. Im Handumdrehen war aus dieser „Einfachen Rede des wahrheitsliebenden James" ein unerschöpflicher Born volksthümlicher Citate und geflügelter Worte, war daraus so recht der gesprochene Gassenhauer, wenn der Ausdruck erlaubt ist, geworden; und Bret Harte durfte sich sagen, daß auch er jetzt den Morgen hinter sich habe, an dem er plötzlich als Berühmtheit aufgewacht sei.

Das war im Herbst 1870. Die erste Folge dieser jähen Berühmtheit war, daß man von allen Seiten nach Mehr von dem Vater des „Heidnischen Chinesen" rief, und daß man nicht wenig erstaunt war, als derselbe bereits mit einer ganzen, fertig daliegenden literarischen Ernte von mehreren Jahren aufwarten konnte, um den plötzlich in der amerikanischen Leserwelt ausgebrochenen Bret Harte-Hunger zu stillen. Die zweite Folge war, daß der Osten der Union seinen Sohn, der als armer, abenteuernder Gold-Sucher nach dem fernsten Westen verschlagen worden war, um dort zum crösushaften poetischen Gold-Finder zu werden, zurückverlangte und auch glücklich zurück erlangte. Man hatte ihm zu diesem Behuf glänzende Angebote zu machen, denn es war eine lohnende und achtunggebietende Stellung, welche sich der einstige „Miner" unterdessen am Stillen Ocean gegründet hatte. Aber man machte sie, und 1872 siedelte Bret Harte nach New-York über, oder vielmehr zurück, um in unabhängiger literarischer Hervorbringung seinen schnell erworbenen Ruhmeskranz zu wahren und um eine Fülle köstlicher Blätter zu vermehren, vor Allem aber zu der stolzen Erkenntniß zu erwachen: daß er nicht nur ein gelesener und brillant bezahlter amerikanischer Autor, sondern daß er auch ein Weltschriftsteller sei, welcher dafür, daß er der internationalen Literatur eine neue Provinz erobert hatte, von dieser mit allen Ehren belohnt wurde, welche sie nur an ihre siegreichen Eroberer zu vergeben hat.

In Californien war Bret Harte im Ganzen achtzehn Jahre lang, von 1854 bis 1872. Geboren war er 1839 am 25. August in Albany, der, für amerikanische Begriffe wenigstens, alten Hauptstadt des Staates New-York. Sein Vater war Lehrer und gar Manches in seinen Arbeiten weist auch Denjenigen, der den Mann nicht persönlich kennt, darauf hin, daß er eine gute, selbst das höhere Wissenschaftliche in sich begreifende erste Erziehung genossen. Das merkwürdige „Bret" in seinem Namen oder gar das ganze

„Bret Harte“ ist kein Scherz- oder Federnamen, wie man wohl lange in Europa geglaubt hat und zum Theil noch heute glauben mag. Es ist ein ehrlicher und rechter Name, nur, wie das so oft in Amerika der Fall ist, wo man sich seine Schutzpatrone mit derselben Unerschrockenheit aus der assyrischen Geschichte und der griechischen Heldensage, wie aus dem Bereich der leblosen Dinge oder gar dem der rein willkürlichen und phantastischen Klangbildung holt, ein wenig seltsam. Vollständig lautet dieser Name Francis Bret Harte, aber das Francis ist nun einmal abhanden gekommen; es ist von seinem Eigenthümer selber von allen Titeln seiner Bücher verbannt und auf eine halb geheime Existenz in Literaturgeschichte, Encyclopädien und im Kirchenbuche der Albanyer Kirche beschränkt worden, in welcher Vater Harte seine Kinder taufen ließ.

Als fünfzehnjähriger Junge betrat Bret Harte den Boden jenes Goldlandes, aus dem er ewigere Schätze heben sollte, als irgend einer der Tausende seiner Mit-Argonauten. Was bis Ende der fünfziger Jahre nach dem pacifischen Dorado kam, kam auch auf romantische Weise dorthin. Daß Bret Harte seinen heimischen Verhältnissen durchgegangen war, versteht sich daher fast ebenso von selbst, wie daß er zuerst wirklicher Goldsucher im Innern des Landes war. Was er jedoch und wie wenig er des gleißenden Mammons gefunden, wissen wir nicht, und es ist sehr fraglich, ob er selbst es heute noch weiß. Auch vertauschte er schnell genug das, aller Lockungen ungeachtet, so undankbare Handwerk mit der Mission eines Schullehrers und diese wieder mit dem Beruf eines Setzers, eines Mitgliedes und Würdenträgers der Presse, zwar nur an einem jener journalistischen Unternehmen, wie sie in den neuen Welt überall und sofort aufschießen, wo sich um das erste Dutzend Zelte und Holzhäuser das erste Hundert Personen festgenistet hat. Aber er war damit in sein richtiges Fahrwasser gekommen, in die Literatur, und es bedurfte nur der Erkenntniß seinerseits, daß es der Wander- und Irr-Jahre in den Camps, Gulchs, Flats und Runs der Sierras genug sei, um ihn in San Francisco ein neues Heim, einen neuen Wirkungskreis und bald auch die ersten Erfolge auf jenem Gebiet gewinnen zu lassen, dessen stolze Zierde er heute ist.

Sie haben übrigens nicht gar zu viel Zeit seines Lebens weggenommen, diese Irr- und Wanderjahre in den Camps, Gulchs, Flats und Runs der Sierras. Schon im Herbst 1857 langte er in San Francisco an, der „Bay“, wie die junge Capitale im Goldsucher-Rothwelsch hieß. Sie sollte auch ihm zur Bay werden, nach den Stürmen und Schiffbrüchen der furchtbaren Gold-Wildniß und der noch furchtbareren Menschenwildniß, welche sich da draußen paarten, und die jetzt Beide gleich weit hinter ihm lagen. Wieder war es der Setzer-Raum einer Zeitung, der den jungen Weltfahrer aufnahm. „The Golden Era“ hieß das Blatt, welches ein Mal in der Woche erschien und den für das damalige San Francisco gar nicht genug anzuerkennenden Ehrgeiz hatte, dem literarisch-schöngeistigen Drange des Californien

jener Tage als journalistisches Sicherheits-Ventil zu dienen, „Die goldene Aera". — Der Name allein war hinreichend, dem echten Californier die begehrenswertheste Zukunft in Aussicht zu stellen. Und es sollte Sinn in dem Klang-Omen liegen. Ehe ein Jahr vergangen, wurde durch einen Zufall, welcher den Eigenthümer des Blattes hinter die von seinem jungen Angestellten nicht nur zu Papier gebrachten, sondern auch sofort in saubern Satz und Druck übertragenen Erstlinge seiner Muße kommen ließ, im Setzer Harte der Dichter Harte entdeckt und seine sofortige Verpflanzung vom Typen-Kasten an ein Redactions-Schreibepult veranlaßt. Und wie es zehn Jahre später ein komisches Gedicht sein sollte, welches seinen Namen plötzlich über die ganze Union trug, so war es auch hier eine jener erzoriginellen Reimereien, in welchen er von jeher die Eigenerscheinungen californischen Lebens festzuhalten verstand, die ihn in die höhere Atmosphäre der geistigen Abtheilung einer Zeitungs-Werkstatt emportragen sollte. Noch ein weiteres Jahr, und der Einundzwanzigjährige war der gemachte Preß-Mensch. An der Spitze eines eigenen Blattes „The Californian" erwarb er sich so klirrende Tagesschriftstellersporen, daß sein journalistisches Ritterthum weithin hörbar und bemerkbar wurde. Den wahren Geist freilich, der in diesem Ritterthum steckte, ahnte damals noch Niemand — derjenige, in dessen Brust er seinen Sitz hatte, am Allerwenigsten.

Doch nicht genug mit dem thätigen und erfolgreichen Zeitungs-Schreiber, der sich Anfangs der sechziger Jahre aus dem halberwachsenen Schatz- und Glücks-Jäger entpuppt hatte, auch ein Ehemann und ein Familienvater wurde in jener Zeit aus dem jungen Gold- und Welt-Fahrer. Ein wohlbestellter, mit allem Regellosen specifisch-californischer Existenz auf's Entschiedenste brechender Ehemann, — eine Würde und eine Bürde, in deren mit jedem Jahre wachsendem Sorgen-Glück auch die Erklärung zu finden ist, daß Pegasus ins Joch ging, das heißt, daß Bret Harte im Jahre 1864 eine, ihm von einflußreichen politischen Freunden zugewendete Stellung in der San Franciscoer Zweig-Münze der Vereinigten Staaten annahm.

Da rauschten denn noch ein Mal die Ströme californischen Goldes durch sein Leben. Noch klingender aber rauschte das Gold californischer Poesie durch seine Seele. Denn jetzt, in den geregelten und behäbigen Verhältnissen, die ihm geworden, jetzt endlich kam ihm die reifende Muße und der große, ruhige Blick, deren er bedurfte, um das Chaos von abnormen Gestalten und abnormen Lebens-Erscheinungen, in deren Mitte er selbst so lange gestanden, in den ebenmäßigen und gewaltigen, in den erheiternden und erschütternden Gebilden des Künstlers auch der übrigen Welt zu vermitteln. Jetzt, — namentlich seit er opferwillige Freunde und einen helfenden Verleger fand, um im Sommer 1868 die Herausgabe des „Overland Monthly" zu beginnen — entstanden die ersten jener kleinen Geschichten (sketches), die seitdem ihren Platz in der großen Weltliteratur genommen haben und welche ebenso durch ihren neuen Inhalt, wie durch die neue Weise, das, was sie sagen

wollten, zu sagen, in Erstaunen setzten. Sie gaben, um es kurz zu fassen, dem Goldlande, welches Alles hatte, nun auch seinen Dichter und poetischen Verklärer, der das zauberische Vermögen besaß, mit ganz kleinen, unbarmherzigen Strichen Gemälde auf seine Leinewand zu bannen, welche die Rührung, das Lächerliche, der Schrecken und die Erlösung selbst sind. Auf's Ueberraschendste maßen sich in diesen Dichtungen die hervorbringerische Art und Weise ihres Urhebers und die Natur seines dichterischen Vaterlandes an einander. Wie diese, so ist er. Nur in ihr vermochte er jenen Adlerblick für alles absonderlich Geartete zu gewinnen, welcher eines seiner schneidigsten Merkmale ist. Nur in ihr, wo das Seltsame das Gewöhnliche ist und der Gegensatz aufhört Gegensatz zu sein, konnte seine dichterisch angelegte Natur zu dem schöpferischen Original gedeihen, das wir in ihm bewundern. Ueber der rasendsten Weltmeer-Brandung wölbt sich dort der lachendste Himmel; wildestes Lawinen- und Felsen-Gestürz droht in Bergseen hernieder, die gleich Kinderaugen blicken; und noch an den grausigsten Hochgebirgs-Klippen blühen unvergängliche Blumen-Geschlechter hinan. Und so wie diese, die ewige Natur, tritt uns die menschliche in Bret Hartes Dichtungen entgegen. Das Grausamste neben der Innigkeit, das Ausgelassenste neben der Tragik, das Feindseligste neben der Selbstkreuzigung und das Gemeinste neben Apotheose! Und das Alles nicht etwa wie einander Ausschließendes, nur zur gegenseitigen grelleren Beleuchtung in einen Rahmen Gezwungenes, sondern, — und hierin liegt das Hauptgeheimniß der Unwiderstehlichkeit Bret Hartes, — als ein elementar Zusammengehörendes, dem nämlichen Boden urwüchsig Entsprossenes. Dem nämlichen Boden, das heißt: dem nämlichen Menschengemüth! Aus dem Boden der Entartung, der Verstocktheit, der Verthiertheit selbst, wie er auf dem Urbrei der frühesten californischen Gold-Invasion breit und greulich obenauf trieb, hat er es verstanden, die Flamme der mitleidvollsten Menschlichkeit, der schrankenlosesten Hingabe, der unbedingtesten Hörigkeit des Menschen zum Menschen auflodern zu lassen. Und nicht etwa als bizarren Theater-Blitz, sondern als echtes Altar-Feuer, dem wir glauben, dem wir uns neigen, wie einer Enthüllung der nie irrenden Natur selbst. Daß wir ihm aber glauben, daß wir uns ihm neigen: das ist Bret Hartes künstlerisches Geheimniß und ist sein künstlerischer Triumph. Das macht diese sketches zu poetischen Thaten, die selbst er in seinen späteren umfangreicheren Productionen nur dort wiederholt hat, wo er sich episodisch aus dem weitgespannten Rahmen in das eingestreute Sonderbild flüchtet. Das macht die wie mit spielendem Pinsel hingeworfenen Figuren Kentucks, Miggles, Tennessees, John Oakhursts, Jack Hamlins, Browns von Calaveras und des weiblichen Abschaums von Poker Flat zu erlösten und verklärten Gestalten. Das macht ihre simplen Geschichten zu evangelienhaften Besiegelungen für das Eine: daß es keinen Bruch mit Menschen-Adel und Menschen-Gesittung giebt, in dessen Abgrund der Alles sühnende Liebestrieb des Einen zum Andern nicht doch hinabdringt!

Es muß dahin gestellt bleiben, ob gerade diese Erkenntniß des Eigen-

werths der Bret Harte'schen Dichtung es war, welche dem, von ihm in's Leben gerufenen und regelmäßig mit Arbeiten aus seiner Feder geschmückten „Overland Monthly" den Erfolg bereitete, welchen es thatsächlich sofort hatte, oder ob dieser Erfolg, soweit des Herausgebers schriftstellerische Betheiligung in Betracht kam, mehr auf Rechnung seiner rein lustig, satyrisch und parodistisch gearteten Beiträge zu setzen war. Genug, der Erfolg war da und ist, was Bret Hartes eigene Betheiligung daran betrifft, später auch außerhalb Californiens auf's Glänzendste sanctionirt worden. Gleich im ersten Heft erschien: „The Luck of Roaring Camp" und zeigte jenen seiner San Franciscoer Leser, welche ein Auge dafür hatten, den ihnen bis dahin vornehmlich durch den übermüthigen Humor kleinerer Gedichte, gelegentlicher Schilderungen und parodistischer Skizzen nahe getretenen Autor plötzlich im ganzen Zauber eines Beherrschers ureigener Prosa-Darstellung. Ziemlich rasch folgten jetzt auf einander: „The Outcasts of Poker Flat", „Miggles", „Tennessees Partner", Brown of Calaveras", Highwater Mark", u. s. w. Dazwischen Mannigfaltiges in Versen und Prosa, stets voll von der Wärme des unmittelbaren Menschenlebens und dabei doch den Vorhang von einer völlig neuen Welt lüftend, immer aber mit jenem unwiderstehlichen Hauch über Form und innerem Wesen, der, wie er auf kein unmittelbares Vorbild zurückzuführen ist, auch noch keinen glücklichen und berechtigten Nachfolger gefunden. Es war vielleicht Bret Hartes glänzendste Zeit, jene Zeit des „Overland Monthly". Noch stand keine Weltberühmtheit hinter ihm und blickte auf die Blätter hernieder, die sich in stillen Nachtstunden unter seiner rastlosen Hand mit Geschichten und Gedichten bedeckten. Noch war sein Schaffen ein Ringen; die Welt eine unbekannte, unheimliche Größe, um deren Lächeln er noch zu werben hatte; noch seine Meisterschaft eine unbewußte, jenseits der Felsengebirge unbekannte, ihm selbst zweifelhafte. Aber nicht lange sollten diese Zweifel dauern. Es kam jener Herbsttag des Jahres 1870, da das kleine Gedicht vom „Heathen Chinee" in seiner Monatsschrift flügge wurde, von Zeitung zu Zeitung, von da auf alle Lippen großer und kleiner amerikanischer Kinder flog und schließlich, wenigstens unmittelbar, seinen Namen über die ganze Welt tragen sollte. Denn da ihn nun einmal Amerika entdeckt hatte, ging sein Stern auch schnell und glänzend für die transatlantische Welt auf, und vom Sommer 1872 an, da er zugleich mit dem „Overland Monthly" auch die ihm seit 1869 übertragene Professur der neueren Literatur an der Universität von Californien aufgab, um nach New-York zu übersiedeln, hat er im literatur- und lesebeflissenen Europa nicht nur eine mindestens eben so enthusiastische Riesengemeinde besessen, wie in seinem eigenen Lande, sondern auch eine, deren Bewunderung, was ihren Charakter, wie ihre Dauer betrifft, die „rage of the day", die Bret Harte während der ersten Jahre seines neuen Aufenthaltes im Osten, in Amerika war, ganz unbestreitbar übertroffen hat.

Und sie waren Beide wohl verdient, die amerikanische „rage of the

day" sowohl, wie die freudige Rückhaltlosigkeit, mit welcher die alte Welt dem aufgehenden Poeten-Gestirn der neuen Welt einen Platz am eigenen Literatur-Firmament zuerkannte. Im Handumdrehen war Bret Harte so unbedingt der meist übersetzte aller lebenden Schriftsteller, daß er schon im Jahre 1875 seinen Freunden ein ganzes Bücher-Gestell zeigen konnte, welches nichts enthielt als Uebertragungen seines „Luck of Roaring Camp" in allen nur denkbaren Sprachen, das wirkliche Idiom seines „Heathen Chinee" nicht ausgenommen, und das in vielen Fällen schon der bloßen Titel-Uebersetzung halber, — „das Glück des Brüllatenlagers" ist ein deutsches und „La fortuna del Campo clamoroso" ein italienisches Exemplar des reichen Flors von Uebersetzungs-Blüthen, der auf diesem Anger umdichtender Kunst gewachsen — eine eingehendere Inspection lohnte. Und als im Herbst 1875 das Erscheinen seines umfangreichen Romans: „Gabriel Conroy", der in zwölf monatlichen Fortsetzungen in „Scribners Monthly" publicirt werden sollte, angekündigt ward, erschien in Deutschland allein fast gleichzeitig die Anzeige der bevorstehenden Veröffentlichung von vierzehn Uebersetzungen, über deren Autorisation durch den Verfasser bei dieser Gelegenheit aus wirklich autorisirter Quelle allerlei Lustiges einfließen könnte, wenn persönliche Bescheidenheit es nicht verböte.

Zwischen den Beginn der New-Yorker Thätigkeit Bret Hartes und das Erscheinen des „Gabriel Conroy" fällt die successive Veröffentlichung einer stattlichen Reihe neuer Erzählungen, „sketches" und Gedichte, in den vornehmsten Zeitungen und Zeitschriften New-Yorks und Bostons, welche, gleich danach zu neuen Sammlungen vereint, die Bret Harte'schen Buch-Ausgaben um verschiedene Bände vermehrten. Ein anderer Band wurde unter dem Sammel-Titel „Condensed Novells" mit einer Zusammenstellung einer Serie wahrhaft köstlicher Parodien neuerer Romandichter angefüllt, welche der Verfasser schon in seinem „Californian" hatte erscheinen lassen, und die wohl das Erheiterndste und Schneidigste sind, was die parodistische Literatur unserer Tage hervorgebracht hat. Von den neuen Erzählungen dieser Jahre, unter denen sich mehr als eine Arbeit befand, welche den Gaben der San Franciscoer Zeit des Poeten in voller Ebenbürtigkeit zur Seite steht, seien hier besonders erwähnt: „The rose of Tuolumne", A chapter from John Oakhursts life", „The fool of five forks". Wan lee the pagan" (Letzteres ein dichterisches Pronunciamento zu Gunsten des Chinesen in Californien von hinreißendem Humor und zugleich von edelsten Pathos der Humanität) und die größere Erzählung, „An episode of fiddletown".

Mit „An Episode of Fiddletown", in welcher zum ersten Mal die unbezahlbare Gestalt des Colonel Culpepper Starbottle, eines der Cabinetsstücke aus des Dichters Argonauten-Galerie, in voller Breite und Ausführlichkeit erscheint, und mit den mehr burleske gehaltenen, aber in diesem Genre ganz unwiderstehlichen „Mrs. Skaggs Husbands" hatte Bret Harte den Schritt von der „Sketch" zur größeren Erzählung, zur Novelle ausgeführt. Mit dem

„Gabriel Conroy" betrat er das Gebiet des großen Romans. Das Buch erschien 1875 und war über die ganze Welt das buchhändlerische Ereigniß des Jahres. Es wurde im Original und in Uebersetzungen, welche in allen Sprachen nur so aus der Erde sprangen, ladungenweise verkauft. Auch durch das Glück, welches es beim Publikum, namentlich dem europäischen und hier zunächst wieder dem Deutschen, machte, entsprach es den darauf gesetzten Hoffnungen. Freilich nur mehr auf den ersten Anlauf als in wahrhaft nachhaltiger Weise. Dem ersten allgemeinen Leserausch sollte eine gewisse, unverkennbare Ernüchterung folgen. In Amerika trat sie sogar sehr bald ein. Auf der anderen Seite des Oceans später und Dank einer, für Bret Harte von jeher nur eine Art bräutlicher Zärtlichkeit habenden Kritik in ungleich schonenderer Form. Aber sie trat doch ein, und was das Schlimmste ist, nicht ohne guten Grund. Das Buch verstand zu erobern, aber das Behaupten war ungleich weniger seine Sache. Es beginnt, wie ein Coloß, und man kann wohl sagen, daß die Bücher, welche gleich auf ihren ersten Seiten solche Gewalten entfesseln, wie es hier in den Schilderungen des Hunger-Lagers in den Sierras geschehen ist, sich überhaupt an den Fingern herzählen lassen. Aber das Ende weiß von solchem Anfang nichts mehr, und von der Mitte des zweiten Bandes an tritt die moderne Sensations-Schablone, wie sie namentlich durch das Bedürfniß der englischen und amerikanischen Durchschnitts-Lesewelt ausgebildet und gezeitigt worden ist, in eben so vordringlicher, wie, da es sich um Bret Harte handelt, unbegreiflicher Weise an die Stelle der ureigenen Schöpfung, welche sonst das erste Eigenthum dieses Schriftstellers ist. Um es kurz zu sagen: wie bedeutend der Roman auch in seiner Conception ist, wie er von den originellsten und mächtigsten Einzelheiten förmlich strotzt, mit welchen Vollblut-Gestalten hochinteressanter Art der Verfasser seine verschiedenen Schauplätze bevölkert und welche culturhistorischen Lichter er dem Ganzen aufzusetzen weiß, — schließlich ist er in diesen drei Bänden doch nur räumlich über sich und seine frühere Production hinausgegangen, nicht dichterisch und künstlerisch. In dem Augenblick, wo er glaubte, sich mit Hilfe eines äußerlich ungleich weiter, als bisher gespannten Rahmens aller Beschränkung ledig fühlen zu dürfen, wurde sein Reichthum sein Verhängniß. Er wächst ihm zuletzt derartig über den Kopf, daß er kaum noch den Versuch macht, ihn zu Rathe zu halten, ihn einzudämmen, die Fülle des Echten von dem überwuchernden Unechten zu sichten. Eine ebenmäßige Composition, ein planvolles Auseinanderhalten, Etwas, wie epische Disciplin und Oekonomie sind nur so lange wahrzunehmen, als es die Schürzung der verschiedenen mit unleugbarer Kunst eingeschlagenen Fäden gilt. Kaum scheint dieselbe bewerkstelligt, so fallen diese Fäden auch aus den Händen, welche sie zusammengetragen und zusammengeschlungen. Statt eines kunstvollen Knotens haben wir plötzlich ein allgemeines Wirrsal vor uns. Und wo es zur Entwirrung kommt, scheinen dem Verfasser die gewaltsamsten Mittel nur gerade gut genug. Das Neue und Ueberraschende

artet zur brutalen Sensation aus (siehe: Die Vertheidigung Gabriel Conroy's im Schlußbande mit Hilfe von Erdbeben und fallenden Statuen) und die Entwicklung wuchert in die Romantik des Colportage-Romans hinüber (siehe: Die zur indianisch-spanischen Dolores umgefärbte Grace Conroy!). Man hat zuletzt das Unwahrscheinlichste und Unnatürlichste in den Kauf zu nehmen und gelegentlich sogar zuzuschauen, wie dasselbe die an sich durchgehends meisterhaft gezeichneten Hauptfiguren „aus der eigenen Haut zu fallen" zwingt, ohne doch das Buch, selbst um diesen Preis, zu einem befriedigenden Schluß gebracht zu sehen. Der Verfasser erscheint nicht mehr von seiner Erfindungsgabe getragen, sondern fortgerissen von ihr und fortgewirbelt, und man muß schließlich noch froh sein, daß das in seiner ursprünglichen Anlage so erstaunliche, in seinen Einzelheiten einen so überwältigenden Reichthum athmende Werk doch noch wie ein auf den Strand aufgefahrener Meerkönig endet, nicht als ein im vollen Schiffbruch in ein Chaos von Trümmern geworfenes Wrack auseinandergeht.

Und doch — um nach den rückhaltlos ausgesprochenen schweren Bedenken gegen das Buch nun, um so leichteren Herzens zu dem Erstaunlichen und überwältigend-Reichen desselben zu kommen — wie dankbar hat die literarische Welt dem Argonauten-Dichter für den „Gabriel Conroy" zu sein! Durch welche Anhäufung des wahrhaft Interessanten, Bedeutenden und Erschütternden weiß uns dieser Roman, der ganzen Wucht seines, oben eingehend dargelegten Cardinal-Fehlers zum Trotz, zu unterhalten, zu fesseln, in der tiefsten Seele zu packen. Keine Glanzseite des großen Humoristen, vom tragischsten Pathos bis zur unwiderstehlichsten Komik, die nicht gelegentlich in diesen drei Bänden zu ihrer glänzendsten Entfaltung gelangt. Keine Eigenart des vollendeten Menschen- und Situationen-Malers, die darin nicht an einer oder der anderen Stelle ihr Ursprünglichstes bietet. Keine menschliche und dichterische Liebenswürdigkeit, mit welcher der Poet im engeren Rahmen so oft unser Wohlthäter geworden, welche uns ihm nicht auch in dieser weit ausgesponnenen Arbeit wieder und immer wieder zu eigen macht. Vor allen Dingen aber, und damit ist derjenige Punkt berührt, welcher allein hinreichen muß, diesem Roman einen dauernden Werth zuzusprechen, — ist es, wenn auch noch immer und ausschließlich nur Californien, doch eine ungleich weitere Welt, in welche wir darin geführt werden, als das Leben und Treiben der Gold-Invasion allein, welches bis dahin den einzigen Inhalt der Schilderungen des Dichters gebildet hatte. Mit dem selbstbewußten Ehrgeiz des Cultur-Novellisten hat er im Gabriel „Conroy" dem argonautischen Californien der Sierras und dem damit im unmittelbarsten Zusammenhang stehenden jungen Großstadt-Leben San Franciscos das mexikanische Californien der alten spanischen Besiedelung entgegen gestellt. Mit dem selbstbewußten Ehrgeiz des Cultur-Novellisten und mit der vollen Kraft eines solchen! Bild an Bild dieser contrastirenden Art drängt sich in dem Roman, und die menschlichen Gestalten dieser Bilder leben und

zwingen sich mit ganzer Bret Harte'scher Unwiderstehlichkeit unserem Sinn als unantastbare Typen auf. Und mehr als das, — wir fühlen, daß ein Stück moderner amerikanischer Geschichte selbst hinter diesen Typen steht. Eine Volks-Vergangenheit und eine Volks-Zukunft sehen sich in ihnen, wie die zerrinnende Dämmerung und der junge Tag, ins Gesicht. Auf der einen Seite: die noch unter den Lumpen ihrer Verkommenheit steif-ceremoniellen Hidalgos, welche das Nichtsthun und die Fälschung californischer Land-Titel zum Erwerb machen; ihre faullenzenden, Cigaretten rauchenden Frauen; ihre Alles beherrschenden Priester; und das wie in subtropischer Sonnengluth und Weihrauch-Duft erstarrte Leben auf den Missionen, Presidios und Ranchos, angesichts dessen man nicht mehr weiß, wo die Grandezza aufhört und die Dornröschen-Wirthschaft anfängt, — das Alles, trotz seiner Fremdartigkeit, wie zum Greifen plastisch und in überzeugendster Wesenhaftigkeit hingestellt. Das Bild der Stagnation ist vollkommen. Auf der andern Seite, mit der nämlichen Plastik und Ueberzeugungs-Gewalt geschildert: die neue Sündfluth der „Americanos" mit aller Quecksilbrigkeit, aller Verschmitztheit, aller Gier nach Erwerb und allem Hunger nach Aufregung und Genuß des goldsuchenden, handelnden, unternehmenden Yankeethums! Es ist ein Stück von historischem Darwinismus, wie es elementarer und logischer nicht gedacht werden kann, und es ist durchaus nicht zu viel, wenn man sagt, daß man hier an der Hand des erzählenden Poeten den heute bereits der Geschichte angehörenden Absorbirungs-Proceß, der sich nach 1848 am Stillen Ocean vollzogen und in diesen dreißig Jahren aus der halb sagenhaften spanischen Mission des heiligen Franciscus mit ihren fünfhundert Menschen eine amerikanische Weltstadt mit einer Viertelmillion Bewohner gemacht hat, noch ein Mal leibhaftig mit durchlebt. Man begreift es nach der Lectüre dieses Buches, daß von dem spanischen Californien, welches fast bis zur Conquista des Cortez zurückdatirt, heutigen Tages eigentlich nichts mehr übrig ist, als die Legion castilianischer Heiligen-Namen, mit denen die Karte des Goldlandes besät ist. Schon die Fülle der Typen, welche jene neue amerikanische Sündfluth herbeitrug, mußte die erbgesessenen pacifischen Dons in Wirklichkeit ebenso erdrücken, wie sie es in dem Bret Harte'schen Roman thut. Diese Poinsetts, Dumphys, Jack Hamlins, Starbottles, Gabriel Conroys, die Frauen vom Schlage der Julie Devarges nicht zu vergessen, sind geistig oder physisch von so unendlicher Ueberlegenheit, daß nach den einfachsten Kampf-ums-Dasein-Gesetzen ihr bloßes Erscheinen genügen mußte, dem ganzen spanischen Spuk der Don Juan Salvatierras, der Victor Ramirez, der Don Pedros den Garaus zu machen und selbst herrschgewohnte Priester vom Schlage des Padre Felipo an das Ende aller spanischen Dinge auf californischen Boden denken zu lassen. Nicht minder charakteristisch und umrißbestimmt sind die Schilderungen der Zustände und des Treibens in der jungen Hauptstadt San Francisco. Auch hier ist die Zeichnung genau nach der Natur der Verhältnisse oder, je nachdem diese Verhältnisse sind, genau

nach ihrer Unnatur hingeworfen. Und zu welcher humoristischen Schneidigkeit spitzt sich in letzterem Fall die Darstellung zu, wie übermüthig quillt die Ader der Satire, wie schlagend ist der Witz, welcher im gebotenen Augenblick dem Verfasser zur Verfügung steht, im geradezu blendenden Abstich zu dem markerschütternden Pathos, mit welchem die Wunderleistung der ersten Capitel vollbracht worden ist, oder zu dem melancholischen Dämmerlicht, welches über den spanischen Partien des Buches liegt! Es ist eben der poetische Intuitions-Mensch Bret-Harte, welcher aus diesen Glanzpartien seines umfangreichsten Werkes mit der nämlichen ursprünglichen Kraft zu uns spricht, wie er so oft aus seinen kleinen Goldlager-Geschichten zu uns gesprochen, und welchem in diesem umfangreichsten seiner Werke nichts gefehlt hat, als die weise Kraft der Beschränkung und der unfehlbare Künstler-Takt die jenen kleinen Geschichten ihren dauernden Platz in der Welt-Literatur gesichert haben, um darin nicht nur ein unendlich reiches und außerordentlich belehrendes und fesselndes, sondern auch ein wahrhaft vollendetes Buch zu geben.

Noch ein Mal betrat Bret-Harte den Boden des spanischen Californiens, in der 1877 erschienenen „Story of a Mine", einer größeren Novelle", in welcher es sich wie im „Gabriel Conroy" um den Besitz-Titel einer Mine handelt, welcher durch eine spanische Fälschung ihrem rechtmäßigen Eigenthümer entzogen wird. Der Erzählung liegt die factische Geschichte eines derartigen Besitztitel-Streits zu Grunde, welcher schließlich vor den Congreß gelangte und hier Jahre lang hingezogen und verschleppt wurde. Die in Washington spielende zweite Hälfte der Novelle giebt dem Verfasser reichliche Gelegenheit, das officielle Treiben der amerikanischen Bundes-Hauptstadt in seiner charakteristischen Art und Weise festzuhalten und namentlich in der Gestalt des Volksvertreters Gashwiler seiner Typen-Galerie einen zwar nicht kalifornischen, aber dafür um so amerikanischeren Charakter-Kopf hinzuzufügen, welcher zwar nicht sehr schmeichelhaft, aber dafür von um so frappirenderer Realistik und Wahrheit ist. Ungleich idealerer Natur ist die Gestalt des „großen Senators", mit dessen Einführung in das Buch des Verfasser offenbar eine Huldigung für den verstorbenen Charles Sumner beabsichtigt hat, und der denn auch durch seine Intervention schließlich nicht nur dem Recht, sondern auch dem Herzens-Roman, um den es sich in der Erzählung handelt, zum Triumph verhilft. Als ein Beweis für den hohen Werth, welchen Bret Harte auf seine Volksthümlichkeit in Deutschland legt, mag hier erwähnt werden, daß er „the Story of a Mine" einem seiner früheften deutschen Uebersetzer mit den Dedications-Worten gewidmet hat: „To** Esq. whose clever translations of my writings have helped to introduce me to the favor of his countrymen, both here and in Germany, this volume is heartily dedicated". Es war bis dahin die einzige persönliche Zueignung, welche der Dichter einem seiner Bücher vorausgeschickt.

Der östliche Abstecher, welchen Bret Harte in der zweiten Hälfte von

„The Story of Mine“ gemacht, war übrigens nicht der erste Ausflug dieser Art vom Boden seiner californischen Dichter-Heimath. Schon kurz vorher hatte er die frappirende Gestalt des Congreß-Repräsentanten Pratt C. Gashwiler zum dunkeln Mittelpunkt einer kleinen Washingtoner sketch gemacht, welche zu dem Charakteristischsten und Ergreifendsten dieser Art gehört, das er überhaupt geschrieben. Sie führt den Titel „Mr. Dobbs, the Office-Seeker“ und ist sowohl in der erschütternden Schilderung des amerikanischen Aemterjäger-Jammers, wie in dem humoristischen Beiwerk von der ersten bis zur letzten Zeile Bret Harte'sches Vollblut. Noch uncarlifornischer aber war er in einer andern, größeren Erzählung, „Thankful Blossom“, gewesen, in der er gar in die Zeit des amerikanischen Unabhängigkeits-Krieges zurückgegriffen und in der Hauptfigur Washingtons, wenn auch kein pomphaftes historisches, so doch ein so anziehendes menschliches Portrait gegeben hatte, daß man mit Freuden auf alle geschichtliche Apotheose verzichtet, so lange man das reizende Buch in der Hand hält. Ueberhaupt ist es die umfangreichere Erzählung, das Wort im Sinne des deutschen „Novelle“ genommen, welche Bret Harte seit dem „Gabriel Conroy“ mit besonderer Vorliebe und, ohne dabei seinem poetischen Lebens-Element, der kleineren „sketch“ untreu zu werden, mit einem Erfolg cultivirt hat, welcher bei seiner großen Productivität doppelt erstaunlich ist. Es gehören hierher „The two Saints of the Foot-Hills“ (1878), The Twins of the Table Mountain“ (1879), How Jefferson Briggs won his Wife“ und „A Gentleman from Laporte“ (1880). Sie alle erschienen in gleichzeitigen, vom Verfasser autorisirten Uebersetzungen in hervorragenden deutschen Zeitschriften und haben nicht wenig dazu beigetragen, die große Gemeinde, welche der amerikanische Dichter in Deutschland besitzt, in der Treue für ihren Liebling zu erhalten und zu festigen.

Es sind jetzt nahezu zehn Jahre her, daß die erste Kunde von Bret Harte nach Deutschland kam. Freiligrath, in gleich hohem Grade der Meister umdichtender, wie dichtender Kunst, brachte sie. Und zwar waren es Gedichte, in welchen er das californische Literatur-Phänomen sein deutsches Debut machen ließ. Dasselbe fand in der „Gegenwart“ statt und war, um im Theater-Jargon zu bleiben, vom durchschlagendsten Erfolg begleitet. Auch in Amerika waren es, wie wir gesehen haben, Verse, welche Bret Harte zuerst zum Mann des Tages machten, aber keineswegs Verse derselben Gattung, wie jene, welche ihm den Weg zum Herzen Deutschlands bahnten. Der Amerikaner will gekitzelt und gepackt, der Deutsche erheitert und ergriffen werden. Und so war es nur naturgemäß, daß auf dieser Seite des Oceans die Gedichte von der Art des „Heathen Chinee“ des „Pliocene Skull“ und der „Society upon the Stanislaus“ in geradezu beispielloser Weise populär wurden, während man drüben vornehmlich in „Dickens in the Camp“, in dem hinreißenden „Spring Song“ und verwandten Poesien jenen neuen Ton entdeckte, mit welchem sich der pacifische Goldfinder für immer in das

germanische Gemüth singen sollte. Bret Harte hat sehr fleißig Verse gemacht. Es liegen heute im Ganzen drei Bände Poesien von ihm vor: „Echoes of the Foot-Hills", „Poems" und „East and West Poems". Einen eigentlichen Lyriker lernen wir in diesen Bänden nicht kennen. Humoristisches, das poetische Augenblicks-Bild, die versificirte „sketch" und Balladenartiges bilden fast ausschließlich ihren Inhalt. Wie nicht anders zu erwarten, ist ihr Autor auch hier vorwiegend Californier. Sie ist eben die Unerschöpflichkeit selbst, die Mine, welche sich ihm einst in dem Goldlande am stillen Ocean aufgethan hat. Auch der Verse-Schreiber hat immer neues Edelmetall aus ihr zu fördern gewußt, und wenn er mit dieser Ausbeute ungleich weniger über die englisch redende und englisch lesende Welt hinausgedrungen ist, als in seinen in Prosa geschriebenen Dichtungen, so ist die Schuld lediglich darin zu erblicken, daß in diesem Fall die Ummünzung seines Goldes fast immer unüberwindliche Form-Schwierigkeiten bietet und daß die Freiligraths nicht minder selten sind, wie die Bret Hartes. Gelegentlich befleißigt sich der Poet allerdings auch eines einfacheren Vortrags, in welchem Fall er dann nicht nur dem Uebersetzer die Möglichkeit eines erfolgreichen Angriffs bietet, sondern auch der eignen Dichtung durchaus keinen Eintrag thut. Die beiden nachstehenden Gedichte, welche bisher nur in Zeitschriften erschienen, ihrer weiterreichenden Veröffentlichung in einem demnächst erscheinenden Bande Bret Harte'scher „Poems" harren, gehören zu dieser Kategorie. Das eine ist dem specifisch californischen Humor unsres Dichters entsprossen und hat darum den Vortritt.

Thompson von Angels*).

Hört die Geschichte von Thompson, von Thompson, dem Helden von Angels!
Häufig betrunken war Thompson, doch stets mit Fremden manierlich;
Hurtig und leicht war der Druck seines Fingers auf dem Revolver, —
Groß das Sterben in Folge so leichten und hurtigen Druckes.

Dennoch weder zufrieden, noch froh war Thompson von Angels
Oft vielmehr im Ton herzbrechenden Kummers erseufzt er:
„Was nur mäh' ich die Jugend, die achtlos in den Bereich sich
Meines Revolvers verirrt, vergessend, wie hurtig und leicht er?

Was nur zwinkert mir zu der Wundarzt, kreuzt er den Weg mir?
Was nur lächelt der Todtenbestatter und blickt mir der Steinmetz
Vom halbfertigen Grabstein nach? Warum der Respect mir,
Der ich die Unschuld selbst, — bis auf den hurt'gen Revolver?"

Also bei sich sprach grübelnd der Mann, sprach Thompson von Angels,
Lächelte bitter, indeß nachsinnend er schritt durch die Waldung.
„Was nur?" hallt ihm zurück das Oliven-Dunkel der Tannen;
„Was nur — fürwahr?" nachspottet der Salbey unter dem Fuß ihm.

* * *

*) Angels ist der Name einer kalifornischen Pionier-Niederlassung.

Lieblich dämmert der Morgen, erleuchtend die Schenke von Angels,
Allwo mannhaft und stark versammelt die Blüthe des Ortes.
Sechs thun Zucker zum Schnaps, indessen Neune dem Schenken
Lächelnd ertheilen den Wink: „Uns unverfälschet die Ladung!"

Plötzlich dem Habicht gleich, der in das Gehöfte herabschießt,
Allwo still vergnügt die Hühner sich picken ihr Körnlein,
So in den festlichen Schenkraum schießt jetzt Thompson von Angels
Grimm und im vollen Gefühl seines leichten und hurt'gen Revolvers.

Nicht verliert er ein Wort; den Rock nur wirft er zur Erde,
Tanzet den Kriegestanz dann des lustigen, doch tückischen Modok;
Stößt ein Geheul darauf aus, und endlich die Worte der Forderung:
„Hierher geblickt, ich bin des Gebirgs Helm-tragender Adler!"

Drauf erhob sich ein Männlein, von Fieber geschüttelt und bläßlich,
Langsam schritt er und stille heran, höchst schwach auf den Beinen,
Zog dann auch 'nen Revolver und piepst, fest zielend auf Thompson:
„Hierher geblickt, ich bin des Thals kahlköpfige Schnepfe!"

Wie, vom Jäger gescheucht, Australiens Känguruh aufspringt,
Satz um Satz dann enteilt, sich in die Gebüsche zu schlagen,
Also enteilt des Gebirges Helm-tragender Adler, doch hinter
Ihm, gelegentlich schießend, des Thals kahlköpfige Schnepfe.

Schweigend steht um den festlichen Schenktisch die Blüthe von Angels,
Lauschend dem fern und ferner verhallenden Knall der Revolver,
Nimmer kehrt zurück des Gebirgs Helm-tragender Adler,
Nie ward wieder gesehen des Thals kahlköpfige Schnepfe.

* * *

Aber wenn je im Flecken von Angels Drohungen fallen
Und nach Sühne durch Blut der beliebigste, winzigste Zwist schreit:
Dann gedenkt man noch heut' des letzten Helden von Angels —
Ach, und beklagt, daß dahin „des Thals kahlköpfige Schnepfe".

Was der Rauchfang sang.

Hoch in dem Rauchfang der Nachtwind singt
Ein Lied, das gar fremd und seltsam klingt.
Und die Frau hebt erschreckt ihr Kind empor,
Feucht quillt es ihr aus dem Aug' hervor,
Sie denkt des Andern, das jüngst sie verlor, —
„Wie haß' ich den Nachtwind im Rauchfang!"

Hoch in dem Rauchfang der Nachtwind singt
Ein Lied, das gar fremd und seltsam klingt.
Und die Kinder starren bang und verzagt:
„Eine Hex' ist's, welche die Nacht durchjagt,
„Ein Elfen-Horn, welches die Nacht durchklagt, —
„Uns graut vor dem Nachtwind im Rauchfang!"

Hoch in dem Rauchfang der Nachtwind singt
Ein Lied, das gar fremd und seltsam klingt.
Und der Mann blickt auf des Feuers Schein
Und denkt bei sich: „Die Nacht wird es schnei'n,
„Und Holz ist rar, und der Taglohn klein, —
„Ausbessern muß ich den Rauchfang!"

Hoch in dem Rauchfang der Nachtwind singt
Ein Lied, das gar fremd und seltsam klingt.
Doch der Dichter lauscht und lächelt lind,
Denn er ist Mann und ist Weib und Kind,
Und spricht: S'ist der Weltgeist selbst, der den Wind
„Harmonisch beseelet im Rauchfang!"

Es erübrigt noch ein Wort über die dramatischen Versuche Bret Hartes zu sagen. Er hat deren zwei gemacht: einen allein, den andern in Gemeinschaft mit Mark Twain, den die Amerikaner so gern ihren Humoristen par excellence nennen, und der doch nur ein, in seiner Art allerdings superber Literatur-Buffo ist. Keines von diesen beiden Stücken hat Glück gemacht. Nicht einmal ein rechtes augenblickliches Aufsehen wollten sie machen. Das erste, welches Bret Harte allein zum Verfasser hatte und 1876 auf die Bühne gebracht wurde, führt den Titel „Two Men of Sandy Bar" und war die dramatisirte Verquickung von zwei verschiedenen Geschichten aus des Dichters „Tales of the Argonauts". Es lieferte im Ganzen nur den Beweis, den man schon so oft von ausgezeichneten Novellisten, die sich der Bühne zuwenden, geliefert gesehn: daß Leute, welche die poetischsten und dramatischsten Scenen zu schaffen vermögen, darum doch noch lange keine dramatischen Dichter sind. Zudem hatte sich der Verfasser herbeigelassen, sein Stück nach amerikanischer Unsitte eigentlich nur um einer bestimmten Rolle für einen „Star"-Schauspieler willen, — in diesem Fall für einen New-Yorker Komiker, der sich in den Kopf gesetzt hatte, den famosen Obersten Culpepper Starbottle auf der Bühne zu verkörpern — zu schreiben. Und so konnte es denn kaum überraschen, daß trotz der echt Bret Harte'schen Charakteristik der Hauptgestalten, trotz zwei oder drei herrlicher Einzelscenen und trotz eines überraschend gelungenen zweiten Actes Alles in Allem, doch nur ein theatralisches Wagniß zu Tage kam, das deutlich zeigte, welche Gefahren gerade dieses Novellendichters harren mußten, sobald er sich aus seiner epischen Wild- und Wald-Natur heraus zum ersten Male in die künstlich-enge Begrenztheit der gemalten Coulissen zwängen würde. Trotz alledem hätte das Publikum eine ungleich größere Bereitwilligkeit gezeigt, sich einfach an das viele Gelungene in der ersten dramatischen Production eines Schriftstellers zu halten, der ihm auf andern Literatur-Gebieten so Vieles und so Vollendetes gegeben, hätte nicht die Tages-Kritik in einer wahren Wegelagerer-Laune die Gelegenheit ergriffen, den Dichter für die Notorietät zu züchtigen, die er sich in ihren Augen nicht so sehr durch seine Leistungen als vielmehr durch die rücksichtslose Vornehmheit erworben hatte, mit welcher er sich von jeher über alles literarische und journalistische Coterien- und Cliquen-

Wesen gestellt hatte. Sie glich einem Schwarm ausgehungerter Raben, diese New-Yorker Zeitungs-Kritik, wie sie sich da auf ihr langersehntes Fest-Mahl stürzte. Es war geradezu zu bewundern, war anzustaunen, was diese Kritik der Arbeit eines Mannes gegenüber leistete, der, wie Keiner vor ihm, dem amerikanischen Volk einen unbestrittenen Vertreter-Sitz im Parlament der Welt-Literatur erobert hat! Kaum die ältesten und angesehensten Blätter zwangen sich so viel Anstand gegen sich selbst ab, wenigstens in der Form anständig gegen den Dichter des „Luck of Roaring Camp" zu sein. Alle übrigen waren hart und rücksichtslos bis über die Grenze des Erlaubten, verschiedene geradezu gemein. Gemein, — es war der einzige Ausdruck, der paßte. Nicht Kritiken, Infamien sind es gewesen, mit denen sie dem Stück und seinem Verfasser begegneten. Infamien, was den Ton, was die unverhüllte Schadenfreude, was die breit zur Schau getragene hämische Wollust anbelangte, als Marsyase ein Mal den Apoll schinden zu können.

Nicht ganz so gehässig gestaltete sich der Mißerfolg des zweiten Stückes „Ah Sin", zu dessen Herstellung sich Bret Harte im darauf folgenden Jahre 1877 mit Mark Twain vereinte. Die Doppelarbeit ist wenigstens belacht worden. Nachdem sie Bret Harte Gelegenheit gegeben hatte, in einer grandiosen Lynch-Gerichts-Scene des Schluß-Acts die ganze Klaue des californischen Löwen zu zeigen, ermöglichte sie es seinem Mitarbeiter, zu den bunten Possen, mit denen er den zweiten und dritten Act angefüllt hatte, bei der ersten New-Yorker Aufführung auch noch aus der Prosceniums-Loge, in welcher er sich befand, eine komische Rede an das Publikum zu halten, die wirklich von sich reden machte. Charakteristisch für Bret Harte war dabei der Umstand, daß er, als das Stück ein Paar Wochen vorher probeweise in Washington aufgeführt worden war, und man, nachdem Mark Twain auch hier bereits seine Rede probirt hatte, nun auch Bret Harte zu sehen verlangte, damit entschuldigt wurde, daß er in New-York sei, während er in New-York, als sich genau dasselbe ereignete, dem Publikum als in Washington weilend, angezeigt werden mußte! Er hat beide Male an dem Triumph, dem er entging, nicht viel verloren. Der Titel des Stücks ist mongolisch, das Stück selbst soll californisch sein. Ah Sin ist der aus einem halben Dutzend Argonauten-Geschichten bekannte californische Chinese, welcher, ganz wundervoll als Bret Harte'sche Episode, hier zur Hauptperson einer Mark Twain'schen Farce auseinander gereckt ist, in welche Bret Harte, sehr zu ihrem Schaden, ein Paar wirklich starke Scenen hineingeschrieben hat. Sehr zu ihrem Schaden, denn er hat den lustigen Blödsinn um sein Bestes, um seine Einheitlichkeit, seine ungestörte Wirkung gebracht. Trotzdem konnte das Stück, da die Rolle des Chinesen in einem jungen New-Yorker Schauspieler einen geradezu Sensation machenden Darsteller fand, eine immerhin erfolgreiche Rundreise durch die Vereinigten Staaten ausführen, und die vereinigten Namen Bret Harte und Mark Twain hielten sich auf den Theater-Zetteln der Saison von 1877 zu 1878 schließlich noch viel, viel länger, als es bei dem abnormen Charakter

dieſes literariſchen Beilagers zwiſchen Welt-Humoriſt und amerikaniſchem Clown wünſchenswerth war.

Seit 1878 lebt Bret Harte in Europa. Neuerdings als amerikaniſcher Conſul in Glasgow, bis dahin in der gleichen Eigenſchaft in Crefeld, deſſen induſtrielle Bedeutung die Unions-Regierung vor einigen Jahren veranlaßte, daſelbſt eine eigene Conſular-Agentur zu errichten. Von Zeit zu Zeit taucht das Gerücht auf, daß der ehemalige Goldſucher der neueſten Welt ein umfangreicheres Werk unter der Feder habe, in welchem er ſeine in der alten Welt gemachten Beobachtungen niederlegen, ſich mit den in ihr gemachten Erfahrungen dichteriſch auseinanderzuſetzen gedenke. Wer wollte nicht wünſchen, daß ſich gerade dieſes Gerücht bewahrheite? Aber auch ohne ſeine Erfüllung, wer wollte glauben, daß es mit dieſer Dichterkraft auf die Neige ginge? Wer, der ihn liebt, vermöchte es? Wer, der ſich ſelbſt liebt? Hieße es nicht, ſich ſelber ärmer machen? Nein, — das goldene Vließ, welches Bret Harte aus dem fernen Dorado der californiſchen Sierras der Welt heimgebracht, war kein jaſoniſches Dämonen-Gut, deſſen trügeriſcher Glanz unter andern Sonnen erliſcht und Unheil und Enttäuſchung ſowohl denen bringt, die es tragen, wie denen, welche an ſeine Pracht glauben. Es iſt echtes und lauteres Gut, und der Quell, dem unſres Dichters Schaffen entſpringt, mag wohl einmal ein wenig ſparſamer fließen, — vom Verſiegen kann dort keine Rede ſein, wo die ewige Natur ſelbſt den vollſten Segen geſprochen!

Zur Naturgeschichte der Prätendenten.

Historische Skizzen

von

Alexander Brückner.

— Dorpat. —

I.

Schopenhauer hat der Geschichtsforschung den Vorwurf gemacht, sie sei keine Wissenschaft, weil ihr der Grundcharakter jeder Wissenschaft fehle: die Subordination des Gewußten, statt deren sie nur die Coordination aufzuweisen habe. Daher gebe es kein System der Geschichte: sie sei nur ein Wissen, keine Wissenschaft. Sie erkenne, sagt Schopenhauer weiter, nicht das Einzelne mittelst des Allgemeinen, sondern müsse das Einzelne unmittelbar fassen und so gleichsam auf dem Boden der Erfahrung fortkriechen. Die Wissenschaften, heißt es ferner bei Schopenhauer, da sie Systeme von Begriffen sind, reden stets von Gattungen; die Geschichte redet nur von Individuen; sie wäre demnach eine Wissenschaft von Individuen, was einen Widerspruch besagt; die Wissenschaften reden von dem, was immer ist; die Geschichte dagegen redet nur von dem, was einmal ist und nicht wieder u. s. w.

Dagegen wäre zunächst daran zu erinnern, daß die Wissenschaften selbst ein Product der Geschichte, daß sie geworden sind. Die Wissenschaft der Wissenschaften, die Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Entwickelung zeigt, daß nichts ist, sondern, daß Alles wird, daß etwa die Naturbeschreibung zur Physiologie, die Alchymie zur Chemie, die Astrologie zur Astronomie geworden ist. Alle Wissenschaft geht aus vom Beobachten der Thatsachen und dieses führt erst zum Erkennen allgemeiner Principien: es kommt darauf an, daß eine Summe gezogen werde.

Wer wird leugnen, daß die Geschichtsforschung nur ausnahmsweise den Versuch gemacht hat von dem Einzelnen fortzuschreiten zur Betrachtung des Ganzen, den Sinn der unzähligen Thatsachen „nicht herauszubuchstabiren im Einzelnen, sondern herauszulesen im Ganzen" (Gervinus).

Aber es ist ein Streben in dieser Richtung wahrzunehmen. Dahin gehören die Versuche Vicos, das scheinbar Zufällige als Nothwendiges zu erkennen, durch Vergleichung analoger Erscheinungen eine historische Physiologie herzustellen; dahin gehörte das Umhertasten Montesquieus, Humes u. A. nach allgemeinen historischen Gesetzen, nach allgemeinen Gesichtspunkten für die Beurtheilung und das Verständniß historischer Erscheinungen; dahin gehört der geistreiche, aber im Wesentlichen verfehlte Versuch Buckle's, das Wesen des Fortschritts als eines solchen darzustellen, welcher sich nur auf dem Gebiete der materiellen und intellectuellen, nicht aber auch auf demjenigen der ethischen Entwickelung vollzieht.

Sind alle Wissenschaften geworden, so kann auch die Geschichtsforschung, selbst wenn sie es jetzt noch nicht wäre, eine Wissenschaft werden.

Ob aber eine Naturwissenschaft?

Die Naturwissenschaften sind der Inbegriff des Ganzen der Erfahrungserkenntniß aller uns zugänglichen Wahrnehmungen der Natur. Soll aber, wenn der Mensch und deren Natur zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung gemacht wird, der Mensch nur als Individuum oder auch nur als Exemplar der Gattung, nicht etwa auch die Menschheit beobachtet werden können? Soll die Geschichte bei den Individuen stehen bleiben?

Man hat eine Staaten- und Völkergeschichte, eine Geschichte der Civilisation, eine Geschichte der Ideen. Wo bleiben da die Individuen? Sie erscheinen als ein Product der Zeit, als Exemplare der Gattung; die einzelne Thatsache wird zur Exemplification einer Idee, zum Ausdruck eines Princips, zum Symptom eines innern Vorgangs im Organismus der Menschheit.

Eine solche Betrachtungsweise ist zulässig, ohne daß man darum den freien Willen des Individuums oder einer Weltregierung zu läugnen braucht. Die Größe einzelner Heroen in der Welt wird dadurch nicht beeinträchtigt. Aber man kann, indem man auf dem Wege der Analogie zu Verallgemeinerungen gelangt, homogene Erscheinungen mit einander vergleicht, zur Erkenntniß verschiedener Gattungen historischer Individuen gelangen. Man kann in der Weise der Naturforscher historische Individuen, welche unter ähnlichen Verhältnissen auftreten, in ähnlicher Weise wirken, zusammenfassend betrachten und ist gewiß, daß dadurch in die Behandlung solcher Stoffe Klarheit gebracht werde.

In dem Folgenden nun soll der Versuch gemacht werden, eine Gattung historischer Individuen zu betrachten, welche uns zu allen Zeiten in größerer oder geringerer Zahl begegnen: es sind die Prätendenten. Die Aufgabe besteht darin, das Wesen dieser Gattung historischer Individuen dadurch zu erläutern, daß man sie klassificirt.

Durch die Klassification haben die Naturwissenschaften ungeheure Vortheile erzielt. Es gilt nun, mit einer derartigen Systematik auf historischem Gebiete ein Experiment zu machen. Der Botaniker gewinnt viel, wenn er Monokotyledonen von Dikotyledonen, Gramineen von Lykopodiaceen unterscheidet; der Ornitholog bringt Klarheit in die Sache, wenn er von Stand-,

Strich- und Zugvögeln oder wenn er von Nesthockern und Nestflüchtern spricht u. s. w. Vielleicht gelingt etwas Aehnliches für einen historischen Stoff. Versuchen wir es mit den Prätendenten, d. h. mit denjenigen Individuen, welche in der politischen Geschichte mit einem Anspruch auf einen Thron, auf eine Regierung auftreten, welche ihnen vorenthalten werden.

Die Naturwissenschaften haben es zu einer Thier- und Pflanzengeographie gebracht. Sie fragen u. A. nach der räumlichen Verbreitung von Pflanzen und Thieren. Es ist von großem Interesse den Rayon zu kennen, innerhalb dessen ein Schmetterling oder ein Käfer oder eine Grasart oder eine Molluskenfamilie vorkommt. Man erforscht die natürlichen Bedingungen für das Gedeihen solcher Naturproducte; man kennt ihre Abhängigkeit von Klima, Bodenbeschaffenheit u. s. w. Man hat ferner nach Erforschung der Geschichte der Pflanzen und Thiere gezeigt, daß die räumliche Verbreitung sich zeitlich ändert, daß Culturpflanzen und Hausthiere colonisirt werden, daß die klimatischen Bedingungen für das Dasein von Pflanzen und Thieren an bestimmten Localen sich ändern u. dgl. mehr.

Die Naturforscher haben mit solchen Beobachtungen einen Streifzug gemacht in das Gebiet der Geschichtswissenschaft und Beide haben gewonnen.

Ein ähnliches Verfahren können die Historiker einschlagen. In dem vorliegenden Falle fragen wir nach der räumlichen und zeitlichen Verbreitung der Prätendenten. Diese Verbreitung stellt sich als eine außerordentlich ungleichmäßige heraus. Es wäre eine exacte Statistik der Prätendenten für verschiedene Epochen und Länder denkbar. Man könnte etwa durch graphische Darstellung sehr anschaulich machen, daß es an Prätendenten reiche Länder giebt und andere, wo fast gar keine oder gar keine vorkommen, oder Zeiten wo sehr viele, und Zeiten, wo gar keine auftreten. Wie die Pflanzen und Thiere für ihre Entwicklung, ihr Gedeihen, ihre Ernährung auf gewisse Bedingungen der Atmosphäre, der Bodenbeschaffenheit u. s. w. angewiesen sind, so auch die Prätendenten. Sie gedeihen nicht gleichmäßig unter jedem Himmelsstriche, nicht in jeder Periode der Geschichte. In einzelnen Localen schießen sie wie Pilze aus der Erde massenhaft auf; in andern erscheinen sie nur ganz vereinzelt; in Bezug auf Prätendenten lassen sich die räumlichen und zeitlichen Theile der Geschichte mit den Jahreszeiten in deren Verhältniß zu Pflanzen und Thieren vergleichen. In manchen Jahrhunderten kommen so wenig Prätendenten vor, wie Kaulquappen im Winter; zu andern Zeiten wimmelt es von ihnen wie von Fliegen und Mücken im Juli: hier sind sie so rar, wie die Wölfe in England, dort so gewöhnlich wie Unkraut.

Die Frage von der Häufigkeit des Vorkommens der Prätendenten ist leichter zu beantworten, wenn man die ganze Klasse genauer betrachtet, ihr Wesen kennen lernt. Dieses geschieht am Besten, indem man sie klassificirt. Eine solche Anordnung nach Merkmalen ist sehr lehrreich. Man kann von Ordnungen, Familien, Geschlechtern der Prätendenten reden.

Zunächst kann man sie in zwei Ordnungen eintheilen, in die echten und die falschen.

I. Die Echten.

Die echten Prätendenten sind das, wofür sie sich ausgeben; ihre Ansprüche haben eine gewisse Berechtigung; als Vertreter der Legitimität begründen sie ihre Ansprüche juristisch; über ihre Persönlichkeit, ihre Identität besteht kein Zweifel. Sie machen Anspruch auf einen Thron, welcher ihnen vorenthalten wird. Sie leben meist auf Kriegsfuß mit der Wirklichkeit, welche geneigt zu sein pflegt, über ihre Rechtsansprüche zur Tagesordnung überzugehen; sie sind Theoretiker, welche die Praxis verachten, Doctrinärs, welche, oft mit gewaltigem Fanatismus, abstracte Principien vertreten; ihre Ideale werden nur selten erreicht; fast immer verfolgen sie unerreichbare Ziele. Sie sind meist unglücklich, oft verbittert, mit dem herrschenden Zeitgeist zerfallen, in der Minorität, von Wenigen anerkannt, von Vielen mit Geringschätzung behandelt, bisweilen gar verfolgt, bestraft, gemartert, hingerichtet. Hier und da erscheinen sie als Helden, welche große Ideen vertreten; dazwischen als Märtyrer, welche für ihre Rechte ihr Leben hinzugeben bereit sind. Sehr oft ist von einem derartigen Heroen- und Märtyrerthum nur ein kleiner Schritt zu thun zu einem umhervagabundirenden Abenteurerthum.

Die Prätendenten, Menschen, die gern etwas hätten, was sie nicht haben, was ihnen aber ihrer Ansicht nach gehört, empfinden es übel, daß es ihnen nicht so gut geht, als es ihnen ihrer Meinung nach gehen sollte. Sie fühlen sich als die Zurückgesetzten, Benachtheiligten; sie grollen über die Verhältnisse, sie wünschen die Welt anders als sie ist. Ihr Ideal widerspricht der Wirklichkeit; sie leben in einer anderen Zeit; ihr Dasein ist ein Protest gegen die Gegenwart; sie wurzeln in der Vergangenheit; sie suchen das Rad der Weltgeschichte nicht blos aufzuhalten, sondern rückwärts zu bewegen, kommen aber damit nicht zu Stande; ihre Laufbahn ist ein fortwährendes Mißlingen; ein Fiasco reiht sich an das andere. Die Prätendenten sind Anachronismen. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.

Wir werden in der Ordnung der echten Prätendenten leicht einzelne Familien d. h. Unterabtheilungen entdecken, wenn wir einen Blick werfen auf die verschiedenen Epochen und Locale der Geschichte.

In Monarchien und insbesondere in Erbmonarchien wird es eher Prätendenten geben, als in Republiken oder Wahlmonarchien. Indessen sind die letzteren doch nicht frei von Prätendenten. Im Alterthum und Mittelalter gab es weniger Erbmonarchien als in der Neuzeit und doch begegnen uns dort viele Prätendenten. Dahin gehören u. A. in Griechenland eine Menge vertriebener Tyrannen, z. B. Theognis von Megara, die Aleuaden und Skopaden aus Thessalien, die Pisistratiden aus Athen u. s. w. Es sind Emigranten, welche mancherlei Familienähnlichkeit haben mit den französischen Emigranten der Revolutionszeit: sie gehören eben (naturgeschichtlich gesprochen)

zu einer Familie. Da sehen wir in der ältesten Periode der römischen Geschichte den Tarquinius Superbus nach seinem Sturze sich zurückziehen nach Cumae und Clusium, auf fremde Hilfe zur Wiedereinsetzung in die verlorenen Rechte hoffen, die Intervention der ausländischen Herrscher beanspruchen, ganz so etwa, wie sich die Stuarts an den Höfen von Madrid und Paris herumbettelten. Niebuhr hat die Anhänger der Tarquinier in Rom mit den Cavalieren unter Cromwell verglichen. Wie Tarquinius von den Vejentern unterstützt wurde, so die französischen Emigranten etwa von Oesterreich und Preußen; mit Friedrich Wilhelm II. ist Porsena verglichen worden.

Dieses Anflehen der ausländischen Intervention ist fast allen echten Prätendenten eigen. Der König von Hannover hat mit Frankreich gegen Deutschland gehen wollen, wie die Pisistratiden dem Erbfeinde von Hellas, dem persischen Könige, den Hof machten. Solche Emigranten, von denen es im Alterthum bei den Parteikämpfen der Tyrannenfamilien in Griechenland wimmelt, stellen die persönlichen Interessen stets höher als diejenigen des Vaterlandes. Es handelt sich bei ihnen nicht um hohe und weite Gesichtspunkte, sondern um Besitzfragen; es ist ein Vorherrschen eines civilrechtlichen Standpunktes, welcher mit einer gewissen Kleinlichkeit, mit Rachsucht und Verbitterung vertreten wird. Prätendent zu sein verdirbt den Charakter.

Bei Mommsens Schilderung von Pompejus und dessen Partei vor der Schlacht bei Pharsalus wird man unwillkürlich an das Treiben der Artois und Provence, der Condé und Calonne, der Junker und Priester in Coblenz in den Jahren 1792 und 1793 erinnert. Von den letzteren gilt, was von den ersteren gesagt wird, Pompejus und der Emigrantensenat hätten hohe Ansprüche mit sehr dürftigen Leistungen verbunden, unzeitige Reminiscenzen und noch unzeitigere Recriminationen, politische Verkehrtheiten und finanzielle Verlegenheiten in kläglicher Weise zur Schau getragen.

Die Prätendenten der alten Geschichte, welche einer höheren Culturstufe entsprechen und die westliche Civilisation repräsentiren, wie etwa Pompejus, lassen sich mit den europäischen Prätendenten der neueren Zeit vergleichen. Diejenigen Prätendenten des Alterthums dagegen, welche im Orient auftreten, unter anderen alle die in dem Zeitalter des Hellenismus nach dem Verfall der Monarchie Alexanders des Großen in Asien auftretenden, haben Aehnlichkeit mit den orientalischen Prätendenten von heute. Die ersteren vertreten neben ihren persönlichen noch Parteiinteressen; sie haben ein politisches Programm; mit ihnen steht und fällt ein Anhang. Die orientalischen Despoten, welche selbst oder deren Ahnen gestürzt wurden, vertreten außer dem eigenen persönlichen Interesse etwa nur noch dasjenige einiger Verwandten und Günstlinge. Es giebt da keine Parteibildung, kein politisches Programm. Es herrscht bei ihrem Treiben die rohe Gewalt, die grausamste Rachsucht, die raffinirteste Tücke. Sie thun, als sei die Welt ganz allein für sie geschaffen, diese Erscheinungen sind dieselben in Persien und Assyrien, wie in Siam oder China.

Blicken wir in das Mittelalter, so sehen wir die Erbmonarchie nur in einzelnen relativ kleinen Localen. Die höchsten Stellen — Papstthum und Kaiserthum — werden durch Wahl besetzt. Dabei giebt es furchtbare Prätendentenkämpfe: es begegnen uns Gegenpäpste und Gegenkaiser; es entsteht oft eine von dem Parteiinteresse geschaffene Concurrenz der Thronbewerber: so werden nicht selten Bürgerkriege herbeigeführt. Man erinnere sich der gleichzeitigen Herrschaft Philipps von Schwaben und Ottos von Braunschweig; Ottos IV. und Friedrichs II., Friedrichs II. und Konrads IV. einerseits und Heinrich Raspes, Wilhelms von Holland, Alfons X. von Castilien, Richards von Cornwales andererseits, Ludwigs des Baiern und Friedrichs des Schönen, Karls IV. und Günthers von Schwarzburg. — Es ist kein Zufall, daß in der späteren Zeit, als das Reich nichts mehr galt, keine Gegenkaiser mehr auftraten. Man konnte sagen; le jeu ne vaut pas la chandelle. Die Zeit der Kämpfe der Gegenkaiser war vorüber: die Zeit der Kämpfe um die Erbfolge brach an. Die Erscheinungen der auf ihr Thronrecht pochenden, mit einander concurrirenden Wahlfürsten hören in Deutschland auf: sie kommen in der späteren Zeit etwa noch in Polen vor, jenem Lande, wo das Mittelalter sich in manchen Stücken permanent erklärt hatte. Stanislaus Leszynski ist ein solcher Prätendent mittelalterlichen Charakters.

Aehnlich ging es mit dem Papstthum. Nicht selten fand die Wahl mehrerer Päpste zu gleicher Zeit statt. Sie thaten einander gegenseitig in den Bann. Noch um die Zeit des Concils von Constanz gab es drei Päpste auf einmal; alle diese Prätendenten wurden abgesetzt; es wurde ein vierter gewählt. Später bei dem Verfalle des Papstthums trat nicht so leicht eine so starke Concurrenz ein. Auch hier konnte man sagen: le jeu ne vaut pas la chandelle.

In gewissem Sinne sind diese mittelalterlichen Autoritäten — Papst und Kaiser — die Prätendenten par excellence. Die oben angedeuteten Merkmale von Prätendenten finden sich alle bei einem Pius IX. und Leo XIII; da sehen wir die üble Laune im Vatican, eine retrospective Art die Welt zu betrachten, etwas Ueberlebtes, Abgethanes, das sich spreizt, sich in das Bewußtsein der eigenen Größe und Würde hüllt, allen Maßstab für die Beurtheilung der neueren Zustände und Verhältnisse verloren hat; es ist ein naiv-anachronistisches Wesen, eine Romantik, welche von Reminiscenzen lebt. Das Adagio und Largo des Mittelalters kann sich nicht in das Allegro vivace der letzten Jahrhunderte hineinfinden; daher muß es Verstimmung, Disharmonie geben. Wer so viel Anspruch macht, die erste Violine zu spielen und dabei das Tempo so wenig versteht, wird von dem Kapellmeister einfach zur Seite gestellt und mag sich begnügen, in verbissener Grämlichkeit die gute alte Zeit zu preisen, wo noch Bannfluch und Dinge, wie Encyklika und Syllabus etwas bedeuteten und nicht wie jetzt von Petersburg bis Lissabon ein unauslöschliches Gelächter erregen, um den Vatican darüber zu belehren, daß die Zeit der Kreuzzüge vorüber ist. (Macaulay).

Auch die Kaiser des heiligen Römischen Reichs waren solche Prätendenten, denen das Schicksal nicht ersparte, daß sie Anachronismen wurden. Auch sie erhoben rein theoretische, den Zeitverhältnissen widersprechende Prätensionen, wenn auch die letzteren nicht so arg in der Luft standen, wie diejenigen der Päpste, welche u. A. einmal ausrechneten, daß sie 144mal höher ständen, als die Kaiser. Aber auch die Ansprüche der Kaiser waren oft chimärisch genug: sie wollten als an der Spitze der Christenheit stehend gelten; sie maßten sich eine gewisse Oberhoheit über alle andern Fürsten an. Man lachte darüber. In England hat zur Zeit des Königs Heinrichs VIII. das Parlament den Beweis zu führen gesucht, der König von England sei um nichts geringer, ja wohl noch mehr als der Kaiser und doch hatte man ebendort, als ein Jahrhundert zuvor Kaiser Sigismund nach England kam, an ihn ganz formell die Frage gerichtet, ob er komme, um seine oberlehnsherrlichen Kaiserrechte geltend zu machen.

Päpste und Kaiser sind auch noch in anderem Sinne Prätendenten gewesen, nämlich in ihrem Verhältniß zu einander. Jeder will höher stehen, als der Andere, Jeder will herrschen, Jeder will die Wahl des Andern beeinflussen, von der Bestätigung dieser Wahl alle Rechte des Andern abhängig machen. Es ist ein unerquicklicher Streit, welcher mit dem Prätendenten eigenen Doctrinarismus geführt, bis auf die neueste Zeit fortdauert.

So viel von den Prätendenten des Alterthums und Mittelalters. Aus dem Angeführten ergeben sich verschiedene Gattungen von Prätendenten und zwar etwa folgende:

1) Wahlherrscher mit einer Partei;
2) Herrscher, deren Rechte auf göttlicher Autorität beruhen, etwas ganz Abstractes sind, wie Päpste und Kaiser;
3) Erbfürsten.

Diese letztere Familie der Prätendenten ist näher zu betrachten. Solche Prätendenten treten in der neueren Zeit in dem Maße zahlreich auf, als erstlich das Princip der Erbmonarchie sehr energisch sich durchsetzt, als zweitens große politische Erschütterungen Thronwechsel und Verluste von Thronen bewirken.

Die Erbmonarchie siegt principiell. Deutschland und Polen mit ihren Wahlfürsten sind Ausnahmen. Ein Prätendent wie Stanislaus Leszynski ist, wie schon oben erwähnt wurde, eine Art Anomalie in der Neuen Geschichte, eben weil sein Recht auf Wahl basirt ist, sonst treten nicht Einzelne als solche, sondern vielmehr Vertreter einer Dynastie als Prätendenten auf: sie sind die Repräsentanten der Legitimität. Dahin gehören die vielen depossedirten Fürsten der neueren und neuesten Zeit. An ihnen ist kein Mangel. Sie entstehen auf dreierlei Weise:

1) Durch große politische Reformen, welche den Zweck haben, große und rein weltliche Staaten zu bilden im Gegensatze zu den kleinen und theokratischen Staaten, von denen es im Mittelalter wimmelt: die

Processe der Säcularisation und der Mediatisation schaffen eine sehr große Anzahl solcher Prätendenten;

2) Durch Revolutionen;

3) Durch Kriege.

Indem die Zahl der Staaten abnimmt, muß auch die Zahl der regierenden Fürsten abnehmen. In Deutschland gab es früher über tausend Staaten, dann nur Hunderte, später nur einige Dutzend, und auch deren Zahl nahm stets ab, bis dann zuletzt in gewissem Sinne, nur ein Staat übrig blieb, das deutsche Reich. Es ergiebt sich daraus eine Menge von depossedirten, mediatisirten Fürsten. Die geistlichen Territorien verschwinden. Was in unseren Tagen der Papst mit seinem Kirchenstaate erlebte, hat eine große Anzahl von Kirchenfürsten durch die Säcularisation im geringeren Maßstabe erfahren. Die Kleineren werden von den Größeren verschlungen. Manche werden mit Geld abgefunden und geben sich zufrieden; Andere protestiren und werden Prätendenten.

Oft werden Throne und Kronen durch Revolutionen verloren. Man erinnere sich der Stuarts und der Bourbons, dieser Prätendentenfamilien par excellence. — Maria Stuart war schon vor 1558 Prätendentin in Bezug auf England, dann wird sie Prätendentin in Bezug auf Schottland; bis an ihren Tod strebt sie nach der englischen Krone. Von 1649—1660 ist dann Karl II. Prätendent, Jacob II. von 1688 an, später Jacob III. und endlich der „Prätendent" Karl Eduard. Die Stuarts haben weniger lange regiert als prätendirt. Auf dem Thron waren sie 70 Jahre; Prätendenten sind sie doppelt so lange. Solchen gestürzten Dynastien wie den Stuarts, den Bourbons oder den Welfen ist der Staat ein Kammergut; sie nehmen einen privatrechtlichen Standpunkt ein; sie reden von einem angestammten Erbe.

Die französische Revolution stürzt eine Menge von Thronen um: es entstehen sehr viele Prätendenten; die Bourbons in Frankreich, hinterdrein in Spanien, in Neapel; ebenso erging es einer großen Anzahl anderer deutscher und italienischer Fürsten, so oft Napoleon erklärte: „La dynastie telle et telle a cessé de régner" oder so oft er die Annexion irgend eines fremden Staatsgliedes als „commandé par les circonstances" vollzog.

Aehnlich wirkte die Revolution des Jahres 1830, welche u. A. einen recht beachtenswerthen Prätendenten entstehen läßt: Karl von Braunschweig, den berüchtigten Diamantenherzog, dessen Denkmal auf schweizerischer Erde an die Schmach deutschen Duodezdespotenthums erinnert. — Opfer des Jahres 1830 sind Karl X., Heinrich V.; 1867 werden die Bourbons in Spanien gestürzt; schon früher wurden sie in Italien vertrieben. Wie die Bourbons als Prätendenten einer chronischen Pest gleichen, zeigen die Jahrzehnte währenden Carlistenkriege in Spanien.

Braucht man noch an die Wirkung des Jahres 1848 zu erinnern, an den Sturz Louis Philipps; an die mehr oder minder unfreiwillige Ab-

dankung einer Reihe anderer Fürsten; an die Katastrophen Ottos von Griechenland, der Fürsten von Modena, Toskana u. s. w. in Italien?

Große Unglücksfälle in Kriegszeiten haben das Zusammenbrechen von Thronen, den Wechsel von Dynastieen zur Folge. So stürzt Gustav IV. in Schweden 1809, so Napoleon I. nach der Schlacht bei Waterloo, so Napoleon III. nach Sedan. Es wirkten hier Kriege mit revolutionären Regungen zusammen. Das Jahr 1866 ist in Deutschland ein Krieg und eine politische Reform zugleich: es entstehen dadurch die Prätendenten von Hannover, Hessen und Nassau.

So kann man denn, wie aus den vorstehenden Andeutungen hervorgeht, die Prätendenten der Familien von Erbfürsten klassificiren je nach der Ursache ihres Sturzes. Man kann sie aber je nach andern Merkmalen klassificiren, indem man sie etwa eintheilt in solche, welche selbst regierten und ihren Thron verloren, und in solche, deren Ahnen oder sonstige Verwandten regierten. Zu der ersteren Art sind zu rechnen Napoleon I., Iturbide in Mexiko, Murat in Neapel, zu der zweiten die Epigonen: Napoleon IV., Heinrich V., die Orleans u. dgl.

Eine sehr energisch wirkende Ursache des Entstehens gefährlicher Prätendenten ist endlich noch eine gewisse Unklarheit im Erbfolgerecht. Das Auftauchen solcher Prätendenten ist besonders häufig im 18. Jahrhundert in Rußland. Nach Peters des Großen Tode waren Katharina I., deren Töchter Anna und Elisabeth, der Enkel Peters, Peter II., die Töchter des Zaren Iwan, Katharina und Anna Prätendenten. Sie machen einander Concurrenz. Sie können einander jeden Augenblick gefährlich werden. Soweit es dem einen oder dem andern von ihnen gelingt eine Partei zu bilden, ehrgeizige Männer zur Vertretung ihrer Interessen zu gewinnen, können Staatsumwälzungen eintreten; Palastintriguen, Verschwörungen sind an der Tagesordnung. So steht sechzehn Jahre hindurch Elisabeth, die Tochter Peters, als Prätendentin neben dem Throne ihrer Verwandten: im geeigneten Augenblicke bemächtigt sie sich des Thrones; so hat Biron der Herzogin Anna Leopoldowna gedroht, ihr in Peter (III.) von Holstein einen gefährlichen Concurrenten gegenüberzustellen; so ist der Gefangene von Cholmogory und Schlüsselburg, Iwan Antonowitsch, zwei Jahrzehnte hindurch ein bedenklicher Prätendent, dessen Name unter Umständen auf die Fahne der Revolution geschrieben werden konnte.

Ich schließe diese Uebersicht der echten Prätendenten mit einer kurzen Andeutung der Frage von den Restaurationen, von den Versuchen das verlorene Recht wiederzuerlangen, den beanspruchten Thron zu erwerben. Es wäre von Interesse, das Verhältniß der mißlungenen Restaurationsversuche zu den gelungenen in einem Procentverhältniß ausdrücken zu können. Es giebt wenige Beispiele gelungener Restaurationen, und auch von diesen sind die meisten nur zeitweilig gelungen. Die vertriebene Dynastie kehrt bisweilen nur zurück, um ihre Unfähigkeit und Unmöglichkeit, das Anachronistische ihres

Daseins noch deutlicher an den Tag zu bringen. So kehren die Stuarts 1660 zurück, um 1688 wieder endgiltig zu stürzen, so die Bourbons 1814 und 1815, um 1830 wieder zu verschwinden, so die Bourbons in Spanien und Neapel und so auch Napoleon I. in den hundert Tagen. Diejenigen Prätendenten, welche ihre Restaurationsversuche mit dem Leben bezahlen mußten, ließen sich in eine Gruppe zusammenfassen; wir weisen auf Konradin und Monmouth hin, auf Iturbide und Murat.

Es ist eine Art Ideal, das Recht einer Dynastie zu vertreten, und es geschieht bisweilen nicht ohne Ritterlichkeit. Aber die Grenze, wo der Held und Ritter aufhört und der Abenteurer anfängt, ist schwer zu bestimmen. Napoleon III. hat sich durch seine Restaurationsversuche in Boulogne und Straßburg lächerlich gemacht. Sympathie und Verachtung, Bewunderung und Spott haben fast immer zusammen die Prätendenten begleitet. Daß die Wechselfälle, denen Prätendenten und deren Anhänger ausgesetzt sind, Gefahren, Leiden aller Art, die hierbei nicht zu vermeiden sind, ästhetisch wirken können, zeigt der Umstand, daß in der Belletristik auf dem Gebiete des historischen Romans kaum noch ein Stoff so beliebt ist, wie z. B. die Schicksale der Stuarts. Das ist aber zugleich das Charakteristische bei den Prätendenten, daß sie sehr oft nur in den Roman gehören und daß die Wirklichkeit über ihre oft phantastischen Ansprüche zur Tagesordnung überzugehen pflegt.

II. Die Falschen.

Das Auftreten falscher Prätendenten ist, wie bekannt, eine der Geschichte Rußlands im 17. und 18. Jahrhundert eigenthümliche, sehr häufig vorkommende Erscheinung. In diesen Zeiten sind solche Betrüger geradezu ein chronisches Uebel, während sie in anderen Partieen der Weltgeschichte zu den seltensten Vorkommnissen zählen.

Es mag von Interesse sein, einen Augenblick bei der Statistik dieser historischen Vorgänge zu verweilen.

Aus dem Alterthum sind nur sehr wenige derartige Beispiele bekannt. Die größte Berühmtheit genießt bekanntlich Pseudosmerdes, dessen Geschichte noch vor Kurzem von Ebers in der „Aegyptischen Königstochter" sehr geschickt verwerthet worden ist. In der späteren macedonischen Geschichte gab sich (149) ein gewisser Andriscus für Philipp IV. von Macedonien, Sohn des Perseus, aus. Niebuhr bemerkt in seinen Vorlesungen, es sei gar nicht sicher, ob dieser Prätendent nicht echt gewesen sei. Er wurde in Thessalien anerkannt, sodann von den Römern geschlagen und gefangen genommen. Indessen hatte denn doch seine Herrschaft nahezu ein Jahr gewährt. Wenige Jahre später trat ein anderer Prätendent, ebenfalls ein angeblicher Sohn des Perseus, Alexander, auf (142).

Aus der Geschichte des Mittelalters wäre etwa das Beispiel jenes

Pseudoheinrich zu erwähnen, welcher nach dem im Jahre 1125 erfolgten Tode Heinrichs V. auftrat, des Betrugs überführt wurde und in einem Kloster starb. — Von unvergleichlich größerem Interesse ist der falsche Waldemar (1347—55), welcher als Gegner des Kurfürsten Ludwig von Brandenburg aus Wittelsbachischem Stamme auftrat, sich für den in Palästina verstorbenen Markgrafen Waldemar aus askanischem Stamme ausgab, bei Fürsten und Volk viele Anhänger fand und seine angeblichen Rechte in einem mehrjährigen Bürgerkrieg verfocht, hierauf abdankte, die Bewohner der Marken ihrer Pflichten gegen ihn entband, sich nach Dessau zurückzog und dort bis an seinen Tod fürstlichen Rang behauptete. Die Einen glauben, es sei dieser Mann ein Müller, Namens Jacob Rehbock gewesen; die Andern hielten ihn für einen Bäcker, Namens Möhnicke.

Ferner wäre auf Warbeck hinzuweisen, einen Betrüger, welcher an dem Hofe der Herzogin Margarethe von Burgund, einer Schwester Eduards IV. von England auftrat und sich für den auf Befehl Richards III. ermordeten Sohn Eduards IV. ausgab. Er erregte zuerst in Nordengland mit schottischer Hilfe, sodann in Irland einen Aufstand gegen Heinrich VII., wurde jedoch 1499 gefangen und hingerichtet. Man weiß, daß Schiller die Geschichte dieses angeblichen Herzogs Richard von York, ebenso wie diejenige des Pseudodemetrius dramatisch behandeln wollte.

Unter Gustav Wasa erschien ein Bauer, welcher sich für den verstorbenen Sture ausgab. Seine Ansprüche unterstützte, allerdings ohne Erfolg, der Bischof von Drontheim.

Viel bekanntere Beispiele des Pseudoprätendententhums sind die falschen Sebastiane in Portugal, welche nach der Schlacht bei Alcassar (1578) auftraten. Der Umstand, daß die Leiche des Königs Sebastian, welcher, ein Enkel Karls V., mit seinem ganzen Heere im Kampfe mit den Orientalen zu Grunde ging, nicht aufgefunden wurde, veranlaßte das Erscheinen mehrerer Abenteurer, welche sich für den aus der Schlacht geretteten König ausgaben.

In neuester Zeit hat man mehrere Personen auftreten sehen, welche sich für den unglücklichen Sohn des hingerichteten Königs Ludwigs XVI., den König Ludwig XVII. ausgaben. Dahin gehört der bekannte Uhrmacher Naundorf, dessen Tochter „Prinzessin Amélie de Bourbon" noch vor wenigen Jahren (1874) am 21. Januar, dem Todestage Ludwigs XVI., in der Chapelle Expiatoire dem Trauergottesdienste beiwohnte und eine Klage gegen den Grafen Chambord anhängig machte.

So einige wenige vereinzelte Beispiele aus der Geschichte Westeuropas. Vielleicht ließe sich noch das eine oder das andere derartige Vorkommniß namhaft machen. Aber im Wesentlichen gehören solche Erscheinungen zu sehr seltenen Ausnahmen.

Ganz anders in Rußland, wo die Zahl der falschen Prätendenten zu Zeiten so stark ist, daß man von einer Prätendentensucht, einer Epidemie am krankhaft afficirten Staats- und Gesellschaftskörper reden kann.

Und zwar beginnen diese Erscheinungen unmittelbar nach dem Erlöschen der Dynastie Ruriks, in der Zeit des Interregnums. Es geschieht wohl, daß die Zügel der Regierung am Boden schleifen; glücklich, wer sie erhascht; Bauernkriege, Räuberunwesen, Verheerung durch auswärtige Feinde, der Mangel einer kräftigen Regierung im Centrum; so ist der Boden beschaffen, auf welchem das Unkraut des falschen Prätendententhums gedeiht.

In weiteren Kreisen ist von solchen Prätendenten vor Allen der erste Pseudodemetrius bekannt, ein genialer Mensch, welchen Schiller nicht ohne Grund zum Helden eines Trauerspiels hat machen wollen; ein Abenteurer, aber vielleicht kein Betrüger, insofern in allerneuester Zeit darauf hingewiesen worden ist, daß Demetrius aller Wahrscheinlichkeit nach sich selbst für echt gehalten habe. Noch während seiner Regierung verbreitete sich das Gerücht, daß sein Vorgänger, der Zar Boris Godunow nicht gestorben, sondern ins Ausland geflüchtet sei: eine metallene Puppe sei statt seiner begraben worden. Auch von dem unglücklichen, vom Pöbel in Moskau ermordeten Sohne Boris Godunows, Feodor, welcher sich einige Wochen hindurch Zar genannt hatte, erzählte man damals, er habe sich gerettet und werde demnächst erscheinen. Den von verschiedenen Seiten auftauchenden Gerüchten, Demetrius habe sich aus der Katastrophe im Mai 1606, als Wassilij Schuiskij ihn stürzte und er massacrirt wurde, durch die Flucht zu retten vermocht, entsprach das Auftreten jenes „Betrügers von Tuschino", des zweiten Pseudodemetrius, an dessen Echtheit wohl die wenigsten seiner Anhänger werden geglaubt haben, welcher aber, indem er die Bauern gegen ihre Herren aufwiegelte, eine sociale Revolution entflammte, einen starken Anhang hatte und längere Zeit hindurch die Rolle eines Zaren spielte. Sodann erschien ein angeblicher Sohn des letzten Zaren aus dem Hause Rurik, Feodor, ein Pseudopeter, ferner ein angeblicher Neffe des Zaren Feodor und endlich eine ganze Reihe von angeblichen Söhnen und Enkeln des Zaren Iwans des Grausamen; Söhne des Zaren Wassilij Schuiskij, eine ganze Anzahl angeblicher Söhne des Zaren Feodor Iwanowitsch. Da gab es einen Zarewitsch August, einen Zarewitsch Lawrentij, einen Zarewitsch Feodor, einen Zarewitsch Klementij, einen Zarewitsch Sfawelij, einen Zarewitsch Sfemjon, einen Zarewitsch Wassilij, einen Zarewitsch Uroschka, einen Zarewitsch Gawrilka, einen Zarewitsch Martynka u. s. w. (Kostomarow).

Und diese Erscheinungen setzen sich auch in der Zeit der Regierung der ersten Romanows fort. Es treten auch im Auslande derartige Prätendenten auf, so etwa in Polen ein angeblicher Sohn der Marina Mnischek, Gemahlin des ersten Pseudodemetrius, so ein gewisser Luba, welcher sich für einen Sohn des ehemaligen Zaren Wassilij Schuiskij ausgab; dieselbe Rolle übernahm etwas später ein gewisser Ankudinow. Bei Gelegenheit diplomatischer Verhandlungen zwischen polnischen und russischen Gesandten drohten die Polen wohl mit dem Auftreten russischer Thronprätendenten, deren man einige in Bereitschaft habe. Drei Jahrzehnte nach der Thronbesteigung Michael

Romanows tauchten in Konstantinopel zwei russische Thronprätendenten auf, ein angeblicher Sohn Schuiskijs, welcher der Pforte als Gegengeschenk der Anerkennung die Abtretung von Kasan und Astrachan verhieß und ein angeblicher Enkel des ersten Demetrius.

Auch die Kosakenrebellion Stenka Rasins weist Spuren eines eigenthümlichen Prätendententhums auf. Die Kosaken führten auf der Wolga ein Schiff mit sich, von welchem das Gerücht besagte, es berge den geächteten Patriarchen Nikon, welcher damals in einem Kloster im Norden des Reiches als Gefangener lebte. Des Zaren Alexei ältester Sohn Alexei war vor Kurzem gestorben. Jetzt hieß es, er sei nicht todt, sondern wegen grausamer Behandlung durch den Vater, und um der Bosheit der Bojaren zu entfliehen, zu den Kosaken gegangen: auf einem der Schiffe Rasin's sollte er sich befinden. Maxim Ossipowitsch hieß ein Kosak, der sich für den Zarewitsch ausgab.

Im Jahre 1698 oder 1699 erschien in der Gegend von Pskow ein Mann, welcher sich für den Capitän des Regiments von Preobraschensk, Peter Alexejew — so nannte sich der Zar Peter — ausgab und Steuern erhob, d. h. die Leichtgläubigen plünderte. Umgekehrt wurde der echte Zar Peter nach seiner Rückkehr aus dem Auslande 169 8 für einen falschen Prätendenten gehalten; es ging das Gerücht, der Zar sei im Auslande umgebracht worden und nun sei statt seiner ein Betrüger, ein Deutscher, erschienen.

Im Jahre 1696 war der Bruder Peters, der Zar Iwan gestorben. Zehn Jahre später tauchte das Gerücht auf, er lebe noch, halte sich in Jerusalem auf und werde bald in Rußland erscheinen, um das Volk vor der Härte und Grausamkeit des Zaren zu erretten. Im Jahre 1723 erschien in Pskow ein Pseudo-Iwan, welcher sich für den angeblich nur todtgeglaubten Bruder des Zaren Peter ausgab.

Gegen Ende der Regierung Peter II. lief bei den flüchtigen Bauern am Don das Gerücht um, die von dem Zaren Peter verstoßene Zarin Jewdokia habe einen Sohn, welchen man zum Zaren erheben müsse; er lebe, wurde hinzugefügt, am Don.

Aus der Ehe Peters mit Jewdokia waren zwei Söhne entsprossen, Alexei, dessen tragisches Ende (1718) bekannt ist und ein zweiter Zarewitsch Alexander, welcher, am 3. October 1691 geboren, schon am 14. Mai 1694 starb. Die gegen 1730 am Don circulirenden Gerüchte mochten sich auf diesen Zarewitsch Alexander beziehen.

Der unglückliche Zarewitsch Alexei genoß schon bei Lebzeiten ein großes Ansehen beim Volke. In den Zeiten der Drangsal während der Regierung Peters hoffte man auf ihn. Nach der Katastrophe des Zarewitsch erfreute sich sein Andenken einer großen Popularität. Sein Name ist als derjenige eines Prätendenten aufgetaucht.

Im Jahre 1723 gab sich in der Gegend von Wologda ein Bettler, Namens Alexei Rodionow für den Zarewisch Alexei aus. In den letzten

Monaten der Regierung Peters des Großen oder zu Anfang der Regierung Katharina I. trat in einem Städtchen Kleinrußlands, Potschep, ein ehemaliger Soldat Alexander Ssemikow als Prätendent auf, indem er sich für den Zarewitsch Alexei ausgab. Der Betrüger wurde Ende 1725 enthauptet. Um dieselbe Zeit soll sich ein sibirischer Bauer ebenfalls für den Zarewitsch Alexei ausgegeben haben und ebenfalls enthauptet worden sein.

Bald nach der Thronbesteigung der Kaiserin Anna, im Sommer 1732 trat in einer Kosakenstaniza am Busuluk (Nebenfluß des Don) ein Bettler, Timofei Trushenik auf, der sich für den Zarewitsch Alexei ausgab und wunderlicherweise einen Kosaken, Storodubzew, beredete, sich für den 1719 verstorbenen Zarewitsch Peter Petrowitsch auszugeben. Beide fielen, der erstere früher, der zweite etwas später, in die Hände der Regierungsgewalt, wurden nach Moskau gebracht und zusammen mit einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Anhängern hingerichtet.

Im Januar 1738 gab sich in einem Dorfe Sarosslawez bei Kijew, ein Arbeiter, welcher mit anderen Bauern im Walde Holz fällte, plötzlich für den Zarewitsch Alexei aus. Es gelang ihm insbesondere einen Geistlichen zu überreden, ihn mit Ehrenbezeugungen in der Kirche als den Zarewitsch zu empfangen: auch einige Soldaten erkannten ihn an und waren entschlossen, für ihn einzustehen: er versprach ihnen u. A. den damals im Volke verhaßten Türkenkrieg rasch zu beenden, dagegen Polen zu erobern. Als der Betrüger verhaftet werden sollte, leisteten die Soldaten und jener Geistliche Widerstand, in der Kirche wurde er als der rechtmäßige Zar gefeiert, dagegen wurde die Kaiserin Anna im Gebete nur als Prinzessin erwähnt; das ganze Volk der Umgegend glaubte dem Prätendenten, kam, fiel vor ihm nieder, küßte ihm die Hand, leistete ihm den Eid. Aber während einer solchen Feierlichkeit erschien eine stärkere Abtheilung Kosaken und der angebliche Zarewitsch Alexei wurde verhaftet. Er bekannte, daß er ein polnischer Schlachtitz, Iwan Minizky, sei, seit zwanzig Jahren in Rußland ein Wanderleben führe und ein Traumgesicht gehabt habe, worin das Gebot an ihn ergangen sei, sich für den Zarewitsch Alexei auszugeben. Die Sache erschien von größerer Wichtigkeit wegen der Zahl und des Eifers der Anhänger des Betrügers. Daher fielen die decretirten Strafen dieses Mal besonders streng aus. Minizky und der Dorfgeistliche wurden gepfählt, mehrere Personen geviertheilt, Andere enthauptet u. s. w.

Weniger beachtenswerth, aber doch nicht ohne Interesse ist es, daß einige Jahrzehnte nach dem Tode des Zaren Iwan (1696) noch ein Betrüger auftauchte, welcher sich für einen Sohn desselben ausgab.

Daß Pugatschew sich Kaiser Peter III. nannte, ist allgemein seit lange bekannt; daß aber dieser Fall von falschem Prätendententhum in der Zeit Katharina's ebenso wenig vereinzelt dasteht wie jenes Auftreten des Pseudo-Demetrius im 17. Jahrhundert, ist erst in neuerer Zeit auf Grund eines

reichen Actenmaterials erforscht worden. Pugatschew hatte seine Vorläufer und seine Nachfolger.

Ein Jahr vor dem Aufstande Pugatschews war in eben denselben Gegenden, wo dieser auftrat, ein entlaufener Kosak ebenfalls als Peter III. aufgetreten. Ein anderer Kosak spielte die Rolle des Staatssecretärs. Sie hatten den Plan einigen Kosaken mitgetheilt; alle zusammen hatten den Entschluß gefaßt, nach dem Städtchen Dubowka zu gehen, dort den angeblichen Peter III. zum Kaiser auszurufen und ihre Offiziere zu verhaften. Die Entschlossenheit eines der Offiziere vereitelte den Plan und erstickte den Aufstand im Keime. Er ging in das Bauernhaus, in welchem der Abenteurer saß, gab ihm eine Ohrfeige und rief den Umstehenden zu, den Pseudokaiser zu verhaften. Die Kosaken gehorchten. Die Verhaftung des angeblichen Kaisers und seines Staatssecretärs erfolgte augenblicklich. Ihr Proceß zog sich monatelang hin. Es stellte sich heraus, daß die Zahl der Mitschuldigen bedeutend war; in Zarizyn, wo die Verbrecher gefangen gehalten wurden, glaubten manche daran, daß der wirkliche Peter III. als Verbrecher behandelt werde. Mit großer Vorsicht und mit einer beträchtlichen Anzahl von Bewaffneten wurden die Gefangenen in der Nacht heimlich fortgebracht. Diese selbst schienen darauf zu bauen, daß das Volk sie befreien werde.

Ein Jahr später kam Pugatschew, welcher den Organen der Regierung unvergleichlich mehr zu schaffen machte, als sein Vorgänger. Daß er sich für den ehemaligen Kaiser Peter III. ausgab, kann als eine Art Zufall gelten. Er kam auf folgende Art zu seiner Heldenrolle. Schon als er im Kosakenheer diente, peinigte ihn die Ruhmsucht; er trachtete darnach, sich durch irgend etwas hervorzuthun. Nachdem er zweimal desertirt war, sich in Polen aufgehalten hatte, und von den Sectirern, welche dort lebten, unterstützt worden war, ward ihm von einem Kaufmann Koshewnikow folgender Rath gegeben: „Du willst hinter den Kuban flüchten? Allein kannst Du es nicht. Willst Du etwas Besseres anfangen? Manche wollen eine Aehnlichkeit zwischen Dir und dem Kaiser Peter III. wahrnehmen; gieb Dich für ihn aus und gehe an den Ural. Ich weiß, daß die Kosaken dort sehr hart bedrängt sind; sie werden bereit sein, Dir als Kaiser zum Kuban zu folgen. Hier ist ein Soldat, der gern bezeugen wird, daß er Dich als Kaiser gekannt habe; das Volk wird ihm glauben. Versprich den Kosaken Geld, zwölf Rubel einem Jeden. Brauchst Du Geld, so gebe ich Dir welches und andere Roskolniks werden auch Geld geben; wir werden hier unaufhörlich bedrückt: nehmt uns an den Kuban". So begann der Aufstand, welcher dem ganzen Reiche gefahrdrohend werden sollte und welcher nach langem Kampfe erst mit der größten Anstrengung niedergeworfen wurde.

Und mit Pugatschews Hinrichtung war die Gefahr noch nicht beseitigt. Einige Jahre nach derselben erschien ein Abenteurer, Namens Chanin, welcher vorgab, daß die Nachricht von Pugatschews Hinrichtung erlogen sei: er sei der gerettete Pugatschew, in welchem das Volk seinen legitimen Kaiser

Peter III. erkannt habe. Das Gerücht fand Beifall. Man glaubte ihm. Es hatte sich in der That einmal während des Pugatschewschen Aufstandes ereignet, daß die Behörden das falsche Gerücht verbreiten ließen, Pugatschew sei mit seinen Banden geschlagen worden. Es war eine Lüge. Die Nachricht von Pugatschews Hinrichtung konnte auch erlogen sein. Der Anhang Chanins war zahlreich; Geistliche und Bauern, namentlich Kleinrussen, gehörten dazu. Es war im März 1780, als der Abenteurer seine Rolle begann und bald beendete. Er wurde verhaftet. Die Verhöre zogen sich lange hin. Der Schluß der Proceßacten ist verloren. Wahrscheinlich hat dieser Pseudo-Peter sein Leben unter der Knute oder in den Bergwerken Sibiriens ausgehaucht.

Der vor einigen Jahren verstorbene Graf Bludow hat einige Angaben über Prätendenten gesammelt, welche in der von Kowalewskij veröffentlichten Biographie Bludows, abgedruckt wurden. Aus ungedruckten Urkunden, welche von der Gouvernementsverwaltung von Woroneſch nach St. Petersburg geschickt wurden, ergaben sich folgende Thatsachen. Schon im Jahre 1765, also einige Zeit vor dem Auftreten Pugatschews, erschien im Gouvernement Woroneſch ein verabschiedeter Soldat, Kremnew, der sich für den Kaiser Peter III. ausgab. Ein Priester machte für ihn Propaganda, indem er dem leichtgläubigen Volk erzählte, er habe, als er noch den Dienst eines Hofsängers versah, den Prätendenten als Großfürsten gekannt, ihn als kleinen Knaben häufig gesehen, ja sogar ihn auf den Armen getragen. Das Volk glaubte dieses Märchen und viele Personen verschiedener Stände, darunter auch Geistliche, verbreiteten das Gerücht weiter. Aber der obenerwähnte Priester und Kremnew und viele Andere wurden verhaftet. Die Kaiserin Katharina prüfte die Proceßacten sehr genau und theilte die Angeklagten je nach dem Maße ihrer Schuld in zweiundzwanzig Kategorien, indem sie die Strafe Aller milderte. Die hierüber erlassene Verordnung vom Jahre 1766 wird im Archiv zu Woroneſch aufbewahrt.

Aus andern Actenstücken ist zu ersehen, daß im Jahre 1774 ein anderer Pseudo-Peter, welcher ursprünglich Foma Moßjakin hieß, verurtheilt, und daß dessen Strafe durch den Ausspruch der Kaiserin gemildert worden war.

Endlich sind noch die Acten eines Prozesses zu erwähnen, aus denen hervorgeht, daß sich ein Bauer, Sſergejew, im Jahre 1776 ebenfalls für Peter III. ausgegeben habe. Er sammelte ein Heer von Abenteurern um sich, welche seinem Märchen Glauben schenkten, und plünderte die Gutsherren aus. Der Gouverneur von Woroneſch, Potapow, ließ alle Theilnehmer der Bande, 96 Personen, verhaften. Die Prozeßacten sind nicht vollständig und namentlich das Ende des Processes ist unbekannt.

So viel von dem Gouvernement Woroneſch. Durch einen Zufall sind wir davon unterrichtet, daß in dem Gouvernement Ufa ebenfalls zwei Pseudo-Peter auftraten.

Als im Herbst des Jahres 1790 die Nachricht von der Hinrichtung

eines der Hauptschuldigen bei der Conföderation von Aujala, Häsleskos, in Stockholm nach St. Petersburg kam, war die Kaiserin sehr unwillig und trug dem Baron Igelström auf, dem schwedischen Gesandten, Feldmarschall Grafen Stedingk, ihre Unzufriedenheit zu bezeigen. Stedingk schrieb an Gustaf III., Igelström sei zu ihm gekommen und habe sein Erstaunen über diese Strenge ausgedrückt: Katharina begnüge sich in solchen Fällen mit milderen Strafen. Bei dieser Gelegenheit theilte Igelström dem Grafen mit, er habe in dem ihm zur Verwaltung anvertrauten Gouvernement Ufa drei Fälle erlebt, in denen Abenteurer sich für den verstorbenen Kaiser Peter III. ausgegeben hätten, und sie seien nicht hingerichtet, sondern auf andere Weise bestraft worden.

Zur Vervollständigung des Verzeichnisses der unter dem Namen Peters III. auftretenden Prätendenten sei noch des Stepan Malyj erwähnt, welcher in Montenegro auftrat, sich dort für den Kaiser Peter III. ausgab und eine Zeit lang herrschte, bei einer Explosion sein Augenlicht verlor und schließlich ermordet wurde. Er gehört kaum in die Geschichte Rußlands, unterscheidet sich durch Geist und Bildung sehr wesentlich von Pugatschew und andern Abenteurern dieses Schlages, und war der Kaiserin bei Weitem nicht so gefährlich, wie jene Kosaken und Räuber, welche die sociale Revolution predigten. Gleichwohl sandte die Kaiserin einen Kundschafter in die „Schwarzen Berge" und ließ mit dem Usurpator Verhandlungen führen.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß sich im Jahre 1773, wie aus einem Schreiben des Grafen Mocenigo aus Zenta hervorgeht, bei der Stadt Arta im türkischen Albanien ein Pseudo-Peter gezeigt habe, doch ist uns über diese Episode nichts weiter bekannt geworden.

Im Jahre 1764 war der ehemalige Kaiser Iwan Antonowitsch in der Schlüsselburger Festung von seinen Wächtern ermordet worden, als der kleinrussische Abenteurer Mirowitsch den Versuch gemacht hatte, den Gefangenen zu befreien und ihn auf den Thron zu erheben. Ein Vierteljahrhundert später tauchte ein Iwan Redivivus auf.

Im März des Jahres 1788 meldete sich bei dem Herzoge Peter Biron von Kurland ein Mann, der sich für einen russischen Kaufmann ausgab und um eine Privataudienz beim Herzoge unter vier Augen bat. Der Herzog lehnte die Gewährung einer solchen Audienz ab, ließ den Verdächtigen verhaften und dem General-Gouverneur von Riga und Reval ausliefern. In einem Verhöre, welches der Gefangene am 24. März in der Rigaer Gouvernementskanzlei zu bestehen hatte, erklärte der Gefangene, er sei der ehemalige Kaiser Iwan, welcher vormals in Schlüsselburg gefangen gehalten worden sei; der Commandant der Festung habe ihm die Flucht ermöglicht, ihn mit Geld versehen und statt seiner einen Diener, welcher ihm ähnlich sah, in die Zelle gesperrt. Als Kaufmann verkleidet sei er zu den kleinrussischen Kosaken gereist, habe sich dort in die Reihen der letzteren aufnehmen lassen, einigen Unterricht genossen, an dem türkischen Kriege Theil genommen,

nach Astrachan und der Krim, ja auch nach Petersburg und Archangel Reisen unternommen; hierauf sei er dann nach Cherson und endlich nach Kurland gereist, wo er von dem Herzoge selbst, dessen Vater in Rußland während seiner, Iwan's, Regierung Regent gewesen war, Auskunft über die Schicksale seiner Angehörigen zu erlangen hoffte. Mit diesem Prätendenten wurde sehr summarisch verfahren. An Händen und Füßen gefesselt, wurde er nach Petersburg gebracht. Von dort aus schrieb der Fürst Besborodko an den General-Gouverneur von Riga und Reval, es habe sich herausgestellt, daß der Gefangene ein Kaufmann aus Krementschug sei, Thimotheus Kurdilow heiße und als Betrüger entlarvt worden sei; die Kaiserin habe bereits seinetwegen eine Entscheidung getroffen.

So ist denn das Verzeichniß der falschen Prätendenten ein sehr langes. Es ließe sich noch auf eine Anzahl solcher Fälle hinweisen; dahin gehört u. A. das Auftreten eines Zarewitsch Ssemjon Alexejewitsch in Kleinrußland im Jahre 1674, der Plan einer Oberstenwittwe in Kleinrußland im Jahre 1788, einen Soldaten, Bunin, in der Rolle des ehemaligen Kaisers Peters III. auftreten zu lassen, die unter dem Namen der vorgeblichen Tochter der Kaiserin Elisabeth in den Jahren der Regierung Katharinas auftretende Fürstin Tarakanow, das Auftreten eines Pseudo-Constantin und einer Pseudo-Gräfin-Lowitsch im neunzehnten Jahrhundert u. s. w.

Es ist klar, daß bei so häufigem Auftreten falscher Prätendenten eine solche Erscheinung nicht sowohl durch die verbrecherische Neigung einzelner weniger Individuen als vielmehr durch eine Krankheitsdisposition am russischen Gesellschaftskörper erklärt werden muß. Allerdings ist das Maß unserer Kenntniß der Einzelheiten bei den verschiedenen Criminalfällen dieser Art ein sehr ungleiches. Aber es reicht in den meisten dieser Fälle hin, um uns die Ueberzeugung zu verleihen, daß man es hier mit einem social-pathologischen Phänomen zu thun habe. Die Masse des Volkes producirt solche Abenteurer, denen die Prätendentenrolle nicht selten aufgenöthigt wird. In den seltensten Fällen mag der Gedanke, sich für einen verstorbenen Fürsten auszugeben, im Kopfe des Prätendenten selbst entsprungen sein: wenigstens ist aus manchen solcher Processe mit Evidenz bekannt geworden, daß andere Personen solchen Abenteurern den Gedanken eingegeben hatten. So erscheinen die unzufriedenen Elemente unter den Sectirern als Mitschuldige Pugatschews als diejenigen, welche ihm die Prätendentenrolle soufflirten. So erzeugen die permanenten Unruhen der kleinrussischen Kosaken eine ganze Reihe falscher Prätendenten. Daß die in vielen Fällen recht zahlreichen Anhänger solcher angeblicher Zarewitschs, Zaren und Kaiser durchweg an die Echtheit derselben geglaubt hätten, ist nicht anzunehmen. Man ist solidarisch mit solchen Verbrechern, weil unter deren Fahne allerlei Vortheile errungen werden können. Wo es Unzufriedene, Bedrückte giebt, da finden solche Prätendenten-Ideen Eingang. Jedes Gerücht von dem Auftreten eines angeblichen Herrschers oder eines angeblichen Verwandten eines solchen wird von den Massen mit Ge-

nugthuung begrüßt, weil sich daran die Hoffnung knüpft, daß die Lage des Volkes sich bessern werde. Viele derartigen Gerüchte entbehren jeder thatsächlichen Grundlage. Wo sich Niemand fand, die Prätendentenrolle zu spielen, erfand man das Phantom eines solchen und übte auch damit schon die gewünschte Wirkung. So war unter den Schaaren des berühmten Räubers Stenka Rasin Niemand, welcher die Rolle des ehemaligen Patriarchen Nikon thatsächlich übernommen hätte, aber es genügte, daß man auf ein Schiff hinwies, in welchem sich der Patriarch befinden sollte, um die Einbildungskraft des Volkes, welches mit dem hochstehenden Staatsverbrecher sympathisirte, zu entflammen, dasselbe zum Kampfe gegen die bestehende Ordnung zu reizen. Wenn die Polen im 17. Jahrhundert den Moskowitern drohten, es würden Prätendenten auftreten, so mochten sie der gerechten Zuversicht leben, daß es möglich sein werde, im geeigneten Augenblicke die Persönlichkeiten aufzutreiben, welche die Prätendentenrolle zu übernehmen geneigt sein würden.

Daß nicht so sehr die eigentliche Prätendentenrolle, als vielmehr die Lust an der Anarchie, die Hoffnung auf allerlei Vortheile durch Auflehnung und Rebellion bei manchen dieser Episoden die Hauptsache ist, ersieht man aus vielen Zügen der Haltung solcher Abenteurer und deren zahlreicher Anhänger. Die Wagehälse, welche sich den Namen Peter III. aneignen, um unter demselben mit um so größerem Erfolge zu rauben und zu morden, sind nicht wesentlich verschieden von den zahlreichen Landstreichern, welche in jenen Zeiten, ohne sich zu der Rolle von Thronprätendenten zu versteigen, die Gegenden an der Wolga unsicher machten. Ihre Zahl ist sehr groß. Die Ungunst der Verhältnisse, in denen sich die niedersten Schichten der Gesellschaft befanden, trieb Viele in die Räuberlaufbahn, welche meist unglücklich endete. Dabei erscheint sehr oft der Name eines Iwan oder Alexei oder Peter als etwas Accessorisches. Bei manchen dieser Abenteurer erscheint die Frage, ob sie sich für einen Fürsten ausgeben oder nicht, als verhältnißmäßig geringfügig. Als ein gewaltiger Räuberhauptmann, Sametajew, mit einer großen Bande auftrat und in derselben Weise hauste, wie Pugatschew mit seinem Schwarm gehaust hatte, schrieb Suworow, welchem die Ergreifung von Maßregeln zur Unterdrückung solcher Unruhen aufgetragen worden war, man solle doch gelegentlich herauszubringen suchen, ob dieser Räuber Sametajew sich für Peter III. ausgebe oder nicht. Ebenso ist zwischen der Art des Auftretens Pugatschews, welcher eine Prätendentenrolle spielte, und derjenigen berühmter Flußpiraten jener Zeit, wie Kulagas, Bragins u. A., welche nicht als Prätendenten auftreten, kein wesentlicher Unterschied. Episoden, wie diejenige mit der Fürstin Tarakanow oder mit jenem 1788 in Mitau erscheinenden Pseudo-Iwan, mögen als vereinzelte Fälle, als individuelle Verbrechen erscheinen. Die meisten andern Fälle, deren oben erwähnt wurde, sind als collective Vergehen der Masse des Volkes zu bezeichnen, als Symptome der innern Gährung in dem ganzen socialen Organismus, als Pestgeschwüre, welche auf die verdorbenen Säfte eines großen Theiles der Gesellschaft schließen lassen.

Da half denn die noch so strenge Bestrafung einzelner Verbrecher oder ganzer Dutzende von Anhängern solcher Prätendenten ebensowenig, wie die bloße Behandlung der Symptome einem Schwerkranken Genesung zu bringen vermag. Vergegenwärtigen wir uns, daß jene von uns zusammengestellte Uebersicht falscher Prätendenten in Rußland im 17. und 18. Jahrhundert mehrere Dutzende beträgt, daß die Anzahl ihrer Anhänger auf viele Tausende zu veranschlagen ist, daß es einigen von ihnen gelang, einen beträchtlichen Theil des Reiches zu offener Empörung gegen die Staatsgewalt oder gegen die sociale Ordnung oder gegen beide zu entfachen, daß solche Ereignisse bisweilen Jahre hindurch den Regierungen und deren Behörden die schwersten Sorgen bereiten, so wird man anerkennen müssen, daß es sich hier um die untrüglichen Anzeichen eines chronischen Siechthums am Staats- und Volkskörper handelt.

Solche Vorgänge zeugen beredt von dem Elend und der Rohheit, von den Leiden und Kämpfen des Volkes. Sie gewähren einen Einblick in die Schwierigkeiten, mit denen ein Uebergangszustand, wie die Verwandlung Rußlands aus einem asiatischen Staate in einen europäischen, verbunden sein mußte. Sie reden laut von der Bedrückung der Masse durch gewissenlose bestechliche und habsüchtige Beamte; sie statten Bericht ab von dem Verhängniß der erst in allerneuester Zeit gelösten Bauernfrage; sie schildern die nomadische, kosakische Art der wandersüchtigen, arbeitsscheuen Masse des Volkes, die Wildheit der fremden Völker, die Beschränktheit der Sectirer, die Verzweiflung der desertirenden Soldaten, der bei Verbrechertransporten entlaufenen Räuber und Mörder; sie liefern einen Commentar zu der geschichtlichen Bedeutung des Mangels an einem regelmäßigen staatsrechtlich normirten Thronwechsel.

Jahrhunderte lang hat Rußland an dem Uebel des falschen Prätendententhums gekrankt. Diese Form einer allgemeinen Auflehnung gegen die bestehende Ordnung in Staat und Gesellschaft scheint nun endgiltig überwunden zu sein. Eine eingehende Untersuchung und Würdigung des Auftretens, des Wüthens und Verschwindens dieses Siechthums in der Geschichte des russischen Staates und Volkes wäre wünschenswerth.

Bibliographie.

M. Brann, Geschichte der Gesellschaft der Brüder. Festschrift zur Säcularfeier am 21. März 1880. Im Auftrage des Vorstandes bearbeitet. 8. 83 S. Breslau 1880. Druck von S. Schottlaender.

Obgleich die nächste Aufgabe der kleinen Schrift nur einem eng localisirten Interesse dient, so gestaltet sie sich doch in ihrer Lösung zu einem schätzenswerthen Beitrage zur Geschichte der Judenemancipation in Preußen, indem sich unter den Gründern und Förderern der Gesellschaft einige der bedeutendsten der Männer befanden, welche für die freiheitlichere Gestaltung der Verhältnisse ihrer Glaubensgenossen eintraten. Auch die Gesellschaft als solche hat dieses ideale Ziel niemals aus dem Auge gelassen. — Das Buch ist vortrefflich ausgestattet.

M. W. Gotthard Müller, Gedichte. 8. VII u. 96 S. Merseburg, 1880, Stollberg.

Der Dichter — unter dem Pseudonym W. G. Gotthardi, der Verfasser eines geschätzten Buches „Weimarische Theaterbilder aus der Zeit Goethes" — bietet hier eine Sammlung seiner zerstreuten Gedichte, in denen sich neben vielem Gleichgiltigen, Gelegentlichen einige in Ton und Stimmung glückliche lyrische Kleinigkeiten befinden; die größeren Dichtungen im Balladen- und Romanzenton sind dem Dichter weniger gelungen.

Wolfgang Kirchbach, Märchen. 12. 202 S. Leipzig 1880, Breitkopf u. Härtel.

Die in neuer Ausgabe vorliegende Märchensammlung bekundet eine nicht geringe dichterische Begabung. Der Verfasser ist im Besitze einer reichen und originellen Phantasie, die er indessen durch eine geläuterte ästhetische Anschauung zu zügeln weiß. Die Sprache ist poetisch und sorgfältig, hin und wieder jedoch gesucht und allzusehr mit Bildern durchsetzt. Das Ganze ist ein Buch für Erwachsene mehr als für Jüngere: die ersteren werden ihm eine angenehme Stunde zu danken haben.

Karl Faulmann, illustrirte Culturgeschichte für Leser aller Stände. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimile-Beilagen und ca. 300 in den Text gedruckten Illustrationen. 1. Heft. Lexicon-Format. Seite 1—32. Wien, Pest und Leipzig, Verlag von A. Hartleben. Erscheint in 20 halbmonatlichen Lieferungen à M. 0,60.

Der Verfasser hat sich durch seine „Illustrirte Geschichte der Schrift" den Namen eines Schriftstellers zu erwerben verstanden, der über große Fragen der Wissenschaft zu einem gebildeten Publikum in guter, verständlicher Form zu sprechen versteht. So weit sich aus dem vorliegenden ersten Heft ein Urtheil gewinnen läßt, wird es auch für seine neue, schwierige Aufgabe eine ansprechende Lösung finden. Ueber die Art und Weise, wie der Verfasser diese Aufgabe sich denkt, äußert er sich ungefähr folgendermaßen: „Ein allgemein verständliches Bild der Culturentwicklung ist bisher dem Publikum noch nicht geboten worden, und doch ist eine populäre Darstellung der Culturgeschichte wichtiger als alle anderen populärwissenschaftlichen Darstellungen, da sie für das Verständniß der religiösen, politischen und socialen Fragen, welche jetzt täglich in den politischen Zeitungen erörtert werden, nothwendig ist. Der Verfasser hat es nun unternommen, ein Werk zu verfassen, dessen Umfang Jedem die Anschaffung ermöglicht, dessen Inhalt leicht verständlich und anziehend ist und welches durch eine Reihe von Farbentafeln, Facsimile-Beilagen und in den Text gedruckten Illustrationen die

Culturformen und die damit verbundenen religiösen Anschauungen, Künste und Fertigkeiten dem Leser lebendig vor Augen führt". Die dem Hefte beigegebene Farbendrucktafel „Vogeljagd und Fischfang der alten Aegypter" (Wandgemälde aus den Gräbern der XII. Dynastie), die Facsimile-Beilage eines genau nachgebildeten ägyptischen Papyrus mit hieroglyphischer Schrift und die sauber ausgeführten Illustrationen im Text stellen der Ausstattung des Ganzen ein gutes Zeugniß aus.

Jean Bernard, Zwei Herzen und ein Schlag. Epische Dichtung. 8. VIII und 50 S. Leipzig, 1880, E. Wartig.

Der Verfasser hielt es für eine dankbare und berechtigte Aufgabe, dem deutschen Volke durch freie Nachdichtung mittelhochdeutscher Dichtungen den Sinn, das Verständniß und die Liebe für seine große poetische Vergangenheit zu wecken. Er unternimmt daher eine Reihe von solchen Nachdichtungen und beginnt in dem vorliegenden Bändchen mit Konrads von Würzburg „Engelhart und Engeltrut". Dieses Lied echter aufopferungsfähiger Freundschaft gehört zu den besten Dichtungen des Meisters, die darin entwickelte Idee ist eben so schön als interessant. Der Verfasser entlehnt dem Vorgänger jedoch nur die Idee, die Dichtung selbst ist sein selbstständiges Product und als solches sehr gelungen in Sprache und Form und von einem warmen, poetischen Hauche durchweht.

Emile Zola, Das Assommoir. Deutsch von Willibald König. 1. Lieferung. 8. Berlin, 1880, Freund u. Jeckel. à Heft 60 Pfg.

Die tiefangelegte Studie, welche Ludwig Pfau dem „Hauptvertreter des französischen Realismus" in „Nord und Süd" gewidmet hat, überhebt uns der Nothwendigkeit, uns hier nochmals über die Eigenthümlichkeiten seiner Production, insbesondere des bekanntesten seiner Bücher zu äußern, das „Assommoir". Der Uebersetzer charakterisirt die ihm zugefallene Aufgabe sehr richtig als „eine ungeheuere Schwierigkeit". „Er hat es sich angelegen sein lassen, auf das Gewissenhafteste zu übersetzen und besonders der meisterhaften Schilderung Zolas die Großartigkeit nicht verloren gehen zu lassen". In Folge dessen hielt er sich in Bezug auf den Satzbau mit möglichster Treue an das Original, „selbst auf die Gefahr hin, etwas Ungelenkes in die Sprache zu bringen, was besser scheint, als im fließenden Deutsch das Original zu verflachen". Soweit die bis jetzt vorliegende erste Lieferung ein Urtheil gestattet, muß dieses dem Uebersetzer durchaus günstig lauten, ja die Arbeit kann in ihrer Art, insbesondere wenn man ihre Schwierigkeit erwägt, als eine in der Hauptsache ausgezeichnete gelten. Besonders Gutes hat der Uebersetzer in der Wiedergabe des Argôt geleistet. — Die Ausstattung der Ausgabe ist gut.

Adalbert Cybulski, Geschichte der Polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts. 2. Bd. 8. Posen, 1880, Zupánski.

Der Plan, der dem ganzen Werke zu Grunde liegt, die Art seiner Entstehung und seine Bedeutung haben wir bereits im Septemberhefte von „Nord und Süd" besprochen. Die Empfehlung, welche wir dem Werke dort durften zu Theil werden lassen, gelte auch für diesen zweiten Band, wenngleich sich in ihm — als vielleicht durch die ursprüngliche Vortragsform bedingt — eine gewisse Unruhe in der Behandlung des Materials kundgiebt. Das Ganze ist eine sehr dankenswerthe Gabe, durch welche eine wirkliche Lücke ausgefüllt wird.

J. Baumgarten, La France qui rit. (Les farceurs populaires anciens et modernes. — Facéties ingénieuses. Contes drôlatiques. — Bouffonneries désopilantes. — Scènes de moeurs comiques. — Croquis et scènes soldatesques. — Les bonnes gens de province: chroniques rurales et historiettes burlesques. — Revue comique des tribunaux, etc.) Ein Band in 2 Theile. IV u. 403 S. Cassel 1880, Theodor Kay.

Dem Werke liegt die Absicht des Verfassers zu Grunde, im Interesse der Literatur- und Culturgeschichte den charakteristischesten Bestandtheil des französischen „esprit", so wie er sich in der komischen Literatur, namentlich in der Volksliteratur, ausgestaltet hat, zur Anschauung zu bringen. Hinter den beiden Fragen: Wie lacht Frankreich und worüber lacht es? steckt ein bedeutendes Stück, nicht blos der französischen Literaturgeschichte, sondern auch der Cultur- und Weltgeschichte. Der Herausgeber beschränkt sich darauf, die naturwüchsige, harmlose, heitere Seite des französischen Nationalcharakters vorzuführen, jene psychologisch so interessante

„gaieté gauloise", die sich die Jahrhunderte hindurch trotz aller Tristificateur- und Tristifications-Systeme erhalten hat, die, von keinem politischen oder religiösen Kriticismus angekränkelt, Gott einen guten Mann sein läßt. Das Buch enthält mit einer Ausnahme keine Fragmente, sondern nur vollständige, abgerundete Stücke. Unter den benützten Autoren begegnen wir den Namen von V. Fournel, Ch. Nisard, Th. de Banville, Champfleury, A. Assolant, Alphonse Karr, Aur. Scholl. Jeder Freund eines echten, volksthümlichen Humors wird sich an dem Buche wahrhaft ergötzen, besonders wenn er die Sprache derart beherrscht, um vor Idiotismen und einzelnen Argotismen nicht zweifelnd stehen bleiben zu müssen.

S. Riezler, Geschichte Baierns. 2. Bd. (Bis 1347.) 8. XX u. 485 Seiten. Gotha 1880, F. A. Perthes. ℳ 10.—

Als Festgabe zum Wittelsbacher-Jubiläum erscheint dieser zweite Band der Geschichte Baierns, eines Werkes, dessen hervorragende Bedeutung schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes hier anerkannt wurde. Der Band umfaßt die Zeit von 1180—1347, also die Regierungen der ersten wittelsbachischen Herzoge bis zum Tode Kaiser Ludwig des Baiern, und zwar enthält das sechste Buch Ausbildung und Befestigung der Landeshoheit unter Otto I, Ludwig I, Otto II, Ludwig II und Heinrich XIII (anbei bemerkt wird uns, daß der Verfasser die bisher üblichen Beinamen: Ludwig der Kelheimer, Otto der Erlauchte und Ludwig der Strenge als ungerechtfertigt zurückweist); das umfängliche siebente Buch behandelt die stürmische Periode Kaisers Ludwig des Baiern, des ruhmvollen Siegers von Gammelsdorf und Mühldorf, dessen Politik fast die ganze abendländische Welt berührt und in dem der Baiernherzog zu eng mit dem König und Kaiser verwachsen ist, als daß sich in der Darstellung beides hätte trennen lassen. Wie im ersten Bande sind auch in diesem Verfassung, Recht und Culturgeschichte mit besonderer Vorliebe behandelt. Wolfram von Eschenbach tritt in diesem Zeitraum als die erste literarische Größe Baierns, der Regensburger Dom als das schönste Erzeugniß bairischer Kunstthätigkeit hervor. Im übrigen braucht man sich nur zu erinnern, daß dieser Periode der gewaltige Aufschwung des Städtewesens, der Beginn der neuen Landstände, die Gesetzgebung Kaiser Ludwigs, die Ausbildung eines vielgegliederten, landesherrlichen Beamtenthumes, Anfänge und Blüthe der Bettelorden, die steigende Bedeutung der Juden, das erste Auftreten häretischer Richtungen angehören, um den Reichthum des Stoffes zu ermessen, der in diesem Bande seine Darstellung fand. Das Buch verbindet mit strenger Wissenschaftlichkeit eine geschmackvolle und anziehende Darstellung; auch sonst weist es alle die Vorzüge auf, welche wir gelegentlich der Besprechung des ersten Bandes hervorzuheben Veranlassung hatten.

„Ariost's Rasender Roland". Illustrirt von Gustav Doré. Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten. Metrisch übersetzt von Hermann Kurz. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. (Verlag von S. Schottlaender in Breslau.)

Monatlich in 2—3 Lieferungen à ℳ 1.50.

Von diesem Prachtwerk in der weitgehendsten Bedeutung des Wortes liegen uns die ersten Lieferungen vor. Wir werden bald mitten hineingeführt in jenen wundersamen Gesang Ariost's, des größten italienischen Dichters nach Dante, von dem Goethe verkündet:

„Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz"

und in der längst anerkannten trefflichen Uebersetzung von Hermann Kurz dringen mit herrlichem Vollklang die Verse uns in's Ohr, immer von Neuem unser lebhaftes Interesse für die bunten, sich graziös verschlingenden Ranken dieser klassischen Dichtung anregend. Aber auch die Meisterhand Paul Heyse's erkennen wir schon von Anfang an; seinem feinfühligen, poetischen Sinne entgeht eben auch nicht die geringste Härte des Ausdrucks, nicht das leiseste Stocken in dem Flusse der harmonisch dahingleitenden Stanzen, und wahrlich, wenn ein Paul Heyse einen Hermann Kurz noch bessert, da giebt es vollsten Klang. Und diesen Meistern allen hat nun ein vierter sich zugesellt — Gustav Doré; der weltbekannte Künstlerfürst auf dem Gebiete der Illustration hat dem Werke Ariost's reichsten Bilderschmuck gegeben. Was hiervon uns die beiden ersten Lieferungen bringen, zeigt den Meister auf der Höhe seines Könnens, zeigt ihn in der Unerschöpflichkeit seiner Phantasie, die ihn das Zierlichste wie das Erhabenste, jede Stimmung der Natur wie des Menschenlebens in genialer Auffassung zur Dar-

stellung bringen läßt. Mit Spannung sehen wir der Folge dieser Doré'schen Illustrationen entgegen, ist doch gerade Ariost's Märchenepos für des Künstlers Eigenart ein ausgiebigster Stoff.

Wir können die Ausstattung dieses Werkes als würdig der hohen Namen, die es verherrlichen soll, bezeichnen. „Ariost's Rasender Roland" in dieser Ausgabe ist ein Prachtwerk ersten Ranges.

Encyclopädie der Neuen Geschichte. In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von Wilhelm Herbst. Lexikon-Format. 1. u. 2. Lieferung. XI. 1. Bd. S. 1—144. Gotha, 1880, F. A. Perthes. In 20 Lieferungen à M. 1.—

Diese Encyclopädie soll nicht, gleich so vielen populären Weltgeschichten ein Buch aus anderen Büchern sein — sie beruht, gemäß dem für die moderne Wissenschaft vielfach so fruchtbar gewordenen Principe der Arbeitstheilung, durchweg auf den Originalbeiträgen berufener, namhafter Gelehrten, von denen hier Professor Benrath-Bonn, Professor G. Hertzberg-Halle, Professor E. Herrmann-Marburg, Professor Karl Hillebrand-Florenz, Dr. A. Kleinschmidt-Heidelberg, Professor Krones-Graz, Dr. Lamprecht-Bonn, Professor Meyer von Knonau-Zürich, Dr. K. Reichhard-Hannover, Professor Schäfer-Jena, Geh. Archivrath v. Weech-Karlsruhe, Professor Wenzelburger-Amsterdam genannt seien. — Das encyclopädische Handbuch der Neueren Geschichte sucht die dem allgemeinen Bildungsbedürfnisse entsprechende Mitte zwischen vielbändigen, ins einzelnste ausgeführten Werken und dünnen, schattenhaften Compendien zu halten und danach gedrungene Kürze mit lebendiger Darstellung zu verbinden. Mit Beiseitlassung der formellen Vollständigkeit eines Conversationslexikons will es nur das in den Kreis seiner Besprechung ziehen, was mit der Gegenwart und deren geistiger Arbeit in näherem oder entfernterem Zusammenhang steht und woraus ein wirklicher Gewinn, sei es für ein besseres Verständniß, sei es zur Versöhnung und Lösung der Gegensätze und Streitfragen der Zeit geschöpft werden kann. — Der Vereinigung so zahlreicher und bewährter Kräfte wird es sicherlich gelingen, das Werk auf Grund der hier entwickelten, lobenswerthen Anschauungen zu Ende zu führen.

L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Uebersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. In drei Theilen. Erster Theil: Die Alterthümer der merovingischen Zeit. 1. Lieferung. 8. XII u. Seite 1—320. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, 1880, F. Vieweg und Sohn.

Das Handbuch der deutschen Alterthumskunde wird mit Hülfe zahlreicher Abbildungen die Gesammtheit jener Denkmale zur Darstellung bringen, welche uns aus frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit in den Grabbauten und ihrem Inhalt an Geräthen und Gefäßen, Werkzeugen und Waffen erhalten sind. Eine bisher fehlende Uebersicht dieses wichtigen mit immer wachsender Theilnahme beachteten Gebietes der vaterländischen Culturgeschichte zu gewähren, und die neuen Forschungsergebnisse über dasselbe jedem Freunde des Alterthums zugänglich zu machen, ist der Zweck dieses Werkes. Dasselbe ist in drei größere Abtheilungen geschieden, von welchen jede ein abgeschlossenes Ganze bildet. Die erste umfaßt die Alterthümer der merovingischen, die zweite die der römisch-germanischen und die dritte jene der vorgeschichtlichen Zeit. Die Gründe, welche den Verfasser bestimmten, die ersteren gerade voranzustellen und von ihnen aus in die entlegenere Vorzeit zurückzugehen, sind in dem Vorworte und der Einleitung dargelegt. Die jetzt im Drucke befindliche zweite Lieferung von ungefähr gleichem Umfange wie die vorliegende, wird den ersten Band zum Abschluß bringen und uns Gelegenheit zu eingehender Beurtheilung geben. — Die Ausstattung ist vorzüglich, die Holzschnitte sind zum Theil musterhaft.

Carl v. Clausewitz, „Die Lehre vom Kriege".

Es ist das unbestreitbare Verdienst des kürzlich in's Leben getretenen Sammelwerkes: „Militärische Classiker des In- und Auslandes", Berlin 1880, F. Schneider & Co., in ca. 15 Heften. Preis pro Heft M. 1.50 daß es das klassische Clausewitz'sche Buch „Die Lehre vom Kriege" in einer verständnißvoll redigirten und interpretirten Ausgabe den deutschen Lesern gleichsam wieder auf's Neue geschenkt hat. Wenn man erwägt, daß der Verfasser als Militärschriftsteller ersten Ranges für Deutschland ungefähr dasselbe leistete, was vor ihm Vauban für Frankreich und Machiavelli

für Italien; so wird man seine hohe Bedeutung ungefähr andeuten, aber mit einem solchen Vergleich seine außerordentlichen Leistungen immer noch nicht nach Gebühr würdigen. Erst bei wiederholter Lectüre des Meisterwerks wird man das begeisterte Lob der Zeitgenossen des Autors völlig verstehen und gerechtfertigt finden. Der vom Obersten von Scherff gelieferte treffliche Commentar läßt zur Genüge durchblicken, daß ein Buch wie das Clausewitz'sche niemals veralten kann.

John Todhunter, A study of Shelley, 8. VI u. 293 S. London, 1880, Kegan Paul & Co. Gebunden.

Die beiden kürzlich durch Rosetti und Porenberg veröffentlichten Ausgaben von Shelley's Gedichten haben einen von allen Freunden echter Poesie längst gehegten Wunsch erfüllt, während die seiner Ausgabe vorangeschickte Studie Rosetti's und die kürzlich erschienene Biographie von Symonds neues Licht über die Lebensschicksale des Dichters geworfen haben. Auch manche ausgezeichnete Detailarbeit kritischer und ästhetischer Art ist über einzelne Seiten seiner Production während der letzten Jahre geliefert worden; aber an einer umfassenden Arbeit, welche in Form einer auf philosophischen und ästhetischen Voraussetzungen beruhenden Studie das ganze geistige Wesen Shelley's ergründen und ihm seinen wahren Platz in der Literatur anweisen soll — fehlte es bis jetzt. Der vorliegende Band ist der gelungene Versuch zur Lösung dieser Aufgabe. Der Verfasser beschränkt sich in seiner Analyse und Kritik hauptsächlich auf die poetischen Werke des Dichters; er thut hier, insbesondere in den Auszügen, oft des Guten zu viel, aber abgesehen hiervon, sind seine ästhetischen Bemerkungen fein und treffend, sie ergründen den poetischen Gehalt der einzelnen Dichtungen und gewähren in ihrem Zusammenhange ein scharfes Bild von der Eigenart des hervorragenden englischen Dichters, der nicht nur bei uns, sondern selbst in England viel weniger gekannt und geschätzt ist, als er es verdiente.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Band 15. — Heft 45.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

December 1880.

Breslau,
S. Schottlaender.

December 1880.

Inhalt.

Rudolph Lindau in Berlin. Seite

Treu bis in den Tod. Erzählung 27

F. von Duhn in Heidelberg.

Ueber die Anfänge der Antikensammlungen in Italien 29

S. von Basch in Wien.

Das Wesen des Kreislaufs 30

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.

Der Haararzt. Aus den Hundstagsferien eines Gymnasial-Oberlehrers 31

O. Schrader in Jena.

Aus der Geschichte der Hausthiere. Eine linguistische Studie 32

Heinrich Kruse in Berlin.

Die Siegelbewahrer. Eine Seegeschichte 34

Bernhard Schädel in Darmstadt.

Briefe von Moritz von Schwind. (Schluß) 35

Ludwig Pietsch in Berlin.

Andreas Achenbach 38

Hermann Schmidt-Rimpler in Marburg.

Ueber Blindsein 39

Bibliographie 42

Hierzu ein Porträt A. Achenbach's, Radirung von F. L. Meyer in Düsseldorf.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte

von

Adolf Bonz, Comp., Verlags-Buchhandlung in **Stuttgart** (Kain).
Eßner u. Seubert, Verlags-Buchhandlung in **Stuttgart** (Grundriß der Kunstgeschichte).
H. Hesenius, Verlags-Buchhandlung in **Halle** (David Copperfield).
E. Kreiner'sche Verlags-Buchhandlung in **Stuttgart** (K. Gerok's Werke).
A. H. Liebeskind, Verlags-Buchhandlung in **Leipzig** (R. Baumbach's Werke).
Aug. Nicol, Verlags-Buchhandlung in **Wiesbaden** (Deutsche Märchen in Wort u. Bild).
J. Niedner, Verlags-Buchhandlung in **Wiesbaden** (Der Rhein).
S. Schottlaender, Verlags-Buchhandlung in **Breslau** (Ariost's Rasender Roland).
S. Schottlaender, Verlags-Buchhandlung in **Breslau** (Subscript-Schein zu Ariost's Ras. Rol.)
W. Spemann, Verlags-Buchhandlung in **Stuttgart** (Naturgeschichte des Menschen).
W. Spemann, Verlags-Buchhandlung in **Stuttgart** (Das neue Universum).
A. Titze, Verlags-Buchhandlung in **Leipzig** (Lebens-Lieder und Bilder).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XV. Band. — December 1880. — 45. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: A. Achenbach.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

An unsere Abonnenten!

Vielfach ausgesprochenen Wünschen zufolge, haben wir durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen vierzehn Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XIV (Juli bis September 1880), wie auch zu den früheren Bänden I—XIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau, im August 1880.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

.....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

..... Exempl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band

..... do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42.

zum Preise von M. 2. — pro Heft

..... Einbanddecke zu Band XIV (Juli bis September 1880)

..... do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

.....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Treu bis in den Tod.

Eine Erzählung

von

Rudolph Lindau.

— Berlin. —

Siebenzig ſchwere Jahre laſteten auf den Schultern des Rathsherrn Wolfram Eggers, der in einem alterthümlichen Hauſe ſeiner Vaterſtadt Frankfurt in patriarchaliſcher Würde waltete und gebot. Die langen Jahre hatten ſeinen klaren Sinn nicht getrübt und ſeinen feſten Willen nicht gebeugt. Seine Kinder und Enkel, die ihn immer mehr gefürchtet als geliebt hatten, nahten ſich ihm ehrfurchtsvoll, und es bangte ihnen vor dem ſtrengen Blick ſeiner ernſten, großen Augen, die den Freuden ſowohl wie den Drangſalen und Gefahren eines vielbewegten Lebens kalt entgegen geblickt hatten und in denen ſich Geradheit und Furchtloſigkeit, ohne Beimiſchung von Milde und menſchlichem Erbarmen, wiederſpiegelten.

Die Vergangenheit des alten Wolfram lag vor ſeinen Mitbürgern wie ein offenes Buch, in dem die meiſten von ihnen geleſen hatten und ein jeder leſen konnte. — Er ſtammte aus einem alten, ſtolzen Patriziergeſchlecht, und war in dem Hauſe, das er nun ſeit vierzig Jahren ſein eigenes nannte, und in dem ſein Vater und ſein Großvater das Licht der Welt erblickt hatten, geboren worden. Dort hatte er auch ſeine erſten Jugendjahre verlebt, bis er als achtzehnjähriger Jüngling die Univerſitäten von Jena und Göttingen bezogen hatte, um unter der Leitung weltberühmter Gelehrten der Zeit ſeine akademiſche Erziehung zu vollenden. — Mit der wohlerworbenen Würde eines Doctor der Rechte kehrte er wenige Jahre ſpäter nach ſeiner Heimat zurück. — Seine Mutter hatte er früh verloren, Geſchwiſter nie beſeſſen. Der Vater, der ihn zärtlich liebte, ſeine Zuneigung aber wie eine Schwäche verbarg, blickte mit Stolz auf den ſchönen, wohlgerathenen, zum Manne gereiften Jüngling, deſſen Geburt, Geſtalt, Wiſſen und Weſen dafür zu bürgen ſchienen, daß er dereinſt eine Zierde ſeiner Vaterſtadt werden ſolle.

Um diese Zeit ereignete sich ein Vorfall, der den einzigen dunkeln Punkt in dem klaren Leben Wolfram Eggers' bildete, und über den auch seine Alters- und Zeitgenossen niemals ganz befriedigende Auskunft geben konnten.

Eine entfernte und arme Verwandte der Familie hatte seit dem Tode der Mutter Wolframs den Eggers'schen Hausstand geführt. Es war eine ehrbare Wittwe, eine still waltende, milde Frau, die in unbegrenzter Verehrung des alten Eggers zu leben schien, und von diesem mit wohlwollender Herablassung behandelt wurde. Nie hatte die Verleumdung das Verhältniß zwischen den Beiden anzugreifen gewagt, wennschon Frau Christiana Dexter, als sie vor fünfzehn Jahren zu ihrem Vetter gekommen, eine wunderbar schöne Frau gewesen, so daß damals unter Muhmen und Basen die Vermuthung geäußert worden war, der Cousin Eggers, ein stattlicher Mann in der Mitte der Vierziger, werde die Haushälterin schließlich als seine zweite Frau heimführen. — Aber Jahre waren dahingegangen; und die beiden Verwandten hatten sich nie mehr genähert als in den ersten Tagen ihres Zusammentreffens. — Frau Christiana hielt sich in den Wirthschaftsräumen auf und erschien nur dann vor Herrn Eggers, wenn sie von Diesem gerufen wurde. Bei seltenen Gelegenheiten, an Geburts- und Festtagen, wurde ihr die Ehre zu Theil, die Mahlzeit am Tische und in Gesellschaft ihres Herrn Vetters einnehmen zu dürfen. Dann saßen sich die Beiden an den äußersten Enden einer großen, mit altem Silbergeschirr schwerbeladenen Tafel wortkarg gegenüber; und während Herr Eggers mächtige Humpen feurigen Weines leerte, nippte Frau Christiana nur bescheiden an dem ungewohnten Trank, der ihr leise das bleiche Antlitz röthete, das, eingerahmt zwischen einer zarten Fräse und der schneeweißen Wittwenhaube, von seltsamer Feinheit und Schönheit erschien.

Zwei Jahre nachdem Wolfram die Universität bezogen hatte, wurde Frau Christiana von einer schweren Krankheit befallen. Man glaubte sie dem Tode nahe. Da verlangte sie nach ihrer einzigen Tochter, die in Marburg in der Familie ihrer Schwester, der Frau Anna Habern, erzogen worden war und dort lebte, und die sie seit dreizehn Jahren in langen Zwischenräumen und dann immer nur auf kurze Zeit gesehen hatte.

Der alte Eggers entsandte sofort einen Boten nach Marburg, um dem Wunsche der Sterbenden zu willfahren, und dieser kehrte bald darauf mit Frau Christianas Tochter, der sechszehnjährigen Elisabeth Dexter nach Frankfurt zurück.

Der Anblick des jungen Mädchens schien wie eine wunderbare Arzenei auf das Herz der todtkranken Mutter zu wirken. Das Uebel, das sie dem Grabe nahe geführt, schwand mit der Stunde, da sie ihre Tochter umarmt hatte. Sie genas — aber nicht zu früherer Gesundheit. Kraftlos schlich sie in dem großen düstern Hause einher, und wo früher ihre zarten weißen Hände Manches selbst geordnet hatten, da mußte sie jetzt durch Wort und Blick Befehle ausführen lassen. Elisabeth war stets an ihrer Seite. Sie glich ihrer Mutter: wie diese war sie zart und schön; auch lud ihr

Antlitz trotz seiner jugendlichen Frische zum Mitleid ein, denn es lagerte darauf der unbeschreiblich rührende Ausdruck, den man auf den Gesichtern früh verwaister Kinder oder solcher findet, die von fremden Leuten, ohne die Mutter um Beistand und Hilfe anrufen zu können, erzogen worden sind. — Bald konnte das junge Mädchen ihre Mutter vollständig ersetzen; und in dem Eggers'schen Hausstand ging wieder Alles seinen ruhigen, streng geordneten Gang.

Der alte Eggers fand nicht wieder Gelegenheit, mit Elisabeth zu sprechen, nachdem er sie am Tage ihrer Ankunft mit kurzen, höflichen Worten bewillkommt hatte. Sie war neben ihrer Mutter in einer der zahlreichen Kammern des geräumigen, alten Hauses untergebracht worden und vermied scheu und ängstlich mit dem Hausherrn zusammenzutreffen. Dieser schien ihre Anwesenheit in seiner Nähe ganz vergessen zu haben. — Frau Christiana war deshalb nicht wenig überrascht und erschreckt, als Herr Eggers sie am Vorabend des Weihnachtstages zu sich bescheiden ließ und ihr sagte:

„Ich bitte Sie, Frau Cousine, morgen in üblicher Weise die Mittagsmahlzeit mit mir einnehmen zu wollen; auch möchten Sie Ihre Tochter Elisabeth mitbringen, damit das junge Mädchen an diesem hohen Festtage, unter meinem Dache nicht einsam und traurig sei".

Als darauf am nächsten Tage die beiden Frauen im Eßsaale erschienen, begrüßte Herr Eggers sie in freundlicher Weise. Er reichte der Mutter die Hand und küßte das junge Mädchen väterlich auf die Stirn; auch bemühte er sich, das lange Mahl durch Reden und Erzählungen angenehm zu verkürzen. Er sprach von seiner Jugend, von den wilden Kriegen, die damals Deutschland verheert hatten; von fremden, großen Städten, die er besucht, und von den wunderbaren Dingen und Leuten, die er dort gesehen hatte. — Die beiden Frauen lauschten aufmerksam; die Mutter erkühnte sich, von Zeit zu Zeit einige Worte zu sagen, die ihr Interesse an dem Mitgetheilten kundgeben sollten; die Tochter saß stumm da und wagte kaum, an den kostbar zubereiteten Speisen zu rühren, die ihr in langsamer und langer Reihenfolge vorgesetzt wurden. Als die Tafel endlich aufgehoben worden und Elisabeth wieder allein mit ihrer Mutter war, da athmete sie froh auf, als sei sie von einer schweren Last befreit und sagte:

„Ich hoffe, er befiehlt mich nie wieder zu sich. Ich fürchte mich vor ihm. — Weshalb küßte er mich wie eine Verwandte, da er mir doch sonst so fern bleibt? Ich hätte weinen mögen. Es war mir, als schätze er mich nur gering, um so zutraulich zu sein, und dann wieder so fremd".

Die Festmahlzeiten wiederholten sich noch mehrere Male. Die Einladungen zu denselben erfolgten immer in derselben Form, und die Mahlzeiten verliefen jedes Mal in derselben Weise. Elisabeth gewöhnte sich daran ihrem Ohm ohne Bangen zu nahen. Er war freundlich zu ihr in seiner strengen Art, und seine Augen schienen sogar mit Wohlgefallen auf der hohen Gestalt und dem reinen Antlitz des schönen Mädchens zu ruhen.

Elisabeth wohnte nun seit zwei Jahren bei ihrer Mutter und stand

für diese dem Eggers'schen Hausstande vor, als die beiden Frauen eines Tages, zu ungewöhnlicher Zeit durch eine Einladung zum Essen überrascht wurden.

„Morgen Abend erwarte ich meinen Sohn", sagte Herr Eggers zu Frau Christiana. „Es ziemt sich, seine Rückkehr in das väterliche Heim, wo er fortan weilen wird, in freudiger Weise zu begehen. Ich wünsche deshalb ein Festmahl zu veranstalten, wie es seit langen Jahren in diesem vereinsamten Hause nicht mehr gefeiert worden ist, und an dem auch Sie, Frau Cousine und Ihre Tochter Elisabeth theilnehmen möchten".

Frau Christiana verbeugte sich dankend, wie sie es bei ähnlichen Gelegenheiten stets zu thun pflegte, und unterhielt sich sodann noch längere Zeit mit dem Hausherrn, um bei den Anordnungen zu dem Feste, die ihr überlassen blieben, überall das Richtige zu treffen.

Das Mahl verlief am nächsten Tage in prachtvoller, würdiger Weise. Man bewunderte den gediegenen Reichthum der Tafel; die edelsten Weine labten Herz und Gaumen; die Speisen waren auf das Schmackhafteste zubereitet. — Das Lob, welches dem freudestrahlenden Wirthe dafür gespendet wurde, bat er, in gravitätischer Weise, seiner werthen Cousine, Frau Christiana Dexter zutheilen zu wollen, denn dieser vor Allen gebühre die Ehre, die Gäste des Hauses in einer dieser würdigen Weise bewirthet zu haben.

Frau Christiana erröthete bei diesem unerwarteten Lobe und sagte leise, so leise, daß nur ihre nächsten Nachbaren es hören konnten:

„Mein Kind hat Alles angeordnet, denn ich selbst bin alt und schwach; aber auch ihr Verdienst ist gering, denn sie brauchte nur von Dem zu nehmen, was Haus, Garten und Keller im Ueberfluß boten. Meinem verehrten Herrn Vetter allein gebührt die Anerkennung seiner Gäste".

Wolfram, der als Sohn des Hauses von den Ehrenplätzen entfernt, die von alten Rathsherren eingenommen waren, in der Nähe der Frau Christiana saß, hatte deren Worte vernommen, und seine Augen, die seit Beginn des Mahles von Elisabeths Schönheit angezogen worden waren, richteten sich nun wieder auf das junge Mädchen, das, den Blick gesenkt, neben ihrer Mutter saß. Dann beugte er sich zu ihr und sagte leise und innig:

„Nun freue ich mich doppelt des schönen Festes der Heimkehr, da Sie es veranstalteten. — Dafür, Elisabeth, will ich Ihnen danken. Ich trinke dies Glas auf Ihr Wohl!"

Und er ergriff einen großen Römer, der mit goldenem Weine bis zum Rande gefüllt war, und leerte ihn zur Neige.

„Du mußt Deinem Vetter danken für die Liebe, die er Dir erweist", flüsterte Frau Christiana ihrer Tochter zu. Aber diese fand keine Worte. Eine Secunde hob sie die Augen und blickte Wolfram ängstlich, flehend an. Dann stammelte sie verwirrt: „Meine Mutter . . . meine Mutter . . ." — Weiter konnte sie nicht kommen. Wolfram aber wurde plötzlich ernst und schweigsam.

Wenige Monate später erzählte man sich in dem Bekanntenkreise des

Herrn Eggers, Frau Christiana Dexter habe das Haus, in dem sie fünfzehn Jahre lang die Wirthschaft geführt, nunmehr verlassen. Ihre Gesundheit habe ihr nicht mehr gestattet, den ermüdenden Obliegenheiten eines großen Hausstandes vorzustehen, und sie sei, von Herrn Eggers reichlich beschenkt, so daß sie aller Sorge für den Rest ihres Lebens überhoben sei, nach ihrer Heimat zurückgekehrt, um dort ihre Tage, von ihrer Tochter gepflegt, in Ruhe zu beschließen.

Niemand wunderte sich über diese Veränderung in dem Eggers'schen Hausstande. Man wußte, daß Frau Christiana seit Jahren gekränkelt hatte, und man fand es natürlich, daß sie in der Stille ihrer Heimat Erholung suchte. Daß sie reich beschenkt von dannen ziehen durfte, war eine wohlverdiente Belohnung für die Treue, mit der sie Herrn Eggers gedient hatte. Man gönnte ihr gern, was nun ihr Eigen geworden war, und pries die Magnificenz des alten Patriziers, der seine Leute wie ein Fürst entließ und belohnte. Erstaunlich aber war, daß Herr Eggers um die Zeit der Abreise von Frau Christiana, wochenlang seinen Freunden und Bekannten unsichtbar wurde, und sorgenschwer und gealtert erschien, als er sich endlich wieder bei diesen vorstellte; — auffallen mußte es auch, daß Wolfram, der nach früheren Aussagen seines Vaters nach Frankfurt zurückgekehrt war, um fortan dort zu leben, wiederum auf Reisen gegangen war.

„Er weilt in Rom", erzählte Herr Eggers. „Er hat gewünscht, die Kunstschätze Italiens kennen zu lernen, bevor er einen festen Herd gründet, der ihn in der Freiheit seiner Bewegungen hemmen könnte. Ich billige diesen Wunsch. Er wird im nächsten Jahre nach Frankfurt zurückkehren".

Die Neugierigen mußten sich mit dieser Erklärung der unerwarteten und plötzlichen Abreise des jungen Wolfram begnügen; denn Herr Eggers gehörte nicht zu den Leuten, die man auszufragen wagt oder mit Erfolg auszuforschen versucht.

Es vergingen darauf volle zwei Jahre, ehe Wolfram wieder nach Frankfurt kam, und diesmal wurde kein Fest zu Ehren seiner Heimkehr veranstaltet. Er stellte sich bei den Verwandten und Freunden seines Vaters vor und kündigte diesen an, daß er des Reisens müde sei und sich nun in Frankfurt niederlassen werde, um seine Dienste der Vaterstadt zu widmen und sich derselben im Bereich seiner Kräfte nützlich zu machen. Er war nun siebenundzwanzig Jahre alt und hatte den freien und edlen Anstand eines Mannes, der sich viel in fremder, guter Gesellschaft umgethan hat; dazu bereits auch Etwas von dem feierlichen Ernst und der Würde des Vaters. — Sechs Monate später hielt er um die Hand einer reichen und vornehmen Bürgerstochter an, und bald darauf vermählte er sich mit dieser. — Wenige Wochen nach der Hochzeit verschied der alte Eggers. Wolfram nahm unbestrittenen Besitz von seinem großen Erbtheil und bezog mit seiner jungen Frau das alterthümliche Haus, in dem er geboren war, und in dem sein Vater das Zeitliche gesegnet hatte.

Im Laufe der Jahre füllte sich das Haus mit Kindern — aber es blieb ein stilles Haus. Frau Katharina Eggers verwies die Kleinen ängstlich zur Ruhe, so oft deren lärmender Uebermuth losbrechen wollte. — „Ruhig, ruhig! der Vater hört Euch; stört ihn nicht!“ beschwichtigte sie mit scheuer Miene und mit einem furchtsamen Blick nach der Thür, die zu den Gemächern führte, in denen Herr Wolfram hauste. — Dieser war seinen Kindern gegenüber nicht gerade unfreundlich; wenigstens schalt er sie nie; aber er war ihnen fremd, er stand ihnen fern; und wie eine dunkele, schwere Wolke über einer Frühlingslandschaft, so lastete sein schweigsamer Ernst auf der Jugend seiner Kinder.

Sie wuchsen heran; aber nicht zur Freude und zum Stolz ihrer Eltern. — Zwei, die geliebtesten und liebenswürdigsten, starben jung. Gleich Blumen, denen es an Licht und Wärme gefehlt hat, siechten sie traurig dahin und verging früh verwelkt. — Der älteste Sohn, ein selten begabter Knabe, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, gerieth, als er kaum den Kinderjahren entwachsen war, in schlechte Gesellschaft. Der Vater wollte ihn durch Strenge beugen und bessern. Der Sohn entzog sich seiner Zucht. Er irrte verwahrlost umher, erbettelte sich von der Mutter Unterstützungen, die diese ihm heimlich zukommen ließ — bis eines Tages der bleiche Vater in seinen zitternden Händen den Beweis hielt, daß sein Sohn, an dem sein Herz gehangen, ein Verbrecher sei, der den reinen Namen der Eggers entehrt hatte. — Gefälschte Wechsel wurden vom Vater heimlich eingezogen und bezahlt; und dann fand eine Zusammenkunft zwischen den Beiden statt, der kein Zeuge, der selbst die Mutter nicht beiwohnte und in Folge deren der Sohn aus Frankfurt verschwand, um dort nie wieder gesehen zu werden. — Er war seit langen Jahren verschollen, als die Kunde einlief, er sei in einem fernen Welttheile, im Kampf gegen wilde Indianer, flüsterte man, elendiglich umgekommen.

Die noch übrig gebliebenen drei Eggers'schen Kinder entwickelten sich träge und wuchsen zu talentlosen, mittelmäßigen Menschen heran, die nicht einmal die edle Gestalt des Vaters oder die vornehme, kalte Schönheit der Mutter geerbt hatten. — Zwei von ihnen, Töchter, verheiratheten sich, dank der großen Mitgift, die einer Jeden von ihnen zu Theil wurde; der dritte, der einzig überlebende Erbe des stolzen Namens Eggers, zeigte sich allen wissenschaftlichen Studien abhold und ungeschickt zu denselben. Er betrieb mit Vorliebe und nicht ohne Geschmack und Fertigkeit, ein Handwerk. — Er hatte als Kind eine Schlosserwerkstatt geschenkt bekommen, und sich unter der Leitung eines tüchtigen Meisters, den der Vater damals ohne Bedenken in sein Haus gerufen hatte, zum Schlosser ausgebildet. Er producirte nun kunstreiche Arbeiten, die einem Handwerker Ehre gemacht haben würden, eines Eggers aber unwürdig erschienen. — Der Vater hatte ihm seine Werkzeuge fortgenommen, weil der Sohn damit seine Zeit vergeudete; da war dieser schwermüthig geworden und erkrankt und erst wieder genesen, als man ihm Hammer, Amboß, Feile, Schraubstock und Schurzfell zurück-

gegeben hatte. — Jetzt ließ ihn der Vater gewähren; aber Niemand wußte, wie tief er in seinem gekränkten Stolze litt.

Wolfram Eggers selbst stieg schnell in der Achtung seiner Mitbürger. Er that sich als Schöffe und Bürgermeister hervor, gewann einen großen Einfluß auf die Leitung der städtischen Angelegenheiten, wurde mit schwierigen Missionen betraut, die er zu seinen Ehren und zum Vortheile seiner Vaterstadt ausführte, und schwang sich, von der Achtung aller guten Bürger getragen, zur höchsten städtischen Würde, zu der des Stadtschultheißen, empor. — In diesem Amte wirkte er unermüdlich und erfolgreich für das Gemeinwohl, bis er nach dem Tode seiner Frau, die seit der Verbannung ihres ältesten Sohnes langsam dahingesiecht war, den Wunsch äußerte, sich in das Privatleben zurückzuziehen. — Er schied unter allgemeinem Bedauern aus der Oberleitung der städtischen Angelegenheiten; den Bitten seiner Freunde nachgebend, erklärte er sich jedoch bereit, auch in Zukunft den Pflichten eines Rathsherrn obzuliegen, um auf diese Weise eine Stellung einzunehmen, welche zwar verhältnißmäßig bescheiden war, ihm aber dennoch gestattete, bei wichtigen Fragen seinen Einfluß zur Geltung zu bringen.

Seit diesem letzten Abschnitt in dem erfolgreichen öffentlichen Leben des Herrn Wolfram Eggers waren wiederum lange Jahre dahingegangen. Die Kinder mit Ausnahme des geistesarmen Schlossers, hatten das elterliche Haus verlassen, in dem es unheimlich öde und still geworden war. — Der Schlosser hielt sich den ganzen Tag über in seiner Werkstatt auf, die an einem vom Wohnhause entfernten Punkte des Gartens errichtet worden war, damit das Hammern und Blasen und Feilen des Handwerkers den Rathsherrn in seinen Betrachtungen und bei seiner Arbeit nicht störe. — Jener, mit einem rußigen Schurzfell vor Brust und Schoos, arbeitete von früh bis spät, als müsse er im Schweiße seines Angesichts ein schweres Dasein fristen. — Der Rathsherr saß in einem hohen, mit kunstreichen Holzschnitzereien verzierten Studirzimmer, in das durch die schön bemalten Scheiben des schmalen, gothischen Fensters ein gedämpftes, ruhiges Licht auf den mit alten Folianten überladenen großen Arbeitstisch fiel. — Der Rathsherr las eifrig in diesen seltenen Büchern, und dann schrieb er fleißig, denn er wollte der Nachwelt ein Geschichtswerk, eine Chronik seiner Heimathstadt hinterlassen — aber oftmals kam es vor, daß er inmitten der Arbeit die Feder müde bei Seite legte und daß er dann die großen, braunen Augen starr, ohne zu lesen, auf das heftete, was er soeben geschrieben hatte. Der Blick war nicht streng und klar, wie der, mit dem er auf seine Mitmenschen schaute. Tiefes, ohne Klagen getragenes Weh lag darin. Worüber er so traurig grübelte und brütete, das wußte kein Mensch.

Die Mahlzeiten pflegte der Rathsherr mit seinem Sohne einzunehmen. Sie verliefen schweigsam. Der Anblick des blöden Erben kränkte den Stolz des Vaters; Jener konnte die Furcht und Scheu vor dem Haupte der Familie, die ihm von Kindesbeinen eingeprägt waren, nicht überwinden. Er sehnte sich nach seiner Werkstatt zurück, wo er das Feuer schürte und lustig pfiff und

als Meister waltete. — Die Beiden hatten sich nichts zu sagen; sie waren sich fremd, trotz der engen Bande, die sie an einander fesselten.

Eines Tages, als Vater und Sohn sich wieder in gewohnter Weise beim Mittagsmahle gegenüber saßen, trat die Magd in das Zimmer, die bei Tische zu bedienen pflegte, und überreichte dem Rathsherrn einen großen, sorgfältig verschlossenen Brief. — Der Alte betrachtete die Aufschrift lange und nachdenklich; dann öffnete er den Brief. Der Schlosser, der über seinen Teller zum Rathsherrn hinüberschielte, sah, daß das Couvert einen langen Brief und eine zweite Einlage ohne Aufschrift enthielt.

Der Rathsherr entfaltete zunächst das Schriftstück. Nachdem er wenige Zeilen gelesen hatte, wurde er ganz bleich, und die Augen schließend lehnte er das Haupt langsam zurück; dann athmete er tief und schmerzlich auf. Er ergriff wiederum Messer und Gabel, als wolle er die unterbrochene Mahlzeit ruhig fortsetzen; aber nach wenigen Minuten versagte ihm die Kraft unbewegt zu erscheinen.

„Ich ziehe mich in mein Zimmer zurück, um von diesen Schriftstücken Kenntniß zu nehmen", sagte er ganz leise. „Vollende Dein Mahl, ohne meiner Abwesenheit zu achten".

Er erhob sich mühsam indem er sich, gegen seine Gewohnheit, auf die Lehnen des Sessels stützte, ergriff den Brief und entfernte sich schweren Schrittes.

Der Brief, der den Rathsherrn so tief bewegt hatte, war von jenem Kaspar Hadern, dem Schwestersohn der längst verstorbenen Frau Christiana Dexter, in dessen Elternhause in Marburg, Elisabeth ihre erste Kindheit verlebt, und wohin sie später, nachdem sie Frankfurt verlassen hatte, mit ihrer Mutter zurückgekehrt war.

Herr Kaspar Hadern berichtete in schlichten, ernsten Worten von dem Tode seiner lieben Base, der unverehelichten Elisabeth Dexter, die vor zwei Tagen, in ihrem soeben vollendeten einundsechszigsten Lebensjahre, in dem Herrn entschlafen sei. Er erzählte, wie sie in Gottesfurcht und Nächstenliebe über vierzig Jahre lang in Marburg still und segensreich gewirkt habe, ein leuchtendes Vorbild christlicher Barmherzigkeit und weiblicher Milde und Güte, den Unglücklichen Trost und Labung spendend, von Allen, die sich ihr näherten, verehrt und geliebt. — Dann fuhr der Brief fort:

„Drei Tage vor ihrem Tode, als sie wohl wissen mochte, daß ihre Lebenskräfte auf Nimmerwiederkehr schnell dahinschwanden, hieß sie Alle sich entfernen, die in ihrem Zimmer weilten, und bat nur mich, an ihrer Seite zu bleiben. Als wir allein waren, lag sie eine Weile mit über der Brust gefalteten Händen, leise athmend, still da. Dann blickte sie befremdlich, mit großen Augen um sich, als sähe sie weit über das, was sie umgab, in das Unendliche hinaus. Endlich sammelte sie sich und sagte mit sanfter Stimme: ‚Oeffnet jenen Schrank, lieber Vetter, und reicht mir ein verschlossenes Couvert, das Ihr im obersten Fache finden werdet'.

„Ich that nach ihrem Geheiß und gab ihr das Gewünschte. Sie hielt es lange in den Händen; mir schien es, als kämpfe sie, ob sie es öffnen solle oder nicht; dann seufzte sie und sagte: ‚Wenn ich in der Erde ruhen werde, so sollt Ihr dies meinem Vetter, dem Rathsherrn Wolfram Eggers in Frankfurt am Main, durch sichere Gelegenheit zustellen lassen. Eines Weiteren bedarf es nicht; er wird wissen, was es bedeutet. Doch dürft Ihr ihm sagen, daß ich in Frieden mit allen Menschen gestorben sei'.

„Darauf versank sie in tiefe Nachdenklichkeit, und die wenigen Worte, die sie dann bei dieser Gelegenheit noch sprach, richtete sie nicht mehr an mich, sondern sie schien vielmehr, meiner Gegenwart vergessend, ihren innersten Gedanken Ausdruck zu geben, der mir aber unverständlich blieb. — Ein wunderbar feierliches Lächeln, wie die großen Meister es auf den Gesichtern der Seligen zeigen, lagerte sich über ihr Antlitz, das mir wie verklärt erschien, und sie flüsterte: ‚Ich war treu . . . bis in den Tod'.

„Bald darauf versank sie in einen sanften Schlaf, während dessen ich das Couvert, welches ihren kraftlosen Händen entglitten war, vorsichtig entfernte und verbarg, um damit in guter Zeit nach dem geheiligten Wunsche der Sterbenden zu verfahren. — Wir haben sie heute früh zur Ruhe bestattet. Sie schlummert auf dem Friedhofe zu Marburg, nicht weit von der letzten Stätte ihrer in Gott verschiedenen Mutter, der seligen Frau Christiana Dexter. — Und ich, wennschon mein Herz blutet in Schmerz über den Heimgang der Unvergeßlichen, ich erfülle nun ihren Wunsch, indem ich Ihnen, hochzuverehrender Herr Rath, anbei das mir anvertraute Couvert, wie es mir von Elisabeth Dexter übergeben worden ist, ehrfurchtsvoll übersende".

Nachdem Herr Wolfram Eggers von diesem Briefe Kenntniß genommen hatte, begann er, das zweite Couvert behutsam zu öffnen. Es enthielt einen flachen, sorgfältig in Papier eingeschlagenen Gegenstand. Die innern Papierumschläge waren vergilbt und augenscheinlich in langjährigem Gebrauch gewesen. Die Ecken waren durchgestoßen, und an den Stellen, wo die Bogen, um als Umschlag zu dienen, eingekniffen worden waren, hatte häufiges Oeffnen und Schließen des Couverts das starke Papier so dünn gescheuert, daß man es sorgfältig hantiren mußte, um es nicht zu zerreißen. — Als der Rathsherr den letzten Umschlag abgenommen hatte und der bis dahin verborgene Gegenstand nun plötzlich unverhüllt vor ihm lag, da prallte der alte Mann erschrocken zurück und stöhnte laut: „Oh! Herr mein Gott!"

Vor ihm lag sein eignes Bildniß als Jüngling, das ihn mit strahlenden Augen anblickte. Darunter stand, von seiner Hand geschrieben:

„Seiner geliebten Braut Elisabeth Dexter,

„Treu bis in den Tod!

„Ihr Wolfram Eggers. — Rom, im Monat Mai des Jahres 17.."

Die ferne Vergangenheit tauchte plötzlich hell und klar vor seinem Geiste auf. Er erinnerte sich aller Einzelheiten, als wäre das, was ihn nun wieder so tief bewegte, gestern geschehen, oder als wäre er wieder fünfundzwanzig

Jahre alt. — Damals hatte ein strenger Vater ihm mit unversöhnlichem Zorne gedroht, wenn er seiner Werbung um Elisabeth Dexter nicht gänzlich entsage. — Der alte Eggers war stolz auf seinen Sohn und hatte hochfliegende Pläne für denselben. Er sollte zum wenigsten eine Ebenbürtige heirathen, eine vornehme, reiche Patrizierstochter, aber nicht das Kind einer Frau, die durch seine Wohlthätigkeit erhalten wurde und die sich nur Dank seiner Güte, nicht wegen ihrer Verdienste, über die übrigen Hausdienstboten erhob.

Das junge, unschuldige Mädchen und ihre Mutter waren aus dem Hause verstoßen worden, das sie ohne Vorbereitung, bei Nacht und Nebel, Verbrechern gleich, die bei einer Schuld ertappt worden sind, verlassen hatten. — Wolfram hatte nicht gewagt, dem Willen seines Vaters zu trotzen, aber er hatte nicht länger in seiner Nähe weilen wollen; und mit der erbitterten, grimmigen Zustimmung des Alten war er nach Italien gezogen. Dort hatte er von einem jungen deutschen Künstler, mit dem er sich befreundet, das Bild malen lassen, das jetzt vor ihm lag und das er, zu jener Zeit, mit einem zärtlichen Liebesbrief an Elisabeth Dexter entsandt hatte. Er hatte sie in dem Brief „seine Braut vor Gott" genannt, die er zu „seinem ehelichen Weibe vor den Menschen" machen werde, und hatte sie angefleht, in Treue und Vertrauen zu ihm auszuharren, bis er sie, allen feindlichen Einflüssen zum Trotz, heimführen werde.

Elisabeth hatte ihm sofort geantwortet. Es war der einzige Brief, den er je von ihr erhalten hatte. Sie dankte ihm für seine Liebe und Güte, aber sie bat ihn mit feierlichem Ernste, von seiner Bewerbung um sie abzustehen.

„‚Der Herr'", so schrieb sie, „‚will den Vater von den Kindern geehrt haben; und was eine Mutter den Kindern heißt, will er gehalten haben'. — Meine Mutter befiehlt mir, daß der Wille Deines Vaters, ihres Wohlthäters, von mir geehrt werde. Ich könnte Deine Bewerbung nur hinter ihrem Rücken dulden, Deine Briefe nur im Geheimen empfangen. Ich müßte meine Mutter und alle Welt täuschen. Lug und Trug würde mein Leben sein. Darum bitte ich Dich, schreibe mir ferner nicht mehr und überfülle nicht den bitteren Kelch meines Elends. — Du bist mir unendlich lieb und nimmer werd' ich Dein vergessen. Ich muß es Dir noch einmal sagen, wennschon ich weiß, daß es sündhaft ist; aber ich hoffe und bete zu Gott, er möge mir meine Schwäche verzeihen".

Wolfram hatte mit sich selbst kämpfen müssen, um diesen Brief nicht trotz aller Bitten Elisabeths, zu beantworten. Es wäre ihm eine Genugthuung gewesen, seiner Braut, wie er Elisabeth in seinem Herzen nannte, zu wiederholen, sie könne auf seine unverbrüchliche Treue bauen. Schließlich hatte er sich gesagt, daß seine erste Pflicht sei, der armen Verstoßenen neue Kränkungen und Beunruhigungen zu ersparen; und schweren Herzens hatte er sich dem von ihr ausgesprochenen Wunsche, ihr nicht mehr zu schreiben, gefügt. — „Der erste Brief, den sie wieder von mir empfängt, soll ein Brief sein, den

sie ihrer Mutter zeigen kann. Er wird ihr ankündigen, daß ich sie abholen will, um sie meinen Verwandten als meine zukünftige Lebensgefährtin vorzustellen".

Nach diesem Ziele hatte Wolfram darauf noch eine Zeit lang mit Aufwand aller seiner Energie gestrebt. — Er hatte seinem Vater geschrieben, daß er sein Glück nur an der Seite Elisabeths finden könne; er hatte erwähnt, daß Elisabeth an Gesinnung, Herz, Geburt, Anstand und Erziehung eine Ebenbürtige sei; daß unverschuldete Armuth allein sie hinabzudrücken scheine; daß er nicht glauben könne, sein ganzes Glück solle dem Besitz von Reichthum zum Opfer gebracht werden. Der Vater, ein gewandter Weltmann, hatte diese Briefe mit großer Saumseligkeit und ohne auf den Inhalt derselben ausführlich einzugehen, beantwortet. — Er wolle nur seines Sohnes Glück, hatte er geschrieben. Dieser möge ihm vertrauen. Alles werde schließlich zum Besten geordnet werden.

Der alte Eggers war fest entschlossen, seinem Sohne die reiche Katharina Rüdiger zur Frau zu geben. Wolfram sollte sich, so lange er, der Vater, noch seine Autorität ausüben konnte, nicht mit dem ersten besten hübschen Gesicht, das ihm zufälligerweise in den Weg gelaufen war, verheirathen. Ein Eggers war es sich schuld, der Größe seiner Familie eine kindische Liebhaberei, wie Wolframs Zuneigung zu Elisabeth eine war, kaltblütig aufzuopfern. — Der alte Eggers hatte keine sehr hohe Meinung von der Beständigkeit männlicher Liebe für eine Frau; dagegen wollte er seine Autorität dem Sohn gegenüber unter allen Umständen aufrecht erhalten wissen. — Wolfram sollte die reiche Katharina Rüdiger heirathen, die arme Elisabeth Dexter vergessen. Hoc volo, sic jubeo! Der Sohn hatte sich dem alten Vater zu fügen, nicht dieser dem kaum erwachsenen Jüngling nachzugeben. — Wüste Sittenlosigkeit herrschte in der Welt. Es ziemte einem Eggers, zu beweisen, daß in den alten deutschen Bürgerfamilien patriarchalische Tugenden, die den Vater zum starken Oberhaupt der Familie machten, nicht erloschen seien!

Der Schmerz um einen großen Verlust ist etwas Zartes, Heiliges, das sorgfältig gehegt und gepflegt sein will, wenn es nicht schnell vergehen soll. — Wer seinen Schmerz flieht und Trost sucht, der findet bald Betäubung und Vergessen. — Während Elisabeth sich ruhig und gefaßt ihrem Kummer hingab und nur diesem leben wollte, war der starke Wolfram zu schwach, sein schweres Verhängniß zu tragen. Er versuchte, es von sich abzuschütteln — und siehe! ehe er es für möglich gehalten hätte, war er wieder frei. — Mit jedem Tage wurden die Züge der Entfernten blasser, undeutlicher — und plötzlich waren sie verwischt. — Es lebte sich leicht mit fünfundzwanzig Jahren, mit starker Gesundheit, gutem Namen, vornehmem Aussehen und vollem Säckel inmitten junger, leicht erregbarer Männer und schöner, leidenschaftlicher Frauen! Ja! das Leben in Rom war berauschend, und Wolfram genoß es in vollen Zügen.

Als er zwei Jahre später nach Frankfurt zurückkehrte, fand ihn der

Alte seinen Wünschen gefügig. Herr Eggers war zu klug, um darüber zu triumphiren. Es genügte ihm, seinen Willen durchgesetzt, seinen Zweck erreicht zu haben. Seine letzten Worte waren Worte des Segens für seinen geliebten, pflichttreuen Sohn.

Aber Untreue und Wankelmuth rächen sich, und der Segen des Vaters hatte keine Früchte getragen.

Wolfram hatte die reiche Katharina Rüdiger zu sich genommen, ohne sie zu lieben; und sie blieb ihm immer fremd. Er war nicht aus demselben harten Stoff wie sein Vater, der in der Frau nur die nothwendige Vervollständigung eines wohlgeordneten Hausstandes, die Mutter der Kinder gesehen hatte. — Wolframs weicheres, deutscheres Herz sehnte sich nach Liebe; er wollte Liebe geben und empfangen. — Er konnte der kalten, vornehmen Katharina nichts bieten, als eine ihr geziemende Stellung an der Spitze seines Haushaltes und einen geachteten Namen vor der Welt. — Sie gab zurück, was sie dafür schuldete: Gehorsam, Zucht und eheliche Treue. Liebe empfing sie nicht, und Liebe wurde nicht von ihr begehrt. — Traurig und ohne Sonnenschein war das eheliche Leben der Eggers dahingeflossen.

Mit den Jahren hatte sich das Herz des Rathsherrn verhärtet. Er hatte sich daran gewöhnt, ohne Glück zu leben. Kalt und streng war er fortan auf dem harten, geraden Wege seines Lebens dahingewandelt. — Manchmal in der Einsamkeit, draußen im stillen Walde oder an den Ufern des rauschenden Main, war die Erinnerung an alte, begrabene, längst vergessen gewähnte Hoffnungen in seinem Herzen aufgewacht, und der Jammer über sein stummes Elend hatte ihm das Blut zu Kopfe getrieben, und ihm die Kehle zugeschnürt. Dann hatte er die Fäuste geballt und wild um sich geblickt, und es war ihm zu Muthe gewesen, als dürfe er seinem schuldlosen Weibe ein Leides thun — aber gleich darauf hatte ihn, mit dem lähmenden Bewußtsein, daß er Verdientes dulde, ein Gefühl der Ohnmacht beschlichen; und still in sich gekehrt, seiner Frau und den Kindern gegenüber zu seltener Sanftmuth geneigt, war er nach solchen Ausbrüchen an seinen freudenlosen Heerd zurückgekehrt. — Später hatte er dann die Theilnahme an seinem eigenen Geschick beinahe ganz verloren; sein Unglück war ihm gleichgiltiger und leicht erträglich — er war alt geworden — ein Greis.

Dies Alles zog langsam, unbarmherzig klar vor des gebeugten Mannes Geiste vorüber, der auf sein Bildniß als Jüngling schaute. Die Geliebte, die es ihm von jenseits des Grabes zurückgab und deren hoffnungslose, stumme Treue sich wie eine furchtbare Anklage gegen ihn erhob, — sie deutete ihm an, wie elend und kalt sein Leben ohne Liebe gewesen war, und daß es ein anderes und besseres hätte sein können.

„Sie war treu", flüsterte er. Er nickte bedeutsam mit dem Kopfe; es war ihm, als müsse er weinen; er wußte, daß, wenn er noch jung gewesen wäre, so hätten Thränen ihm in diesem Augenblicke Linderung verschafft; — aber seine harten, alten Augen blieben trocken. — Ein kaltes, unerträgliches

Weh beengte ihm die Bruſt und benahm ihm den Athem. Bleichen Hauptes, die Augen geſchloſſen, den Mund halb geöffnet, einem Verſcheidenden gleich ſank er in den Seſſel zurück.

So ſaß er lange — bewußtlos. In dem alterthümlichen Zimmer herrſchte Todtenſtille. Die ſcheidende Sonne blickte durch die bemalten Fenſterſcheiben und warf ein ſanftes Licht auf das bleiche, ruhige Greiſenantlitz. — Jetzt regte es ſich wieder in demſelben. Ein ſchwerer Seufzer hob die Bruſt, und dann öffneten ſich die großen, ernſten Augen. Der Rathsherr war aus der tiefen Ohnmacht erwacht, aber, zu ſeinem Heil, nicht zum ungeſchwächten Gefühl des nagenden Schmerzes, der ihn übermannt hatte. Er war ruhig und gefaßt. Was ihn in dieſem Augenblick quälte, war die furchtbare Stille rings umher. — Stand er denn ganz allein auf der Welt? Lebte Niemand, der ſich ſeiner erbarmen wollte? — Er hatte gefliſſentlich Einſamkeit um ſich geſchaffen; — aber er konnte ſie nicht mehr ertragen. Er erhob ſich und zog die Klingel. Die Magd erſchien, um ſeine Befehle zu empfangen. Er blickte ſie einige Secunden an, als habe er vergeſſen, weshalb er ſie gerufen habe, und dann ſagte er leiſe: „Meldet meinem Sohne, ich wünſche ihn zu ſehen“.

Es dauerte lange, ehe dieſer erſchien, denn die Beſtellung der Magd hatte ihn überraſcht, ja in Beſtürzung verſetzt. — Er war ſich keiner Schuld bewußt; aber ihm bangte: Was konnte der Rathsherr von ihm wollen? — Er warf das Schurzfell ab und wuſch ſich Hände und Geſicht, denn der Vater hielt ſtreng darauf, daß er ihm gegenüber nie als ein Handwerker erſchien; dann, nachdem er ſtandesgemäße, bürgerliche Kleider angethan hatte, eilte er klopfenden Herzens nach dem Arbeitszimmer des Rathsherrn. Er öffnete behutſam die Thür und blieb in der Nähe derſelben ſtehen.

„Was befehlen Sie, Vater?“ fragte er ſchüchtern.

Der Rathsherr wandte ſich zu ihm und ſagte mit großer Milde:

„Weshalb näherſt Du Dich nicht, mein Sohn? Fürchteſt Du Dich vor mir? Bin ich nicht Dein Vater?“

Der arme verachtete Sohn hatte ſeit dem Tode ſeiner Mutter kein zärtliches Wort mehr vernommen. Er traute ſeinen Sinnen nicht und blieb verwirrt, wie am Boden angewurzelt, ſtehen.

„Komm' zu mir, mein Sohn“, wiederholte der Vater, und es klang wie herzzerreißendes, ſehnſüchtiges Flehen aus dem Munde des alten Mannes.

Da ſtürzte der Sohn auf ihn los und fiel mit einer wilden Geberde vor dem Vater auf die Knie, und, alle Unbill der grauſamen Vergangenheit vergeſſend, ſchluchzte er unter Thränen:

„O Vater, wie ſoll ich für ſo viel Güte danken!“

Der Rathsherr richtete den Knienden in die Höhe und erhob ſich dann ſelbſt; aber die Anſtrengung und Aufregung der letzten Stunden hatten ihn erſchöpft; er ſchwankte und lehnte ſein Haupt an die Schulter des Sohnes. Dieſer umſchlang ihn und ſagte mit einem ſtolzen Lächeln, das ſein, alles

Liebreizes baares Geſicht ſeltſam verſchönte: „Stützt Euch feſt auf mich, Vater! Ich bin ſtärker, als Ihr glaubt“.

* * *

Das Geſchichtswerk, dem der Rathsherr lange Jahre ſorgfältigen Studiums gewidmet hatte, blieb unvollendet. Staub lagerte ſich über die alten Folianten, in denen er ſonſt aufmerkſam und fleißig zu leſen pflegte; und die Seite, auf der er noch am Morgen des Tages geſchrieben hatte, an dem ihm die Botſchaft von dem Tode Eliſabeth Dexters überbracht worden war, blieb unvollendet.

Es war, als ob der auf ewig verſtummte Mund ihn gemahnt hätte, nicht ſein ganzes Leben ohne Liebe verfließen zu laſſen, und als ob er nun ſo ſpät noch gelernt, was ihm gefehlt habe, um glücklich ſein zu können. — Er erſtaunte die Seinen durch häufige Beſuche, durch freundliche Reden und Geſchenke; aber am liebſten weilte er in Geſellſchaft des Schloſſers, der mit rührender Liebe an ihm hing und ſich bald daran gewöhnte, den Vater in ſeiner Werkſtatt zu ſehen. Dort konnte nun der alte Mann ſtundenlang ſitzen und ſtill und ernſthaft dem arbeitenden Sohne zuſchauen.

So lebte der Rathsherr noch ein Jahr, wunderbar zufrieden mit dem Wenigen, was das Leben ihm noch bieten konnte, beruhigt in dem Gefühle, ſich von ſeinem Sohn geliebt zu wiſſen. — Seine Kräfte nahmen ab; auch ſein Geiſt wurde allmählich ſchwächer. Bald konnte der Gedanke an ſein freudloſes Leben ſein erſtarrendes Herz nicht mehr tief bewegen. Eliſabeth Dexter ſchwand leiſe und ſchmerzlos aus ſeiner Erinnerung. Er ſprach am liebſten von ſeiner frühſten Kindheit, von ſeinen Jugendgeſpielen. Ueber das, was diesſeits jener Zeit lag, lagerte ſich Dämmerung . . Dunkelheit . . und endlich tiefe Nacht. — Unmerklich wurden die Spaziergänge, die er am Arme ſeines Sohnes zu machen liebte, kürzer und kürzer. Eines Tages ſagte er, er fühle ſich müde und wünſche, ruhig zu Hauſe zu bleiben; — und am nächſten Morgen fand man ihn todt in ſeinem Bette. Seine Züge waren mild und friedlich und ſprachen dafür, daß er ſanft und ſchmerzlos aus einem Leben geſchieden war, welches an Ehren und Jahren reich, ihm Alles gegeben, wonach ſein Herz gedurſtet hatte — nur Eines nicht, Eines, das er übermüthig verkannt und mißachtet, als es ſich ihm dargeboten, und deſſen Verluſt ſein reiches, volles Leben zu einem werthloſen und öden gemacht hatte: — das Glück.

Ueber die Anfänge der Antikenſammlungen in Italien*).

Von

F. von Duhn.

— Heidelberg. —

Als vor nunmehr bald einem halben Jahrhundert Karl Otfrid Müller ſeinem Lehrbuch den Titel gab: „Handbuch der Archäologie der Kunſt", war er ſich bewußt, mit dieſer Bezeichnung eine neue Definition zu geben, welche ſeitdem maßgebend geworden iſt für die Vorſtellung von unſerer Wiſſenſchaft. Es wäre jedoch eine irrthümliche Folgerung aus jener Umſteckung mit neuen Grenzen, ſie ſelbſt deswegen eine junge Wiſſenſchaft zu nennen, wie man häufig hört. Neu belebt durch eine glückliche Verbindung der erwachenden hiſtoriſch-kritiſchen Forſchung mit der zweiten Renaiſſance der Kunſt zu Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts war die Archäologie allerdings erſt zu K. O. Müllers Zeiten reif geworden zur Abſonderung in dem von jenem bezeichneten Sinne. Weniger eng begrenzt jedoch, ohne dieſen ihren jetzigen Namen, in lebendiger Berührung mit ausübender Kunſt und humaniſtiſchem Intereſſe, iſt die Archäologie ſo alt, wie jene Kunſt und jenes Intereſſe; ſie iſt eben ihrem Weſen nach urſprünglich nichts Anderes, als ein Ausdruck des wiſſenſchaftlich-hiſtoriſchen Intereſſes der Gebildeten an den künſtleriſchen Productionen früherer Zeiten, und zwar eines durch die künſtleriſchen Anforderungen und Leiſtungen der jeweiligen Gegenwart motivirten und genährten Intereſſes: ein Ausdruck der natürlichen Bemühung, auf dem Wege der Forſchung oder Reflexion den Zwiſchenraum zu überbrücken, welcher jene Leiſtungen früherer Zeiten von der Gegenwart trennt, der Bemühung, dieſelben uns nahe zu bringen und wieder nutzbar zu machen. Die Ausdrucksformen dieſes Intereſſes zu verſchiedenen auf einander folgenden Zeiten zu beobachten, hat deswegen für uns einen eignen Reiz, denn aus ſolcher

*) Ein römiſcher Gelegenheitsvortrag.

Beobachtung erkennen wir die Continuität der historischen Entwicklung und die hierauf basirte Existenzberechtigung unserer jetzigen Wissenschaft.

Den praktischsten und unmittelbarsten Ausdruck fand jenes Interesse der Gebildeten an den Kunstproductionen früherer Zeiten in Sammlungen von solchen; grundverschieden war aber zu den verschiedenen Zeiten die Art, wie man solche Sammlungen anlegte und auffaßte. Museen von Sculpturen und Gemälden im heutigen Sinne des Wortes sind erst eine Erfindung allerneuester Zeit; sie sind ein nothwendiges Uebel und müssen als solches getragen werden. Wir sind den Museen zu Dank verpflichtet, und die Wissenschaft kann ihrer nicht mehr entbehren. Kunstwerke sind ja aber nicht dazu bestimmt, in Paradeaufstellung gebracht zu werden, und könnten wir einen Phidias, einen Raffael durch unsere Galerien führen, sie würden wohl entsetzt zurückweichen vor einer derartigen Nutzbarmachung der Kunst. Jedes wahre Kunstwerk will und muß auf den Beschauer eine bestimmte Wirkung ausüben wollen und thut dies, bald mehr inhaltlich, bald mehr formell, am besten Beides harmonisch vereint. Eine solche Wirkung wird aber erschwert, wenn der Beschauer sich nicht in der äußeren Verfassung befindet, jene Wirkung ungestört, voll und ganz, an sich selbst zu empfinden. Eine Götterstatue gehört eigentlich in einen Tempel; eine Nymphe, ein Faun in schattiges Dickicht oder an einen plätschernden Quell; ein historisches Gemälde in Repräsentationsräume, ein religiöses dagegen in solche, welche der Ruhe geweiht sind; eine heitere Landschaft aber oder Idylle in den Gartensalon. So aufgestellt erfüllt ein Kunstwerk seinen Zweck. Die Wirkung auf's Auge theilt sich am unmittelbarsten dem Gemüth mit, der Künstler kann seiner Wirkung am sichersten sein. Vereinigt dagegen, ein Werk neben dem andern, häufig noch in geschmackloser Weise angeordnet, schadet ein Werk dem andern, der Beschauer muß seine Stimmung kaleidoskopisch wechseln, und es fehlt ihm die Ruhe des Genusses; der Genuß wird zur Arbeit, ein Eindruck verjagt und verwischt den andern, und es ist grade das Gegentheil von dem erreicht, was die Kunst will: das Leben zu verschönern. Dies Resultat ist jedoch durch Jahrhunderte vorbereitet und von diesem Entwickelungsgange möchte ich mich bemühen, in Kurzem ein Bild vorzuführen. Es wird daraus hoffentlich klar werden, daß schließlich doch mit historischem Recht an die Stelle der Renaissance-Paläste und Gärten unsere Museen, an die Stelle des Genusses die Arbeit getreten ist, daß wir Unrecht thun würden, sentimental zu klagen und auf die Jetztzeit einseitig zu schelten.

Als das Alterthum in Trümmer gesunken war und die über Rom hingebrausten, von innen wie von außen kommenden Stürme in vielfachen Schichten die Schuttdecke der Vergessenheit gebreitet hatten über das, was früher schön und herrlich gewesen war, als die lateinische Race, zusammengedrängt und von allen Seiten bestürmt, in ihrer Existenz überhaupt bedroht, sich vertheidigen mußte mit den Waffen der Kraft und den Waffen der Kirche, da mußten sich die Reste antiker Bildung im Mönchsgewande durchschleichen.

Für weise, mitunter auch weniger weise Bücher war in den Klöstern zwar Raum, aber nicht für Dinge, welche durch ihre Schönheit die Menschen hätten bestricken können, wieder zu jenen Göttern zu beten, welche die Kirche als wirklich existirende und gefährliche Dämonen hinstellte. Man war zwar in Rom toleranter, als anderswo. Von den zufällig dem schützenden Grabe vorenthalten gebliebenen Statuen wurde manche mit leichter Aenderung zum Heiligenbilde umgewandelt und ruhig weiter verehrt, analog der Verwendung so mancher Tempel als Kirchen, der Erhaltung der Säulen Trajans und M. Aurels durch Anlehnung an Capellen, der Ersetzung heidnischer Feste durch christliche u. s. w.; andere wurden durch mehr oder minder bewußte Verbindung mit christlichen Vorstellungen gerettet, aber die capitolinische Venus mußte ein stiller Verehrer doch vermauern, um sie vor dem Schicksal der Götzenbilder zu bewahren; vieles Andere wanderte in den Kalkofen. Kalk brauchte man immer, und je theurer die Steine wurden, da Straßen und Brücken verfielen, die Landbevölkerung ausstarb, desto billiger wurden heidnische Marmorwerke. Noch im 15. Jahrhundert führte eine Gegend Roms von den Kalköfen ihren Namen. Und wie mit den Marmorwerken, so ging's mit den Gebäuden: die einen wurden Steinbruch, so die großen Theater und Amphitheater, andere wurden in Castelle umgewandelt, um als Wehr zu dienen in dem Kampf Aller gegen Alle in der wilden Grafenzeit — so mehrere der Triumphbögen und Thermen. Etwas beinahe Rührendes hat aber bei all der Zerstörung die Pietät, mit welcher einzelne Kunstwerke erhalten wurden. Es ist, als wollte man, wenn auch nur einige, Erinnerungen an bessere Zeiten den Nachfahren aufbewahren, damit sie wenigstens einen Blick in die Zeiten der verlorenen Schöne würden thun können. Ich meine zunächst die Rosse von Monte Cavallo, welche, da sie ebenfalls sehr zerstört waren, bereits im tiefen Mittelalter sorgfältig untermauert wurden, um nicht zu stürzen — sie standen auf einer eignen, aus antiken Architekturstücken zusammengesetzten Estrade —; ferner die vier antiken Bronzewerke vom Lateran: die Wölfin mit den Zwillingen, die Reiterstatue des M. Aurel, der Colossalkopf des Domitian und der colossale Arm eine Bronzestatue mit der Kugel in der Hand. Bereits im neunten Jahrhundert standen diese vier Werke beim Lateran, der Metropolitankirche von Rom, welcher nach der deutschen Sage des Mittelalters an Ketten vom Himmel hängt, und wurden gewissermaßen als Wahrzeichen der Stadt heilig gehalten. Die drei letzten fanden sogar in primitiver Zeichnung auf mittelalterlichen Stadtplänen ihren Platz beim Lateran. Als solche Wahrzeichen der Stadt wurden diese Stücke denn auch, als beim Erwachen der classischen Bildung der päpstliche Lateran das städtische und kaiserliche Capitol neben sich dulden mußte, auf's Capitol gebracht, zusammen mit der berühmten Bronzetafel des Vespasian, aus welcher Cola di Rienzo dem römischen Volk seine Rechte deducirte; freilich geschah solcher Transport nicht ohne Widerspruch der früheren Besitzer, und noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts mußte der

Senator von Rom die Eigenthumsrechte des lateranischen Capitels an die durch Paul III. 1538 auf dem neuen Capitolsplatz aufgestellte Statue M. Aurels alljährlich anerkennen durch symbolische Uebersendung eines Blumenstraußes. Dies Interesse für antike Kunstwerke war aber nur wie das eines Greises für Spielsachen seiner Kindheit; er sieht sie vielleicht mit Rührung an und träumt sich zurück in jene Zeiten, welche in idealem Lichte vor seinem geistigen Auge stehen, aber die Gefühle von damals sind ihm fremd geworden. Märchen und Legenden müssen eintreten, um die Kunstwerke des Alterthums, welches damals viel ferner schien, als jetzt, den Menschen näher zu bringen. Das Wunderbuch der Mirabilien Roms entstand und zog einen poetischen Schleier zwischen einst und jetzt. Echt im Geiste des Mittelalters gedacht ist eine schöne Stelle Dantes, eine der wenigen, wo eine Reminiscenz alter Monumente durchblickt, eines Triumphbogens, welcher dem Pantheon gegenüber stand. Auf ihm war in Relief dargestellt, wie eine besiegte Nation als Frau vor einem Kaiser kniet. Der Kaiser ist für Dante Trajan; die Frau, eine Wittwe, bittet ihn um Gerechtigkeit für die Ermordung ihres Sohnes; er läßt sich endlich erweichen und wird, nach der Sage der Mirabilien, durch diese gute Handlung, obwohl Heide, des Himmels theilhaftig. Der Bogen hieß im Volksmunde nach dieser Mittelalter-Erklärung: „Arco della pietà".

Echte Tradition und lebendige Kenntniß des Alterthums gab's nicht mehr. Die alten Monumente wirkten nicht befruchtend, sondern nur Räthsel aufgebend. Es mußte erst wieder ein neuer Ackerboden für die Saat hergestellt werden. Hierzu war zunächst die Kunst berufen. Wir werden aber sehen, daß sie es aus eignen Mitteln nicht konnte, sondern noch anderer Unterstützung bedurfte.

Es war in Rom allerdings die Kunstübung nicht ausgestorben. Die Kirche sorgte schon dafür, daß es an Bauten nicht fehlte, und eine große Classe von Bildhauern schmückten die Portale, Altäre und Höfe aus. Im elften und zwölften Jahrhundert haben die Namen der Vassalecti und der Cosmaten sogar einen Ruf weit über Rom hinaus und sie leisteten nicht Unbedeutendes in stereotyp-mechanischer Arbeit. Es sind diese sogenannten marmorarii stets Handwerker geblieben, welche sich nur in ihrem gegebenen Kreise bewegen konnten; aber wie dieser solide Handwerkerstand zur gleichen Zeit in Frankreich in der bald von St. Denys und Rouen aus durch den ganzen Norden getragenen Gothik seine schönste Blüthe trieb, so legte er in Italien den Grund zu jener ganz eigenartigen Verbindung von Handwerk und Kunst, aus welcher die Frührenaissance mit ihrer Solidität und Vielseitigkeit hervorging.

Einen merkwürdigen Versuch, durch kaiserlichen Willen das Handwerk zu zwingen, auf die Antike zurückzugehen und sich so zur Kunst zu erheben, machte Friedrich II. in Unteritalien. Er, der hochgebildetste Mann seiner Zeit, erkannte sehr wohl, wie sehr das Alterthum seiner Zeit überlegen war;

und wie er den übergroßen Ansprüchen des Papstthums gegenüber politisch begann, auf die Tradition des römischen Cäsarenthums zurückzugehen, wie er sich auf seinen ganz nach Art der römischen Kaisermünzen geschlagenen Goldstücken als Cäsar Augustus bezeichnete, so glaubte er auch, mit einer Verkennung der Gesetze historischer Entwicklung, welche uns weisen Leuten leicht naiv scheint, durch den einfachen Hinweis auf die Monumente des Alterthums der Kunst seiner Zeit ein mühevolles Ringen zu ersparen. Der Gedanke war einheitlich und großartig concipirt, wie Alles, was Friedrich that, aber jedes Ding will seine Zeit. Zwar waren die Ornamente seines herrlichen Schlosses zu Andria der Antike direct entlehnt, zwar schmückten sein Castell zu Capua Sculpturen, welche wie copirt sind nach denjenigen des dortigen Amphitheaters, zwar trugen seine apulischen Künstler diese Art, die Monumente des Alterthums unmittelbar fruchtbar zu machen, auch nach Toscana. Die Arbeiten der Pisani in Pisa und Siena sind voll von derartigen Reproductionen alter Monumente, deren Originale uns zum Theil noch im Campo santo vor Augen stehen. Aber diese Wiedererweckung des Alterthums war verfrüht. Es ist, als wollte man einem achtjährigen Knaben das Schülergespräch im Faust zu lernen aufgeben; er wird es gewiß mechanisch bald auswendig wissen, aber von einem Verständniß, einem Nutzen, wird nicht die Rede sein können.

Es ist Allen bekannt, daß die Wiege der Renaissancekunst in Florenz stand. Cimabue und mehr noch Giotto waren es, welche zum ersten Mal wieder auf den Gedanken kamen, daß, um Menschen zu malen, man den Menschen studiren müsse. Man empfand die Nothwendigkeit, erst den Körper nackt zu zeichnen oder zu modelliren, bevor man die Gewandung ihm anlegen könne; und wie wenn diese Entdeckung die Menschen befreit hätte von einem lang auf ihnen liegenden Zwange, begann jetzt jener einzig dastehende, vielleicht nur unter gleichartigen Verhältnissen im Athen des fünften Jahrhunderts ähnlich gewesene Wettlauf der Künste, welcher Italien binnen eines Jahrhunderts zum Heimatlande der Kunst für alle Zeiten erhob. Jetzt erst, nachdem die Verbindung zwischen Kunst und Leben, lebendigem Leben, wieder hergestellt und die Kunst wieder auf die Natur zurückgeführt war, begann das Interesse für die vollendete Reproduction der Natur aus dem Alterthum praktisch und thatkräftig zu werden. Die Wiedererweckung des Alterthums geht nicht etwa, wie man mitunter wohl sagen hört, der Renaissance der Kunst voran, sondern sie folgt ihr; und die Vorbedingung der Letzteren ist wieder die Wiederentdeckung des Menschen, und zwar zuerst des inneren — und hier steht der hohe Name Dantes an der Scheide zwischen Mittelalter und Neuzeit; die Humanisten förderten diese Kenntniß glänzend weiter — alsdann des äußeren. »Die Novellen und namentlich die Romane Boccaccios muß lesen und mit den gleichzeitigen oder noch früheren Novellen vergleichen, wer erkennen will, wie auch der äußere Mensch förmlich neu entdeckt werden mußte, wie allmählich man begann, mit

Interesse die Menschen anzusehen, Schönheitsideale zu finden und zu definiren, und wie man sich dieser Wiederentdeckung freute«.

Erst als die Florentiner Kunst schon auf ihrer Höhe stand, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, entdecken wir auf ihren Werken die ersten Spuren directer Einwirkung antiker Monumente. Kurz vorher hatte bereits Squarcione in Padua versucht, aus Nachahmung der Antike Nutzen zu ziehen, Versuche, die jedoch ohne die Vorbedingungen, welche die Kunst in Florenz erfüllt fand, vereinzelt blieben und wohl vergessen wären, hätte der große Mantegna aus ihnen nicht bedeutsame Anregungen geschöpft. In Florenz entziehen sich Wenige der Beeinflussung durch die Antike. Der Name, mit welchem die staunende und sich in emsigem Studium übende Bewunderung der Antike zuerst in enge Verbindung gebracht wird, ist der des großen Naturalisten Donatello. Vasari sagt von ihm, daß er einerseits seine ganze Aufmerksamkeit auf [illegible]studien nach dem Nackten wandte, andererseits zu entdecken versuchte die Sch[illegible], welche so lange Jahre verborgen gewesen: „tentava di scoprire la [illegible] degli antichi, stata nascosa già cotanti anni"; und Donatello ist es au[illegible], welcher zum ersten Mal den Muth hatte, verstümmelte Antiken zu ergänzen: so einen Marsyas und verschiedene Büsten im Besitze Cosimo Medicis, welcher dieselben in einem 1430 erbauten Palast, dem jetzigen Palast Riccardi, in Hof und Treppen hatte aufstellen lassen. Dies ist der erste auf jene später so üblich gewordene Weise ausgeschmückte Palast, von dem wir Kunde haben. Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß es derselbe Palast ist, in welchem Cosimo mehrere der aus Constantinopel nach dessen Einnahme durch die Türken geflüchteten griechischen Gelehrten gastfrei aufnahm. Vasari erzählt uns im Leben des Malers Mariotto Albertinelli, daß dieser dort einige Reliefs gezeichnet habe, welche in einer Loggia nach dem Garten zu eingemauert seien; der Garten selbst aber sei voll gewesen von antiken Torsi, und alle Florentiner Bildhauer und Maler jener Zeit hätten in demselben studirt. Ein zweites und wichtigeres Centrum jedoch bildete von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an der Garten der Medici bei San Marco, links von der Kirche. Hier hatte Lorenzo il Magnifico ein Casino. In demselben waren gute Gemälde; ferner waren Loggia, Zimmer und alle Wege des Gartens voll guter Sculpturen zunächst aufgestellt, um als Schmuck zu dienen, dann, um zu nützen. Vasari giebt uns in der Vita des Bildhauers Torrigiano einige Auskunft über diese Sammlung; er sagt: „Alle diese Dinge waren zunächst ein prächtiger Schmuck für jenen Garten, dann aber waren sie gewissermaßen eine Schule und Akademie für die jungen Maler und Bildhauer und für alle Diejenigen, welche die zeichnenden Künste cultivirten, besonders die von Adel; denn Lorenzo il Magnifico war der festen Ansicht, daß die Jünglinge edler Familien mit größerer Leichtigkeit in jeder Hinsicht zur Vollkommenheit gelangen könnten und schneller, als meistens die Leute aus dem Volke, welchen gewöhnlich jene künstlerischen Gedanken und jener Geist fehlen, welcher bei den Jünglingen

guten Geblütes erkennbar seien; denn da die weniger edel gebornen so häufig mit Mühe und Arbeit für ihr Brot sorgen müssen, sei es nur natürlich, daß sie Alles mehr mechanisch thäten, keine Zeit hätten, den Geist auszubilden und zu den höchsten Graden der Vollkommenheit zu gelangen". Es ist dies eine merkwürdige Auseinandersetzung. Wir sehen hier zum ersten Male im Kopf eines so bedeutenden Mannes, wie Lorenzo es war, sich Kunst und Handwerk scheiden. Bei den festwurzelnden mittelalterlichen Vorstellungen des Classenunterschiedes kann er sich eine solche Trennung aber nur zugleich durch äußere Rangverschiedenheit motiviren und nur von einer solchen begleitet denken. Wir sehen, die Zeit konnte sich nicht mehr wehren gegen das Avancement des Handwerkers zum Künstler. Kunst und Künstler beginnen eine wesentliche Rolle im gesellschaftlichen Leben zu spielen, wenn auch vielleicht noch halb gegen den Willen Derjenigen, welche die Höhe damaliger Bildung in sich verkörperten. Vasari fährt fort: „Es begünstigte also Lorenzo stets die Leute von Anlage, aber vorzugsweise diejenigen von Adel, welche zu diesen Künsten Neigung fühlten. So ist es denn natürlich, daß von dieser Schule Leute ausgegangen sind, welche die Welt in Erstaunen versetzt haben. Und was noch mehr ist, er gab nicht nur Mittel zu Leben und Kleidung Denjenigen, welche aus Armuth sich den zeichnenden Künsten nicht hätten widmen können, sondern auch Prämien Denen, welche ihre Sachen am besten machten. Es war damals Custode und Meister über jene Jünglinge Bertoldo, ein alter tüchtiger Florentiner Bildhauer, Schüler Donatellos, welcher in gleicher Person Unterricht ertheilte und auf die Antiken im Garten Obacht hatte, wie auf die Handzeichnungen, Cartons und Modelle von der Hand Donatellos, Brunelleschis, Masaccios, Uccellos, Filippo Lippis und Anderer einheimischer und fremder Meister". Es wird uns dann erzählt, wie in jenem Garten die zeichnenden Künste studirt hätten: Michelangelo, Torrigiano, Rustici, Lorenzo di Credi u. A. — kurzum, fast alle bekannten Namen aus jener großen Zeit; und neuerdings ist es wahrscheinlich geworden, daß auch Lionardo selbst dort nach Antiken gezeichnet habe; die Notiz ist merkwürdig, da unter Lionardos bis jetzt bekannten Handzeichnungen sich nichts nach der Antike Gezeichnetes findet, und er selbst in seinem übrigen Leben und auch in seinen Schriften nur von der Natur selbst was wissen will. Daß auch er, der genialste und vielseitigste Geist der Renaissance, die Zucht der Antike durchgemacht habe, überrascht uns. Wohl keiner unter allen modernen Künstlern steht ja so ebenbürtig neben der Antike, wie gerade er.

In diesem Garten bei San Marco war also die erste Kunstakademie im modernen Sinne, und ebenso die erste in größerem Maßstabe angelegte und zugleich zu künstlerischen Zwecken dienende Sammlung von Antiken. Es wäre interessant für uns, die Originale noch vergleichen zu können mit den Productionen derjenigen Meister, welche dort ihre Anregung erhielten. Leider hat die Ungunst der Zeiten uns das für den weitaus meisten Theil versagt. Bei der Vertreibung der Medici 1494 kamen die Antiken unter den Hammer;

ein Theil wurde allerdings 1512 Giuliano de' Medici bei seiner Rückkehr zurückerstattet und war zu Vasaris Zeit in den Magazinen Cosimos, doch scheint nur Weniges davon und bis jetzt nicht Constatirtes in die Gallerie der Uffizi übergegangen. Hoffen wir, daß kürzlich aufgefundene Inventare es uns ermöglichen werden, durch Ausscheidung des späteren Zuwachses jener Galerie einen Kern festzustellen, in welchem wir diejenigen Werke wiedererkennen dürften, auf welchen das lernende Auge fast aller großen Florentiner Meister verehrend geruht hat, an welchen dieselben sich herangebildet haben!

1494 ward also diese Sammlung aufgelöst. Zugleich änderten sich in bekannter Weise die politischen Verhältnisse Italiens. Als man in Florenz Savonarola verbrannte und eine das Kunstleben zunächst erstickende Reaction eintrat, begannen Michelangelo und Bramante ihre Thätigkeit in Rom; auf die wilde Zeit der Borgias folgte 1503 Julius II., und mit ihm begann jenes goldene Zeitalter, welches nach tausendjähriger Finsterniß Rom für die Kunst wieder zur Hauptstadt machte, zur hohen Schule für alle Welt, wie Goethe es nennt.

Das verflossene Florentiner Zeitalter hatte den Boden bereitet, die Kunst hatte sich ihren Platz errungen, und alle Gebildeten waren einig, daß ohne sie kein Leben, keine menschenwürdige Existenz sei. Es war ein Kunstenthusiasmus in damaliger Zeit, wie er seines Gleichen nicht wieder gehabt hat, und mächtig zündend wirkt jetzt das massenhafte Auftreten der schönsten Baureste und Sculpturwerke des Alterthums. Schon durch die Humanisten hatte man gelernt, den geistigen Inhalt desselben so hoch zu schätzen, daß er der Kirche hätte gefährlich vorkommen müssen, wären ihre Träger nicht selbst von jenen Gefühlen mit ergriffen gewesen. Im Jahre 1485 fand man an der Via Appia in einem antiken Sarkophag die Leiche eines Mädchens, welches so frisch, ja so beweglich gewesen sei, wie die eines eben gestorbenen Mädchens von 15 Jahren. Man brachte sie auf's Capitol, eine förmliche Wallfahrt dorthin begann, und Viele wollten sie abmalen: „Denn", so wird uns erzählt, „sie war so schön, wie man es nicht sagen, noch schreiben kann, und wenn man es sagte oder schriebe, so würden es, Die es nicht sahen, doch nicht glauben". Innocenz VIII. wurde Angst, und sie mußte eines Nachts heimlich begraben werden. Wahrscheinlich haben wir uns die Sache selbst so zu erklären, daß eine farbige Maske von Wachs über dem Gesicht lag. Burckhardt, der die Geschichte in seiner Cultur der Renaissance aus den zeitgenössischen Berichten hübsch nacherzählt, bemerkt aber sehr richtig: „Das Rührende an der Sache ist nicht der Thatbestand, sondern das feste Vorurtheil, daß der antike Leib, den man endlich hier in Wirklichkeit vor sich zu sehen glaubte, nothwendig herrlicher sein müsse, als Alles, was jetzt lebte". Das Alterthum schien wieder lebendig werden zu wollen und drang gewaltig herein. Jeder strebte etwas Antikes zu besitzen. Früher, noch um die Mitte des Jahrhunderts, hatte sich der Sammeleifer auf Münzen, geschnittene Steine, kleine Bronzen und Preciosen gewandt, so bei Cosimo de' Medici,

so bei Cardinal Barbo, dem nachmaligen Papst Paul II., u. A. Diese Interessen mehr materieller Art traten jetzt zurück gegen die Freude am antiken Marmor, der in tausenderlei Gestalt bei der so regen Bauthätigkeit jener Zeit, theils auch schon in Folge eigener Ausgrabungen, dem Boden entstieg. Und Allen voran ging in diesen Bestrebungen, wie billig, der Papst. Noch 1471 hatte Sixtus IV. im Conservatoren-Palast einige Bronzen aufstellen lassen, worunter wohl die Wölfin, ferner den vergoldeten Herakles vom Forum boarium, wahrscheinlich auch den Dornauszieher, mit der Motivirung, wie die Inschrift erzählt: er schenke diese Werke dem römischen Volke zurück, weil sie doch ursprünglich Eigenthum desselben seien und im Uebrigen priscae excellentiae virtutisque monumenta. — Dies Alles riecht noch etwas nach Mittelalter. Julius II. dagegen brachte in seinem eignen privaten Lusthaus Marmorwerke zur Aufstellung, welche an Schönheit und Gewalt Alles zu überstrahlen schienen, was man bisher kannte, nämlich den gegen Ende des Jahrhunderts zu Porto d'Anzo gefundenen und, als Giuliano della Rovere noch Cardinal war, bereits in seinen Privatbesitz übergegangenen Apollo und die schon im Alterthum berühmt gewesene Gruppe des Laokoon, gefunden 1506 in den Titusthermen. Die unter Clemens VII. de' Medici 1529 gesetzte Grabschrift des Laokoon-Entdeckers Felice de' Freddi in der Kirche Araceli rühmt von ihm — man denke sich, eine christliche Grabschrift in christlicher Kirche — er habe das ewige Leben verdient theils wegen seiner eigenen Tugenden, theils wegen der Entdeckung des göttlichen Bildes — divinum simulacrum — des Laokoon. Es erinnert dies schon an die Unverfrorenheit, mit der ein wenig später die bekannte Gruppe der drei nackten Grazien aus dem Palast der Piccolomini in Rom durch Pius III. in die Mitte des Capitelsaales des Doms von Siena versetzt wurde.

Jenes Privatlusthaus des Papstes war das von Nikolaus V. errichtete, aber nach einem Plane Pollajuolos durch Innocenz VIII. so gut wie neu gebaute Belvedere. Früher war dasselbe bis auf eine von Mantegna ausgemalte Privatcapelle ohne künstlerischen Schmuck gewesen. Julius II. nun ließ im Hof, durch welchen man in die an Stelle der jetzigen Sala degli animali und delle Muse gelegenen Gemächer ging, drei Nischen bauen — capelletti nannten die Zeitgenossen sie, wie für Heiligenbilder, — und darin wie für seinen Privatcultus aufstellen: den Apoll, den Laokoon und die knidische Aphrodite. An Stelle des jetzigen Meleager stand die für schweres Geld gekaufte schlummernde Ariadne, damals sicher wirkungsvoller als jetzt, über plätschernder Fontaine und grün bewachsener Grotte. Bald folgte der aus den Trümmern des Pompejustheaters hervorgezogene Herakles-Torso des Apollonios, und wäre der Pasquino nicht bereits zu Alexanders VI. Zeiten, um 1501, an seinem jetzigen Standort aufgestellt und gleich so zu sagen öffentliche Persönlichkeit geworden, so würden wir ihn sicherlich ebenfalls im Belvedere bequemer bewundern. Denn eine Auswahl des Schönsten und Besten fand sich dort bald zusammen. Und auch für einen würdigen Zugang

wurde gesorgt. Das Belvedere wurde der Schlußpunkt jener herrlichen Anlage des Bramante, eines riesigen, an beiden Enden von Exedren abgeschlossenen zweiterrassigen Gartens, dem Plane nach auf beiden Seiten durch jene Gänge eingefaßt, welche das Belvedere mit dem Vatikan verbinden sollten und jetzt verbinden. Es ist nicht Bramantes Schuld, wenn späterer Unverstand Sixtus V. durch Zwischensetzung der Bibliothek jene Einheitlichkeit des Eindrucks zerstört und die Anlage als architektonisches Ganzes vernichtet hat. Wer vom Vatikan durch den nördlichen Gang zum Belvedere ging, gewahrte schon von Weitem die schlummernde Ariadne, damals Cleopatra genannt, und versetzte sich leichter als heutzutage in die Stimmung, ein besonderes Heiligthum der Kunst zu betreten. Unter Leo X. fanden im Hof des Belvedere außer ein paar Kleinigkeiten vornehmlich noch die beiden Colossalstatuen des Nil und Tiber Aufstellung, weniger Bedeutendes wurde schon unter Julius und mehr noch unter Leo verwendet, um die vatikanischen Gärten auszuschmücken; und bald sammelte sich in Letzteren eine unverhältnißmäßige Menge von Statuen an. Das Belvedere selbst aber behielt seine aristokratische Ausschließlichkeit. Nichts lag wohl ferner als der Gedanke, ein förmliches Museum zu gründen, dessen Kern das Belvedere gewesen wäre. Die damalige römische Zeit wollte sich nur des Schönen freuen. Der moderne Gesichtspunkt, die Monumente selbst als historische Urkunden zu erhalten, war noch völlig unbekannt; der andere, die Monumente für die ausübende Kunst so nützlich wie möglich zu machen, ein Gedanke, den wir in dem so emsig arbeitenden und damals wenigstens an antiken Bildwerken noch so armen Florenz schon so früh in Anwendung gebracht fanden, tritt in Rom wieder zurück angesichts der ungeheuren Fülle des Materials und angesichts des dominirenden Einflusses der zeitgenössischen Bildhauer, Michelangelo an der Spitze, welche den damaligen Künstler erreicht zu haben schienen, wonach die frühern strebten. Man schwelgt in Rom im Ueberfluß, copirt und zeichnet, was gerade gefällt. Von Raffael selbst und vielen Zeitgenossen sind uns solche Handzeichnungen nach Antiken erhalten. Die Fülle antiker Motive auf ihren Werken, sowie die zahlreichen Stiche Marcantons, Agostino Venezianos, Marco da Ravennas u. A. geben uns einen Begriff von dem Reichthum antiker Monumente, welche den Künstlern in Rom zu Gebot standen, auch ohne in Museenart vereinigt zu sein. Sind erst die auf sein Directorat der Alterthümer von Rom bezüglichen Papiere Raffaels veröffentlicht, so werden wir einen tiefen Einblick thun in die schöne Zeit jener ersten Entdeckungen und ersten Sammlungen. Die Auffindung jener bis jetzt verschollenen Papiere aus Raffaels Nachlaß im Archiv eines römischen Klosters steht, so heißt es, binnen Kurzem zu erwarten.

Auf das Belvedere selbst war man aber doch stolz. Als Leo X. in Bologna war, ließ ihm Franz I. den Wunsch vortragen, den Laokoon zu besitzen. Leo sagte es auch bereitwilligst zu. Nach Rom zurückgekommen, beauftragte er jedoch „per non privare il Belvedere“, wie ein zeitgenössischer

Bericht sagt, den Bacio Bandinelli mit Herstellung jener Marmorcopie, welche schließlich doch nicht nach Frankreich ging, sondern durch Clemens VII. Medici nach Florenz kam. Bandinelli erhielt dafür ein eigenes Zimmer des Belvedere und arbeitete, allerdings mit Unterbrechungen, eine Reihe von Jahren, bis 1525. Dies Atelier Bandinellis im Belvedere kennen wir durch einen Stich vom Jahre 1534. Da er an dem Grabe Clemens VII. zu arbeiten hatte, behielt er dasselbe auch nach Vollendung des Laokoon und sammelte dort gern einen Kreis von jüngeren Künstlern und Kupferstechern um sich, mit ihnen Kunstinteressen besprechend und Skizzen modellirend. Academia Bacchii Bandinelli nannte sich diese Vereinigung. Auf dem hübschen Stich Venezianos sehen wir ein geräumiges aber niedriges Gemach, durch eine Hängelampe erhellt, und um einen Tisch die Gesellschaft sitzen, eine Reihe interessanter Portraits, mit Skizzen und antiken Torsen beschäftigt, Andere stehen ringsum an den Wänden. Bandinelli hatte ruhmredig wie immer, dem Papst erklärt — so erzählt Vasari — er wolle nicht blos den Laokoon copiren, er wolle ihn sogar besser machen. Venezianische Gesandte aber, welche 1523 die Originalgruppe bewunderten und Bandinellis beide Söhne fertig sahen, erklären treuherzig: „aber der moderne Bildhauer und wenn er auch 500 Jahre lebte und hundert gleiche putti gemacht hätte, etwas Gleiches brächte er doch nicht fertig". Zu Leos Zeit konnte man durch zwölf verschiedene Zugänge zum Belvedere kommen. Das änderte sich, als Hadrian VI. den Thron bestieg. Dieser grämliche Flamländer paßte so gar nicht in die römische Luft hinein und wurde das Brandopfer des römischen Hohnes. Er haßte die Humanisten, poëtae, wie sie damals hießen, und entzog ihnen ihre Pfründen bis auf den geistreichen Paolo Giovio, weil er kein Poet, d. h. kein Heide sei, wofür ihn dieser nachher mit einer malitiösen Biographie lohnte; er sprach sehr schlecht latein, und dabei so langsam, daß gar nicht mit ihm zu verhandeln war, angeblich weil er nur elegant reden wollte; er trank Bier und nannte die antiken Bildwerke idola paganorum. Letzterer Ansicht entsprechend, schloß er das Belvedere gänzlich ab und vermauerte sämmtliche Thüren, nur eine offen lassend, durch welche man in die Gemächer Innocenz VIII. kommen konnte. Wahrscheinlich gerade dieser Schwierigkeit, in's Belvedere zu kommen, verdanken wir eine ausgezeichnete, ausführliche Beschreibung desselben durch die venetianischen Gesandten, welche 1523 kamen, Papst Hadrian zu beglückwünschen. Mit vieler Mühe, so scheint es, setzten sie den Einlaß durch, mußten aber, obwohl bei anderen Gelegenheiten vom Papst mit ausgesuchtester Höflichkeit behandelt, diesmal in einem Vorzimmer über eine Stunde warten, bis die Schlüssel gefunden waren. Endlich kamen sie hinein, schildern mit Staunen den noch ungepflasterten langen Verbindungsgang mit dem Vatikan, die schöne Aussicht von dort auf Rom und Campagna, und dann den Hof selbst mit den einzelnen Statuen. Das Alles in einem officiellen diplomatischen Bericht an den Senat von Venedig. Die Schilderung selbst ist vortrefflich, namentlich die des Laokoon die beste, welche vor Winckelmann geschrieben sein wird. Aus ihren

weihevollen Worten tönt der Ruhm nach, welcher von den Statuen durch ganz Italien gegangen war. Der Hof gewährte damals einen heiteren Anblick: er war gepflastert mit viereckigen Thonfliesen, und zwischen denselben standen wunderschöne Orangenbäume. In der Mitte des Ganzen war, wie noch heute, eine Fontaine, zu deren beiden Seiten Nil und Tiber lagerten, sich gegenseitig anblickend. Die Nischen selbst, an denselben Plätzen wie heute, waren offen, so daß man beim Eintreten in den Hof gleich die Prachtstücke mit einem Blick übersah, und doch wieder, da jedes seine eigene Nische hatte, sie einzeln betrachten konnte. Hadrians VI. Regiment ging bald zu Ende, und mit Clemens VII. kam wieder ein Medici auf den päpstlichen Stuhl, und durch ihn, wie seinen Nachfolger Paul III. Farnese, verschiedene bedeutende Bildwerke in Belvedere und Garten. Wie sehr man aber Beides noch als reine Privatsache des Papstes ansah, wie fern unser moderner Museengedanke lag, ergiebt sich z. B. daraus, daß Julius III. im Jahre 1551 eine Reihe von Statuen aus Belvedere und Garten, darunter einen schönen Hermes, an Herzog Cosimo nach Florenz schenken konnte; eine bedeutend größere Schenkung von Werken aus dem Garten machte 1566 der freilich bigotte Pius V. dem römischen Volke, als es sich darum handelte, Capitolsplatz und die Balustraden der nunmehr fertigen drei Paläste zu schmücken. Dies ist aber auch die letzte Verminderung, welche den vatikanischen Antikenbestand betroffen hat, bis zum Jahre 1734, d. h. der Gründung des capitolinischen Museums. Einen viel bedeutenderen Platz als jetzt nahm aber, neben der päpstlichen Sammlung, der Antikenbesitz römischer Privatleute ein. Die Höfe, Treppen und Staatsgemächer der Paläste, die Gärten und Pavillons der Villen bildeten den Hauptaufnahmeplatz für die von Jahr zu Jahr neugefundenen und mitunter mit uns enorm dünkenden Preisen bezahlten Marmorwerke. Es würde zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle mich bemühen, von diesen Sammlungen ein detaillirtes Bild zu geben. Leidlich unterrichtet sind wir über dieselben, Dank namentlich einer im Jahre 1550 verfaßten Beschreibung durch den Bologneser Naturforscher Ulisse Aldroandi. Im Großen und Ganzen war der Charakter der Sammlungen der gleiche. Das künstlerische Element stand weitaus im Vordergrund, und die Aufstellung der Bildwerke war ausschließlich darauf berechnet, den Aufenthalt in den Räumen und Gärten angenehm zu machen, das Auge zu befriedigen. Die Einrichtung dachte man nicht besser treffen zu können, als wenn man es gerade so machte, wie man aus den erhaltenen Resten, namentlich der Villa Hadrians, sowie den alten Schriftstellern, besonders Vitruv, glaubte, daß das einfach als kanonisch betrachtete Alterthum es gemacht habe; man suchte Letzteres einfach zu restituiren. Wir können uns noch von dieser Art architektonischer Anlage der Gärten, von diesen Nymphäen, kleinen Tempeln, receptacula, exedrae, porticus, künstlichen Terrassenbauten u. dgl. einen hinlänglichen Begriff machen, aus einigen leider ihres Antikenschmuckes beraubten und meist sehr zerfallenen Anlagen jener Zeit, z. B. der Villa Cesi beim

Vatikan, der Carpi'schen Gärten, der Villa Sacchetti, oder derjenigen des Cardinals Ippolito d'Este in Tivoli. Die eigenthümliche Art von Lusthäusern nach wirklichem oder vermeintem antiken Zuschnitt haben wir noch vor Augen, z. B. in dem reizenden Casino, welches Pirro Ligorio, der feine Kenner antiker Architektur und große Fälscher antiker Inschriften, für Pius IV. baute, oder auch in der berühmten Villa, welche Vasari, Vignola und Ammanati für Papst Julius III. ausführten, zum großen Theile nach dessen eigenen Angaben und Plänen. Die ausgebreiteten Gärten sind jetzt leider spurlos verschwunden; die zahlreichen Antiken, welche, je ihrem Charakter entsprechend, in Hallen oder Laubgängen, in den Nymphäen oder den Prachtsälen aufgestellt waren, sind in alle Winde zerstreut, aber das eigentliche Gebäude der Villa, die ideale Nachahmung eines antiken Landhauses, steht noch mit seinem reizenden malerischen Schmuck uns vor Augen; es bedarf für die Phantasie nicht vieler Anstrengung, uns diese Räume zu bevölkern mit den fröhlichen Gesellschaftern des Papstes, der viel mehr zu genießen, als zu regieren sich bestrebte, wie die Zeitgenossen sagten; zwei höchst originelle Inschriften gedenken dort noch des Baues und der Ausschmückung: nur zur Freude sei hier Platz; wer kritisiren wolle, möge lieber stille sein und hernach für das Wohl des Papstes und seiner Familie beten. Die ganze, auf die Kunstwerke bezügliche höchst charakteristische Ermahnung an die Beschauer lautet: signa, statuas, lapides, picturas et caetera totius operis miracula quamdiu lubet, obtuentor dum ne nimio stupore in ea vortantor. si cui quid tamen haud ita mirum videbitur, eorum caussa quae nemo mirari sat quivit, aequo potius silentio quam sermonibus iniquis praeterito, dehinc proxumo in templo deo ac divo Andreae gratias agunto vitamque et salutem Julio III. pont. max. Balduino eius fratri et eorum familiae universae plurimam et aeviternam precantor. Naturgemäß lag der Nachdruck zunächst noch durchaus auf den Statuen und Büsten, zuerst nur auf den künstlerisch werthvollen; von der Mitte des Jahrhunderts ab kamen auch historische Gesichtspunkte zur Geltung. Man interessirte sich dafür, die wirklichen oder vermeintlichen Porträts von Namen aus Republik und Kaiserzeit, oder von literarischen Celebritäten des Alterthums zu besitzen, und begann auch diejenigen Kunstwerke, welche nichts damit zu thun hatten, aus der Geschichte, namentlich der römischen, zu erklären und dadurch dem künstlerischen Interesse noch ein inhaltliches hinzuzufügen. Die Reliefs standen, bis das gelehrte Interesse eines Panvinio, Pirro Ligorio, Fulvio Orsini sie hervorzog, durchweg im Hintergrund, zunächst weil das auch in der praktischen Kunst jener Zeit der Fall war, alsdann — das Eine steht mit dem Andern in Wechselbezug — weil es an solchen Reliefs in Rom fehlte, welche die hohen ästhetischen Ansprüche des Cinquecento wirklich befriedigten. Die weder durch Composition noch durch Ausführung hervorragenden Sarkophage bildeten die große Masse. Wirklich monumentalen, schönen Reliefs wurde dagegen die Anerkennung nicht versagt, und wir sehen z. B. auf einem Stiche, welcher uns den inneren Hof des

Palastes della Valle im Jahre 1550 darstellt, eine berühmte Anlage des Lorenzetto, solche Reliefs durchaus auf dem Ehrenplatz angebracht und nicht zu hoch, um nicht mit Bequemlichkeit betrachtet werden zu können; ebenso fanden damals die Reliefs vom M. Aurels-Bogen am Forum ihre schöne Aufstellung auf der Treppe des Conservatorenpalastes.

Eine bedeutsame Aenderung nach einigen Seiten hin trat gegen das Ende des Jahrhunderts ein; die Zeiten der einfachen Bramante'schen Architektur, welche nur durch die Harmonie der Verhältnisse zu wirken suchte, waren vorüber. In den engen Straßen der Stadt war freilich eine Weiterbildung des Façadenbaues schwer möglich — höchstens konnte man hier und da durch Ueberziehen der Façade mit Sgraffito oder Malereien dem Bedürfnisse der Zeit nach unterhaltenderem Schmuck Rechnung tragen — bei den Villen dagegen begnügte man sich mehr mit dem Stil einer Villa Madama. Es mag sein, daß Denjenigen, welche gegen Ende der achtziger Jahre des Jahrhunderts die Rückseite der Villa Medici mit antiken Statuen und Reliefs bedeckten — zum großen Theil dieselben, welche fünfzig Jahre früher in Palaste della Valle zur Aufstellung gelangt waren — die Triumphbogen vorschwebten, welche über den Bogen schmale figurenreiche Friesstreifen zu enthalten pflegen, weiter oben jedoch große Reliefs und zwischen denselben Statuen. Villa Medici ist die erste Probe jener von mehr Reichthum als Geschmack zeugenden Verwendung ganzer Museen zu architektonischen Zwecken. Es war der erste Schritt zu jener Herabwürdigung der Antike, welche in den folgenden anderthalb Jahrhunderten so reißende Fortschritte machte. Auf Villa Medici folgten Villa Borghese, Aldobrandini, Rospiglioši, Pamfili u. A.; und war z. B. noch im Palaste Giustiniani und anderen diese Art auch für die Hofdecoration in discreterer Weise verwandt, so führte dieselbe z. B. im Palaste Mattei schon um 1612 zur völligen Absurdität. Hatten sich die großen Meister aus der ersten Hälfte des Cinquecento noch gescheut, restaurirende Hand an die Antiken zu legen, überlegte sich noch Cardinal della Valle sehr, ob er selbst einige mehr decorative Sachen durch Lorenzetto wolle vervollständigen lassen, ließ noch Alexander Farnese alles irgend Zweifelhafte oder besonders Schöne, wenn es irgend aufzustellen ging, so wie es war, so stellte sich nun bei Unterordnung der Antiken unter die Architektur die Nothwendigkeit heraus, den Anblick einer so verzierten Façade nicht durch einige fehlende Arme oder Beine zu zerstören. Es wurde frisch drauf los restaurirt, und ging einmal ein antiker Rest mit der Idee, welche sich der ergänzende Scalpellino gemacht hatte, nicht gut zusammen, so wurde er eben weggeschlagen. Das gewaltige Sinken der neueren Kunst, die natürliche Folge der sogenannten Gegenreformation, ging Hand in Hand mit dem mangelnden Verständniß und mangelnder Pietät für die alte. Zwar fühlten die Künstler auch zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts noch das Bedürfniß, von der Antike zu lernen, aber von gewissenhaftem Studium war nicht mehr die Rede. Hatten sich französische Verleger um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bemüht,

noch durch künstlerisch vollendete Stiche — würdige Nachfolger jener, welche der raffaelischen Zeit und Schule ihre Anregung verdankten — die Kenntniß der alten Bildwerke in anständiger und zweckentsprechender Form den Künstlern und Kunstfreunden zu vermitteln, so begann bereits gegen Ende der siebziger Jahre desselben Jahrhunderts ein Genre von Schmierpublicationen, schlechte Stiche, welche, immer wieder aufgelegt, zwar größere Verbreitung fanden, aber sehr viel weniger wahren Nutzen stifteten.

Zu Anfang des folgenden, siebenzehnten Jahrhunderts begann auch bereits das Auseinandergehen der großen Sammlungen, da das Interesse für Kunst kein allgemeines mehr war, sondern ein fachmännisches wurde. Das stoffliche, gelehrte Interesse begann durchaus zu überwiegen — so war z. B. dem reichen Cassiano dal Pozzo, einem der Hauptliebhaber jener Zeit, von welchem wir noch höchst verdienstliche Sammlungen von Zeichnungen besitzen, die er zum Theil mit Unterstützung Poussins von unendlich vielen Antiken, meist Reliefs, anfertigen ließ, an der schönen Aristotelesstatue des Palastes Spada hauptsächlich die Art merkwürdig, wie der Schuh befestigt war. Es war eine natürliche Folge des verloren gehenden allgemeinen Kunstverständnisses, daß viele Besitzer von Antiken weniger aus Verarmung, als aus Mangel an Interesse ihre Kunstschätze zu veräußern begannen. Befanden sich doch, wie Lodovico Sergardi in einer Satire schildert, beim Regierungsantritt Clemens XI. Albani im Jahre 1700 die Antiken des Belvedere selbst im traurigsten Zustande der Verwahrlosung. Es fing jene Wanderung von Antiken in alle Welt an, welche in der Zeit von 1630 (in diesem Jahre finden wir in den Papieren der päpstlichen Kammer den ersten Permeß für eine Massenausfuhr von Antiken nach Frankreich an den Herzog von Orleans) bis etwa 1820 die Museen Europas mit den Marmorwerken gefüllt hat, welche wir heute dort bewundern. Den Löwenantheil an der römischen Beute nahmen natürlich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Engländer weg — Michaelis' demnächst zu erwartendes Werk wird uns hierüber gewiß die genaueren Nachweise bringen —, aber auch Paris, Madrid, Dresden und die andern deutschen Höfe bemühten sich um einigen classischen Marmor; andere ganze Sammlungen kamen nach Parma, Turin und Venedig, nach Florenz und Neapel. Die Gefahr für Rom, Alles zu verlieren, was es so berühmt gemacht hatte, schien nahe zu liegen; und Papst Clemens XII. Corsini war es, der mit der ausdrücklichen Motivirung, es stehe zu fürchten, daß die Habsucht und Interesselosigkeit der Besitzenden, was an antiken Bildwerken hier sei, noch Alles verderbe und verschleudere, im Jahre 1734 das capitolinische Museum gründete, um auch für Rom ein Centrum zu schaffen, welches geeignet sei, die Antikenschätze fest zu halten. Dies ist das erste Museum im modernen Sinne des Wortes. Der Name selbst — Museum — war früher nur angewandt worden für Sammlungen von Preciosen, Gemmen, kleinen Bronzen, Münzen, Anticaglien aller Art. Es ist charakteristisch für jene Zeit des Rococo und der Kleinkunst, daß auch eine Sammlung von Marmorwerken mit diesem

bis dahin eine Luxuspassion von Stubengelehrten bezeichnenden Namen belegt wurde. Das neue Museum füllte sich rasch; das Beispiel des Papstes zündete, und es begann ein neues Erwachen des Interesses für die Antike, ein Interesse, mit welchem der Name des Cardinals Alexander Albani, wie Allen bekannt, besonders eng verknüpft ist. War in der Zeit der Renaissance die Kunst den Antikensammlungen vorausgegangen, so folgte sie jetzt nach. 1755 kam Winckelmann nach Rom und bereitete den Boden, auf welchem später die zweite Wiederfindung der Antike durch Carstens und Thorwaldsen künstlerische Wurzel fassen konnte. Die Gründung des vatikanischen Museums im Jahre 1772 durch Clemens XIV., bald glänzend erweitert durch Pius VI. und VII. und durch Ennio Quirino Visconti in so eminenter Weise wissenschaftlich verwerthet, sicherte, hoffen wir für immer, der Forschung nach alter Kunst ihre Heimathsstätte in Rom. Die neue Kunst zog sich an der alten heran, wie die frische Rebe am alten Baume, und es bestätigte sich einmal wieder die alte Wahrnehmung, daß in Zeiten, wo die geistige und künstlerische Bildung am höchsten steht, auch die Werthschätzung für das, was frühere Geschlechter geleistet haben, am unbefangensten, verständniß- und pietätsvollsten zu sein pflegt.

Das Weſen des Kreislaufs.

Von

S. von Baſch.

— Wien. —

Das im Körper eingeſchloſſene Stromgebiet, das Herz und der mit demſelben zuſammenhängende Röhrenſtrang der Blutgefäße enthält durchaus nicht ſo viel Blut, als nöthig wäre, um alle Organe zu einer und derſelben Zeit derart mit Blut zu verſehen, daß deren Leiſtungsfähigkeit, die ja im Großen und Ganzen von dem Blutgehalte abhängig iſt, ſich zu gleicher Zeit auf gleicher Höhe befinden könnte. — Blutreich und hiemit der höchſten Kraftanſtrengung fähig, können, ohne daß hiedurch das Geſammtbefinden des Körpers litte, nur wenige Organe auf einmal ſein, die andern müſſen unterdeſſen ſich mit einer Blutmenge begnügen, die grade hinreicht, ſie zu erhalten. — Welcher Mittel und Wege nun die Natur ſich bedient, um mit einem verhältnißmäßig geringen Anlagecapital von Ernährungsflüſſigkeit ihr Auskommen zu finden, wie ſie es anfängt, die einzelnen Provinzen in dem großen Staate des Organismus bald in den Zuſtand der Ueppigkeit, bald in den der Armuth, oder, was daſſelbe bedeutet, bald in den Zuſtand der Thätigkeit und bald in den der Ruhe zu verſetzen, wie ſie aber gleichzeitig dafür ſorgt, daß dort, wo raſtlos gearbeitet wird, auch nie ein Mangel an Blut eintrete, das Alles ſoll, ſoweit es eben möglich iſt, Gegenſtand vorliegender Betrachtung bilden. —

Die Vorſtellung, daß das Blut im Körper kreiſe, iſt eine Allen geläufige, und ebenſo geläufig iſt auch die Vorſtellung, daß dies Kreiſen des Blutes vom Herzen unterhalten wird. Sein Stillſtand, das wiſſen wir, bedeutet Stocken des Blutes in allen Blutgefäßen, das Stocken des Blutes bedeutet nicht nur Verarmung deſſelben an dem für das Leben unumgänglich nothwendigen Sauerſtoff, es bedeutet die vollſtändige Störung in dem gewöhnlichen Verkehre zwiſchen dem Blute und den von ihm ernährten Organen, ja voll-

ständige Verkehrsstockung und Aufheben jeder Ernährung, Aufheben der Ernährung aber bedeutet den Tod.

Die vom Herzen ausgehende Kraft kann man ohne Weiteres mit der eines auf einer beträchtlichen Höhe angelegten Wasserreservoirs vergleichen. So wie dort der Druck der nach abwärts strebenden Wassermassen das Wasser in den tiefer gelegenen Röhren dahinjagt, so drückt hier der musculöse Herzsack, indem er sich zusammenzieht und hiedurch seine Höhle zu verkleinern strebt, auf das Blut, das er umfängt, und treibt es dorthin, wo ein Ausweichen nicht möglich ist, d. i. in die Schlagadern. Die vom Herzen ausgehende Kraft wirkt nicht ununterbrochen und stetig, wie der Druck im hochgelegenen Wasserreservoir, und dennoch fließt das Blut in gleichmäßigem, ununterbrochenem Strome. Die elastischen Kräfte der Blutgefäße sind es, die die Stöße des Herzens in sich aufnehmen und derart abdämpfen, daß in den großen Schlagadern der Blutstrom nur langsam auf und abschwillt, — — wie man dies an dem Pulse fühlen kann, — und in den Haargefäßen und den Gefäßen, die das Blut zum Herzen führen, den Venen, verschwindet vollends auch diese Ungleichmäßigkeit; hier strömt das Blut wie der Gebirgsbach, — wenn er in das weite ebene Thal gelangt ist, — ruhig und gleichmäßig dahin. — Wären, was in Anbetracht der so außerordentlichen Beweglichkeit des Körpers kaum denkbar ist, die Blutgefäße starre Röhren, so müßte in ihnen das Blut ruckweise strömen, d. h. zwischen den einzelnen vom Herzen ausgehenden Stromstößen würden immer Ruhepausen eintreten, in denen ein Stocken des Blutkreislaufes und mithin ein Stillstand der Ernährung eintreten müßte. Bestünden die Gefäße aus weichen nachgiebigen Häuten, die, baar jeder Elasticität, der geringsten Spannung folgend, sich ausdehnten, und, weil sie eben unelastisch sind, d. h. nicht das Bestreben besitzen, zu ihrem ursprünglichen Zustand zurückzukehren — ausgedehnt blieben, wenn die Spannung, die sie ausdehnte, wieder verschwindet, dann würde das vom Herzen aus getriebene Blut nicht ordentlich zum Strömen kommen, es würde sich schon in den ersten Bahnen mächtig ausbreiten, die Kraft jeder nachdringenden Blutwelle würde das weiche, nachgiebige Strombett immer mehr und mehr ausweiten, und statt auf fest begrenzten Wegen fortzuströmen und in ungeschwächter Fülle zur Mündung — zum Herzen zu gelangen, würde der Blutstrom wie ein Fluß auf sumpfiger Ebene schon in seinem Laufe ganz oder zum Theile versiegen und ins Herz käme entweder gar kein Blut oder nur spärliche Mengen desselben. Die Triebkraft des Herzens reicht also allein nicht hin, den Blutkreislauf zu erhalten, d. i. das ganze Blut, welches vom Herzen ausströmt, auch wieder dem Herzen zuzuführen; um dies zu bewirken, ist es unbedingt nöthig, daß das Blut in elastischen Röhren fließe. — In der That sind die Blutgefäße, namentlich diejenigen, die dem stärksten Anprall der mit voller ursprünglicher Kraft aus dem Herzen geschleuderten Blutmassen ausgesetzt sind, elastische Röhren. Die Elasticität der Gefäße bewirkt also nicht allein, daß die rhythmischen Schläge des Herzens

zusammenfließen; ohne die Elasticität der Gefäße wäre ein ungestörtes, ununterbrochenes Kreisen des Blutes überhaupt unmöglich.

Ob das Blut *langsam* oder *schnell* durch den Körper strömt, das hängt zumeist vom Herzen ab, hängt davon ab, ob das Herz im trägen oder raschen Rhythmus arbeitet, ob es mit jedem seiner Schläge größere oder geringere Blutmengen in die Adern wirft. So ist das Herz der einflußreichste Gebieter des Kreislaufs und durch diese seine Macht auch der Souverain des Körpers, denn alle seine Organe vom gedankenerzeugenden Gehirn bis zur absondernden Drüse sind ihm unterthan. Diese Herrschaft aber ist, so reich ausgestattet auch das Herz an Hoheitsrechten ist, keine rein absolute, vielmehr eine constitutionelle. Sie berücksichtigt nicht allein die Verfassung, in der sich das Blut befindet, sondern auch die Stimmung der eigentlich gesetzgebenden Factoren des Körpers, die Stimmung des Gehirns und Rückenmarks. Das Herz accommodirt sich mit seinen Bewegungen der Beschaffenheit des Blutes, und folgt mit ängstlicher Treue allen Veränderungen des Körpers, die von einer Aenderung der chemischen Zusammensetzung oder Temperatur gefolgt sind. — Besonders empfindlich ist das Herz für die Temperatur des Blutes. — Fließt warmes Blut durch die Adern, dann schlägt das Herz rasch, und wenn das den Kreislauf durchströmende Blut kühl ist, dann schlägt es in langsamem Takte. — Diese merkwürdige Eigenschaft macht das Herz zum eifrigsten Förderer des Stoffwechsels und der Ernährung. — Wo heißes Blut im Körper weilt, da gehen die inneren Verbrennungsprozesse mit großer Energie von Statten, es bilden sich in rascher Folge Verbrennungsproducte, die für den Körper keinen Nährwerth besitzen, die, soll er nicht Schaden leiden, hinausgeschafft werden müssen. Damit dies möglich werde, muß der Verkehr zwischen den Verbrennungsstätten und dem Blute ein sehr reger sein, es muß das Blut in möglichst raschem Laufe durch die Adern eilen. Geschähe das nicht, flösse, während in rascher Folge sich im Körper schädliche Zersetzungsproducte ansammeln, das Blut nur langsam, dann würde die Ausfuhr, die während und durch den Verkehr des Blutes mit den Organen erfolgt, eine langsame, und in Folge hievon käme es zur Anhäufung von schädlichen Stoffen. Wenn während der Fieberhitze die Pulse fliegen, so müssen wir hierin einen heilsamen Vorgang, ein Bestreben der Natur erblicken, die fiebererzeugenden Stoffe im Blute und die durch die Fieberhitze sich rasch entwickelnden Zersetzungsproducte möglichst schnell aus dem Körper zu entfernen. — In der Kälte gehen die Lebensprocesse nicht mit gleicher Energie vor sich wie in der Wärme. Der Stoffwechsel ist, wenn abgekühltes Blut das Herz und die Blutgefäße erfüllt, ein trägerer und demzufolge ist die Ausscheidung von verbrauchten Stoffen eine langsame. Diesem langsamen Stoffwechsel entspricht auch eine träge Arbeit des Herzens, eine langsame Blutbewegung. Ein rascher Blutstrom, der die Ausfuhr beschleunigte, würde hier Schaden stiften, denn er würde dem Körper zur unrechten Zeit Stoffe entfremden, die noch

nicht genügend für seine Ernährung ausgenützt waren. — Das Herz besitzt also ein sehr feines Gefühl für das Blut, das es umfängt. Es ist aber auch das Herz seiner Kraft sich sehr genau bewußt, es weiß sehr gut die Arbeit abzuschätzen, die ihm zukommt. Nie verschwendet das Herz eine hohe Leistung an eine geringfügige Arbeit. Seine Schläge sind schwach, wenn die Blutmengen, die es zu befördern hat, nur spärlich sind, und wenn ein breites Strombett dem Fortfließen kein Hinderniß darbietet. Wenn aber große Blutmengen fortzuschaffen sind oder wenn gar in dem Strombette selbst gewaltige Hindernisse das Fortfließen zu hemmen suchen, dann holt es zu wuchtigen Schlägen aus, deren Gewalt alle Widerstände weichen. Die Arbeit des Herzens paßt sich stets seiner Leistung an und dies geschieht nicht allein in der normalen und gesunden Herzpumpe, deren Klappen überall vollkommen blutdicht schließen, auch wenn an dem Klappenapparat im Herzen etwas schadhaft geworden und der Blutstrom hiedurch in Unordnung geräth, sucht das Herz durch angestrengtere Arbeit den Constructionsfehler auszugleichen.

Die Kraft der Schläge des Herzens ist durchaus unabhängig vom Gehirn und Rückenmark. Die Nerven, die von hier aus zum Herzen ziehen, können den Rhythmus der Herzschläge beeinflussen, sie können aber die Kraft des einzelnen Schlages weder verstärken noch abschwächen. Vom Gehirn und Rückenmark aus kann nur durch Vermittlung der hemmenden Herznerven, die zügelnd in den Takt der Herzschläge eingreifen, der Puls verlangsamt und ebenso durch Vermittlung anderer ebenfalls im Gehirn und Rückenmark entspringender beschleunigender Herznerven das Herz zu größerer Regsamkeit angeeifert werden.

Diese seine Machtstellung dem Herzen gegenüber benutzt, wie wir später sehen werden, das Gehirn, um sich zu schützen, wenn die flüssigen Arme des Herzens es zu unzart umklammern.

Ehe wir die hierauf bezügliche Betrachtung der wichtigsten Regulatoren des Kreislaufs vornehmen, die Betrachtung jener Regulatoren, durch die das Gehirn, der Sitz des Bewußtseins, sich vor der brandenden Fluth der Blutwellen schützt, müssen wir vorerst auf die Eingangs gestellte Frage zurückkommen, auf welche Weise das Blut bald in dieses, bald in jenes Organ in größerer Menge gelangt, auf die Frage von den Ursachen der geänderten Blutvertheilung. An der Lösung dieser Aufgabe betheiligt sich das Herz nicht in directer Weise, es fällt vielmehr dieselbe den Gefäßen zu. Die Natur bedient sich hiebei Vorrichtungen, den Schleusen ähnlich, durch die das Wasser in einem Flusse nach Belieben angestaut werden kann. Die schleusenartige Vorrichtung im Kreislaufe sind die in den Blutgefäßen eingewebten Muskelringe, die, wenn sie sich verkleinern, die Lichtung der Gefäße so fest verschließen, daß kein Tropfen Blut sie zu passiren im Stande ist. Werden nun an irgend einer Stelle im Blutstrom die Schleusen gesperrt respectiv die Gefäße verschlossen, dann muß sich in allen hinter der herabgelassenen Schleuse gelegenen Stromgebieten das Blut anstauen. Die Stauung wird um so größer sein, je größer der Stromzweig gewesen, dessen Abfluß durch

das Verlegen der Schleuse verhindert wurde, oder je mehr Stromzweige überhaupt abgesperrt wurden. Je größer aber die Stauung und je mehr Stromgebiete außer Circulation gesetzt wurden, um so besser werden alle andern unverschlossenen Stromgebiete mit Blut versehen werden, ja es kann auf diese Weise, wenn zu viele oder zu große Stromzweige verlegt wurden, in den übrigen zu einer wirklichen Ueberfluthung kommen.

Im gewöhnlichen Zustande sind die Schleusen im Blutstrom weder ganz geöffnet, noch ganz geschlossen, es sind die Schleusen bis zur Hälfte herabgelassen, d. h. es befinden sich die Gefäßmuskeln in einem Zustande mittlerer Zusammenziehung. In Folge dessen reicht eine Blutmenge hin, die Blutgefäße vollständig anzufüllen, die hiezu durchaus nicht genügte, wenn eben dieser fortdauernde Contractionszustand der Gefäßmuskeln nicht bestände. Denn wären diese Muskelkräfte nicht wirksam und folgten die Gefäße nur ihren elastischen Kräften, so wäre das Strombett allerdings stets fest begrenzt, aber mit Rücksicht auf die Blutmenge noch viel zu weit. — Durch das fortwirkende Bestreben der in den Wänden der Blutgefäße eingewebten Muskeln, sich zusammenzuziehen, durch das Verengerungs-Bestreben der Blutgefäßröhren paßt sich der Binnenraum der Blutgefäße seinem Inhalte an, die Blutgefäße trachten sich so eng als möglich an die Blutsäule, die sie einschließen, anzuschmiegen. Und dies thun sie unter allen Umständen. Verringert man durch einen Aderlaß die Blutmenge, so ziehen sich die Gefäßmuskeln nur um so enger zusammen, und fügt man durch Transfusion neues Blut zu dem alten, dann zeigt sich, daß beide in den Gefäßen reichlich Platz finden, denn nun geben die Gefäßmuskeln ein wenig nach und schaffen Raum für das neu eindringende Blut.

Während der Ruhe des Körpers, also bei halbaufgezogenen Schleusen ist der Blutzufluß zu allen Gefäßprovinzen, zu allen Organen ein gleichmäßig schwacher. Solch schwacher Zufluß von Blut ist wohl geeignet, die Organe, denen er zu Theil wird, zu erhalten, zu ernähren, er ist aber nicht im Stande die Organe, die er durchspült, in einen arbeitsfähigen Zustand zu versetzen. Damit dies geschähe, müssen in den einzelnen Stromgebieten die bisher nur halb aufgezogenen Schleusen ganz aufgezogen werden, es müssen sich durch Erschlaffen ihrer Muskeln die Blutgefäße erweitern, damit sich das Blut dahin in reichem Strome ergieße. — Das Verengern und Erweitern der Blutgefäße, d. h. das Aufziehen und Niederlassen der Schleusen, hängt, wie wir bereits wissen, von den Muskeln der Gefäße ab; den Zustand dieser Muskeln aber beherrschen Nerven, die vom Gehirn und Rückenmark aus in Action gesetzt werden. — So wie es zweierlei Herznerven giebt, deren jedem eine ganz besondere Wirkungssphäre zukommt, so giebt es auch zweierlei Gefäßnerven mit zwei wesentlich verschiedenen Functionen. Die Aufgabe der einen besteht darin, die Muskelringe der Gefäße zu verkürzen, die Lichtung derselben zu verkleinern; es sind dies die gefäßverengernden Nerven, jene Nerven, durch die das Gehirn und Rückenmark den Befehl übermittelt, die Schleusen im Blutstrome zu schließen.

Die Aufgabe der andern Nerven besteht darin, die Muskelringe zu erschlaffen, die Blutgefäße zu erweitern; diese Nerven sind die gefäßerweiternden Nerven und durch diese Nerven sendet das Centralnervensystem den Befehl aus, daß die Schleusen aufgezogen werden. Das wechselnde Spiel dieser beiden Nerven bildet die vornehmste Regulirung des Blutstroms. Beide Gefäßnerven, die verengernden sowohl als die erweiternden, begleiten die Blutgefäße aller Stromgebiete, und von deren jeweiligen Stimmung hängt zunächst die Art und Weise der jeweiligen Blutvertheilung im Körper, hängt die jeweilige Blutfülle der einzelnen Organe ab. In jenen Stromgebieten, wo die gefäßverengernden Nerven grade die Uebermacht besitzen, fließt nur wenig Blut; dort aber, wo sie sich ihres Einflusses begeben oder wo gar die gefäßerweiternden Nerven zum Einfluß gelangten, ist der Blutstrom ein gewaltiger, der Blutreichthum ein größerer. — Die gefäßverengernden Nerven sind gewöhnlich in Thätigkeit begriffen, fast ununterbrochen strebt ihr Einfluß die Gefäße zu verengern. Die gefäßerweiternden Nerven aber enthalten sich unter ganz normalen Verhältnissen jeglicher Einmischung. Doch jeder vom Gehirn oder Rückenmark ausgehende Impuls, der ein Organ zur Arbeit erweckt, erweckt zugleich auch die Thätigkeit der gefäßerweiternden Nerven, die das Stromgebiet dieses Organes beherrschen. In dem Maße, als dieses Stromgebiet sich ausbreitet, in dem Maße, als seine Zuflüsse wachsen, gewinnt das arbeitende Organ das Material, das es zu seiner Leistung befähigt. — Durch diese innige harmonische Verknüpfung zweier Erregungen, die sich gegenseitig in ihrem Effecte unterstützen, regulirt einerseits die Arbeit den Blutstrom, anderseits der Blutstrom die Arbeit. — Durch die Arbeit der Organe tritt der Blutstrom aus der durch ihre Ruhe bedingten Bahn, er schwillt an in Gebieten, die er sonst nur spärlich mit Blut versorgt, und versiegt in andern. Den arbeitenden Organen thut, wie leicht einzusehen, die Arbeit — natürlich nur innerhalb gewisser Grenzen — wohl, denn durch die Arbeit gewinnen sie Blut, gewinnen sie Nahrung. In Folge ihrer Arbeit werden die Organe besser ernährt, und die bessere Ernährung macht, daß sie an Umfang, an Masse und hiermit an Arbeitsfähigkeit zunehmen; das zeigt der sehnige Arm des Grobschmieds, der gewohnt ist, den schweren Hammer zu schwingen; das zeigt die kräftige Hand, die ungewöhnlich entwickelte Fingermuskulatur des Claviervirtuosen. Der Erscheinung, daß mit Arbeit Blutfülle einhergeht, begegnen wir in allen Organen. Nicht nur der arbeitende Muskel, auch die absondernde Drüse, der verdauende Magen, die in Nahrungsaufnahme begriffenen Gedärme, das denkende Gehirn führen mehr Blut, während sie arbeiten. Der Herzmuskel, der zur ununterbrochenen Arbeit verurtheilt ist, der nimmer rasten darf, bekommt immer gleich viel Blut, und zwar ein frisches, gutes Blut aus frischer Quelle, denn noch ehe die große, aus dem Herzen entspringende Schlagader sich mit ihren Aesten im Körper verzweigt, führt sie durch eine kleine Schlagader dem Herzen Blut zu. Diese stete und gleichmäßige Ernährung ist für die Arbeit des Herzens von besonderer Wichtigkeit, denn das Herz arbeitet nur

unter dieser Bedingung gleichmäßig. Wird sie nicht pünktlich genug erfüllt, wird das zwischen den Muskelgeflechten des Herzens fließende, durch jeden Herzschlag veränderte Blut nicht sofort durch neues ersetzt, dann strikt das Herz, es stellt seine Arbeit ein, aber nicht weil es ohnmächtig ist, dieselbe zu vollführen, nicht weil es erlahmt, sondern weil es mit dem Lohne für seine Thätigkeit unzufrieden ist. Kaum daß ihm dieser zukommt, dann arbeitet es wieder frisch darauf los. Rastlos wie das Herz arbeitet kein anderes Organ. Der erschlaffte Muskel, das im Schlafe ausruhende Gehirn u. s. w. führen nur wenig Blut.

Da während der Arbeit sowohl, als während der Ruhe immer die gleiche Blutmenge den Körper durchkreist, so ist leicht einzusehen, daß zwei Organe, solche wenigstens, die zu ihrer Arbeit großer Blutmengen bedürfen, nicht zu gleicher Zeit arbeiten können. Wir können denken und dabei noch Anderes mit unseren körperlichen Organen treiben und thun es in der Regel. Während eines Spazierganges sind wir sehr gut zum Nachdenken und Plaudern disponirt. Es giebt Viele, die, wenn sie nachdenken, ihre Finger spielen lassen. In beiden Fällen ist die Arbeit der Muskel, die während der Arbeit des Denkens in's Spiel kommt, eine leichte, der mit ihr verbundene Anspruch an Blut ein bescheidener. Läßt man aber eine oder die andere Arbeit das gewöhnliche Maß überschreiten, so kann diese Gemeinschaft nur mit dem Nachtheile der einen oder der andern fortbestehen. Mit leichten Gedanken spielend, können wir in gewohntem Schritte spazieren; wenn aber plötzlich eine Idee, die tieferes Nachdenken erfordert, auftaucht, verlangsamen wir unwillkürlich unsern Schritt, ja, bleiben vielleicht, wenn der Gedanke uns besonders fesselt, auch einen Moment stehen. Man frage Turner oder Bergsteiger, ob sie während schwieriger, großen Kraftaufwand erfordernder Uebungen, während anstrengender Touren über schwierige Probleme nachzudenken im Stande seien. — Wenn bei großem Verdauungsgeschäfte der Magen, die Gedärme viel Blut für sich beanspruchen, dann wird der Körper träge, und träge nicht allein zur körperlichen, auch zur geistigen Arbeit. —

Die Erregung gefäßerweiternder Nerven vereinigt sich nicht allein mit den vom Gehirn ausgehenden und vom Willen abhängigen, also willkürlichen oder dem Willen entrückten, daher unwillkürlichen Arbeitsimpulsen, die Erregung gefäßerweiternder Nerven erfolgt auch zugleich mit anderen Thätigkeiten des Gehirns, vor Allem mit gemüthlichen und leidenschaftlichen Affecten. Die gefäßerweiternden Nerven, die das Stromgebiet der Haut versorgen, sind es vor Allem, die bei diesen Seelenzuständen mit in Aufregung gerathen, sie sind es, die bewirken, daß während der Scham und des Zornes flammende Röthe auf der Haut emporschießt.

Die Natur sorgt in mehrfacher Weise dafür, daß der Blutreichthum nicht in einem oder mehreren Stromgebieten anhalte, und daß mithin andere Organe nicht allzu lang darben. Zunächst tritt unsere eigene Erfahrung regulirend ein, die uns ja täglich lehrt, daß wir für zwei ihrer Natur nach verschiedene

Leistungen unfähig sind. Die Erfahrung bestimmt uns, zu Gunsten der einen Arbeit die andere aufzuschieben. — Mehr aber als die Erfahrung hindert die naturgemäß nach angestrengter Arbeit eintretende Ermüdung, die streng gebietend Ruhe verlangt, daß die einzelnen Organe dauernd mit Blut überfüllt werden und daß andere dauernd dasselbe entbehren. Außer der Erfahrung und Ermüdung giebt es einen noch weit wichtigeren Regulator, und der sitzt im Rückenmark. Es ist das jener Apparat, der das Herablassen der Schleusen dirigirt, es sind die Ursprungsstätten der gefäßverengernden Nerven im Rückenmark. Dieser Apparat verhindert in peinlicher Sorge um sich, also von rein egoistischen Motiven getrieben, daß der Blutreichthum anderwärts überhand nehme. Und wie so oft im Leben die egoistische That von allgemeiner Bedeutung wird, zum allgemeinen Heile führt, so ist es auch hier. Die dirigirenden Kräfte der gefäßverengernden Nerven im Rückenmark sind nicht nur thätig für das Rückenmark und Gehirn, also um ihrer selbst willen thätig, sie schaffen nicht nur Blut, wenn es ihnen hieran mangelt, durch dieselben Kräfte werden auch andere Organe aus ihrer Blutarmuth erlöst. Die Centralbehörde gefäßverengernder Nerven im Rückenmarke fühlt außerordentlich lebhaft den Verlust an Blut. Sie läßt es wohl ruhig geschehen, daß hier und da durch die Thätigkeit gefäßerweiternder Nerven die Schleusen ganz aufgezogen werden, aber nur so lang, als sie selbst sich wohl dabei befinden, so lang, als sie selbst und mit ihr das Gehirn Blut genug empfängt, um wenigstens mit Bewußtsein der leichten Arbeit des gewöhnlichen Denkens vorstehen zu können. Es dürfen also einige Muskeln arbeiten, es darf die Haut sich röthen, es dürfen Drüsen secerniren, es darf aber die Erweiterung der Stromgebiete keine allzu große Dimension annehmen, es dürfen namentlich gegen das Stromgebiet der Eingeweide, das umfangreichste Stromgebiet des Körpers, die Schleusen nicht ganz aufgezogen sein, es darf sich nach dieser Richtung nicht allzu viel Blut ergießen. — Geschieht dies, und beginnt nun, außer in anderen Organen, auch im Gehirn und Rückenmark der Blutstrom zu versiegen, dann geräth, durch Blutdurst erregt, der Apparat, der die gefäßverengernden Nerven erregt, der die Schleusen fallen läßt, in vollste Thätigkeit. Die Schleusen, die bisher nur halb oder gar ganz geöffnet waren, werden mit einem Male geschlossen, und die vorher blutarmen Organe, natürlich auch das Gehirn, gebieten nun über reichliches Blut.

Die Blutleere des Gehirns und Rückenmarks ist also die Schwelle, bis zu welcher die Thätigkeit der gefäßerweiternden Nerven sich erstrecken darf. Hier angelangt gebietet das Gehirn Halt. — Der Regulator der Blutgefäße im Rückenmarke schafft übrigens dem Gehirn nicht allein Blut, wenn gefäßerweiternde Nerven sich eines allzu großen Einflusses bemächtigt, derselbe Regulator kommt auch in Thätigkeit, wenn aus anderer Veranlassung dem Gehirn Blutverarmung droht. Wenn aus verwundeten Adern Blut in reicher Menge entströmt und, ehe eine hilfreiche Hand die Blutung stillt, das blutleere Gehirn sein Bewußtsein verliert, in Ohnmacht verfällt, da wirken

während der Ohnmacht in stiller Geschäftigkeit die im Rückenmark hausenden gefäßverengernden Kräfte, sie stillen, indem sie die gerissenen oder zerschnittenen Blutgefäße verschließen, die Blutung, führen aus anderen Organen, die dessen eher entbehren können, dem Gehirn Blut zu, erwecken es so aus seiner Ohnmacht und bringen es wieder zum Bewußtsein.

Gleiche Sorgfalt wie bei Blutleere des Gehirns trägt die Natur, wenn allzu große Blutfülle dem Gehirne droht. — Die Ermüdung nach geistiger Anstrengung wirkt auch hier als weiser Regulator, dem sich sehr oft der Wille fügt. Ich sage nur sehr oft, denn nicht selten trotzt der Wille diesem trefflichen, es gut meinenden Regulator, und es muß der Körper durch Aufgeregtheit, Schlaflosigkeit für diese Unfolgsamkeit büßen. — Gegen diese Art von Blutfülle, gegen die Blutfülle, die durch anstrengende geistige Arbeit erzeugt wird, besitzt das Gehirn keinen Schutz, der stärker wäre als die Ermüdung und der Wille. Dagegen besitzt das Gehirn zwei ausgezeichnete Regulatoren, die sofort in Action gerathen, wenn die Blutfülle ohne sein eigenes Verschulden entstand. — Welches — müssen wir nun vorerst fragen — sind die Ereignisse, die ein übermäßiges Anfüllen des Gehirns mit Blut in ihrem Gefolge haben? Zunächst kann derselbe Apparat im Rückenmark, den wir soeben als Regulator der Blutleere des Gehirns kennen gelernt haben, dem Gehirn zur unrechten Zeit unverhältnißmäßig große Blutmengen aufbürden. Dieser Apparat, der eine so außerordentlich zweckmäßige Empfindlichkeit für den Blutmangel besitzt, geräth in nicht minder große Erregung, wenn ein fühlender Nerv bis zur Schmerzempfindung gereizt wird. Ein derber Hieb, ein Versengen der Haut, ja selbst ein rasches Abkühlen derselben durch ein kaltes Sturzbad ist im Stande, den schleusensperrenden Apparat im Rückenmark derart zu alarmiren, daß er sofort durch alle gefäßverschließenden Nerven, die ihm zu Diensten stehen, den Zugang den größten Stromgebieten absperren läßt. Hierdurch wird das Gehirn überfluthet, und die Ueberfluthung ist diesmal um so größer, als sie ja nicht das blutleere Gehirn trifft, als sie ein Gehirn trifft, das sich über Blutarmuth nicht zu beklagen hatte. Unter solchem Blutandrange wird die weiche Masse des Gehirns zusammengedrückt, und dieser vom Blute ausgeübte Druck auf das Gehirn ist es, der in der drohenden Gefahr Rettung bringt. Die Herznerven nämlich, die zügelnd in die Bewegung des Herzens eingreifen, entspringen im Gehirn, und diese Centralapparate der hemmenden Herznerven reagiren sehr lebhaft gegen diesen Druck. Sie senden, so in die Enge getrieben, hemmende Impulse zum Herzen, das nun sofort langsamer schlägt oder selbst für Momente stehen bleibt. Hiedurch aber ist die Macht des Stroms gebrochen und das ganze Gehirn von dem Drucke befreit, der auf ihm lastete.

Dies ist eine Art, wie das Gehirn sich seines Blutes entledigt. Es giebt aber noch eine zweite Art der Regulirung der Blutfülle des Gehirns, die zur Anwendung kommt, wenn durch allzu hastige Arbeit des Herzens, durch einen unnatürlich raschen Puls, der vielleicht einer leidenschaftlichen

Erregung seine Entstehung verdankt, in jäher Folge Welle auf Welle zum Kopfe bringt. In diesem Falle bringt wieder das Herz die Rettung, aber nicht so wie früher durch seine Hemmungsnerven. In diesem Falle hilft das Herz mit seinem Gefühle durch seine Gefühlsnerven. Der rasche Puls beleidigt die Gefühlsnerven des Herzens, erregt sie, und diese Erregung gelangt zum Rückenmark, aber nicht dorthin, wohin die Hautnerven ihre Erregung senden, nicht zu dem Apparate, der die Schleusen sperrt, sondern zu dem Apparat, der sie hebt, der dem Blutstrom eine breite Straße bahnt, auf der nun auch das Blut abströmt und so das Gehirn befreit.

All diese Betrachtungen knüpfen sich zum größten Theile an Erscheinungen, deren Darlegung und Studium wir dem Forscherfleiße der letzten Jahrzehnte verdanken. Die physiologischen und pathologischen Laboratorien sind die Stätten, von wo das Licht ausging, welches das Wesen und die Bedeutung des Kreislaufs erhellt.

Der Haararzt.

Aus den Hundstagsferien eines Gymnaſial-Oberlehrers.

Von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

— Wiesbaden. —

Eine Glatze iſt für Jedermann ein Mißgeſchick; in meinen Jahren — ich bin zweiunddreißig — iſt ſie eine Verirrung der Natur. Meine Glatze macht mich unglücklich, denn — es muß geſagt ſein — ſie macht mich lächerlich; außerdem ſchadet ſie meinem Rufe und meinen Erfolgen im Leben.

Erträglich mag der kahle Kopf für einen feſt begründeten Ehemann und Familienvater ſein. Ich jedoch bin noch vollſtändig ledig. Und ich fühle mich, trotz meinem in der philologiſchen Welt nicht mehr ganz obſcuren Namen, innerlich noch ſo wunderbar jugendlich.

Aber ich tanze nicht mehr.

Vor zwei Jahren wurde ich hier am „Gelehrten Gymnaſium“ als Oberlehrer und Ordinarius von Obertertia angeſtellt. Auf meinem erſten hieſigen Caſinoballe holte ich pflichtmäßig das backfiſchige älteſte Töchterlein meines Herrn Directors zweimal im Cotillon. Und was war der Erfolg meines redlichen Bemühens?

Am nächſten Tage lobte die kleine G — — razie überall „den freundlichen älteren Herrn, der noch ſo flott tanzte!“ —

Schon ſeit einigen Jahren verfolgte ich mit wachſendem Unbehagen die Zunahme des Mondſcheins auf meinem Haupte. „Giebt es denn“, ſo frug ich an allen Thüren, „giebt es nicht irgend ein wirkſames Heilmittel gegen dieſes tückiſche ſchleichende Uebel?“

Ich gebrauchte alles, was die Zeitungen empfahlen, vom alten Bärenfette an, durch Rowlands Macaſſar-Oel und Balſam Düpuytren hindurch,

bis zum neuesten „Madame Allens Welt-Haar-Wiederhersteller"; mochten diese Mittel nun von Bock und Klencke als Schwindel analysirt sein oder nicht.

Es kostete mich dieses unabläßige, erfolglose „Forschen nach der Wahrheit" — in welches bekanntlich Lessing, wohl etwas zu bescheiden, den höchstmöglichen Erfolg des menschlichen Geistes setzt — jährlich einen erheblichen Theil meines keineswegs erheblichen Gehaltes. Bis jetzt aber war die Selbstbehandlung vollständig mißglückt und niemals, leider! verlor sich ein wissenschaftlich gebildeter Haar-Heilkünstler in unsere bescheidene mitteldeutsche Landstadt. Vor einigen Jahren las ich zwar des Doctor Pinkus Enthüllungen über Haarkrankheiten in der Gartenlaube, aber — der Mann verlangt: Einsendung von Proben! Nun frage ich: in welcher Verpackung könnte ich denn eine Probe meines „absoluten Nichts" der deutschen Reichspost aufgeben?"

So füllte sich — „und ich sah's mit stummem Harme" — die Scheibe des blaßleuchtenden Mondes ob meinem Haupte unaufhaltsam mehr und mehr. — — —

Und wie wahr singt doch Hölty — oder singt es Matthisson? —

Ach, was sind der Thränen
Unter'm Mond so viel,
Und so manches Sehnen
Das nicht laut sein will!

Endlich begannen auch heuer die Sommerferien.

Eine wichtige wissenschaftliche Untersuchung nimmt mich schon seit Jahren in Anspruch; ich beschäftige mich nämlich mit der „Feststellung der phonetischen Ur-Orthographie der Arier in ihrer Urheimat".

Es ist — wie ich mir schmeichle — eine bahnbrechende, grundlegende Forschung auf diesem bis jetzt noch unbebauten Felde; ich hoffe von ihr entscheidende Ergebnisse für Excellenz von Puttkamers fernere orthographische Reformen, und für mich — vielleicht einen akademischen Ruf, eine außerordentliche Professur.

Diese Arbeit also führte mich nach Heidelberg, das ich vor zehn Jahren als frisch gebackener Dr. ph. verlassen hatte. Ich wollte auf der berühmten Bibliothek der Ruperto-Carolina, an der Hand meines Freundes, des bekannten Linguisten und Bibliothek-Secretärs Dr. Theobald Staubwisch, verschiedene Quellenstudien über die „arische Ur-Orthographie" in ihrer jüngsten, bereits sinkenden Periode, dem dritten Jahrtausend vor Christus, anstellen. —

Seit einigen Tagen war ich bereits in förderlicher Thätigkeit. Nach Schluß der Arbeitsstunden wanderte ich auch heute, gewissen mir noch dunklen stummen Dehnungszeichen in den heiligen Liedern des Rig-Veda nachgrübelnd, die Hauptstraße hinab, dem Hotel Schrieder zu. Die großen Räume der Bibliothek waren in diesem sonnenlosen Sommer heute besonders unangenehm kühl und feucht gewesen. Ich hatte deshalb — durch früheres rheumatisches

Zahnweh gewarnt — während des Studirens meine Glatze mit einem schwarzen Sammtkäppchen verhüllt. Ein bewährtes Präservativ, aber es gab mir ein so gereiftes, imponirendes Aussehen, daß mich der Bibliothekdiener beim Fortgehn respectvollst als „Herr Geheimrath" hinausließ.

Nur mäßig befriedigt durch diesen wiederholten Beweis von dem ältlichen, Achtung gebietenden Eindrucke meines äußeren Menschen wandelte ich nachdenklich dahin. — —

Ich war gerade dem „Neuen naturwissenschaftlichen Institute" gegenüber angelangt da — plötzlich — wurde mein Auge durch ein stattliches, mit buntfarbigen Streifen eingefaßtes Schaufenster gefesselt, hinter dem mehrere lebensgroße Photographien in schweren Goldrahmen leuchteten.

Ich sah empor und gewahrte die Porträts zweier Damen, offenbar Schwestern; die Züge im Profil fast identisch, und doch: wie verschieden die Individuen!

Die eine trug den modernen englischen Scheitel: schlichtes anliegendes Haar, um den Hinterkopf schlängelte sich ein mageres Rattenschwänzchen. Die andere Schwester, ohne Zweifel die jüngere, blühendere, war eine gebietende Schönheit, deren prächtige, etwas aufgeregte Locken üppig über den stolzen Nacken herabwallten.

Unter diesem fesselnden Schwesternpaare gewahrte ich zwei männliche Porträts, augenfällig ebenfalls nahe Verwandte; ähnlich allerdings, aber von sehr ungleicher Entwickelung. Der eine Vetter erschien schmächtig, ja dürftig; kurzes, glattes Haar; bartlos. Der andere gab sich kräftig und eindrucksvoll; der geniale Fall seiner „ambrosischen" Locken und sein glänzend brauner, gekräuselter Vollbart bezeugten eine reiche Männlichkeit.

Neid im Herzen und Haupte blieb ich stehen — und schaute hinüber in das verlorene Paradies, das Land meiner stillen Sehnsucht. — —

Unter den Bildern standen Namen — ich bückte mich: — nein! es waren keine Namen; es stand da zu lesen:

unter den beiden dürftigen Naturen: „Vor dem Gebrauche".

unter den beiden üppigen Centifolien: „Nach dem Gebrauche".

Ueber der ganzen Ausstellung strahlte in kolossalen dreifarbigen Antiqualettern:

„Sackville's Capillary Germinator".
„Kaufen Sie eine Flasche".

Und weiter las ich:

„Aerztliche Behandlung
mit Garantie des unten sichtbaren
wunderbaren Erfolges binnen
wenigen Wochen".

Hieran schloß sich noch eine dankenswerthe Warnung vor schädlichen und unwirksamen Nachahmungen von:

„Sackville's Haar-Keim-Erzeuger".

„Binnen wenigen Wochen!"

Meines Bleibens in Heidelberg waren vier. — „Ist es ein Wink des Himmels?"

Meine sonst so ruhige, geistig ausgespannte Kaffeestunde im gemüthlichen Saale des Hotel Schrieder verfloß mir heute in seltsamer innerlicher Bewegung. Ich war zerstreut und ließ mir den gesammten Kaffee unserer Tafelrunde, nebst Cigarren, im Domino aufhängen.

Auch Abends litt es mich nicht lange in den feierlich dumpfen Lesezimmern des Museums.

Ich wanderte der Brücke zu.

Dort, unter der Statue meiner Schutzheiligen, der Göttin Minerva, machte ich Rast und recitirte, über die bemooste Steinbrüstung gelehnt, wie so oft in früheren lustigeren Zeiten, nachdem der gefürchtete Oberpedell Cappelmann längst: „Feierabend, meine Herren" geboten hatte, unseres alten, sinnigen Clemens Brentanos melancholisches Lob des Neckars:

„Ich ging noch nicht in mein' Herberg;
„Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
„Lockt mich noch auf die Brück hinaus!

„Da war so klar und tief die Welt,
„So himmelhoch das Sternenzelt.
„So ernstlich denkend schaut das Schloß
„Und dunkel still das Thal sich schloß.

„Und um's Gestein erbraust der Fluß,
„Ein Spiegel all dem Ueberfluß.
„Er nimmt gen Abend seinen Lauf,
„Da thut das Land sich herrlich auf!

Welche Aussicht hier! — und welche Aussicht in meine eigene Zukunft! Welch neues Leben, wenn ich, „dicht bestanden" — nein! nur nicht mehr als „reines Brachfeld" aus der geliebten Alma Mater wieder heimkäme?

Wäre es denn möglich? Könnte ich wirklich die beiden Schätze heimbringen, die der weltkluge Staatssecretär Antonio Montecatino als die höchsten preist:

„Und fragst Du mich nach diesen beiden Schätzen:
„Der Lorbeer ist es und die Gunst der Frauen.

„Warum nicht?" sprudelte mein reichhaltiger Born klassischer Belegstellen unaufhaltsam weiter — warum nicht? Du sagst es ja selbst, großer Altmeister:

„Was in der Jugend man wünscht, das hat man im Alter die Fülle!"

Zur Abklärung meines eigenen inneren Gebrauses und um der über mich hereinbrechenden Hochfluth berauschender poetischer Citate zu entrinnen, kletterte

ich jenseit der Brücke den Heiligenberg hinan und machte einen abkühlenden Spaziergang über den „Philosophenweg".

„Ruhig Blut", rief ich mir dort oben zu, „ruhig Blut!" Jetzt: Prosa!

„Wie steht die Frage?"

„Sie zerfällt in zwei Unterfragen, nämlich: ist der Kahlkopf ein Uebel? und: bin ich sittlich berechtigt — eventuell verpflichtet — die mir zu dessen Bekämpfung gebotene hilfreiche Hand zu ergreifen?"

Ich verschmähte stets oberflächliches hastiges Urtheilen; es führt den Sanguiniker so leicht in den Sumpf der Trugschlüsse. Prüfen wir also auch dieses schwierige Dilemma gewissenhaft und methodisch von meinem bewährten wissenschaftlichen Standpunkte aus: dem „historisch-philologischen!"

Da stieg zunächst — oder richtiger: zufernst — aus den wallenden Nebeln der Rheinebene das strenge Bild des „eifrigen" alten Propheten Elisa im nächtlichen Dämmerscheine dräuend vor mir auf.

Von ihm heißt es im zweiten Buche der Könige:

„Elisa ging (von Jericho) hinauf nach Beth-El. Als er auf dem Wege hinanging, kamen kleine Knaben zur Stadt heraus und spotteten ihn und sprachen zu ihm: Kahlkopf komm' herauf! Kahlkopf komm' herauf!"

„Und er wandte sich um, und da er sie sah, fluchte er ihnen im Namen des Herrn. Da kamen zween Bären aus dem Walde und zerrissen der Kinder zweiundvierzig". —

Also schon unter den alten Hebräern ward der Kahlkopf als ein Unglück angesehen, für welches man einen ehrenwerthen Mann nicht ungestraft aufziehen durfte und zwar: bei Vermeidung directer und prompter Intervention des göttlichen Strafgerichts.

Uebrigens vertrete ich, wenngleich in diesem Falle einigermaßen parteiisch, durchaus nicht die Auffassung, daß jener hastige alttestamentliche Racheact gegen die liebe Jugend von Beth-El dem Kopfe wie dem Herzen meines Leidensgefährten zur besonderen Ehre gereichen. Allerdings versteht sich dieser mildere Standpunkt für mich eigentlich von selbst, er ergiebt sich schon aus meiner pädagogischen Stellung als Ordinarius von Obertertia. —

Aber wie sonderbar! — Sollte nicht eine tiefe, bis jetzt noch unerschlossene — vielleicht alt-arische — Symbolik der Vergeltung darin liegen, daß gerade das Fett jener, bei der Vertilgung der zweiundvierzig bethelschen Gassenbuben mitwirkenden Bestien in späteren Jahrhunderten so allgemein als Pomade gegen Haarleiden angewandt wurde? —

Dann mußte ich des starken Simson und des gegen ihn geübten Haarfrevels gedenken; — ach! ich hatte keine allerliebste Delila zu fürchten! —

Dagegen war das verdiente Geschick, in welches den jugendlichen Empörer Absalon sein prunkender Haarwald verwickelt hatte, für mich nur ein leidiger Trost; ich bin kein Prinz — und ich beabsichtige keineswegs: jemals ein Rebell zu werden. —

Auf diesem sicheren Wege historischer exemplificirender Erwägung gelangte ich weiter: zu den Griechen.

Welch grausigen Präcedenzfall bietet uns hier das tragische Ende des großen Tragikers Aeschylos. Er war nämlich so unvorsichtig, grade an seinem Todestage ohne Kopfbedeckung auszugehen. Ein Adler flog mit einer geraubten Schildkröte über dem begabtesten Haupte Griechenlands in den Lüften dahin. Der Räuber wollte seine Beute an einem spitzen Steine zerschellen und ließ sie — mit verhängnißvoller Präcision — auf des großen Sängers leuchtenden kahlen Schädel fallen. Letzterer gab nach, — natürlich: er war ja „der Klügere!" Er zerbarst — die Schildkröte kam mit heiler Haut davon.

Des herrlichen Dulders Odysseus Glatze ist jedem klassisch gebildeten Obertertianer bekannt, und wie seine gerechte Rache gegen die Freier durch die unzarten Späße des liederlichen Eurymachos über den Kahlkopf des Fremdlings noch mehr geschürt wurde:

„Doch den üppigen Freiern gestattete nicht Athenaia
„Ganz sich vom Spott zu enthalten, dem kränkenden, daß noch entbrannter
„Dräng' in die Seele der Schmerz dem Laërtiaden Odysseus.
„Siehe, des Polybos Sohn Eurymachos sprach zur Versammlung,
„Reizend Odysseus' Herz, und gab ein Gelächter den Freunden:
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
„Nicht ohne helfenden Gott kam Der in das Haus des Odysseus;
„Seht nur! es scheint mir um ihn ein Glanz, wie der Fackel, zu schimmern
„Oben vom Haupt, auf dem kein einziges Härchen zu sehn ist".

Aber wünschenswerth und erfreulich war offenbar auch in Ithaka die Glatze nicht; denn, als zum Schlusse der Irrfahrten die Göttin ihren Schützling verjüngte, da wurde auch der oben erwähnte Uebelstand sorgfältig wieder verhüllt.

„Aber das Haupt umgoß ihm mit Anmuth Pallas Athene,
„Daß er höher erschien und völliger; auch von dem Scheitel
„Goß sie geringeltes Haar, wie die purpurne Blum' Hyakinthos".

Endlich gedachte ich des großen Julius Cäsar und der schlechten Witze, die sich seine Soldaten über des Feldherrn Glatze erlaubten. Damals aber war Cäsar bereits ein berühmter Mann und ein Fünfziger; auch erscheint, nach einer Porträtbüste in der Münchner Glyptothek, sein Haar unter dem Lorbeerkranze keineswegs völlig abwesend, sondern nur ein Weniges künstlich von den Seiten hinauffrisirt; etwa der Kunstgriff, den man jetzt wohl „zweites Aufgebot" nennt.

Und selbst bei einem sensationellen Erfolge meiner „Phonetischen Ur-Orthographie" — würde es wohl in der Zuständigkeit eines hohen Provinzial-schulcollegiums liegen: mir das Tragen meines wohlverdienten Lorbeer-kranzes zu gestatten?? — —

Alle diese gewichtigen Pros und Contras erwägend, lenkte ich durch das altersgraue Brückenthor wieder in die Stadt ein und wanderte der

Kettengasse zu, wo ich bei meinem Freunde Staubwisch im altberühmten Hause Bettendorf gastliche Aufnahme gefunden hatte.

Am nächsten Nachmittage fand ich mich, halb unbewußt — fast instinctmäßig, vor Mr. Sackvilles Laden wieder. Ich schlenderte dort einige Male straßauf — straßab, ich studirte die edlen architektonischen Linien des „Neuen naturwissenschaftlichen Institutes“ gegenüber; endlich, da ich gerade keinen Bekannten in der Nähe bemerkte — dem ich mich hätte anschließen können — trat ich ein.

Drinnen empfing mich eine lange hagere Figur mit ernstem, jedoch nicht entmuthigendem Gruße. Trockenes, fleischloses Yankeegesicht, das in einen langen Ziegenbart auslief; aber vom Kopfe wallte das Urbild desselben Hauptschmuckes, mit dem draußen im Schaufenster der begabtere Vetter prangte.

„Was wünschen Sie?“ fragte der Mann in stark englischem Deutsch. „Frisiren? Haarschneiden?“

Jetzt nahm ich meinen Hut ab. — Der Künstler betrachtete mich einen Augenblick prüfend und durchdringend, als ob er einen Ueberschlag meiner Persönlichkeit machte. Dann legte er Kamm und Scheere behutsam bei Seite und lud mich durch eine gemessene Handbewegung ein, auf dem hohen Lederstuhle vor dem großen Spiegel Platz zu nehmen.

„Ich wünsche“, begann ich jetzt, „mich wegen Sackville's Haar-Keim-Erzeuger zu erkundigen. — Sind Sie Mr. Sackville?“

„Zu Ihren Diensten, mein Herr: Doctor Sackville; Diplom des berühmten College für Haarärzte in Mineapolis; Ehrenmitglied der Société trichorrhitique de Monte Carlo“. —

Ueber die erfolgreiche Thätigkeit dieser letzteren wissenschaftlichen Gesellschaft, der hervorragendsten im ganzen Fürstenthume Monaco, unter dem Präsidium des großen Mr. Rouget-Noir hatte ich bereits von mehreren dort behandelten Patienten allerlei Günstiges vernommen.

„Sie sehen“, fuhr ich etwas zuversichtlicher in meiner Beichte fort, „Sie sehen mein Gebrechen?“

„Bitte, setzen Sie sich“.

Ich erkletterte den Polsterstuhl; vermöge eines höchst sinnreichen Mechanismus bewegte sich sofort die Rückenlehne — und ich mit ihr — aus der vertikalen in eine geneigte Stellung von 45 Graden. Der Doctor unterstützte gleichzeitig meinen Kopf durch einen auf die Lehne gesteckten Fortsatz und schob mir einen eisernen Schemel unter die Füße.

„Erlauben Sie“, sagte er, „daß ich zunächst den Sitz des Leidens untersuche“.

Er nahm aus einem Etui ein ansehnliches Vergrößerungsglas.

— Erwartungsvolle Pause von mehreren Minuten. —

„Wie alt sind Sie?“ hub er an, die Besichtigung unterbrechend.

„Zweiunddreißig". —

„Haben Sie schroffe Klimawechsel durchgemacht?"

„Nein, leider nicht. Nur einige Staatsexamina und orientalische Sprachforschung —"

„Hm! Hm! — Haben Sie am Fieber gelitten?"

„Nicht erheblich. Als Kind am Zahnfieber, später mehrere Male am Heufieber". —

„Hm! Hm! — Ich dachte es mir", murmelte der Doctor.

„Haben Sie stark ausgesprochene Neigungen?" fuhr er fort.

„Neigungen?" — Gewissenhaft hielt ich Einkehr bei mir selber. — „Nicht daß ich wüßte. — Ich schiebe gern Kegel; — und dann — allerdings — vergleichende Linguistik ist mir beinahe eine Leidenschaft geworden. Ich bin Schüler von Max Müller". —

„Oh! ich weiß", bemerkte der Gelehrte, „besuchte ihn in All Souls College, Oxford; Zierde der anglo-germanischen Wissenschaft. —

— Pause, ausgefüllt durch geistige Verarbeitung der bis dahin gewonnenen Indicationen. —

„Vielleicht liegt ein erblicher Fall vor", ging jetzt der Doctor weiter. „Welcher Art war der Haarstapel Ihrer Eltern?"

„Wie merkwürdig — neugierig doch diese jüngste naturwissenschaftliche Schule vorgeht", dachte ich. Aber Antwort mußte ich doch geben.

„Meinen Vater verlor ich schon als Kind", erwiderte ich zurückhaltend, „und meine Mutter — trägt stets Tüllhauben".

„Hm! hm!" murmelte es wieder hinter mir. Dann fuhr der Darwinianer, jedoch kaum hörbar, fort: „ich dachte es mir: wieder so ein übler Fall mangelhafter Zuchtwahl".

Das war nun doch etwas stark! ich wollte remonstriren, — that indessen, als ob ich nichts gehört hätte. „Modernste Rücksichtslosigkeit", beruhigte ich mich selbst, „dabei Amerikaner! — gar kein Respect vor dem historisch Gewordenen!" —

„Bitte, sagen Sie mir jetzt", nahm ich das Examen auf, „können Sie etwas für mich thun?"

„Ihr Fall liegt nicht ungünstig", schloß der Doctor die Untersuchung; „es bedarf einer Kur von einigen Wochen, — Honorar erst am Schlusse, entweder Pauschsatz oder nach der Zahl der, auf dem Quadratzoll erzielten jungen Haare. — Sie werden wohl nicht ganz den üppigen Bestand wieder erhalten, den Sie besaßen — aber nach einer Behandlung von drei bis vier Wochen wird keine kahle Stelle mehr auf Ihrem Schädeldache bemerkbar sein".

„Gut; ich bin bereit; beginnen wir sofort", erklärte ich entschlossen. — Der Doctor ergriff jetzt seine Scheere wieder und schnippelte flach über meinen Schädel hin.

„Was thun Sie?" rief ich, besorgt um den letzten schwachen Bestand,

der dort noch büschelweise vegetirte, wie vereinzelter Stockausschlag an einer entwaldeten und abgeschwemmten Alpenhalde.

„Zunächst beseitigen wir die wenigen kranken Reste. Es fehlt ihnen die Vitalität".

— Das war leider unbestreitbar. —

Nun folgte der, auch in weiteren Kreisen bekannte chemische Verseifungsproceß des „Shampooens", eine wahre Wohlthat für Männer mit dichtem, verstaubtem und verfettetem Haarwuchse, — und bald hatte ich die Genugthuung, meinen kahlen Schädel in einer mächtigen wissenschaftlichen Schaumwolke verschwinden zu sehen.

Nachdem ich abgedoucht und getrocknet war, holte der Doctor eine Flasche herbei, wohl verhüllt gegen die chemischen Einwirkungen des Lichtes und mit Patentkapsel hermetisch verschlossen.

„Was ist das?" frug ich wißbegierig.

„Sackville's Germinator", erwiderte der gelehrte Erfinder. „Sie brauchen jedoch keine Furcht vor metallischer Vergiftung zu haben. Die Verwendung anorganischer Substanzen ist in unserer heutigen Wissenschaft ein überwundener Standpunkt. Dieser Stoff hier ist ein rein vegetabilisches Präparat; nur einige Spuren von Schwefel darin. Aus den wesentlichen Bestandtheilen mache ich kein Geheimniß. Es ist eine Lösung von Thiosinnamin und Hydro-Athamantin in Teträhthylammoniumoxydulhydrat. Diese Atomgruppen sind ja wohlbekannt. Mein Präparat ist demnach außerordentlich sauerstoffreich: 64 Moleculargewichte, nach der neuen dualistisch-atomistischen Formel".

„Allerdings eine selten reichhaltige Formel", bestätigte ich anerkennend, trotzdem ich, oder richtiger: umsomehr als ich, dem rapiden Gange der Entwickelung folgend, durch die prachtvoll-schmetternden Kunstausdrücke doch ein Weniges überwältigt und betäubt war.

„Das Geheimniß", fuhr der Doctor fort, indem er die Flasche öffnete, „mein Geheimniß besteht in der Behandlung dieses flüssigen Körpers hier mit dem constanten Strome und in den dadurch erzielten elektrolytischen Wirkungen. Den allgemeinen Gang meines Verfahrens darf ich wohl Ihrer Discretion anvertrauen. Ich stelle nämlich eine Elektrode her; meine reibende Hand und Ihre Kopfhaut verhalten sich dabei wie Kathode und Anode. Es tritt alsbald eine Wanderung der Jonen durch Endosmose ein und an Ihrem positiven Schädel wird eine reichliche Menge belebenden Ozons ausgeschieden, da bekanntlich Sauerstoff der elektronegativste aller Körper ist. — Wie Sie hieraus schon ersehen, handelt es sich bei meinem Verfahren um einen einfachen Molecularvorgang; die praktische Anwendung der von unserem großen Faraday aufgestellten Grundlehren — Sie verstehen!" —

„Ja — a!" — Eigentlich hatte ich gar nichts verstanden, denn — zu meinem Bedauern muß ich es bekennen — die neueste Electro-Chemie ist eines der wenigen Felder, die mein, übrigens ziemlich universelles, Wissen

nicht völlig beherrscht. Aber in genau umgekehrtem Verhältnisse zu meinen Kenntnissen steht meine — ich darf wohl sagen: meine „sehnsüchtige“ Bewunderung dieser Disciplin. — Soviel jedoch konnte ich mit Sicherheit erkennen: der Mann hinter mir wandelte jedenfalls auf den Höhen seiner Wissenschaft. Das ergab sich schon aus der durchsichtigen Einfachheit seiner Darstellung.

„Ja — a!“ wiederholte ich, da ich plötzlich einen sachkundigen Einfall hatte. „Ich sehe: Sie verfahren ähnlich wie der Graf Matteï bei Herstellung seiner vorzüglichen „elektrischen Pillen“.

„Ich weiß es“, erwiderte der große Sackville mit bescheidener Würde. „Graf Matteï hat sich allerdings bemüht: mein Verfahren nachzuahmen“. —

Ich verstummte — „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle“.

Sackville entwickelte jetzt ein längeres Streichen und Kneten in systematischer Folge und mit scharf accentuirten ausstrahlenden Bewegungen der Hände und Fingerspitzen. Die Manipulation erinnerte mich lebhaft an einen interessanten Vorgang aus meiner Kindheit, der mich zuerst den Geheimnissen des „animalischen Magnetismus“ nahe führte; als nämlich der, in meiner ländlichen Heimath weitberühmte „Schäfer Bähmann“ unserem alten Schullehrer den gelähmten rechten Arm mit so wunderbar belebendem Erfolge magnetisch „strich“, daß dieses wichtige pädagogische Hilfsmittel wieder in leider! ausgiebigstem Maße zu seiner früheren erziehlichen Wirksamkeit redintegrirt wurde. — —

„So! — jetzt ist die erste Einreibung fertig. — Wir müssen vor Allem in den Haarbälgen die Circulation und den Stoffwechsel wieder beleben. Die Wurzelkeime der Papillen sind vorhanden, aber im schlafenden Zustande. Wir müssen sie zur Vegetation, zur Vermehrung durch Spaltung anreizen. Das dauert regelmäßig 72 bis 80 Stunden“.

Ich schwang mich von meinem Armstuhle herab.

„Halten Sie den Kopf warm“, empfahl mir der Doctor, indem er mir wohlwollend die Thür öffnete, nachdem ich zuvor den Hut hatte aufsetzen müssen, „und kommen Sie übermorgen wieder“.

Ich wandte mich den „Anlagen“ zu und schlenderte langsam, am Denkmale des unsterblichen baierischen Feldherrn und Feldmarschalls Wrede vorbei, am Klingenthore aufwärts, dem alten Schlosse zu, um dort im stillen Stückgarten frische Luft und Sammlung zu finden. Denn der Nachmittag war schwül geworden und mein Schädel „brummte“ beträchtlich. — Ohne Zweifel bereits das neu erwachende Leben in den Talgbälgen. —

Vor der Schloßwirthschaft traf ich später einige Bekannte: jüngere Docenten u. s. w.; darunter auch Freund Staubwisch, der sich hier von der mühevollen Entzifferung der berühmten Heidelberger Palimpsesten — seiner Specialität — erfrischte. Der Gute war durch diese langjährige unermüdliche Schatzgräberei schon recht kurzsichtig geworden; er trug im Freien stets eine

blaue Muschelbrille und litt an permanentem Schnupfen, wie ein Mann, der das ganze Jahr hindurch Motten aus alten Teppichen klopft.

Als wir uns nach Sonnenuntergang trennten, wurde an die übermorgen einfallende Sitzung unseres Kegelclubs in der weitberühmten Bierwirthschaft zum „Faulen Pelz" erinnert. Ich war bereits eines der eifrigsten und sogar der „führenden" Mitglieder geworden. Aber übermorgen? unmöglich!

Ich entschuldigte mich später durch Staubwisch mit einem wissenschaftlichen Behelfe.

Nach drei Tagen, und abermals nach drei Tagen: Sitzung bei Sackville und systematische Einreibung. Hinterher „Schädelbrummen". Offenbar waren die Jonen bereits in der Wanderung begriffen und die Spaltung der Zwiebelkeime hatte begonnen.

Ich versäumte in dieser Zeit eine Wasserpartie nach Edingen und eine Landpartie nach Neckarsteinach; beides mit blutendem Herzen, denn an diese lieblichen Punkte knüpften sich meine heitersten — wenn auch gegen den Schluß zu nicht immer völlig klaren — Erinnerungen aus der Burschenzeit.

Meine Freunde wunderten sich — fragten — neckten; endlich schwiegen sie discret aber — achselzuckend. —

— Vierte Sitzung. —

Nachdem die Shampoo-Wolke verflogen, wurde ich unter ein complicirtes Mikroskop mit Hohlspiegel-Beleuchtung genommen.

„Aha"! entschlüpfte es unwillkürlich den Lippen des besonnenen Praktikers, „sie kommen! sie kommen! Die Vegetation hat begonnen, die getheilten Keime sind bereits gelaufen. Die Seitenansicht Ihrer Schädelhaut" — er visirte darüber hin — „zeigt einen dichten Flaum, blond wie das erste bläßliche Grün der Kotyledonen auf einem jungen Kressebeete!"

„Fahren wir also fort", rief ich, begeistert von diesem überraschenden Erfolge der angewandten modernen Naturwissenschaft; „ich kann noch volle vierzehn Tage hier bleiben".

— Nach ferneren drei Tagen fünfte Sitzung. — Die Lupe blieb heute im Etui.

„Wir brauchen sie nicht länger", erklärte der scharfsichtige Mann. „Die neuen Haare sind jetzt dem blödesten unbewaffneten Auge sichtbar. Bereits schließen sie sich zu einem sammetartigen Vließe, wie fröhlicher, junger Rasen".

Es war wirklich rührend, wie die Freude des Gelingens selbst diese trockene Natur poetisch — anfeuchtete.

Sackville nahm die Scheere zur Hand. „Wir wollen den aufschießenden jungen Bestand etwas ‚schröpfen', damit er sich kräftiger bestockt".

Ich duldete pflichtmäßig diesen rationellen Eingriff in das freie Walten der Natur, aber — „es that mir in der Seele weh".

Direct von dort eilte ich zu Theobald auf die Bibliothek. Er entzifferte gerade ein eben aufgefundenes Bruchstück des alten Hippokrates.

„Komm einmal hier ans Fenster", rief ich, „alter Maulwurf! Und studire an mir die moderne lebendige Wissenschaft, Du grauer Theoretiker!"

Ich hielt ihm meinen Schädel unter die Nase.

Mein Freund that wie geheißen. Nach einer stummen Minute der Betrachtung nahm er seine scharfe Studirbrille ab, putzte sie, trat ein wenig zur Seite und — nieste dreimal energisch.

„Er blendet so stark" bemerkte darauf der reizbare Bibliothek-Secretär entschuldigend.

„Siehst Du denn nichts dort oben?" frug ich erwartungsvoll.

„Was soll ich sehen?" erkundigte er sich theilnehmend und dienstwillig.

Ich enthüllte ihm mein Geheimniß; jetzt durfte ich es wagen; ein Mißerfolg meiner Kur war ja nicht mehr möglich.

„Nein", sagte er schüchtern nach längerer Irrfahrt um meinen vergletscherten Nordpol, „ich bemerke nichts — nichts Absonderliches. — Vielleicht: — Deine Kopfhaut scheint mir ein wenig gereizt zu sein — spröde — vermuthlich etwas talgarm; — sonst sehe ich nichts".

Unerklärlich! — Sagt doch Goethe: „Das kleinste Haar wirft seinen Schatten". Demnach mußte dort oben bereits ein wohlthuendes Halbdunkel obwalten, ohne alle irritirenden Reflexe. — Ja so! — Der arme Freund. — Die verd— Palimpseste hatten ihm die Augen offenbar bereits gründlich ruinirt. —

Ich durfte ihn um Alles in der Welt nicht durch Aeußerung dieser traurigen Wahrnehmung erschrecken. Ich bestand daher nicht weiter auf der Besichtigung und rüstete mich zum Rückzuge.

„Auf Wiedersehn, lieber Theobald, auf dem Faulen Pelze", rief ich beim Abgehn im Tone unbefangener Heiterkeit.

Schon war ich in der Thür, da hörte ich Staubwisch hablaut murmeln. Ich verstand nur: „Goethe" und blieb respectvoll stehn.

„Sagtest Du etwas?" frug ich zurück.

Theobald erröthete leicht und schwieg — verlegen.

„Bitte, alter Freund", ermuthigte ich ihn, „nur heraus damit!"

„Nun — wenn Du es nicht übel nehmen willst — mir fiel ganz zufällig Goethes Wort ein:"

„Wer die Menschen betrügen will, muß vor allen Dingen das Absurde „plausibel machen". —

„Sehr passendes Citat", erwiderte ich, gutmüthig lachend, „ich bewundere wirklich Dein promptes Gedächtniß. Leb wohl! —"

Wieder verging eine Woche.

Wachsendes Haar und wachsende Zufriedenheit seines Erzeugers.

„Sie werden in kurzer Zeit einen Kopf haben wie ein Haarbesen!

eine brillante Kur!“ rief der Doctor am Schlusse der Sitzung, ganz lauwarm vor Befriedigung.

„Es ist Sitte“, bemerkte er dann geschäftsmäßig „und entspricht auch den Statuten unserer Société trichorrhitique de Monte Carlo, daß in dieſem Stadium der Kur das halbe Honorar entrichtet wird“.

„Wieviel?“

„Fünfzig Mark“.

Ich gestehe: es war mir unerwartet. Aber — es entsprach ja den bewährten Statuten jener erfolggekrönten „Haarlass'-Gesellschaft“ von Monaco — und dann: dieſem Manne konnte ich jetzt nichts verweigern.

Ich bezahlte.

Drei Wochen waren nun verlaufen. Der kundige Sackville sah täglich mehr, der blinde Staubwisch immer noch nichts.

Endlich, um mich von diesem lästigen Widerspruche zu befreien, kaufte ich mir einen Handspiegel. Ich stellte ihn zu Hause, unter scharfer Beleuchtung, in den richtigen optischen Winkel zu meinem Wandspiegel und observirte meine junge Schonung. —

„Was sah ich?“

„Mein Schädel war kahl und glatt wie eine Kegelkugel“!!!

Ich starrte mein Spiegelbild an — es war ja unmöglich! — ich rieb mir die Augen — ich verstärkte die Beleuchtung: nichts! nichts!!

Staubwisch war an's Fenster getreten. Es schien mir beinahe, als ob er innerlich verstohlen lächelte! —

„Ich war wohl zu eilig“, redete ich mir zu, „wieder zu sanguinisch! Mein alter Fehler! Aber nur noch nicht den Muth verloren; es sind ja erst drei Wochen“.

Indessen duldete es mich doch nicht lange in dieses „Zweifels Qualen“. Ich eilte daher sofort zu Sackville und trug ihm meine bedenklichen negativen Wahrnehmungen, gefaßt aber entschieden, vor.

Der Doctor hörte mich mit der Ruhe des erfahrenen Arztes an. Dann nahm er die Lupe in die Linke und eine Pincette in die Rechte.

Er begann mich mit letzterer empfindlich zu rupfen.

„Sie fühlen“, sagte er beruhigend während dem Zwicken, „Haar ist vorhanden. Die Keimung der Papillen hat also stattgefunden. Allerdings fehlt eine gewisse Nachhaltigkeit in der Triebkraft; die Bewurzelung ist noch immer ziemlich schwach; wir kommen vorwärts, aber ein wenig zu langsam“.

„Die Ursache dieser Schwäche“, fuhr er sinnend fort „ist mir nicht verborgen. Es findet nämlich bei Ihnen offenbar eine gewisse Passivität der Gehirnfunctionen statt; daher wirkt die Anode nicht energisch genug“.

„Aber ich will Alles versuchen“, setzte er tröstend hinzu, „was die Wissenschaft thun und was Ihre Natur leiden kann“.

„Herr Doctor", rief ich beunruhigt aus, „was meinen Sie?"

Ich sah im Spiegel seinen ernsten, fast bekümmerten Blick auf mich gerichtet, während er fragte:

„Würden Sie sich einer Operation unterziehen, die allerdings — schmerzlich und nicht ohne eine gewisse — Gefahr ist?"

„Aber was beabsichtigten Sie denn eigentlich?" frug ich noch eindringlicher, indem ich den Doctor mit einem ausgesprochenen Anfluge von Mißtrauen im Spiegel fixirte.

„Die Anwendung meines Germinator in der dritten Concentrirung", erklärte sich jetzt endlich der bedrängte Heilkünstler. „Es handelt sich zunächst darum: Ihre ungenügend reagirende Kopfhaut vollständig abzuschälen und an deren Stelle ein neues, lebensfähigeres Membran zu bilden. Auf dieser neuen Basis könnte ich alsdann den Erfolg mit ziemlicher Sicherheit garantiren".

Jetzt ward es Tag!

Ja! der Mann hatte ganz Recht gehabt: meine Gehirnfunctionen waren während der letzten Wochen sehr bedeutend „passiv" gewesen. Ich eitler Narr! ich leichtgläubiger E—, hm! E—nthusiast. Diesem frechen Schwindler so schauerlich hineinzufallen!

Diese plötzliche Erleuchtung schnellte mich vom Stuhle herab auf meine Füße, so daß dem Doctor mein Pudermantel nebst der Lupe und Pincette, mit denen er noch hantirte, in's Gesicht geschleudert wurden. Er fuhr lebhaft zurück und bückte sich, indem er mit beiden Händen nach dem Kopfe griff. Oh Wunder! Seine Stirn und der Vorderschädel waren jetzt völlig lockenfrei und vom kahlen Haupte hing ihm, einer Kapuze gleich, eine riesige Perrücke tief in den Nacken hinab!

„Wa—as!" rief ich, empört über diese neue Enthüllung, indem ich Hut und Stock ergriff, „jetzt wollen Sie mir noch gar meine Kopfhaut abschälen? meinen schon kahlen Schädel wollen Sie auch noch skalpiren? Sie Mohikaner!"

Ich stand bereits in der Thür.

„Hol Sie der Teufel, Sie unverschämter — glatzköpfiger — Humbug! Sie würdiges Ehrenmitglied von Monte Carlo!" —

Ich wollte noch einige weitere erlösende Worte vorbringen, aber der Haarerzeuger schob mit kalter, augenscheinlich durch mannichfache geschäftliche Präcedenzfälle geschulter, Energie zwischen sich und der Katastrophe die Thür zu — und — hinaus war ich; leider ohne meine fünfzig Mark, für die ich mir zu Hause in jedem soliden Laden hundertmal hätte mein Bischen Haare schneiden lassen können.

[1] Als ich anderen Tages Heidelberg verließ, begleitete mich der redliche Theobald auf den Neckar-Bahnhof. Dieses Mal wählte ich den Weg durch die schattigen Anlagen. Die Hauptstraße und das „Neue naturwissenschaftliche

Institut" übten auf mich keine Anziehung mehr aus, umsoweniger als — wie ich erst zu spät bemerkt hatte — dicht hinter Letzterem die „Anatomie" liegt. — Während der bekannten, endlos hinschleppenden, für alle Betheiligte gleich lästigen Abschiedspausen am Coupee, fragte der Freund — um doch etwas zu fragen —: „wirst Du Dich in Frankfurt aufhalten?"

„Ich denke wohl; ich möchte die historische Sammlung im neuen städtischen Archive hinter dem Dome sehen. Und dann" — hier sank meine Stimme zum vertraulichen Flüstern herab — „und dann — möchte ich mir beim berühmten Haarkünstler Imanuel am Goetheplatze eine ‚Atzel' bestellen".

Und so geschah's.

Ich trage jetzt das frankfurter Kunstwerk schon seit vier Wochen; vom rheumatischen Zahnweh bin ich seitdem verschont geblieben.

Dank sei Dir, Imanuel!

Auch finde ich, daß meine Bekannten die Veränderung kaum beachten, jedenfalls nicht indiskret betrachten.

Uebrigens traf ich gestern wieder mit meines Directors ältestem Töchterlein zusammen. Unser Chef hatte „die Herren Collegen" an der Taufe seines Jüngstgeborenen vereinigt. Bei Tische war ich ihr Nachbar zur Linken. Ich muß sagen: das kleine Fräulein hat sich in den letzten zwei Jahren merkwürdig herausgemacht.

Auch geistig finde ich sie bedeutend gereift.

Das verständige Kind lachte nicht im mindesten über meinen neuen Haarschmuck, sondern gratulirte mir — in Anbetracht meines Zahnwehs — zu meinem „vernünftigen" Entschlusse.

„Manches Elend", sagt ein großer Denker der Neuzeit, „ist so gut maskirt, daß es wie Glück aussieht".

Die Kleine ist wirklich recht hübsch geworden. Sie hat so liebe, treue Augen und ein reizendes Stutznäschen. Dazu die prächtigen blonden Locken — und alle von Gottes Gnaden.

Sie tanzt gar nicht mehr gern mit ganz jungen Lieutenants, das liebe Mädchen! Sie vertraute es mir gestern an, als wir uns gewisser früherer gemeinsamer Cotillons erinnerten.

Den vortrefflichen gelben Stärkepudding mit Vanillesauce hatte die erfahrene Kochkünstlerin „eigenhändig und selbständig" verfertigt. Ich aß zweimal davon.

Und welch vortreffliches Herz, welche werkthätige Menschenliebe: sie spielt nicht Clavier! —

Dagegen aber ist unser „Fräulein Collegin" — zu dieser Würde wurde sie gestern bei der Pfirsichbowle erhoben — in der vaterländischen Literatur recht tüchtig bewandert. Sie hat sogar für ihre neunzehn Jahre eine ungewöhnlich klassische Richtung — wie ich gestern zu bemerken Gelegenheit hatte.

Zum Nachtische gab es nämlich Knallbonbons und allgemeines Victoria-schießen für den Täufling.

Meine allerliebste Nachbarin wählte eines aus; wir zogen! — ich behielt die Devise in der Hand.

Was las ich?

„Viel Wunderkuren giebt's jetzunder,
Bedenkliche, gesteh' ich's frei!
Natur und Kunst thun große Wunder,
Und es giebt Schelme nebenbei.
Goethe".

Verdutzt blickte ich auf: der rosige Schelm neben mir hatte das niedliche Köpfchen abgewandt und bezauberte den Nachbar zur Rechten, unseren würdigen alten Rector, indem sie seinem Vortrage über „Uarda von Georg Ebers" andächtig und verständnißvoll lauschte. —

— Ich glaube wirklich, an der lebenserfahrenen Hand eines gereiften und gebildeten Mannes würde Ottilie eine sehr nette und recht vernünftige Frau werden.

Aus der Geſchichte der Hausthiere.

Eine linguiſtiſche Studie.

Von

O. Schrader.

— Jena. —

Wer heute in einen deutſchen Bauernhof tritt und das freundliche Leben betrachtet, das ſich hier entfaltet: wie das ſtolze Roß gehorſam ſeinen Nacken dem Joche beugt, wie die Kuh ihr ſtrotzendes Euter der Melkerin darbietet, wie die reichwollige Schafheerde zum Thore hinauszieht, begleitet von ihrem treuen Hüter, dem Hund, der wedelnd ſich an ſeinen Herrn ſchmiegt, dem ſcheint dieſer trauliche Verkehr zwiſchen Menſch und Thier ſo natürlich, daß er kaum begreifen kann, es ſei einmal anders geweſen.

Und doch zeigt uns auch dies Bild nur das Endergebniß einer tauſend- und aber tauſendjährigen Culturarbeit, deren ungeheure Bedeutung nur deßwegen weniger in die Augen ſpringt, weil einmal das täglich Geſchaute am wenigſten unſere Bewunderung erregt. Wie auf anderem Gebiete die Erzeugung künſtlichen Feuers eine That ohne Gleichen in der Geſchichte der Menſchheit iſt, ſo erwarb ſich nicht ein geringeres Verdienſt um Civiliſation und Fortſchritt derjenige Volksſtamm, welcher zuerſt den wilden Stier des Waldes und der Steppe zum Bewohner ſeiner Hürden machte*).

In den Höhlen des ſüdlichen Frankreich und in Belgien, deren Bewohner gleichzeitig mit dem Mammuth und Rhinoceros in Europa lebten und polirte Feuerſteinwerkzeuge, ja ſogar Thongefäße ſchon kannten, ſind keinerlei Ueberreſte an Knochen gefunden worden, welche auf den Gebrauch der Hausthiere in jener Zeit ſchließen ließen. Von den Urbewohnern Dänemarks, den In-

*) Wie dies ſchon die Alten empfanden, zeigen die ſchönen Verſe des Sophokles (Antigone):
Sein (des Menſchen) Wille zähmt das Wild der Berghöh'n,
Knirſchend gehorcht das Roß dem Gewaltigen,
Stöhnend ergiebt ſich der Stier, der unbändige,
Beugt vor ihm den ſtolzen Nacken.

fassen der „Kjökkenmöddings“ war wenigstens der Hund gezähmt worden. Als die Europäer nach Amerika kamen, besaß nur Peru etwas den Hausthieren Aehnliches, nämlich das Lama und Alpaca. Außerhalb Peru wurde nur der Hund von den Eingeborenen als Lastthier benutzt, sonst mangelte alles Hirtenleben.

Freilich in den uralten Culturstaaten der alten Welt verliert sich der Gebrauch der Hausthiere zuweilen in dem Dunkel der Zeiten. Die Bewohner der Flußthäler des Nils, der Ebenen zwischen Euphrat und Tigris gehören zu den Pionieren der Cultur auch in dieser Hinsicht. Aegyptische Denkmäler aus der alten Herrschaft, zeigen bereits häufige Darstellungen von Eseln, Ochsen, Ziegen, Hunden ꝛc.; dagegen tritt das Pferd erst unter der Herrschaft der Hirtenkönige (um das XIX. Jahrh. v. Chr.) in Aegypten auf. Bei Babyloniern und Assyriern lassen uns die Wände der neuaufgegrabenen Paläste überall Kriegswagen, die von reich aufgeschirrten Rossen gezogen sind, erkennen. Die Sänger der vedischen Hymnen an den Gestaden des Indus (kaum später als 2000 v. Chr.) kennen Esel und Pferd als Zugthiere. Schon sie sagten:

„Man spannt nicht den Esel vor das Roß“.

Später nähern sich die Völker Europas, vor allem die des Nordens, dem heutigen Culturzustand. Vieles haben sie durch eigene Arbeit erworben, Vieles entlehnt, als sie in den Culturkreis der morgenländischen Völker eintraten. Die folgende Darstellung soll versuchen, die Hausthiere bei den Deutschen in ihrer historischen Aufeinanderfolge dem Leser in Kürze vorzuführen. Der Führer aber in diesen schwierigen Fragen, welche oft Zeiten betreffen, von denen kein Denkmal der Geschichte berichtet, soll uns die moderne Wissenschaft der Sprache sein, durch welche auch für die Vorgeschichte unseres Volkes eine nie geahnte Perspective geschaffen ist.

Das grundlegende Ergebniß der vergleichenden Sprachforschung lautet folgendermaßen:

Einige Sprachen Asiens, sowie die meisten Europas, d. h., um von Osten zu beginnen, das Sanscrit, die heilige Sprache der Inder, die iranischen Sprachen, vor allem das Altpersisch der Keilinschriften, sowie der Dialect des Zendavesta, das Armenische, Litauische, Slavische, Germanische, Keltische, Italische, Griechische zeigen, sowohl was den Bau ihrer grammatischen Formen als auch ihren Lautstoff betrifft, eine so merkwürdige Uebereinstimmung, daß sich diese Thatsache nur durch eine Annahme erklären läßt: „Es gab eine Zeit, wo die genannten Völker ein Volk bildeten und eine Sprache redeten“. Dieses Volk nennt man das indogermanische, seine Sprache die indogermanische Ursprache. Zu diesem für die Ethnographie bahnbrechenden Resultat gesellt sich für die Culturgeschichte ein nicht minder bedeutungsvolles: „Da es durch Vergleichung der Einzelsprachen möglich ist, jene indogermanische Ursprache zu erschließen, so erhellt, da die Sprache ein Spiegelbild des Volksgeistes ist, zugleich die Möglichkeit, an der Hand jener Ursprache uns ein Bild der Cultur jenes Volkes zu verschaffen; es giebt mit einem Worte eine linguistische Paläontologie“.

Auch wir müssen bei unserer Aufgabe von den Ergebnissen dieser Wissenschaft Gebrauch machen: Wollen wir wissen, über welchen Viehstand die alten Deutschen in den ersten Zeiten ihrer Geschichte zu verfügen hatten, so müssen wir zuerst in Erfahrung bringen, wie weit es bereits das indogermanische Urvolk in der Zähmung der Hausthiere gebracht hatte; denn das Erbgut der Vorzeit brachte der Deutsche mit in seine Heimat.

Dieses Erbgut indogermanischer Vorzeit aber war ein bedeutendes. Längst schon waren die Indogermanen vor ihrer Trennung über jenen Zustand hinausgeschritten, in welchem noch heute Indianerstämme die ungeheuren Prärien zwischen dem Felsengebirge und dem Mississippi auf der Jagd nach dem Büffel durchstreifen. Das Jägerleben war ein überwundener Standpunkt: der Indogermane war ein Viehzüchter in des Wortes strengster Bedeutung. Freilich muß auch er einmal eine niedrigere Stufe durchlaufen haben, und man könnte die Frage aufwerfen, ob aus eigener Kraft oder durch das Beispiel benachbarter Völker die indogermanische Viehzucht erwachsen sei. Die indogermanischen Sprachen sind wie eine große Sprachinsel in das Gebiet zweier anderer Sprachstämme, des ural-altaischen (finnisch, ungarisch, samojedisch, türkisch-tatarisch, vielleicht auch mongolisch und tunguisisch) und des semitischen (hebräisch, phönizisch, aramäisch, assyrisch, arabisch, äthiopisch, amharisch) eingeschoben. Von diesen müssen die Völker des ural-altaischen Stammes außer Betracht bleiben. Dieselben treten in der Geschichte zum größten Theil als Reitervölker auf; von ihnen können unmöglich die ältesten Indogermanen das Zähmen der Hausthiere erlernt haben. Eher könnte man an die semitischen*) Völker denken. Heißt es doch schon in der Genesis: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei; die da herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh ꝛc.". Aber wir werden sogleich sehen, daß die Namen der Hausthiere im Indogermanischen ein so durchaus einheimisches**) Gepräge tragen, daß an eine Entlehnung aus der Fremde nicht zu denken ist. Wir haben es also mit einem Stück „nationaler" Culturarbeit zu thun.

Für die Bedeutung des Viehstands in der Urzeit spricht von vornherein die Existenz eines gemeinschaftlichen Begriffes für denselben. Unser vieh, althochdeutsch fihu, gotisch faihu ist etymologisch dasselbe wie lateinisch pecus indisch paçus, iranisch paçus und geht auf eine Wurzel pag zurück, welche ursprünglich „festbinden", „fangen", bedeutete. Die Hausthiere waren also die „festgebundenen", im Gegensatz zu den draußen wild umherschweifenden. Wie Tacitus von den alten Deutschen berichtet: „Sie freuen sich an der

*) Die Ursemiten, deren Ursitze nach neueren Forschungen denen der Indogermanen benachbart waren, kannten als Hausthiere: Esel, Kamel, Ziege, Schaf, Rind, Hund, vielleicht auch das Pferd. Vgl. Hommel „Die Namen der Säugethiere bei den südsemitischen Völkern" p. 401 f.

**) Nur unser stier, lat. taurus ꝛc. (s. u.) erinnert an ursemitisch tauru.

Menge ihrer Heerden, und diese sind ihr einziger und liebster Reichthum", wird es auch schon in der Urzeit gewesen sein. Faihu bedeutet im Gotischen geradezu „Habe", fëch im Angelsächsischen „Geld"; auch unser Wort schatz hieß ursprünglich wohl, wie im Altfriesischen scet, nichts Anderes als „Vieh" (vgl. auch lateinisch pecunia, peculium „Geld": pecus). Auch Homer konnte noch sagen: „Da aber raubte der Kronide Zeus dem Glaukos die Besinnung, daß er seine Waffen tauschte mit dem Tydiden Diomedes, goldene gegen eherne, hundertstierwerthige gegen neunstierwerthige".

Die wichtigste Stelle in der Viehzucht nahm das Rindvieh ein. Das beweisen die detaillirten gemeinsamen Namen für dasselbe nach Geschlecht und Alter. Es sind hier zu nennen: ochs, gotisch aúhsa, sanscritisch ukshā zu einer Wurzel uksh gehörig „beträufeln", „besamen", stier, gotisch stiur, sanscrit. sthūras, iranisch çtaora, lateinisch taurus, griechisch tauros, litauisch tauras, slavisch turŭ bedeutete „der starke", kuh, althochd. kuo, sanscrit. gōs, lateinisch bos, kelt. bó, griechisch bous: Wurzel gu „brüllen" ꝛc.

Von der großen Werthschätzung der Kuh oder überhaupt des Rindviehs haben die alten Sprachen und Gebräuche viele Spuren hinterlassen. Bei den vedischen Indern, welche theilweis noch am treuesten den Culturzustand der ungetrennten Indogermanen repräsentiren, bedeutet gavishti, eigentlich „das Verlangen nach Kühen", soviel wie „Kampf", gōpā, eigentlich „der Kuhhirt", soviel wie „König", gōpītha, eigentlich „das Schützen von Kühen", soviel wie „Schutz" im Allgemeinen u. s. w. Bei den alten Deutschen befanden sich Kühe unter den Geschenken, welche der Bräutigam der Braut oder wohl ursprünglich dem Schwiegervater als Kaufpreis für die Tochter machte. Noch heute folgt in Schwaben die schönste Kuh aus dem Stalle dem sich verheirathenden Mädchen.

Die Kuh hatte eine doppelte Bedeutung. Sie ist einmal die Milchspenderin. Unser milch gehört zu melken, das in allen europäischen Sprachen: lateinisch mulgeo, griechisch amelgo, slavisch mlŭzą, kelt. mligim, in dieser Bedeutung wiederkehrt, merkwürdiger Weise aber nicht bei Iraniern und Indern. Diese verwenden eine andere Wurzel für den Begriff des Melkens: duh, welche nach einer nicht unwahrscheinlichen Vermuthung den Wörtern für tochter, goth. daúh-tar, litauisch ducté, sanscrit. duhitā zu Grunde liegen soll. Gehe also hin, du mißrathene „Tochter" der Neuzeit und sieh Dir die Magd an mit dem Eimer in der Hand, wie sie zum „Melken" eilt: sie ist Deine eigentliche Ahnin.

Milch*) also war ein Haupttheil indogermanischer Nahrung, und man hat vielleicht ein Recht, die blühende Gesichtsfarbe, den gewaltigen Bau der Glieder, wie er, wenn wenigstens die nordischen Kelten und Germanen das treueste Abbild ihrer Väter sind, dem Urvolk eigen war, seiner Milchnahrung zuzuschreiben. So berichtet der Afrikareisende Stanley über einen

*) Dazu kam das frische Fleisch der Heerden (vgl. Tacitus Germ. XXIII: recens fera aut lac concretum), für das es ebenfalls einen gemeinsamen Namen giebt indisch kravis, griech. kreas, slav. cruvc. Doch war der Begriff des Kochens den Indogermanen nicht unbekannt.

Stamm im afrikanischen Seengebiete: „Sie sollen so groß sein, daß sie von gewöhnlichen Menschenkindern nur mit Schrecken betrachtet werden können. Ihre Hauptnahrung besteht aus Milch, und ihre wichtigste Beschäftigung ist daher eine überaus starke Rindviehzucht".

Auf der anderen Seite ist das Rindvieh das eigentliche und uralte Zugthier. Der Wagen ist bereits der Urzeit bekannt, wie die Vergleichung von unserem wagen, lat. vehiculum, griech. (v)ochos, sanscrit. vāhanam lehrt. Nur muß man sich denselben so primitiv als möglich vorstellen. Er ist ganz aus Holz zusammengefügt. Die Räder (rad, sanscrit. ratha, lat. rota, litauisch ratas) entstehen, indem man das Stück eines dicken Baumstammes nimmt und den mittleren Theil so weit weghackt, daß zwei solide Scheiben, an jeder Seite eine, und eine sie verbindende Achse übrig bleiben (althochd. alısa, sanscrit. aksha, lat. axis). Mit entsetzlichem Kreischen bewegt sich eine solche Maschine vorwärts.

Wo aber in Geschichte oder Sage ein geweihtes Fahrzeug uns begegnet wird es von einem Rindergespann gezogen. „Zwei weibliche Rinder" berichtet Tacitus vom Wagen der Nerthus, „ziehen sie fort". Die merovingischen Könige fahren mit einem Ochsengespann in die Volksversammlung.

Von den Vierfüßlern des Kleinviehs kannten die Indogermanen: zunächst das Schaf und die Ziege, welche sowohl in den ältesten Schriftdenkmälern der Indogermanen (den Veden der Inder und Homer) als Hausthiere genannt wie auch in den Pfahlbauten der Schweiz, die vermuthlich helvetischen Kelten und den Pfahlbauten der Po-Ebene, die den Vorfahren der Römer gehörten, als solche gefunden werden.

Das Schaf, althochd. awi (noch heute westphälisch Au-lamm), litauisch avis, lat. ovis, griech. o(v)is, sanscrit. avis bedeutet, als von einer Wurzel av abgeleitet, soviel wie „Günstling", „Pflegling" und verräth sich somit selbst als Begleiter des Menschen. Die Hauptbedeutung des Schafes lag in jenen Zeiten in seiner Milch, seinem Fleisch und seinem Fell, das zur Kleidung (wie noch heute bei deutschen und russischen Bauern) und zum Ruhelager diente. Sehr fraglich ist, ob man seine Wolle bereits zu Gewändern zu „verweben" verstand. In den Schweizer Pfahlbauten sind wenigstens keine Ueberreste von Wollgeweben gefunden worden. Das Zeitwort weben erweist sich zwar durch Uebereinstimmung von althochd. wēban, ansc rit. vabh, griech. hyphainō als uralt; allein Alles spricht dafür, daß diese Kunst über ein mehr oder weniger geschicktes Flechten nicht hinausgekommen*) ist. Auch das Schwein, althochd. sū, gotisch sv-ein, griech. sys, lat. sūs, iranisch hu, welches in den Birken-, Buchen- und Eichenwäldern der Urzeit wohl reichliche Nahrung fand, gehört jedenfalls zu den ältesten Resultaten indogermanischer Thierzähmung. Sein indog. Name ist zugleich mit dem Thiere bis nach Egypten (dort schaau) und zu einer großen Reihe von Völkern des ural-altaischen Sprachstamms (baschkirisch suska, teleutisch schoschka ꝛc.) gedrungen. Er entspringt aus einer Wurzel su und bedeutet das Thier, das viele Jungen wirft.

Von weniger Ansehen war wohl die Ziege, die sich mehr in südlichen Gebirgsgegenden als in nördlichen Wäldern wohlfühlt. Ihr gemeinschaftlicher Name hat sich auch nur in drei verwandten Sprachen (sanscrit ajas, griechisch aix, litauisch ožys) erhalten.

Zur Bewachung der Heerde fehlt nicht das wohl älteste Hausthier des Menschen, der Hund (deutsch hun-d, lat. can-is, kelt. cú, griech. kyōn, sanscrit çvā).

Das ist in kurzem Bild der Bestand an vierfüßigen Hausthieren, wie er sich für die Urzeit ergiebt.

Mehrere Jahrtausende also vor unserer Zeitrechnung war bereits das Volk unserer Väter zu einem Culturzustand gelangt, in welchem es auf seinen Wanderungen Heerden von Rindern, Schafen und Schweinen begleiteten. Viel freilich blieb noch der Zukunft zu thun übrig. Noch irrte das feurige Roß ungebändigt auf der Steppe umher. Sein gemeinsamer Name, altsächsisch ehu, lat. equus, keltisch ech, sanscrit açvas, litauisch aszva, nennt es das „schnelle". Noch wußte man Nichts vom geduldigen Esel und dem nützlichen Maulthier. Noch lebte die „diebische" Maus (althochd. mūs, lat. mūs, griech. mys, sanscrit mūsh: Wurzel mush „stehlen") sicher vor ihrer Feindin, der Katze.

Gänzlich negativ vollends gestaltet sich das Ergebniß der Untersuchung, wenn wir nach der Zähmung des Geflügels bei den Indogermanen, wie auch bei den Semiten (vergl. die Schlußtabelle) fragen. Nur zwei Arten unseres heutigen Hausgeflügels waren dem Namen nach den Indogermanen bekannt: die Gans (althochd. gans, griech. chēn, sanscrit. hańsas, lat. anser,) die so nach ihrem Geschrei (vgl. unser gähnen) benannt ist, und die Ente (althochd. anut, lat. ana(t)s, litauisch antis, griech. nēssa); allein es kann culturhistorisch wahrscheinlich gemacht werden, daß auch sie in der Urzeit nur als wilde oder Jagdthiere bekannt gewesen sein können.

Der gänzliche Mangel an Hausgeflügel aber, dünkt mich, ist für die Urzeit durchaus nicht auffallend, sondern findet vielmehr seine naturgemäße Erklärung und zwar in den Wohnungsverhältnissen unserer Vordern. In viel höherem Grad als die Vierfüßler setzt das Geflügel zu seiner Zähmung vollkommenere und stabile Wohnungen voraus. Die Heerden draußen auf der Weide kann der Hirt mit dem feuersteinspitzenen Speer, von dem getreuen Hund begleitet, vor ihren großen Feinden, dem Bären, Wolf und Löwen, wohl beschützen; aber das zahme Geflügel bedarf zum Schutz gegen Wiesel und Fuchs, gegen Adler und Geier des wohlumfriedigten Hofes und des bergenden Stalles.

Nichts aber wäre verkehrter, als den Indogermanen Bauernhäuser zuzuschreiben, wie wir sie heute etwa noch in Westphalen oder Franken finden. Die Wohnungen des Urvolks können nicht einfach genug gedacht werden. Stein und Mörtel fehlt ihnen gänzlich. Im Winter dient eine Höhle, die

*) So ist auch das Zeitwort für „nähen" uralt: got. siuja (vgl. saum), lat. suo, litauisch siuvu, sanscrit. siv, ohne daß man deswegen an etwas anderes als an die ersten und primitivsten Anfänge dieser Kunst denken dürfte.

in den Boden gegraben und oben mit Reisig und Mist bedeckt wird, innerlich von Ungeziefer wimmelt, zum Zufluchtsort, im Sommer werden Hütten aus Stämmen und Reisig gezimmert, die ebenso schnell abgebrochen als aufgeschlagen sind. Bei den geringen Anfängen des Ackerbaus, die wir bei dem Urvolk finden, war es eben nicht schwer, wenn ein besseres Weideland winkte, Weib und Kind auf die ochsenbespannten Wagen zu laden, die Heerden zusammenzutreiben und an einer neuen Stelle sein Glück zu versuchen.

Fassen wir noch einmal den Charakter der Urzeit in unserer Frage zusammen, so kennzeichnet er sich in den drei Worten: Rindviehzucht, Mangel des Pferdes und Geflügels.

Eine neue Zeit beginnt. Die Zeit der Trennung des Urvolks, die Zeit der Wanderung!

Woher sie kam? Es war bisher eine fast unbestrittene Annahme, die Wiege der Indogermanen habe in Asien und zwar in dem Quellgebiete des Oxus bis zum Kaspischen Meer gestanden. Allein gerade in neuerer Zeit machen sich nicht unwichtige Stimmen geltend, welche vielmehr in Europa zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee die alte Heimath der Indogermanen zu finden glauben. Die ganze Frage harrt noch ihrer Entscheidung. Sie ist glücklicher Weise für uns an dieser Stelle weniger von Belang; kann doch so viel nicht bezweifelt werden, daß Deutschland seine indogermanische Bevölkerung von auswärts, und zwar von Osten her erhalten hat.

Wann und auf welchem Wege jener Haufen Indogermanen, welcher dazu bestimmt war, Germanen zu werden an Sitte und Sprache, in seine neue Heimath eingerückt sei, wir wissen es nicht*). Sicherlich hat die Zeit der Wanderung Jahrhunderte in Anspruch genommen, sicher scheint auch, daß die Ahnen der Germanen nicht mit einem Schlag aus der indogermanischen Einheit sich loslösten, sondern zuerst eine gemeinsame Epoche mit den übrigen europäischen Völkern, dann eine gleiche mit Slaven und Litauern durchlebt haben. Manche neue Fortschritte in Cultur und Sitte mögen in dieser Wanderzeit und bei den zeitweiligen Niederlassungen der Völker gemacht worden sein. Es kann nachgewiesen werden, wie die europäischen Stämme noch in ihrem Zusammensein eine höhere Stufe der Agricultur erreicht haben. Wörter für „Acker", „Pflug", „pflügen", „mahlen", „Gerste" ꝛc. stimmen in ihnen ebenso überein, wie sie sich von den asiatischen Ausdrücken für diese Dinge unterscheiden. So erklärt es sich auch, daß eine Anzahl specialisirender Namen für Hausthiere nur den europäischen oder nur den asiatischen Sprachen gemein sind. (Vgl. z. B. ferkel, althochd. farah, lat. porcus, griech. porkos, lit. parszas)*).

Lange Zeit muß auch das germanische Urvolk, ehe es in seine heutigen Zweige auseinander ging (Ostgermanisch: Gotisch und Nordisch, West-

*) Zum Theil sehr Einleuchtendes ist neuerdings mitgetheilt in dem schönen Buche von Arnold „Deutsche Urzeit". Zweite Auflage 1879.

*) Solche nur europäische Wörter für Hausthiere sind ferner: neuhochd. geiss = lat. haedus, eber = lat. aper, farr, ferse = griech. porti, fohlen = griech. pōlos ꝛc.

germanisch: Angelsächsisch [Englisch], Altsächsisch [Plattdeutsch], Friesisch, Hochdeutsch) auf engem Raume, wohl östlich von der Elbe zusammengesessen haben. In diese Epoche fällt die Ausbildung der Grundzüge, welche germanischem Wesen und germanischer Sprache eigen sind. Auch für die Hausthiere kommen eine Menge nur in den germanischen Sprachen sich findender Ausdrücke vor. Ich nenne nur kalb, angelsächs. cēalf (engl. calf) altnord. kálfr und schaf, angelsächs. scēap (engl. sheep), altsächs. scāp*).

Allmählich erfolgt die Ausbreitung des Germanenthums. Mit jedem Schritt aber, den es nach Westen und Süden thut, tritt es mehr und mehr in den Culturkreis derjenigen Länder ein, welche schon frühzeitig die Sonnenstrahlen asiatischer Cultur empfangen hatten. Die Mittelmeerländer, vor allem Griechenland und Italien, beginnen ihren Einfluß auf den Norden zu üben. Auch für die Geschichte der Hausthiere bei den Deutschen beginnt hier eine neue Epoche. Der folgende**) Theil unserer Darstellung hat daher zur Aufgabe, alle in der Zähmung der Hausthiere erzielten Fortschritte von der Trennung des Urvolks bis etwa zu der Zeit, in welcher die Germanen in die Geschichte eintreten, in kurzen Zügen zu veranschaulichen.

Die bedeutungsvollste, noch in die Anfänge dieser Periode fallende Erwerbung ist ohne Frage die Zähmung des Pferdes***), das, wie wir bereits sahen, schon im ungezähmten Zustand dem Urvolk als das „schnelle" bekannt war. Zuerst unter den indogermanischen Völkern übernahmen dasselbe die Meder von ihren turanischen Nachbarn, den Reitervölkern der Tatarei und Mongolei, wo noch jetzt das Pferd in wildem Zustand unter dem Namen Tarpan umherschweift. Von und durch die iranischen Völker hat es sich zugleich mit manchem iranischen Gebrauch — denn ihnen wie Griechen und Germanen galt das Roß für heilig — in die indogermanische (und auch in die semitische) Welt verbreitet. Bei den europäischen Völkern erinnert die Anwendung des Pferdes als Heerdenthier noch vielfach an die Weise asiatischer Völker. In halbwildem Zustand weidet es abseits; der Name einer solchen Heerde ist bei den nordeuropäischen Völkern derselbe: althochd. stuot (vgl. „stute", „gestüte"), lit. stodas, slav. stado. Wie leicht konnte es geschehen, daß sich von diesen Thieren eins und das andere losriß und nun, durch das Dickicht der Wälder geschützt, ein freies Leben führte. In der That geht die Kunde von wilden Pferden in Europa bis in die Neuzeit hinein.

**) Ebenso lamm, ross, wisunt; merkwürdig ist, daß eine Anzahl von Wörtern in allen germanischen Sprachen sich auf die Bezeichnung des weiblichen Geschlechts beschränken. So die kuh (lat. bos), die sau (lat. sus), die geiss (lat. haedus).

***) Der Führer in allen diesen Fragen ist das jetzt in dritter Auflage vorliegende Buch V. Hehns Culturpflanzen und Hausthiere ꝛc. Berlin 1877.

***) Forscher wie Pictet, Fick u. a., welche nur sprachliche Momente in Betracht ziehen, weisen das Pferd als Hausthier schon den Indogermanen zu. Wir folgen der schönen Darstellung Hehns in seinem eben genannten Buche. Darüber, daß die Kunst des Reitens der Urzeit fremd war, herrscht Einstimmung. Ein gemeinsam indogermanisches Wort für „reiten" fehlt; doch gehört unser reiten (altn. rīdta, angelsächs. rīdan, engl. ride) der germanischen Urzeit an, obgleich noch Tacitus cap. VI sagt: plus penes peditem roboris. Daneben Reitervölker wie die Tencteri (cap. XXXII).

In der mittel- und neuhochdeutschen Sprache hat sich das alte Wort für Pferd ehu verloren. Dem Dichter des Heliand, der bekannt ist durch seine Verquickung altdeutschen und christlichen Lebens, heißen noch die furchtsamen Hirten von Bethlehem kühne „ehuscalcos". Alte Ausdrücke für Pferd, von denen der erste aber nur bei Germanen, der zweite nur bei Germanen und Kelten sich findet, sind: ross, althochd. hros, engl. horse, und mähre, althochd. mericha, kelt. maka, marc.

Aber auch diese zwei Wörter sind im Absterben begriffen. Roß wird heut zu Tage nur noch in edlem Sinn (in unedlem nur in „Roßkamm", „Roßtäuscher"), Mähre nur noch in unedlem Sinn (in edlem nur in „Marstall", „Marschall") gebraucht. Beide sind verdrängt worden durch ein lateinisches Lehnwort*) paraverēdus, das im Laufe der Zeit allmählich zu parvrit, pferit, pferd geworden ist. Was unsere modernen Fahrzeuge betrifft, so sind wir gewöhnlich bei Nachbarvölkern in die Lehre gegangen. Unser kutsche und droschke stammen aus dem poln. kocz, ungar. kotsi und russ. droschki Merkwürdig ist das Wort equipage, das natürlich zunächst vom franz. équipage „Schiffsbesatzung", „Reisegeräth", „Kutsche" herkommt. Dieses selbst aber ist ein altes romanisches Lehnwort aus dem Germanischen, abzuleiten aus gotisch skip, unserem schiff. Vgl. ferner unser kalesche: franz. calèche, poln. kolaska ꝛc.

Die Verbreitung des Pferdes erfolgt von Norden nach Süd-West. Die Ostsemiten, Babylonier und Assyrer, denen das Verdienst gehört, in den weiten Ebenen zwischen Euphrat und Tigris zuerst das Roß vor den zweirädrigen Kriegswagen gespannt zu haben, empfingen ihre Rosse von iranischen Völkerschaften.

In der Genesis werden unter den Reichthümern der Patriarchen Kameele, Esel, Rinder, Schafheerden, doch niemals Pferde genannt. Erst bei Gelegenheit der Niederlassung der Familie Jakobs in Aegypten geschieht die erste Erwähnung des Pferdes. In Aegypten selbst tritt, wie wir schon sahen, das Pferd erst mit der Herrschaft der Hirtenkönige (circa 1900 v. Chr.) auf, in deren letzte Zeit die Geschichte von der Wanderung der Familie Jakobs nach Aegypten fällt.

Geradezu den entgegengesetzten Weg schlägt in der europäisch-asiatischen Völkergeschichte dasjenige Thier ein, das heute in so vertrauter Gesellschaft mit dem Pferde lebt, der Esel*).

Der Esel ist eine afrikanische Thierart, die an den Ufern des Nil wohl zuerst gezähmt wurde. Von hier aus ist er in sehr früher Zeit zu den Semiten gelangt, die in Uebereinstimmung unter einander ihn den „langsamen" genannt haben: hebr. ātōn, arabisch atan, zur Wurzel atana „langsam gehn". (Vgl. im Gegensatz dazu indog. ak‚vas „Pferd": Wurzel ak das „schnelle".)

Dieses Wort nun gelangt durch den semitischen Handelsverkehr in's Abendland. Es erscheint als ótnos, ósnos, onos bei den Griechen, als

*) Ein Lehnwort, doch ungewisser Herkunft scheint auch unser gaul.

*) Vgl. Lenormant „les premières civilisations" II, 300 f.

asinus, asellus bei den Italikern. Die Letzteren wiederum vermitteln Thier und Namen zu den nördlichen Völkerschaften, Kelten, Germanen und Slaven, und so entsteht: esel, gothisch asilus, slavisch osilŭ, litauisch asilas u. s. w.

Durch das Zusammentreffen von Esel und Pferd entsteht eine neue Gattung, das Maulthier, dessen erste Zeugung in den Ländern um das Schwarze Meer stattgefunden zu haben scheint. Das deutsche Wort, althochdeutsch und angelsächsisch mūl stammt aus lateinischem mūlus, dieses wieder aus griechischem mychlos. Die Griechen selbst, die schon zu Homers Zeiten eine ausgedehnte Maulthierzucht betrieben, hielten ihr Wort für kleinasiatischen Ursprungs.

In der Rindviehzucht bildet bei den Germanen die Bereitung der Butter einen nicht zu unterschätzenden Fortschritt. Daß dieselbe nicht schon dem indogermanischen Urvolk bekannt war, erhellt aus dem Umstand, daß die Griechen und Römer der guten Zeit nichts von ihr wissen. Zwar waren Beiden „butterbereitende" und „butteressende" Völker in ihrer Nachbarschaft bekannt. Doch waren ihnen diese Epitheta mit „barbarisch" identisch.

In den deutschen Volksmundarten giebt es sehr viele und alterthümliche Bezeichnungen für diese künstliche Verarbeitung der Kuhmilch. Ein sehr altes Wort ist chuosmëro „Kuhschmär", ein anderes milchsmalz. Die Alemannen des Elsasses, des Oberrheins und der Schweiz gebrauchen noch heute einen schon im Althochdeutschen bezeugten Ausdruck „der Anke" oder „Ancche", kelt. imb; der deshalb von besonderem Interesse ist, als er, mit lateinischem ungere „salben" verwandt, die uralte Benutzung der Butter als Haarsalbe verräth (vgl. auch slavisch maslo „Butter" und „Oel' wörtlich Mittel zum Salben). Von hohem Alter scheint das in Niederdeutschland gebräuchliche sahne, das seinen Wiederhall in dem schweizerischen und baierischen senn, senner, sennin, sennerin „Milchknecht" und „Milchmagd" findet.

Alle diese Ausdrücke kamen in Vergessenheit durch Uebernahme des griechisch-lateinischen butyrum, boutyron, eines Wortes, welches die Griechen wahrscheinlich von irgend einem Barbarenvolk entlehnt und unter Anpassung an ihr bous „Kuh" und tyros „Käse" ihrem Verständniß zugänglicher gemacht haben. Uebrigens muß die Entlehnung des Wortes Butter seitens der Germanen sehr frühzeitig erfolgt sein, da dasselbe sowohl im Althochdeutschen als auch Altsächsischen und Altfriesischen sich findet, nur die Nordgermanen kennen es nicht.

Zu allen Germanen ist, die einheimischen Bezeichnungen aufhebend, das lateinische caseus*) gedrungen. Vgl. altnordisch kāsi, althochdeutsch kasi, angelsächsisch cēse (englisch cheese).

Es bleiben für die Besprechung der gezähmten Vierfüßler nun noch zwei Thiere übrig. Einmal das Kaninchen, ein aus Spanien stammendes Thierchen, welches uns wiederum durch Vermittlung der Römer (Kaninchen aus lateinisch cuniculus) bekannt geworden ist, das andre Mal die Katze (felis domestica),

*) Das lac concretum des Tacitus (cap. XXVI.) als etwas Anderes als geronnene Milch aufzufassen, liegt kein Grund vor. Im Norden heißt diese Speise skyr.

deren späte Ankunft bei den indogermanischen Völkern sie als den Schlußstein in der Geschichte der gezähmten Hausthiere erscheinen läßt.

Die Zähmung der Katze ist wiederum an den Ufern des Nil erfolgt. Doch tritt sie nicht schon in den Denkmälern der ältesten ägyptischen Civilisation auf; sie erscheint vielmehr erst auf den Monumenten der zwölften Dynastie, verbreitet sich aber von da ab sehr rasch und wird mit göttlichen Ehren ausgestattet. Die Bibel kennt keine Katze, die spätere semitische Hauskatze ist ägyptischen Ursprungs; ebenso war sie Assyriern und Babyloniern unbekannt.

Im ganzen classischen Alterthum wird die Hauskatze weder auf Bildwerken dargestellt, noch in der Literatur erwähnt. Erst um das Jahr 450 n. Chr. erscheint das lateinische Wort catus zuerst in der Literatur, verbreitet sich aber dann in einer ungeheuren Verzweigung in fast alle neueren Sprachen Europas sowie in's Semitische, Türkische, Armenische, Persische ꝛc. Catus aber heißt soviel wie „Junges", „Thierchen", wie in unserem „Mieze" kleines Mariechen, im russischen mischka kleines Michelchen steckt.

Man hat gefragt, ob nicht eine besondere Veranlassung vorgelegen habe, gerade damals das ägyptische Thier, von dessen Zähmung und Heilighaltung schon Herodot berichtet hatte, als Hausgenossen aufzunehmen. Und in der That bietet sich eine sehr ansprechende Erklärung. Zur Zeit der Völkerwanderung überzog nämlich die Ratte (schon althochdeutsch rato) die europäische Welt, Verheerung anrichtend, wohin sie auf ihrer Wanderung von Ost nach West kam. Wie, wenn zum Schutz gegen diesen Feind man sich des ägyptischen Fremdlings bediente und nach seinem Muster die einheimische wilde Katze zu zähmen begann?

In dem ersten Theil unserer Arbeit haben wir den Mangel an zahmem Hausgeflügel als ein Charakteristicum der Urzeit hingestellt und den Grund dieses Umstands in den dürftigen und unstäten Wohnungsverhältnissen des Urvolks gesucht. Hierzu kommen auch die in der ältesten Zeit bei den geringen Anfängen des Ackerbaues und der mangelnden Gartencultur noch nicht ausgerodeten Urwaldungen, welche der Zähmung der Vögel einen Damm entgegensetzen. Mit Recht sagt einer unserer ausgezeichnetsten Culturhistoriker:

„Zucht des Geflügels und Rindviehzucht stehen in einem gewissen Gegensatz zu einander: nicht wo weite, von reichlichen Niederschlägen befruchtete Ebenen in unabsehbaren Saatfeldern und grünen Wiesen sich dehnen und dichte Wälder und Forsten sich anschließen, sondern im sonnigen, auf- und absteigenden Gebiet der kleinen Gartencultur, wo Hof an Hof stößt und Hecke an Hecke sich reiht, da picken und flattern die geflügelten Geschöpfe um den an und neben seinem Hause hantierenden Menschen".

Im Laufe der Zeit aber ist es auch hier anders geworden. Ein geräumiger Hof umgiebt jetzt die Wohnung der Menschen. In den europäischen Sprachen entspricht sich: Hochdeutsch hof und griechisch kēpos, ferner unser garten, lateinisch hortus griechisch chortos u. s. w.

In der That fängt nun auch der flüchtige Vogel allmählich an, sich an die Niederlassungen der Menschen zu gewöhnen.

Zuerst auf europäischem Boden erscheint die Gans als gezähmtes Hausthier. Schon Penelope in der Odyssee hält sich eine kleine Heerde von 20 Gänsen. Allein den Griechen erscheint die Gans als das Bild des Liebreizes und der Anmuth. Auf dem Grabe einer trefflichen Griechin wurde eine Gans (!) abgebildet. So ändern sich Zeiten und Sitten.

Zu den nordischen Völkern, von denen die Benutzung der Gänsefedern und des Gänsekiels ausgeht, ist die Zähmung des Thieres vom Süden her gekommen. Von den römischen Militärstationen zogen oft ganze Cohorten aus, um die ihrer Federn wegen hochgeschätzten Wildgänse Galliens und Germaniens zu erlegen. Dafür aber, daß man nicht im Norden den Anfang zur Zähmung des Thieres machte, spricht der Umstand, daß nur die gemeine Gans (anas anser), nicht aber die im Norden*) lebende gleichwerthige Saatgans (anas segetum) gezähmt wurde.

Daß aber die gezähmte Gans nicht schon dem Urvolk bekannt war, wird fernerhin bewiesen durch das sanskritische, unserem gans entsprechende hansas, welches hier Flamingo bedeutet. Auch das sanscritische āti deckt sich nur in der Form, nicht in der Bedeutung mit unserem ente (vgl. die verwandten Wörter oben). Völlige Uebereinstimmung endlich mit dem indogermanischen Zustand zeigen die Verhältnisse bei den Ursemiten und in den Pfahldörfern der Schweiz und Italiens (vgl. die Tabelle).

Um das sechste vorchristliche Jahrhundert feiert seinen Einzug in Europa der Morgensänger, der ritterliche Hahn mit seinen gackernden Weibern. Noch Homer und Hesiod wissen nichts von ihm zu erzählen. Erst nach dieser Zeit wird er von Persien aus, in dessen Religion ihm als die Dämonen der Dunkelheit scheuchend ein ehrenvoller Platz eingeräumt ist, in Griechenland bekannt. Ohne Vermittlung des Südens, direct durch iranisch-slavische Einflüsse scheint das Thier zu den Germanen gekommen zu sein.

Dieselben müssen damals noch auf engem**) Raum zusammen gewohnt haben; denn sie brauchen für den neuen Ankömmling alle den gleichen Namen. Es entspricht sich gotisch hana, altnord. hani, althochd. hano und altnord. hoena, althochd. huon, altsächs. hōn „Huhn".

Das Wort gehört wahrscheinlich zu dem lateinischen Zeitwort canere, celt. canim „ich singe" und bedeutet also soviel wie „Sänger", wie auch

*) So erscheint auch in der Taubenzucht nur die mehr südliche Feldtaube gezähmt, nicht aber die nördlichere Holztaube (Columba Oenas), vgl. Link „Die Urwelt" I 205, 206.

**) Von den Germanen ist der Hahn zu den Finnen gekommen, die sehr wahrscheinlich den Urgermanen benachbart wohnten. Er heißt bei ihnen kana. Einige Culturforscher (Arnold, Deutsche Urzeit p. 30. Victor Hehn [3], 289) schließen aus dieser Namensform (kana: hana), daß zur Zeit der Entlehnung die deutsche Lautverschiebung noch nicht eingetreten gewesen sei. Dieser Schluß ist aber unstatthaft.

Wie die Armuth des finnischen Consonantismus die germanischen Spiranten f durch p (pelto = feld), th durch t (tarvet = angelsächs. thearf) wiedergiebt, so spricht Alles dafür, daß k in unserem Worte nur ein Nothbehelf für ein zur Zeit der Entlehnung vielleicht noch rauher gesprochenes h ist.

slavisch pŭtlĕ Hahn und Sänger bezeichnet. Daß auch bei den Deutschen der Hahn vorzugsweise als Wächter des Tags aufgefaßt wurde, beweist die Sitte, ihn auf die Spitzen von Kirchen und anderen Gebäuden aufzupflanzen. In einer der urgermanischen Zeit sehr nahe liegenden Epoche muß auch das nur bei den Germanen sich findende Wort taube, goth. dubo, engl. dove, altnord. dūfa sich gebildet haben. Es ist verwandt mit einem keltischen Worte dub*) „schwarz" und bezeichnete ohne Zweifel ursprünglich die schwärzlich-graue wilde Taube. Die Tauben, welche die ältesten griechischen Dichter kennen, verrathen keine Spur ihrer Zähmung.

Die weiße Haustaube ist wiederum ein Erzeugniß der semitischen Culturwelt, und ihre Zähmung entspringt, wie die so manchen Hausthieres, religiösen Motiven. Semiramis ward in Ninive als Taube gedacht und verehrt. Von hier kommt ihr Cult nach Vorderasien in den Mythenkreis der bei den Griechen Aphrodite genannten weiblichen Naturgottheit, von hier zu den Griechen (im fünften Jahrh.) und nach dem übrigen Europa.

Zu diesen durch ihren Nutzen dem Menschen werthen Hausgenossen kommen noch zwei wegen der Pracht ihrer Federn geschätzte und dem Norden durch Vermittlung der Römer zugeführte Thiere: der pfau, althochd. phāwo, mittelhochd. pfāwe: lat. pavo und fasan, althochd. fāsān, auch fasilhuon, lat. phasiānus „Vogel vom Flusse Phasis (in Kolchis)".

Ein lateinisches Lehnwort ist auch unser falke, althochd. falcho, altnord. falki, der im Mittelalter zu so großen Jägerehren kommen sollte. Urdeutschen Ursprungs ist der in deutsche Sage und Mythe so innig verwebte schwan, althochd. suon, altnord. svanr. Ein Nachklang an die prophetische Natur dieses Vogels hat sich in der Redensart: „Mir schwant etwas" erhalten.

So sind wir am Ende unserer Aufgabe angekommen. Wir glauben sie gelöst zu haben, wenn es uns gelungen ist, einen oder den anderen unserer Leser zu einem eingehenderen Studium der citirten Literatur, vor allem des Hehnschen Buches, angeregt zu haben. Ist doch Alles, was dazu dient, uns die Menschwerdung des Menschen zu erläutern, für uns von einem besonderen Interesse; wie sollten wir nicht die lebhafteste Theilnahme empfinden an dem Processe, durch welchen der Mensch die ihn umgebende Thierwelt nicht niederwarf — das thut der Löwe auch, der den blutenden Hirsch zerreißt —, sondern bezwang, indem er sie zu seinen Freunden machte.

Zur besseren Orientirung des Lesers fügen wir nachfolgend eine Tabelle über die Hausthiere in den ältesten Culturepochen der indogermanischen Völker und bei den Ursemiten hinzu:

*) Nach dieser Etymologie ist taube mit taub (goth. daubs „stumm", „düster") verwandt. Nach Fick wäre sie die „Taucherin": Wurzel dup „einsinken" (in tief, engl. deep ꝛc. Von Versuchen, welche Entsprechungen außerhalb des germanischen Sprachgebiets suchen (vgl. z. B. A. Kuhn in Webers ind. Stud. I. 346 f.), kann man jetzt wohl Abstand nehmen.

Die Hausthiere in den ältesten Culturepochen der indogermanischen Völker und bei den Ursemiten.

	Ursemiten.	Urindo-germanen	Die Inder des Rigveda.	Die Iranier des Avesta.	**Die Griechen des Homer.**	Die Pfahldörfler in der Poebene (Italiker).	Die Pfahldörfler in der Schweiz (Kelten?) Steinzeit: Wauwyl	Steinzeit: Mooseedorf	Bronze: Nidau	Erstes Auftreten der nicht indog. Hausthiere in Europa.
Rindvieh	baḳaru tauru	gau staura	gō	gāo	βοῦς	sehr häufig	sehr häufig	sehr häufig	sehr häufig	—
Ziege	ʿinzu	aga	aja	buza	αἴξ	bekannt	bekannt	bekannt	häufig	—
Schaf	kabśu rahilu	avi	avi, urā	maesha	ὄϊς	weniger bekannt	vereinzelt	bekannt	häufig	—
Schwein	—	sû	—	—	σῦς	häufig	fraglich	—	häufig	—
Hund	kalbu	kʿuan	çvan	çpā	κύων	2 Species	bekannt	bekannt	bekannt	—
Pferd	parašu sûsu ?	akʿva ?	açva	açpa	ἵππος	2 Species	bekannt	fraglich	häufig	—
Esel	himâru atânu	—	gardabha rāsabha	khara	ὄνος ?	sehr fraglich	—	—	—	Nach Homer und Hesiod
Maulesel	—	—	—	—	ἡμί-ονος	—	—	—	—	Vor Homer
Kameel	gamalu	—	—	ustra	—	—	—	—	—	—
Katze	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Um 450 nach Chr. in Italien
Gans	—	—	—	—	χήν*	—	—	—	—	?
Huhn	—	—	—	parōdars	—	—	—	—	—	Zur Zeit des Theognis 2. Hälfte d. VI. Jahrh.
Ente	—	—	—	—	—	—	—	—	—	?
Taube	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Anfang des V. Jahrh. bei den Griechen.

? drückt einen Zweifel an der Domestication des betreffenden Thieres aus.

Vgl. F. Hommel, „Die Namen der Säugethiere bei den südsemitischen Völkern" Leipzig 1879, p. 401 ff. A. v. Kremer, „Sem. Culturentlehnungen etc." Ausland 1875, 1 ff.

Die Wortformen nach A. Fick. Vgl. Wörterbuch der indog. Sprachen I, 3.

Vergl. H. Zimmer „Altindisches Leben" Berlin 1879 p. 221.

Vergleiche Spiegel „Eranische Alterthumskunde", III.

* Doch tritt die Gans in den homerischen Gedichten nur als Luxusthier auf. Der Esel wird in der Ilias nur einmal, in der Odyssee garnicht erwähnt.

Vgl. W. Helbig, „Die Italiker in der Poebene" Leipzig 1879, p. 14 u. 15. Die Unterscheidung geschieht nach der Menge der Knochenreste, welche sich von den einzelnen Gattungen gefunden haben.

Vergleiche Sir John Lubock, „Die vorgeschichtliche Zeit" 3. Aufl. übersetzt von A. Passow, Jena 1874, p. 206, 195.

Nach V. Hehn's oft citirtem Buch „Culturpflanzen und Hausthiere" 3. Aufl., Berlin 1877.

Die Siegelbewahrer.

Eine Seegeſchichte

von

Heinrich Kruſe.

— Berlin. —

Kennt Ihr Reval, die Stadt am äußerſten Rande der Oſtſee,
Wo's neun Monate Winter und drei ſchlecht Wetter im Jahr giebt?
Aber die Stadt iſt deutſch, und man fühlet ſich dort wie zu Hauſe.
Nun, da war ich einmal mit meinem vortrefflichen Schooner,
Der Karl Heinrich getauft nach dem älteſten Sohne des Rheders
Und ſchon lange von mir mit beſtändigem Glücke geführt war.
Als auf der Rhede mit donnerndem Schwall der Anker gefallen,
Und ich mit glattem Geſicht und geputzt ſchon, fertig zum Landen,
Daſteh' auf dem Verdeck und betrachte den ſtattlichen Domberg,
Ganz mit Schlöſſern bedeckt und herrlichen Kirchen: da klettern
Auch ſchon die Hafenmeiſter an Bord, vollbärtige Ruſſen,
Leute, gering von Stand und geringer an Geiſt und Begriffen.
Wunderlich; aber es hat im Zorne der Kaiſer befohlen,
Daß nicht ſeinen Beamten mit Stickereien am Kragen,
Sondern dem bärtigen Volk zu vertrauen das Siegel des Reiches.
Denn von den ſämmtlichen Sprüchen der Schrift mißfällt den Beamten
Rußlands keiner ſo ſehr als jener: „Gebet dem Kaiſer,
Was des Kaiſers iſt!" Und mit Liſten und groben Praktiken
Fegen ſie ſtets was dem Kaiſer gehört, in den eigenen Beutel.
Da iſt endlich dem Kaiſer die Galle — wer kann's ihm verdenken? —
Uebergelaufen. Es kam ein Ukas mit Donner und Blitzen
Gegen das ſchändliche Laſter: Beſtechlichkeit. Allen Beamten,
Welche von nun an ſich am Gute des Staates vergriffen,
Wurde die Ausſicht auf Sibiriens Freuden eröffnet.
Nicht mehr ſollte zum Wächter die Bildung und liſtige Klugheit,
Sondern die Einfalt, hieß es, die ehrliche, künftig beſtellt ſein.

Unsere Hafenmeister, das waren die Leute, die führten
Jetzo das Siegel des Reiches allein. So wollt' es der Kaiser
Nicolaus und hatt' es mit: „Dem sei also!" genehmigt.
Sie nur durften das Wappen in Wachs ansetzen, das alle
Waaren und Räume verschließt und sichert vor jeder Berührung.
Niemand durfte das Siegel des Reichs abnehmen, sie selbst nicht,
Sondern gemeinsam nur und im Beisein aller Behörden
War das geheiligte Wachs mit dem Doppeladler zu lösen,
Das wie ein Amulet von den gläubigen Russen verehrt wird.
Und nun mag man sich denken, ob unsere Hafenmeister,
Die im ledernen Sack mit dem Siegel des Reiches sich schleppten,
Wichtig sich dünkten, und ob es die höher'n Beamten verdrossen,
Vorgesetzte, die nun von den Untergeb'nen bewacht sind
Und von manchem Verdienst, an den sie gewöhnet, geschieden;
Aber die Katze, sie lässet das Mausen nicht! saget das Sprichwort.
„Steuerbares?" So kamen die bärtigen Russen auf Deck an,
Schmunzelnd und freundlich nach ihrer Natur. Ich sagte: „Ich weiß nicht;
Das ist Euer Geschäft. Ich kenne nicht Eure Gesetze".
„Nun, Capitänchen, was führet Ihr? Sprecht". — „Was soll ich denn führen?
Sand und Steine ja nur; ist dafür Zoll zu bezahlen?"
„Nein, Capitänchen! O nein! Eu'r Gnaden belieben zu scherzen.
Aber was führet Ihr sonst?" — „Was sonst? Nur zu essen und trinken,
Erbsen und Graupen und Gries und etwas verschimmelten Zwieback". —
„O, das ist nichts — Paschol! Doch führet Ihr keine Getränke?"
„O ja, Leute, da stehet ein Faß!" So sagt' ich und zeigte
Ihnen die Wassertonne. Sie schnoperten drüber und drunter,
Bis sie merkten den Spaß und laut auflachend erklärten:
„Das ist Wasser ja nur! Wir fragen nach geist'gen Getränken!"
„Geistige? Ja ich halte von Wein mir 'nen tüchtigen Rückhalt
Und den vorzüglichsten, köstlichsten Rum in versiegelten Krügen". —
„Wollt Ihr den Wein und den Rum an hiesigem Orte genießen,
Müßt Ihr die Steuer bezahlen dafür". — „Ich werde den Henker!
Nein, ich gedenke damit zu Hause mir gütlich zu thun noch.
Wenn ich in Rußland bin, so trinke ich immer nur Branntwein".
„Warum das, Capitänchen?" — „I, sagt' ich, der russische Branntwein
Ist ein kräft'ges Getränk, wie nirgends man sonsten es antrifft,
Ist Vitriol auf Wasser verdünnt und kratzet den Magen
Wie mit Bürsten. Den trink' ich mit Dank auf des Kaisers Gesundheit,
Welcher mit Liebe die Herzen erfüllt und die Magen mit Branntwein.
Sagt doch, er schlägt daraus wohl ein artiges Sümmchen zusammen?"
„Ja, Capitänchen, man könnt' m't dem jährlich vertrunkenen Branntwein
Füllen ein Loch, ein gewaltiges Loch; wenn der Thurm von Olai
Ständ' in dem Loch, ging' über den Hahn noch der fluthende Schnaps weg.
Also Ihr wollt das Getränk nicht hiesigen Ortes versteuern?"
„Nein!" „So müssen wir unter Verschluß es wohl bringen?" — „Natürlich".
„Nun, so zeiget uns denn, Capitänchen, wo liegen die Sachen?"
„Kommt nur mit!" so sagt' ich und führte sie in die Kajüte.
„Seht, hier lagert der Wein und der Rum, hier unten im Keller.

Dies ist die Kellerthüre". So zeigt' ich im Boden die Thüre,
Die in den Keller hinführt, den verschlossenen Raum auf dem Schiffskiel.
„Dies ist die Thür zum Keller? Wohlan, die müssen wir schließen".
Also holten sie denn aus dem ledernen Säckchen das Siegel,
Holten das Wachs hervor zum Siegeln und machten sich Licht an;
Denn sie sind mit Allem versehn. Hilf, Himmel, wie langsam
Machten sie feierlich ab das Geschäft und drückten das Siegel
Groß und breit in röthlichem Wachs auf die Thüre des Kellers!
Drauf empfahlen sie sich mit Bücklingen. „Wollt Ihr noch etwas?"
Aber sie dienerten fort. Da gab ich denn fünfzig Kopeken,
Und sie küßten den Rock und verließen das Schiff mit Vergnügen.
Bald drauf kamen an Bord auch die höheren Steuerbeamten,
Artige Leute von viel Anstand, die deutsch von Geburt sind
Oder doch deutsche Erziehung gehabt, so daß sich mit ihnen
Umgehn läßt; sie sind von milden und höflichen Sitten,
Uebrigens Russen, das heißt, für Geld zu haben, wie Alle
Bis zum Minister hinauf und den Adjutanten des Kaisers;
Doch sie entschuldigen sich mit der Noth und der kargen Besoldung.
Diese belachten das Thun und Treiben der Siegelbewahrer.
„Meinen Sie", sagte zu mir ein Rath der Tamoschna, der immer
Heiteren Sinnes und immer gelaunt zu Schwänken und Kurzweil,
Wirklich ein lustiger Rath — Tatischnischew, glaub' ich, so hieß er —
Solch ein Tölpel von Kerl, dem aller Verstand in den Bart wuchs,
Halte mich ab zu thun, was ich will? Wir lachen darüber!"
Wirklich, er hatte zu viel nicht geprahlt. Ich sah es ja selbst an,
Wie die Beamten ihr Spiel mit den Siegelbewahrern — so nennen
Sie zum Spotte das bärtige Volk — zu treiben gewohnt sind.
Neben mir lag ein finnisches Schiff, ein gewaltiger Kasten,
Plump, doch geräumig gebaut, das stets von der finnischen Küste
Hin nach der esthnischen fuhr und zurück von Abo nach Reval.
Was es betrieb, das ward Holzhandel genannt, doch in Wahrheit
War es zum Schmuggel bestimmt. Denn Finnland, müsset Ihr wissen,
Ist noch von russischen Zöllen befreit. Da werden in Abo
Mechelner Spitzen zusammengepackt und kölnisches Wasser,
Uhren von Genf und die Seide Lyons und türkische Shawle,
Schuppenpelze und Alles, was hoch zu verzollen in Rußland
Oder verboten wohl gar — das legt der betriebsame Kaufmann,
Der vom Gelde so denkt wie der römische Kaiser: „Man riecht nicht,
Wo's herkommt!" in lange wie Balken erscheinende Kisten,
Die er geschickt wegstaut und zwischen dem Holze versteckt.
Nachher werden die Sachen in Reval heimlich geschmuggelt.
Ja, man treibt das Geschäft manchmal ganz offen am Tage,
Nämlich wie folgt: Man holet hervor die verbotenen Waaren,
Und man verpacket sie sammt und sonders in mächtige Säcke,
Wie ein Träger sie grad' auf die Achsel zu nehmen im Stand' ist.
Damit schleppen zur Stadt um die Mittagsstunde die Träger,
Aber am Thore, da wachen die ehrlichen Siegelbewahrer,
Pflichttreu rufen sie: „Halt!" und beschlagen die Säcke der Träger.

Aber was weiter geschieht mit den Säcken, das sollt Ihr erfahren.
Neben dem Thore gelegen erhebt sich das stattliche Zollamt,
Und da sitz' ich einmal mit den Steuerbeamten und plaudre;
Denn sie sind, wie gesagt, umgängliche, artige Leute;
Leben und leben lassen, das ist so ihre Devise.
Pocht es da nicht an der Thür! Ja wohl, doch schüchtern und leise,
Daß durch die Thüre man schon die Unterthänigkeit spüret.
Auf ein lautes Herein! von Tatischnischew's flötender Stimme,
Der heut mehr noch als sonst zu Ränken und Schwänken geneigt schien,
Oft aus dem Fenster sah und den Schnurrbart schmunzelnd sich glatt strich,
Kamen die Siegelbewahrer herein mit tiefer Verbeugung:
„Hier drei Säcke", so meldeten sie, „mit geschmuggelten Waaren,
Die wir eben ertappt". — „So!" sagte Tatischnischew ernsthaft,
Woher wisset Ihr denn, daß geschmuggelte Sachen im Sack sind?"
„O, wir wissen es nicht, Herr Rath, wir vermuthen es aber.
Daher brachten wir Ihnen die Säcke; Sie können sie prüfen".
„Nun, ich werde sogleich vornehmen die dienstliche Prüfung;
Scheert Euch! setzt' er hinzu; denn dies sind amtliche Sachen!"
Damit mußten die bärtigen Kerls aus dem Zimmer sich trollen.
Als kaum hinter dem Volke die Thür sich geschlossen, so lachten
Heiter die Herr'n, und es wurde zur Amtsgebahrung geschritten,
Einfach darin besteh'nd, daß man alle zu schmuggelnde Waaren
Aufschreibt und sie sortirt und den passendsten Käufern sie zuweist,
Die sie vertreiben auf halben Gewinn mit den Steuerbeamten.
Als nun Alles in Ordnung gebracht und zum Scheine belieb'ge
Dienstpapiere zusammengeschmiert, so wurden die armen
Teufel, die Siegelbewahrer, von Neuem in's Zimmer gerufen.
Ganz Amtsmiene, das Dienstreglement in der Hand, so empfing sie
Zornig der Rath und warf Anfangs nur vernichtende Blicke
Schweigend auf sie, die jene mit Zittern und Zagen ertrugen.
„Sagt, was habt Ihr schon wieder gemacht?" so begann er die Rede.
„Diese Säcke", so sprach er pathetisch und wies auf die Säcke
Wie ein Rechtsanwalt, der vor den Geschwornen redet,
Auf die glänzend von ihm an's Licht gezogene Unschuld,
„Diese Säcke, sie sind vor meinen eigenen Augen
Amtlich auf's Strengste geprüft, und was, was hat sich ergeben?
Alles in Richtigkeit — nichts Steuerbares darunter!
Hier sind Stück für Stück die gefundenen Waaren verzeichnet,
Sprach er, das Dienstpapier aufhebend und stark darauf schlagend.
Sämmtliche Waaren gehören zu C. 2. oder zu C. 11.
Oder zu D. 13., F. 18. 27.
Litera c und d; das sind die verzeichneten Nummern.
„Könnt Ihr lesen?" so schnauzt' er sie an. Sie bejahten es zitternd,
Wie wenn, wer zu lesen versteht, zu hängen verdammt sei.
„Nun, Schwernöther, so les't! Lest selber im Reglement nach.
Hier ist das Reglement und hier, wo den Finger ich halte,
Stehen die Nummern der Waaren, die sich in den Säcken gefunden.
Was steht hier? Helleborus! Seht! Und weiter da? Spießglas!

Oker — Ich muß umschlagen; was macht Ihr mir, Tölpel, für Mühe! —
Sassafras und Cardamom, Perlgraupen und gelbe Carotten,
Cerealien — Seht! Dies ist F. 27.
Also seht Ihr nun selbst, daß nichts in den Säcken vorhanden
Als Helleborus und Perlgraupen und gelbe Carotten,
Sassafras und Cardamom, Spießglas, Cerealien, Oker,
Lauter Erzeugnisse, welche nach Allerhöchster Bestimmung
Zollfrei sind. Was fällt Euch denn ein, zollfreie Artikel
Anzuhalten, die Leute zu scheeren und uns zu berauben
Unserer kostbaren Zeit? Euch soll ja —" schrie er; die armen
Siegelbewahrer erschraken und flehten ihn an um Verzeihung,
Daß sie ein solches Versehen gemacht und die Herren belästigt.
Aber der Rath fuhr fort auf sie zu schelten und toben:
„Kommt das noch einmal vor, so muß ich berichten nach Pet'sburg *).
Wie oft soll ich Euch sagen, Hallunken, daß unser erhabner
Allergnädigster Herr höchstselbst nachdrücklich geboten,
Nicht unnöthige Last Kaufleuten und Schiffern zu machen,
Handel und Wandel zu fördern und nicht zu hindern! Wie dürft Ihr
Seiner Majestät Befehlen zum Trotze" — Indem er
So sich ereiferte, zwickt er dem einen das Ohr und dem andern
Zupft er am Bart und theilt Kopfnüsse und Püffe und Knüffe
Reichlich unter sie aus und jagt sie zuletzt aus dem Tempel.
Als sie sich rasch aus der Thür gedrängt, brach aus das Gelächter,
Das mit dem Schnupftuch kaum noch die Herren Beamten bezwungen.
„Nein, das ist doch zu arg!" So sagt' ich mit Schütteln des Kopfes.
Aber sie lachten mich aus und sprachen: „So lebt man in Rußland!"
Freilich, wie können die Leute, die so man behandelt, bestellt sein,
Um die Gesetze zu hüten und ihnen als Wächter zu dienen?
Meine Cajüte, sie könnte am Besten davon erzählen.
Als an Bord, wie oben erzählt, die Beamten gekommen,
Nöthigt' ich sie zur Cajüte herab — Das lieben die Herren,
Denn wir Schiffer, wir schleppen uns mancherlei Gutes zusammen,
Und die Cajüte, die ist für uns, was der Bau für den Hamster.
Nun, ich bewirthete sie nach meinem geringen Vermögen;
Aber sie sahen zuweilen sich um und erwarteten etwas.
„Ach, ich merke, Sie sind am Ende wohl durstig!" so sagt' ich.
„Leider hab' ich den Herren nichts vorzusetzen als Wasser;
Oder mögen Sie Bier? Cajütswacht, hole das Bier her".
Aber Cajütswacht sagte: „Das Bier ist sauer geworden!"
„Sehen Sie, wertheste Herren, so bleibt nichts Anderes übrig,
Als ich schick' in der Jölle den Jungen nach Reval, damit er
Branntwein hole —" Doch kaum als die Herren nur hörten von Branntwein,
Russischem Branntwein, wehrten sie ab mit Händen und Füßen.
Pflegtet Ihr Herren doch sonst Euch besser im Punkt der Getränke
Vorzusehen!" so sagte der Rath Tatischnischew. — „Freilich",
Sprach ich. „Ich führ' auch alten Bordeaux und aus sicherster Quelle

*) Dortige Aussprache.

Aechten und feinen Jamaica-Rum in Krügen die Menge;
Aber es ward ja Alles versiegelt. Da sehet nur vor Euch,
Grad vor der Mitte des Tisches, da geht in den Keller die Thüre.
Darauf schauet in Wachs das gewaltige Siegel des Reiches,
Das ist der Talisman, der meine Schätze gebannt hält".
Waren die Kerle schon da? Wahrhaftig, die Siegelbewahrer
Haben den Boden bereits mit dem Wachse beklext und beklebet.
Hol' Sie der Henker! Ich wollte, sie müßten mit eigenem Körper
Siegeln das brennende Wachs!" So rief Catischnischew zornig.
Aber er ward bald anderen Sinnes und sagte mit Lachen:
„Wissen Sie was, Capitän? Wir scheeren uns nicht um das Siegel,
Reißen Sie's ab! Ganz dreist!" Ich sagte: „Ich muß mich bedanken,
Solche Verantwortung kann ich nicht über mich nehmen".
„Ei, so thu' ich es selbst!" Und ohne sich viel zu besinnen,
Bückt er sich nieder und reißet das Siegel des Reichs von der Fallthür.
Jubelnd drängte sich drauf in den Keller die ganze Gesellschaft,
Wo kaum Platz zum Stehn, und schleppten als wie im Triumphe
Flaschen und Krüge heraus. Da wurde gezecht und gesungen
Und ein lustig Gelag beim Klange der Gläser gehalten.
„Das ist Alles, Ihr Herrn, recht schön", so sagt' ich am Ende;
„Aber wie wird es uns gehn? Wir haben das Siegel des Reiches
Freventlich abgerissen. Es stehen entsetzliche Strafen,
Sagt man, darauf. Ihr müßt nun freilich am Besten es wissen,
Was Ihr gethan habt. Aber ich seh' im Geist Euch schon Alle
Auf die Kibitke gepackt und das, Paschol! nach Sibirien".
„Freundchen, das hat nicht Noth! Laßt mich nur machen!" so sprach er.
„Seht, hier nehm' ich das Siegel — Allein schier hätt' ich's vergessen,
Herr Capitän, ich hätte vorher noch etwas zu bitten".
„Womit kann ich Euch dienen? Es wird mir zur Ehre gereichen".
„Könntet Ihr von dem vortrefflichen Rum ein zehn bis zwanzig
Krüge mir wohl ablassen?" „Warum nicht?" sagt ich: „Mit Freuden".
Und so holt' er sich denn die geforderten Krüge und mehr noch
Erst aus dem Keller heraus und sagte: „Ich danke verbindlichst.
Ueber den Preis, da werden wir uns schon später vergleichen!"
Nun, ich wußte vorher, daß er abzurechnen vergäße.
Darauf nahm er zur Hand das abgerissene Siegel,
Legt' es behutsam ganz auf die richtige Stelle, daß halb es
Deckte die Thür und halb den Boden; es lag in der Mitte
Grad vor dem Tisch, auf dem rund standen die Flaschen und Gläser;
Und dann stampft er darauf, mit dem Fuß breit tretend das Siegel,
Daß es nur flach als ein Fladen zu sehn und das Wappen verwischt war.
„Geh' nun Einer", so sagte der Rath, „und hole die Kerle!"
Und so kamen an Bord noch einmal die Hafenmeister.
„Sind sie da?" so fragte der Rath. „Dann ruft mir den Hauptkerl,
Den mit dem röthlichen Bart. Ihr sollt sehn', wie ich es mache.
Wenn ich ihn fest ansehe' mit scharfem Blicke, so sieht er
Dienstlich mir wieder in's Aug und kann nicht sehn, wo er hintritt,
Wenn ich das Glas ihm reich' hier über die Mitte des Tisches.

Und dann trappt er darauf, auf das Siegel, und glaubt in der Dummheit —
Aber so ruft mir den Kerl mit dem fuchsigen Bart nur herunter.
Solche Komödie saht Ihr noch nie! Doch dürft Ihr nicht lachen.
Ernsthaft also!" So wurde der fuchsige Kerl denn gerufen.
Als er hereintrat, stand Tatischnischew hinter dem Tische,
Sah ihn feierlich an mit einem durchbohrenden Blicke,
Und mein Russe, er sah ihm dienstlich wieder ins Auge.
„Komm her!" sagte zu ihm sein Vorgesetzter und streckte
Ueber die Mitte des Tisches das volle Glas ihm entgegen,
Komm und trinke! Ich weiß, du verschmähst nicht etwas, das gut ist".
Nun, mein Russe, er trat auch heran, indem er die Augen
Unverwandt auf den Rath Tatischnischew hatte gerichtet,
Kaum nach dem lockenden Glas seitwärts sich getrauend zu blinzeln,
Nahm sein Glas und bückte sich rings vor der ganzen Gesellschaft,
Dankte gehorsamst und leerte das Glas bis zur Neige auf Eins aus,
Wischte vergnügt sich den Bart und setzte das Glas auf den Tisch hin.
Aber da kaum zwei Schritt' er zur Thüre sich wieder entfernt hat,
Schreit ihn schon Tatischnischew an: „Was hast Du begangen?
Unglückseliger, schau! In Deiner Gier nach dem Glase
Hast Du den Fuß auf das Siegel gesetzt und es schmählich zertreten!"
O, wer beschreibet den Schrecken des bärtigen Siegelbewahrers,
Als er das heilige Siegel als flachen Oblaten erblickte,
Nichts vom Wappen zu sehn, ganz schmählich beschimpft und zertreten!
Und in wohlgeheuchelter Wuth und großer Entrüstung
Riß Tatischnischew flugs von der Kellerthüre das Siegel,
(Und das wurd' ihm nicht schwer, denn es lag ja nur los auf dem Boden!)
Hielt es ihm vor und sprach! „Unglücklicher, sieh', das ist Dein Werk!
Wie wird Dir es ergehen!" Der Russe, er fiel auf die Kniee;
„Ach, mein gnädigster Herr! Herr Rath, so verzeiht mir die Sünde!
Stehn mir die Heiligen bei, ich sah es ja nicht, wo ich hintrat!"
Und da hatte er Recht! Ich, welcher genau darauf Acht gab,
Sah recht gut, daß er kaum mit der Zeh' auf das Siegel getreten;
Aber er hielt sich schuldig an Allem, der arme Betrog'ne.
„Zeiget mich nur nicht an, Herr Rath! Sonst bin ich verloren!"
Also fleht' er und küßte den Rock und war in Verzweiflung.
„Ja, wie soll ich es machen, Gregorowitsch? Ist doch das Siegel
Gänzlich verschimpft und kommt die Commission nun zum Nachseh'n —"
„Ach, mein gnädigster Herr, das ginge mir ja an den Kragen!
Redet doch nicht von der Commission! Die nimmt mir die Stelle,
Stecket mich ein — O erlaubet mir doch, noch einmal zu siegeln!
Seht, ich habe ja Frau und Kinder!" so flehte der Russe.
„Ja, wenn Du Frau und Kinder besitzest", so sagte der Rath da,
„Das ist freilich was Andres. Da will ich ein Uebriges thun, Sohn,
Und Dir das Siegel darauf noch einmal zu setzen erlauben.
Streng ist's freilich verboten am Siegel, sobald es gesetzt ist,
Wieder zu rühren. Allein ich bin barmherzig, ich habe
Selber ja Frau und Kinder zu Haus. Ich will's Dir erlauben.
Doch das beding' ich mir aus, und Du mußt es mir heilig versprechen,

Wenn uns künftig einmal mit dem Siegel ſo etwas paſſiret,
Mußt Du für uns ſo gefällig auch ſein und ſiegeln noch einmal!“
Mein Bartruſſe gelobt es mit Freuden. „Nun ſpute Dich aber,
Siegle, ſo raſch Du nur kannſt!“ Mein Ruſſe mit zitternden Händen,
Holte das Wachs und das Siegel herbei. So ſchnell er nur konnte,
Schloß er die Thüre des Kellers von Neuem mit mächtigem Siegel,
Und obgleich er die Hand in der Eil' mit dem Wachſe verbrannte,
Ging er doch froh wie ein König davon. So lebt man in Rußland!*)

*) Die Erzählung ſpielt vor fünfzig Jahren unter der Regierung des Kaiſers Nicolaus. Seitdem iſt in Rußland Vieles anders und beſſer geworden.

Briefe von Moritz von Schwind.

Mitgetheilt

von

Bernhard Schädel.

— Darmstadt. —

XXIII.

München 12ten Dez. 1852.

Liebster Freund!

Ich meine, es wäre jetzt wieder lange genug, daß wir keine Nachrichten gewechselt haben. Kollischon, dem der Himmel zu seinen übrigen Tugenden, auch etwas Talent verliehen haben sollte, brachte mir Grüße von Dir, dazu den Ausspruch „in der Hauptsache gienge es gut". Die Hauptsache ist das Himmelreich, für diese aber ein gesundes corpus, und da sich das erste theils von selbst, theils gar nicht versteht, denn Sperrsitze giebt es da nicht, so beziehe ich es auf das zweite, und getröste mich, daß Du kein Uebel mehr, allenfalls Nachwehen zu tragen hast. Ich wünsche Dir von Herzen daß auch die verschwinden, denn mit gesunder Haut, hat man in hac lacrimarum valle noch genug auszustehen und zu befahren. Ich lebe der Hoffnung daß mit dem neuen Jahr, einiges Ausschnaufen, vergönnt werde, denn das ganze Jahr gabs was zu leiden. Meine Krankheit der Frau sehr geplagte Hoffnungszeit Niederkunft, jetzt Abgewöhnen des Kindes, begleitet von Kopfschmerzen und Nervengeschichten, die Flecken bei zwei Kindern — es ist immer etwas. Mir hat das Salzbad wieder treffliche Dienste gethan, und hauptsächlich, wie ich glaube der dreimal wiederholte Gebrauch 1850 Seebad 51 Aussee 52 Salzburg. Ich bin in frischerer Stimmung als seit vielen Jahren, kann zu Dingen lachen, die mich sonst außer sich gebracht hätten und arbeite mit lang nicht mehr gekannter Lust und Sicherheit. Von Außen haben Zurücksetzung und Verringerung des Einkommens eher zu als abgenommen, von Innen dagegen die Verachtung des ganzen Kunstbabels, von der höchsten Protektion, bis zu den Bilder Rahmen herab, und die Ueberzeugung daß nur außerhalb des ganzen „Geschäftes" was rechtes gedeihen kann, eine solche Höhe und Festigkeit erreicht, daß ich dazu lache wenn Unsummen ausgegeben werden, um dem gemeinen Zeitgeist so viel Monumente als möglich zu setzen. Ja ich kann mich daran freuen daß meine Existenz, mit der ich sehr zufrieden sein kann, wie durch eine fortgesetzte Reihe von Wundern im Gang erhalten wird. Kann ich auch nicht so viel größere Werke zu Stande bringen als ich wünschte und könnte so bin ich doch bei dem was mir möglich ist, nicht geeilt, und nicht durch die höhere Weisheit der Besteller beirrt und verstimmt. Die schöne Sage von der Aschenbrödl ist gegenwärtig in vollem Gang. Es ist alles, 4 Bilder 20 Zoll br. 43 hoch — 5 Bilder

(2) 10 Zoll im Quadrat, halbe Figuren, (3) 5 Bilder 6 Zoll hoch 3 br. (4) 5 ○ mit 5 Zoll Durchmesser und die nöthigen Verzierungen gezeichnet, und von den großen 1 von den 2 und 3 sämtliche untermalt. Sie werden einzeln gemalt und in einen mit Gold und Ornamenten wozu 3 und 4 gehören, decorirte Holzwand eingesetzt. Es figuriren noch 10 Musikanten und 10 Genien oder Amoretten in der Verzierung. Da die größten Figuren nur 15 Zoll haben, kannst Du Dir denken wie reich die compositionen sind. Die 5 (3.) enthalten die Geschichte der Psyche. Die 5 (4.) die Geschichte des Dornröschens, um den Eindruck daß es sich um ein unterdrücktes, ja Jahrhunderte vergeßenes handelt daß endlich doch zu Leben und Ehren kommt. Leider aber enthält es weder Mordthat noch H—rerei, und so muß ich auf den König von Persien als Abnehmer reflnen in Deutschland wird man es nicht brauchen können. Im Vorbeigehen laß Dich auf einen neuen Zug unsers holden Publicums aufmerksam machen. Dasselbe Lumpenpack daß sich mit schamloser Vornehmheit, von den Leichen auf Donners Körner weggewendet hat, als einem kunstwiedrigen Gegenstand, adorirt jetzt, die Kopfabschneiderei auf Gallaits Egmont. Was ist das?

Weiters denke! habe ich mich nicht enthalten können Abends in meinem unterirdischen Zimmer, die zweite Musikzimmer Wand, wovon das Beethovische Bild die erste ist, in Angriff zu nehmen. Die Zauberflöte für Mozart. Ich bin ganz erstaunt über den Reichthum des Stoffs und lache mir den Buckl voll, daß es ohne irgend eine Gewaltthat, sich in eine ganz congruirende Form, wie von selber fügt. Der einzige Sarastro ist ein bißchen hohl, dagegen prächtig und stylisirt, wie alle Mozartischen Aufzugsmusiken. Es kann sein daß ich während des Malens der Aschenbr. mit den Zeichnungen fast ganz zu Stande komme. Man wird mich auslachen das versteht sich ich frage aber ob der Faust von Goethe, ein viel größerer Nationalschatz ist als dieses herrliche, das man freilich nicht so dumm sein muß sich ohne die Musick denken zu wollen.

Lachners Musick zum Oedippus ist alles mögliche. Ouvertur und Eingangsmarsch ganz vortrefflich. Leonhardt ist zu meiner großen Freude hier, mit einer des Tags 2 Stunden freßenden Anstellung als Oberlehrer des Claviers am Conservatorio. Giebt er noch ein Paar Stunden die Woche dazu so gehts ihm gut. Lachner ist sehr von ihm eingenommen und mit der Zeit hoffe ich das beste. So ein lediger Bursche kommt schon durch.

So hätte ich ziemlich Rapport abgestattet, und ersuche um ein gleiches. Ueber die zukünftige Gestalt des St. Instituts wirst Du nichts wißen. Der arme Zwerger dauert mich, wenn sie ihn schassen. Von Weimar immer noch keine Entscheidung — es liegt mir nichts mehr daran. In Salzburg war ich wieder mit Cornelius und Schnorr beisamen zu meiner großen Freude. Mein Aufseeer Bruder, der jetzt in Salzburg ist hat geheirathet. Steinle hat geschrieben, ich antworte demnächst. Das ist nichts kleines eine erwachsene Tochter verlieren.

Wenn Du M.... Stralendorf oder Mumm siehst, sage meine schönsten Grüße. Der Frau Liebsten nebst Kindern alles gute Glück. Leb recht wohl und schreibe bald und erfreuliches

Deinem alten schlanken

Freund Schwind.

Ist Graf Reichenbach mit seiner Zeichnung zufrieden?

XXIV.

München 26ten Merz 1853.

Liebster Freund Schaedl!

Guck emol an! wenn der heillose Schnee nicht gekommen wäre, so träte stadt dieses armseeligen Briefes, wahrscheinlich meine eigene Gestalt bei Dir ein. Es war

so gut als abgemacht daß ich Montags abreisen sollte und zwar nach Gotha, und Weimar um mit dem Erb Großherzog endlich ins Reine zu kommen, und von da wäre ich über Frankfurt und Carlsruh überall drei Tage verweilend zurückgekehrt. Ecco legt es einen Schnee her, daß vollkommnes Steckenbleiben das minimum des zu erwartenden ist, und einem der Bart gefriert, wenn man nur ans Reisen denkt. Insuper stürzt mir der Rhein von der Wand und schlägt sich eine tüchtige Wunde, deren Herstellung Gott sei Dank, vollkommen möglich, deren Cur aber an die 100 f. verschlingen wird. So sind die Ferien verschneit, das Geld verfallen, und Reise und Ueberraschung, Veränderung der äußeren Eindrücke, daraus zu erwartende Erfrischung — alles schrumpft zusammen auf 4—5 Tage ohne Arbeit, und ohne Zerstreung. Wenigstens will ich Dir schreiben, und wo möglich Dir einen Brief entreißen. Was macht Dein exsudat? Das meine war groß genug ich spüre nichts mehr davon und das schon lange. Ich hoffe die Deinige wird unterdessen überwunden sein oder sich endlich bezwingen lassen. Wie gern sieht man seine Freunde nach einer tüchtigen Krankheit. Dein letzter Brief klang nicht ganz befriedigend. Schau daß Du was beßeres schreiben kannst.

Bei mir ist Gott sei Dank alles wohl, etwas Nervositäten bei der Frau abgerechnet. Die kleine kriegt ihre Zähne die großen ihre guten Noten, und an den nöthigen Lebensmitteln und Stiefeln hat es noch nie gefehlt. Dem Herrmann der gute Ohren zu haben scheint soll ein Geigenlehrer beigelegt werden, er hat Freude dazu, und ich halte es für ein gar nützliches und geselliges Instrument. Will er Clavier spielen lernen soll ers thun wenn seine Finger zum Concert spielen zu steif sind, so kann ihm der moderne Firlefanz nicht an den Leib. Musikalischer Weise lebe ich sehr zurückgezogen. Es greift mich mehr an als sonst, und ich exponire mich nicht gern zu starken Eindrücken. So profitire ich auch nicht so viel von Leonhardt, als ich könnte, es setzt aber hin und her eine Bachsche Fuge ein Stück Sinfonie, und parthienweise sein Oratorium Johannes (Täufer) das mich sehr interessirt. Durch ihn machte ich die Bekanntschaft Meyers, der Generalbaßlehrer am Conservatorio ist, eines vortrefflichen unangestekten Mannes und Palästrinapietisten wie er sich selber nennt. Wir sitzen alle Samstag mit den beiden Lachnern im Wirthshaus zusammen, was mein einziger Clubbgang ist. Mit den Malern ist nichts anzufangen. Die reden immer von verschiedenen Wegen, und ich sehe nur ein großes Loch voll süßem Morast wo sie allezusammen in der Rundung herum taumeln. Wer da nicht mit essen und natürlich immer tiefer hinein kommen will der muß für sich allein bleiben. An der Aschenbrödl spare ich nicht Zeit nicht Mühe, obgleich in der Gewißheit daß ich schwerlich was dafür bekomme, und tröste mich und halte mich frisch mit der Gewißheit, daß ich das was gern bezalt wird, um das zehnfache nicht machen möchte, was die armen Tröpfe dafür bekommen. Ich bin bereits tüchtig müde, und hätte eine Erholung gut brauchen können, aber es ist auch hübsch was fertig, das ganze auf gutem Weg, und der bei weitem größte Theil überstanden. Da ich doch von Neben Arbeiten leben muß, sei Dir angezeigt, daß von diesem Werke eine 5 Schuh lange 18 Zoll hohe sehr präsentable Sepia Zeichnung existirt, an der der Besitzer, für den Gedanken nicht das werthloseste sind, etwas rechtes hätte. Ich meine damit, geradeherausgesagt Deinen jungen Grafen. Versteht sich muß das Bild erst da sein. Aufrichtig gesagt kann ich gar nicht genug staunen, daß immer das nöthige da war und noch da ist, wenn ich bedenke daß es bald ein Jahr ist daß ich nichts mehr fertig machte und der König von Griechenland erst anfangs dieses Monats bezalt hat. Dazwischen Krankheit Kindbett und Badereise! Also tapfer zu. Wir sahen hier ein Bild von ... nach des Zedlitz schäbigem Gedicht „die nächtliche Heerschau“ eine wahre Schindmähren Phantasie — und Beifall von oben und unten. Man konnte deutlicher als je sehen daß wir in der Malerei fortsetzen, was in den Balzac Eugen

Sue und ähnlicher Schurkenliteratur erschöpft ist. Das heißt dann „malen können". Daß Veit von Frankfurt weggeht, ist natürlich, aber viel zu spät. Ich komme manchmal auf den tollen Gedanken zurück, daß wir hätten in einer kleinen wohlfeilen Stadt sollen zusammensitzen, und uns so selber eine Kunststadt machen — das geht aber nur mit einer Ordensregel und wer kann ein Kloster gründen mit Weib und Kind. So sieht man wie weit mans bringt als Künstler und eigner Mecän zugleich.

Wenn Du Strahlendorf siehst grüß ihn bestens. M.... deßgleichen. Ich habe mir ausgedacht gehabt, wir säßen mit Veit zusammen, und ließen Dir die Wahl ob Du wolltest katholisch werden oder Dir einen Haarbeutl antrinken auf die Gefahr hin ein Türke zu werden.

Malzens grüße schön und die gute Frau C.... Frau und Kinder alles Glück und Heil und schreib bald wieder

Deinem alten Freund

Schwind.

XXV.

Ammerland, 25ten Aug. 1853.

Liebster Freund Schaedl!

Vorgestern war es schon 4 Wochen, daß uns unser kleinstes Kind gestorben ist; und erst heute komme ich dazu es Dir zu schreiben. Es war ein Bild der Gesundheit und Heiterkeit, und leuchtete wie ein Stern der Freude. An seinem ersten Geburtstag verließ es uns. Zum Keuchhusten trat noch eine Lungen Entzündung, das konnte es nicht bestehen. Am Tage, als es begraben wurde, mußten der zweitjüngsten Blutegel gesetzt werden, denn es drohte eine Hirn Entzündung sich zum Keuchhusten zu gesellen wo es dann auch aus gewesen wäre. Gott sei Dank bei der hat sich's gegeben, und hier auf dem Lande (am Starnberger See) erholt sie sich und der heillose Husten scheint auch zu Ende zu gehen.

Gott erhalte Dir Deine Kinder mehr sage ich nicht, getragen muß es sein aber es ist über alles hart.

Froh war ich daß eine dringende und ziemlich gleichgültige Arbeit an mich kam, eine Zeichnung von Overbeck ins überlebensgroße zu bearbeiten, behufs einer Ausführung als Glasgemälde — Kirchenfenster nach Hamburg. Dieß überstanden giengen wir hier heraus, wo denn doch Gebürg und See ihre Eindrücke geltend machen, und uns doch die einzelnen Erinnerungen aus den Augen gerückt sind. Ich studirte und machte bisher die nöthigen Auszüge, aus dem Leben der heiligen Elisabeth, behufs der Malereien auf der Wartburg, die ich übernommen habe. Mit wie gutem Willen ich an die Arbeit zu gehen dachte, weiß Gott, ob ich nach überstandenem Contraktmachen wieder ins Gleis kommen kann? muß sich zeigen. S..... ist der vom Großherzog chargirte in dieser Sache und ich kann mich nichts weniger als beklagen, über Zuvorkommen, und guten Willen, aber seit ich ihn 8 Tage bei mir auf Besuch hatte, bin ich wie mit Wasser begossen. Das Unverständniß, und die unbehaglichste Kälte oder Blindheit, für den Unterschied von gut und schlecht haben mich ganz verstimmt. Alles mittelmäßige begünstigen alles gewollte und reine bekritteln, das ist die traurige Sauce die Bildung und Cultur genannt wird. Man muß sich darauf richten seine Sache durchzukämpfen, und sich eben auf gar nichts einzulassen, so gehts vielleicht daß man die Wärme für die Arbeit rettet. Sechs Jahre arbeite ich ohne Mecän, ich bringe das Geld nicht auf fortan mein eigner zu sein, nun zeigt sich einer, und es zeigt sich das noch ärger, daß einem alle Lust genommen wird. Sei Du froh daß Du die ganze Geschichte vom Halse hast und nicht mehr von Deiner Kunst leben mußt. Ich gäbe das ganze Vergnügen wohlfeil her

Meine Frau ist so weit gesund, aber immer fehlt etwas. Mein Bub hat jetzt die deutschen Schulen hinter sich, und schon muß man auf eine Standeswahl sinnen. Alles lieber als Staatsdiener das ist gewiß. Ich habe im Auge ihn Oekonomie studiren zu lassen, mag er dann einmal was pachten oder in Dienste treten, wenigstens lebt er in der freien Luft, und kann Fleiß und Geschick geltend machen. Will er Künstler werden, so wird's schon zu Tag kommen.

Daß Leonhardt seit einem Jahre in München ist, weißt Du wohl. Er bringt sich bescheiden durch, und ist mir durch seine Festigkeit und strenge Begeisterung für das rechte ein erquicklicher Freund. Das Lumpenpack glaubt alles, sie könnten den Propheten und verlorenen Sohn schön finden, und nebenbei Mozart oder Bach nach Belieben.

Leb recht wohl und schreib wie es Dir und den Deinigen geht. Zu erzälen habe ich manches für ein nächstes mal. Frau und Kinder möge es immer wohl gehen, und alle Freunde grüße schönstens

Dein alter Freund Schwind.

Adressire nur nach München.

XXVI.

München 25ten Dec. 1853.

Liebster Freund Schaedl!

Dießmal habe ich lange genug geschwiegen. Heute aber am hl. Christtag wo noch überdieß hinlängliches und einladendes Brief Papier vorliegt kann ich mir ein bene anthun.

Gesund ist Gott sei Dank alles, die Angegriffenheit der Frau ist mehr eine Uebung in Geduld als etwas Gefährliches. Von den Weimarer Mühen kann ich in sofern ausschnaufen, als ich S n doch endlich zu verstehen gab, daß ich ihn weder als Autorität noch als Protection nöthig hätte, worüber er sich natürlich aus so einer gemeinen Athmosphäre verachtungsvoll zurückzog, und als ich vorgestern, das für das nächste Jahr zu malende, 8 Compositionen aus der Thüringer Landgrafen Geschichte, und 7 zum Leben der hl. Elisabeth zur allerhöchsten Einsicht geschickt habe, und endlich weil ich vollkommen drauf eingerichtet bin, wenn man mir viel Sprünge macht, mich zu bedanken, und die ganze Herrlichkeit irgend einem brodlosen Thüringer zu überlassen. Die Anstrengung, unter so ungünstigen Umständen bei äußerster Zustutzung der reichen und prachtvollen Gegenstände, und geplagt mit einer fatalen Correspondenz, wo ich mich quälen mußte „die Weisheitslehren dieser Knaben" mir vom Leib zu halten — noch eine Zusammenstellung aufzubringen, der man sich mit Liebe und Eifer hingeben kann war eine gewaltige. Gott sei Dank es ließ mich nicht sitzen, und ich hoffe beim Anschauen soll man nicht merken, um wie viel reicher alles sein sollte. Die 7 Elisabethiner Bilder sind die sieben Werke der Barmherzigkeit, von ihr selbst ausgeübt, jedes erinnernd an einen bestimmten Zug aus ihrer Lebensgeschichte. Sie sind bestimmt zwischen 6 größeren erzählenden Bildern angebracht zu werden. ○ □ ○ □ ꝛc. Wenn Du sie siehst, wirst Du vielleicht bemerken, daß es keine unausweichliche Forderung religiöser Gegenstände sei, wie vielfältig behauptet wird, von Holz zu sein. Dermalen wird die Aschenbrödl wieder fröhlich vorgenommen, und ich hoffe dieses angenehme Werk, daß durch die 5 monatliche Rast in meinen Augen nur gewonnen hat, bevor ich auf die Wartburg gehe fertig zu kriegen. Daß an einer Reise über Karlsruh und Frankfurt phantasirt wird versteht sich von selbst. In musicalibus geht alles seinen Weg. Die Aufführung der großen Beethovischen Messe war so ziemlich der Glanzpunkt. Die Reparation des Theaters brachte die Aufstellung eines kleinen Drely im Odeonsaal mit sich, wodurch Raum und Ton, für die Concerte sehr beeinträchtigt wurden. Etwas viel Mendelsohn ergab

sich dießmal, und eine Aufführung Leonhardtscher Simphonie kam noch nicht zu Stande. Die Samstag Abende mit Lachner ꝛc. halten sich. Uebrigens wird die Stadt München alle Tage langweiliger, kleinlicher und unfruchtbarer, was aber auf mich nicht mehr Einfluß hat als den mit Zurückgezogenheit überhaupt verbundenen.

Jetzt erzähl auch wies bei Dir geht, was Du etwa von Strahlendorf und Steinle weißt, empfiehl uns Deiner Frau und allen Freunden, und tritt das neue Jahr mit guten Zeichen an. Ein Wiedersehen hoffe ich mit Bestimmtheit, der Himmel gebe daß es ein gesundes und wakeres sey, von „froh" wollen wir nicht viel reden. Leb wohl und schreibe bald wieder

Deinem alten Freund
Schwind.

XXVII.

Bad Greifenberg 19ten Sept. 1854.

Liebster Freund Schaedl!

Hoffentlich bist Du von Deinen Irrfahrten zurückgekehrt, befindest Dich besser, und hast Zeit ein Paar Seiten von meiner schönen Handschrift zu lesen. Habe zu melden, daß ich Samstag vor Pfingsten gerade lang genug in Frankfurt war, um ein Glas Wein zu trinken und eine Kleinigkeit zu essen. Mittwoch nach Pfingsten hingegen hatte ich Zeit, bei Schedels anzuläuten, und auf die Versicherung, daß niemand zu Hause sei wieder abzuwackeln. Meinen Nahmen verschwieg ich großmüthig. Ein Mensch der in fresco malt, hat zu gar nichts Zeit, es ist nicht anders. Ich ließ es an keinerlei Eifer fehlen, und brachte auch zum Ende August, meine vorgesteckte Aufgabe zu Ende. Der Beifall unzäliger hoher Personen war ein enormer, was der bisher ausgeschlossene publicus sagen wird, muß man abwarten. Es ist auch ganz gleichgültig. Von allen diesen lobenden Herrschaften, war nicht eine, die auf die nächste Arbeit die Hand legte, die etwas von mir zu haben begehrte, die einen Orden oder ein Pferd oder sonst was für mich gehabt hätte. Dagegen können Sie sich auch nicht rühmen, daß ich Ihnen irgend nachgeloffen bin. Ich ließ mich zehnmal zum Essen einladen bis ich einmal gieng, und malte ruhig mein Stück Arbeit fertig, während im Saal neben mir getafelt wurde. Der Großherzog ist ein freundlicher, und wohlwollender Mann das ist keine Frage. Seine Art an meiner Arbeit theil zu nehmen, ist aufmunternd und erfreulich. Die Großherzogin ist heiter, singt recht hübsch, und bald mit einer Unterhaltung zufrieden. Die Frau Herzogin von Orleans ist die liebenswürdigste und seelenvollste Fürstin die mir noch vorgekommen ist. Pastor Ludwig der ehemalige Erzieher der Mäusebukschen*) Buben kam auch zum Vorschein, eben so der Bruder Detr.**). Deiner Frau. Kühnstadt nebst zwei seiner Schüler formirten mit mir ein reizendes Violinquartett. Freund Mumm hielt mit seinem Pferdetransport auch einen Tag an. List den alten hatte ich ebenfalls zu genießen S oder vielmehr von S wurde mir erspart. Er ist wüthend über mich, und der Großherzog dem es doch scheinen mag daß mehr daran liege, daß ich ungestört an meiner Arbeit bleibe als daß S Sermone halte nahm ihn nicht mit nach Wilhelmsthal, 1 Stunde von Eisenach, wo sich der Hof 3 Monate aufhielt. Deine süße Vaterstadt Cassel***) habe ich auch gesehen, und mit dem Hof Architekten Engelhardt, einen angenehmen Abend zugebracht. Am 29ten reiste ich ab, und traf meine Familie in Bayerdiessen am Ammersee, wo die Cholera alle Tage zunahm, und die Frau seit 14 Tagen an einem verletzten Bein liegend und intransportabl! Nicht übel. Donnerstag kam

*) von Meysenbug'schen.
**) Professor Dr. Heraeus in Hamm.
***) nicht Kassel sondern Hanau.

ich an, Sonntag packte ich auf und fuhr nach der nächsten cholerafreien Stadt, mit einem Arzt, Landsberg am Lech. Der Fuß besserte sich und theils um auf dem Land zu sein, theils des Bades willen zog ich hieher. Die Frau konnte schon wieder gehen, jetzt ist es wieder schlechter und seit ein Paar Tagen wieder besser. Es kann sein, daß das Bad eine Erregung hervorgebracht hat. Aber der ganze, wunderbar schöne Herbst, ist uns verdorben. Ich mag weder was thun, noch mag ich vom Haus weg. Gott sei Dank, bessert sich wenigstens die Geschichte in München. Bis 26ten wird mein Haus leer, und bis dahin dürfte die Gefahr ziemlich vorüber sein. Mit drei Kindern ist es gerade kein Spaß. Bisher ist mir Gott sei Dank, niemand naheſtehenden gestorben, wohl aber tüchtig krank gewesen.

Freuen wird es Dich zu hören, um noch einmal auf meine Arbeit zu kommen, daß die 7 Werke der Barmherzigkeit unter den protestantischen Geistlichen, einen gewaltigen Beifall gefunden haben, während in München und auch anderswo man eher geneigt war sie für einen schwachen Versuch gelten zu lassen, zur Kirchenmalerei überzugehen, Gott sei Dank weiß ich was ich zu thun habe, und Zeitungs-Artikl und Cliquen Geschwätz, imponiren mir nicht, und weiß auch daß es bequemer ist 100000 f. einzustecken, als den einzigen in Aussicht stehenden anständigen Erwerb, für den wohlerworbenen Heiligenschein St. Elisabethä in die Schanze zu schlagen. Leb recht wohl grüße alle Bekannten, und empfiehlt mich bestens Deiner Frau Casselanerin auf eine Hanauer geel Rib gepfroppt*).

Dein alter Freund

Schwind.

XXVIII.

München 11 ten April 1855.

Lieber alter Freund!

Solche Dinge, wie sie Dein Brief bringt, rühren mich, das muß ich gestehen. Daß sich jemand darauf freut, ja sich darum beinahe bewirbt, mich in seinem Hause zu beherbergen, macht mich in meinen Augen werthvoller als ich mich zu halten gewohnt bin. Was kann einem angenehmeres geschehen? Aber genug in diesem Tempo. Sei schönstens bedankt für Deine Freundlichkeit, und sei froh daß Dir die Plage erspart wird eine ganze Caravane im Haus zu haben. Es bleibt diesmal alles zu Hause, der Schulen wegen, auch aus Rücksicht auf die bedeutenden Kosten, und ich muß meine Wanderschaft allein antreten. Müssen doch andere übers Meer, oder in den Krieg um ihr Brod zu gewinnen, da hab ichs vergleichsweise noch gut. Wünschenswerth wäre mir ein vierzehntägiger sejour zwischen der Vollendung der Zeichnungen, und dem Beginn der Freskomalerei, die einen ausgeraſteten Mann verlangt, denn die Anstrengung ist eine gewaltige, und ich kann nicht leugnen daß ich von der starken Arbeit und den nichts weniger als erfrischenden Erlebnissen diesen Winters ziemlich auf dem Hund bin. Wo ich eine solche Erholung suchen soll, ich weiß es noch nicht. Einmal ziehts mich nach Paris, mit den noch nicht gesehenen Bildern von Rafael, ein anderesmal möchte ich ins Gebirg, oder nach Wien, auch acht einsame Tage in M's Garten schweber mir vor — irgend etwas wird geschehen. Vor der Hand bin ich Gott sei's gedankt so weit mit meinen Arbeiten, daß ich morgen die letzte Zeichnung zur Geschichte der heil. Elisabeth anfange, womit dann alles was ich brauche beisammen ist. Vor Weihnachten wurde ich mit der Aschenbrödl fertig, seitdem ist der Sängerkrieg, ein Carton von 18 Fuß Breite und 9' Höhe und die sechs Bilder zur heiligen Elisabeth glücklich fertig geworden nebst einer sehr durchgeführten Farbenskitze des ersten. Von der Anordnung des Bildes in Frankfurt ist aber auch keine Spur in der neuen Composition. Nach den bisher gemachten

*) Carl Malß: „Hampelmann sucht ein Logis", erstes Bild, Scene 2.

Versuchen an Fürst Pückler, Kaulbach und Paul Heise, habe ich ziemlich bemerken können, daß der Hauptknoten der Aufgabe, glücklich überwunden ist. Die Handlung an und für sich, ist ungeheuer roh und gewaltthätig. Gleichwohl handelt es sich darum, zur Anschauung zu bringen, den großen Adel der im dreizehnten Jahrhundert liegt — keine Kleinigkeit — aber es scheint gelungen. Ich knüpfe da an wo der Adel liegt, in der hohen Ehrfurcht die den Frauen gezollt wurde — die Stärke des Glaubens konnte ich nicht hinein ziehen und damit scheint das Kunststück gelungen. Daß die Aschenbrödel nicht nach Frankfurt kommen kann ist mir recht leid, aber was ist zu machen? Ich habe wegen der Besorglichkeit des Transports aller Orten die schmeichelhaftesten Einladungen abgelehnt. Nach Frankfurt hätte ich das Bild schicken können, ohne die abgewiesenen zu beleidigen, wenn man, was den anderen nicht eingefallen ist den hiesigen Vergolder hätte mitkommen lassen. Das fand man zu theuer — und jetzt wo mans wieder wünschte, ist ein Contract wegen dem Stich des Bildes eingegangen es wird an den nöthigen Verkleinerungen gearbeitet, und ist also an eine Versendung nicht mehr zu denken.

Auf eins mache ich Dich aufmerksam. Ende September werde ich fertig, und ist auf der Wartburg eine Zusammenkunft von Künstlern im Antrag. Denke bei Zeiten daran vielleicht könntest Du auch kommen. Wagner wird nicht sehr zufrieden sein mit meiner Auffassung des Sängerkriegs, und das um so weniger, als sie durchaus nachzuweisen und begründet ist. Die Herren meinen, die Wartburg sei blos erbaut um etwas propaganda für die Zukunftsmusik zu machen. Leb recht wohl, halte Dich bereit, wenn ich über Frankfurt komme, Dich mit mir herumzuquälen, und jedenfalls nimm meinen besten Dank, als hätte ich 14 Tage mit Kind und Kegel bei Dir im Quartier gelegen.

Dein alter Freund

Schwind.

XXIX.

München 16ten April 1856.

Wenn man so lange nicht geschrieben hat wie ich, so muß man etwas recht angenehmes schicken um sich wieder einzuschmeicheln. Schicke Dir also unsre werthen Freunde, Herrn und Frau Dietz zu heitere treffliche Leute, und ein singendes Paar, wie so leicht keines aufzutreiben ist. Die Frau singt in Darmstadt, und möchte auf einen Tag nach Frankfurt, wo sie ganz fremd sind. Vielleicht ist Deine Frau so gut und lauft ein wenig mit ihr herum einkaufen, hat sie keine Zeit so wird Fr. Hofstadt schönstens gebeten. Um's singen lassen sich beide nicht viel bitten, und wenn Du noch wie ich hoffe, an Musik Freude hast so laß Dir die Gelegenheit nicht entgehen. Wahrscheinlich kommen sie Montags hinüber. Jede Freundlichkeit Die Du ihnen erweisest, kannst Du ohne weiters auf meine Rechnung schreiben. Dagegen mache ich Dir die Schubertischen Lieder zum Geschenk die Du Dir wirst vorsingen lassen.

Ich weiß nicht einmal ob ich Dir die Geburt eines kleinen Mädchens angezeigt habe, mit der ich am 28ten Nov. erfreut wurde. Sie ist seitdem eine ganz nette Person geworden. Des häuslichen Elendes habe ich wieder genug. Acht Tage nach der Geburt, bekam meine Frau eine Lungen-Entzündung. Am 9ten Dez. starb ihr Bruder Julius ein riesenhafter Mann von 30 Jahren. Seitdem die schöne und liebenswürdige Fr. v. Reitzenstein, meiner Frau beste Freundin. Außerdem folgte dem Kindbette eine Augen-Entzündung eine fatale nervöse Affection der Augen hinterlassend Glücklicher Weise findet die gute Frau einige Erheiterung und Zerstreuung in der Herrichtung eines kleinen Landhauses das für mich am Starnberger See erbaut wird. Ich habe nur zu bemerken daß es ein zweischläfriges sehr liebenswürdiges Gastzimmer enthält, dem nichts fehlt, als

daß es auch liebe Gäste enthalte. (Mit Anzüglichkeit gesprochen) Vergiß nicht den Dietzischen mein Haus zu zeigen. Außerdem habe ich die Folgen der unsinnigen Anstrengung auf der Wartburg, auszubaden gehabt. Eine Reise nach Paris, wo ich Mumm Louis und Anton Brentano traf, regte mich mehr auf, als daß sie mich gestärkt hätte und so brachte ich den ganzen Winter Arbeits unlustig deprimirt und stellenweise schwermüthig zu, so daß ich gar niemand schreiben wollte, und als ein langweiliger trauriger Esel meine Tage hinschleppte. Ich kann von gar keinen erheblichen Thaten erzälen. Das gescheidteste war noch daß ich bei dem großen Musikfest mitgeigte. Lachner dagegen hat sich mit seinem Concert gehörig herausgebissen. Das requiem ist eine Arbeit die sich gewaschen hat, und selbst wenn Mendelsohn noch lebte, wäre in ganz Deutschland keiner, der etwas ähnliches machen kann. Die Ouvertüre für Wien, ist ein Meisterstück und in musikalischer Hinsicht, wäre es gar nicht übel wenn der Sitz der Reichenbachschen Regierung in München wäre. Außerdem schleppt sich in München alles mühsam. Die königlichen Poëten machen, einer nach dem andern etwas mehr oder weniger Fiasko, und es ist nicht genug zu beklagen, daß der herzhafte Schullehrer nicht der wirkliche Autor des Fechters*) ist. Der Spaß des Gegensatzes wäre seine zehn Thaler werth.

Glaubst Du daß Donner so weit ist, eine Singerei mitzumachen? Er kennt die Frau Dietz, frag ihn einmal.

Die Malß'sche silberne Hochzeit haben wir zu spät erfahren sonst wäre es gar nicht unmöglich gewesen, daß meine Frau die vorhatte nach Carlsruh zu gehen, in Frankfurt erschienen wäre. Die Kinder sind alle ordentlich, der Bub macht gute Fortschritte in der Schule, und hat außerdem eine unglaubliche Narrheit, Schiffe zu bauen. Wenn es anhält habe ich nichts dagegen wenn er in See sticht, auf der Erde weiß ich nicht viel des wünschenswerthen.

Leb recht wohl, empfiehl mich Deiner Frau allerschönstens, und bereite Fr. Hofstadt nebst meinen schönsten Complimenten darauf vor, daß die Fr. Dietz einen Brief an sie haben wird, nebst der Anweisung sie Clavier spielen zu hören. Noch einmal meine reisende Freunde Deiner besten Obsorge empfehlend, und zu allen Gegendiensten bereit

Dein alter Freund Schwind.

XXX.

Liebster Freund Schedel!

Seit ich wieder zurück bin, geht's von einer Schwulität in die andere, von einer Stimmung oder Verstimmung in die andere, so daß ich noch nicht einmal dazu gekommen bin Dir zu schreiben. Das muß ich sagen, wenn man nach so langer Zeit wieder einmal herein geschneit kommt, und wird aufgenommen, als käme da was rechtes, da kann mun sich braver Freunde rühmen. Im Schreiben bin ich liederlich, schicken thue ich Dir gar nie etwas, als einmal die Dietzischen — und komme ich daher, so ist es, als wäre ich nie weg gewesen. Wenn ich in einer so festlichen Gesellschaft ein wenig über die Schnur haue, so ist es mir nicht übel zu nehmen, da es mir hier das ganze Jahr nicht so gut wird. Ich bin gewiß ein häuslicher Mensch, und wäre unglücklich, wenn ich müßte alle Tage Gesellschaft laufen, aber da sage mir einer was er will, von Zeit zu Zeit muß der Mensch was haben, was ihn ein wenig auf die Beine stellt. Was waren für treffliche Leute auf einem Häufel beisammen was gabs zu sehen und zu hören. Wenn ich sehe daß mich die alle lieb haben, und sich freuen mich zu sehen, da kommts mir auch wieder vor als wäre was an mir, und es wäre gerade nicht auf den Mist zu werfen, was ich allenfalls machen kann. Was ist aber da viel zu

*) Der Fechter von Ravenna von Halm.

sagen. Ich sitze einmal in München und daran ist nichts zu ändern. Im Augenblick ist Spital bei mir. Ich selber schleppe mich, mit der Grippe, auf Deutsch „Elend" herum, die Frau deßgleichen, die Anna ebenso, und der Adjutant, hat sich mit nervösem Kopfweh zu ihrer Mutter nach Hause begeben. Das Bild für den geschneidten „Verein für historische Kunst" ist Gott sei Dank componirt, und auf der Leinwand angefangen. Daran ist zu erkennen, daß ich etwas altere, daß es mir so viel Aerger macht, eine Arbeit anzupacken, die mir nicht recht zu Gesicht steht. Ich finde es impertinent, daß ein anderer, weil er ein Paar Thaler zu vergeben hat, mir sagen kann, jetzt machst Du das, und das laßt Du sein. Aber was ist zu thun? Kinder sind da — und da das ärgste überwunden ist, so wird es auch gehen.

Zu Kreuznach*) bin ich nicht mehr hinüber gekommen. Strahlendorf kann mir bezeugen, daß ich Abends mehr todt als lebendig war, von dem unendlichen Laufen. Wie hat es mich gefreut, seine Tochter wieder frisch und gesund und sein Haus erfreuend zu sehen. Steinle seine Sachen haben mir dießmal, da ich das Teufelszeug was in Wien gemacht wird kurz zuvor gesehen, einen gewaltig noblen Eindruck gemacht. Launitz wird mit mir unzufrieden sein. Ich war bei ihm, und er war so freundlich mir fertige Sachen, und Projecte zu großen Arbeiten, als das Monument Kaiser Nikolausens, und reiche Zusamenstellungen von Gruppen für große Wasserwerke ausführlichst zu zeigen. Mir gieng der Kopf im Rad herum und er wird glauben ich habe gar nicht aufgepaßt. Ich habe die Sachen mir recht gut können hintennach wieder vorführen und mache nachträglich mein Compliment. Frau Hofstatt haben wir feierlichst nach Haus begleitet. Nicht minder feierlich holte ich sie den andern Tag ab, und zog mit ihr ein wenig herum. An einer Frau ist es doch viel liebenswürdiger als an einem Mann wenn sie was rechtes kann. Vergiß nicht und schreibe mir ihre Adresse, ich habe einen kleinen Auftrag von ihr. Was sagst Du zu Freund Leonhardt. Liebt eine schöne Schülerin bald seine doppelten Labansjahre, und jetzt kriegt er sie. Es kommt doch noch was vor auf der Welt. Lachner dirigirt darauf los. Wir hatten neulich eine Sinfonie in A # von Mozart, etwas liebenswürdigeres kann man sich gar nicht denken. Seine eignen Sachen aufzuführen will er gar nicht mehr dran.

Herr und Frau Dietz haben mich um Nachrichten von Dir und Deinem Hause fast aufgespeist. Die Frau schwört hoch und theuer, so wohl als bei Dir sei es ihr lange nicht geworden, und daß Dir ihres Mannes Gesang noch besser gefallen als der ihre, macht ihr die größte Freude. Sie war fast sechs Wochen Kampfunfähig ... Heute habe ich sie die Servilia im Titus singen hören, einzig! Bei der ersten Privat Musik werden Deine Quartetten gesungen. Ich wollte Du wärest dabei.

Deinem freundlichen Grafen bitte ich mich schönstens zu empfehlen. Wenn ich wieder komme, und es geschieht so bald als möglich, so richte ich mich auf acht Tage ein, daß man sich auch seines Lebens freuen kann. Vor der Hand schau daß Du einmal herkommst und zwar in der Musik Zeit. Man ist da bevor man sich umschaut, und kosten thut es auch nicht viel.

Also lieber Freund nochmals meinen herzlichsten Dank, wenn ich mir gar keinen guten Tag mehr weis so komme ich zu Dir, da finde ich gewiß einen. Leb recht wohl grüße Frau und Kinder schönstens von mir, und alle Freunde die an mich denken. Daß doch die dummen Esel keine Ruhe hatten bis ich zur Stadt draußen war, und hätten mich so gut brauchen können. Ich laße sie auch recht schön grüßen und bleibe

Dein alter Freund Schwind.

München 28 ten Nov. 1856.

*) Professor Dr. Th. Creizenach in Frankfurt a/M. †.

XXXI.

München 2 ten Jenner 1858.

Liebster Freund!

Von Deiner Absicht Frankfurt zu verlassen,*) bin ich schon eine gute Weile durch Donner unterrichtet. Es wird's halt in Frankfurt „nicht mehr gethan haben" wie man bei uns sagt. Ich bin immer unmaßgeblich der Meinung, daß alle großen Herren sich viel lieber anschmieren laßen, als ehrlich bedienen was seinen Grund in dem allgemeinen Wiederwillen gegen das Respektfühlen hat, das ist wenigstens zwischen den Zeilen unsrer Zeit, sehr deutlich zu lesen.

Geschehen ist es jetzt und es bleibt nur übrig zu wünschen daß Du Dich recht nach Wunsch einrichten kannst, und daß die Frau Hofstadt, recht oft herüber kommt. Ich werde was Umgang betrifft immer aristokratischer. Leute für die das schöne nicht auf der Welt ist, langweilen mich, und die das Schöne in sich aufnehmen, oder gar hervorbringen können, das ist die Aristokratie, die ich brauche. Es gibt des Resignirens und Verzichtens auf dieser Welt genug, im Umgang mag ich nichts davon wissen. Da kannst Du auch was zwischen den Zeilen lesen. Ad vocem Schönes will ich zwei Worte von Frau Schumann reden. Solchen Glauben habe ich nicht gesucht in Israel. Andere mögen mit ein Paar Pferdekraft mehr auf dem Clavier arbeiten, diese Frau spielt aber ohne die geringste Ostentation, als säße sie in ihrem Zimmer, und erfände eben was sie spielt. Frau und Hr. Dietz erinnern sich fleißig an Dich und grüßen schönstens.

Von uns zu reden, haben wir das kleine Haus, das Du kennst verkauft. Es wollte durchaus nicht mehr ausreichen, und da ich auch das Häuschen am See habe, kam es mich zu hoch. Ueber den Winter wohnen wir ein Paar Häuser weiter. Ende April ziehen wir in eine Wohnung nah der protestantischen Kirche, wenn Du Dich daran erinnerst. Daß ich im August, Deiner oft gedenkend, in England war weißt Du, bei meiner Zurückkunft, machte ich mich an eine große Arbeit, die ich nur unterbrochen habe um für den König eine Komposition zu machen von der Erstürmung Jerusalems durch Gottfried von Boullion. Nicht lang wird es mehr hergehen, etwa 3 Wochen, so ist der erste Akt fertig. Componirt ist alles. Der Gegenstand ist die Geschichte eines braven Mädels, das seine sieben in Raben verwandelten Brüder, durch schwergeprüfte Treue, erlöst. Man nennt das ein Mährchen, ich danke aber für diesen Titel, denn es ist um kein Haar weniger Arbeit dran, als an einer tüchtigen Oper. Wenn ich im Frühjahr fertig bin, kann es leicht geschehen, daß ich die ganze Geschichte in eine Kiste packe, uud damit nach Stuttgart Carlsruh und Darmstadt reise. Otto Donner und Fr. Hofstadt mögen dann herüber kommen, und wir laßens uns erst recht gut gehen. In Frankfurt sind ihrer doch zu viele. Man wird immer älter, und kann sich so was schon erlauben. Es sind drei Stücke 9 Fuß lang und 32 Zoll hoch, enthaltend 20 Nummern ganz ordentliche Duetten, Chorstücke Finale u. dgl.

Ich rechne aber auch darauf, daß Du Dich in München einfindest wenn es irgend möglich ist.

Die fünf Concerte waren vortrefflich. Dazu kam noch eine Aufführung der Jahreszeiten, die sich gewaschen hat. Frau Dietz singt das Lied vom Mädchen das auf Ehre hielt, wie es nicht leicht wird wieder gesungen werden.

Sehr betrübt hat mich der Tod Rauch's. Das war ein ganz nobler Künstler und für mich ein Gönner erster Sorte. Neues giebt es in München nichts Lachner ist Gott sei Dank immer der Alte, und fast mein einziger Umgang.

*) Vorgekommener Differenzen halber zog ich damals nach Darmstadt über.

Die Kinder sind Gott sei Dank gesund, obwohl gegen 20000 Menschen, an der Grippe krank liegen. Die Aerzte laufen und fahren in der Stadt herum daß es eine Freude ist. Somit wünsche ich glückseeliges neues Jahr. Möge sich einiges ändern, anderes aber, wobei ich an unsre alte gute Freundschaft denke unverändert und unangefochten bleiben. Grüße Frau und Kinder bestens und behalte lieb

Deinen alten Freund Schwind.

XXXII.

Liebster Freund Schedel!

Wenn ich auf Briefe nicht geantwortet habe, so waren sie mir deßwegen nicht weniger lieb, aber der Spektakl von Kunst Ausstellung, Gästen, Künstler Versammlung, und Festlichkeiten, war ganz dazu eingerichtet, einem den Kopf duslich zu machen. Jetzt bin ich eben aus dem Bett aufgestanden, wo ich hoffe einen scheuslichen Rheumatismus, der sich mir in die Zähne geworfen hat, ausgeschwitzt zu haben und schreibe eilig.

Meine Version von den 7 Raben, stammt droitemang von meiner Kindsfrau. Den Umstand mit dem unfertigen Aermel und daher stammenden Rabenflügl, fand ich in einem Buche, kann sein Grimm, wo eine gleiche Geschichte von 7 Schwänen erzählt wird, und die Episode mit den Armen, ist mir selber eingefallen, war nothwendig, und wird sich rechtfertigen laßen. Es ist nichts fremdes der Geschichte aufgedrängt, sondern nur eine Entwicklung weiter. Eine dramatische Arbeit ist eben was anderes, als eine Erzälung.

Dient übrigens zur Nachricht, daß die ganze Arbeit, morgen in Stuttgart ankömmt, und Samstag und Sonntag da bleibt. Geht's mir besser, so hülle ich mich Samstag früh in Leonhardt's Pelz, und komme um 11 Uhr gleichfalls an. Ich nehme an daß Du Lust hast herüber zu fahren, und eigentlich wäre es der Mühe werth. Ich würde logiren im König von England — in der Nähe des Schiller Monuments und der alten gothischen Kirche. Es kann sein, daß der Gasthof jetzt anders heißt. Er ist aber jedenfalls nicht zu fehlen.

Wäre ich nicht da, so rücke dem Hofrath Hackländer aufs Zimmer und sag ihm ich hätte hier geschrieben, daß er Dir als einem auf dem Bilde mitspielenden*) Zutritt verschaffen soll. Es wird wohl im Schloß stehen, denn es geht wegen der Königin von Holland hinüber.

Es ist noch möglich, daß ich damit nach Carlsruh fahre, da hättest Du freilich näher. Machen wir also aus, daß wenn ich komme und Du Samstag Abends noch nicht da wärest, ich Dir telegraphire, ob und wann ich nach Carlsruh gehe. Ein Paar Tage zusammen zu sein, und eine Lebens Arbeit eines Freundes zu sehen ist die Paar Gulden werth. Und eine Lebens Arbeit ist es, denn die ersten Striche, wovon ich noch Gebrauch machen konnte, sind 30 Jahre alt. Also corragio die Frau Gemalin möchte lieber mitkommen als dagegen sein.

München 11ten Nov. 1858.

Dein alter Freund

Schwind.

XXXIII.

Lieber alter Freund!

Gratulire von Herzen zu Deiner neuen Würde. Mögen die beiden Aeltern alle mögliche Freude an dem kleinen Ding erleben und bald möglichst eines dazu kriegen, da eines doch zu wenig ist. Wie nimmt sich denn Deine Frau als Groß-

*) Als Porträt-Medaillon.

mama aus? Wenn man denn doch älter werden muß so gehts in einem hin. Bei mir ist es noch nicht so weit aber wer weiß wie's geht. Die Anna, freilich erst 16 Jahre alt ist ein Stück größer als ich, und die andere schiebt ordentlich nach. Gott sei Dank sind sie jetzt alle gesund, nachdem ich fast zwei Monate lang ein förmliches Spital im Haus gehabt habe, an Grippen, gastrischen Zuständen, zerschlagenen Schienbeinen u. dgl., so daß Weihnachten erst zu hl. drei König gefeiert werden konnte. Von Herrmann höre ich alles gute. Er zeigt entschiedenes mathematisches Talent zeichnet gut, und ist leidlich fleißig, was bei seiner angeborenen, außerordentlichen Träumerei, schon als ein Fortschritt angesehen werden muß. Er wohnt bei Schrötter, und hat mit deßen Sohn, der auch ein Schiffsfex ist, ein Schiff gebaut, auf dem er allenfalls zu Ostern den Rhein hinunter nach Frankfurt gesegelt kommt.

Wegen Deiner Lieder bin ich noch am Tage des Empfangs Deines Briefes zu Dietz gegangen. Vor allem meint sie, da Du jetzt in Darmstadt bist, wären Gastrollen daselbst ganz angezeigt. Den Brief ließ ich sie zu ihrem großen gaudio lesen und erhielt den erwarteten Bescheid, Du möchtest sie nur schicken oder besser her bringen, da würde sichs bald zeigen was Rechtens ist. In Anbetracht, daß es außer Kindern und Kartharalischen Menschen, fast gar keine Kranken giebt, wäre es gar nicht schlecht gedacht einmal herzurutschen. Ein Bett und ein Zimmer hab ich und Bier giebts auch genug! also aufgepackt. Ein gutes Concert könnte Dir auch nicht schaden, wer weiß wie lang es noch so bleibt. Mir thäte es auch wohl mich einmal recht aus zu schwätzen, denn ich bin nach und nach, in eine fast ungesunde Einsamkeit gerathen. Ich hab allen Respekt, und bin sehr dankbar für gesunde Kinder, aber „Tages Arbeit, Abends Gäste" ist auch kein schlechtes Recept. Da habe ichs nicht so gut wie Du in Deinem allerliebsten Freundeskreis. Es kommt recht selten daß bei mir musicirt wird. Dann ist es aber der Mühe werth, selbst von Darmstadt herzureisen.

Um von meinen Arbeiten etwas zu sagen, habe ich neulich die heiligen 3 Könige in die Kirche transportirt, und auf den Platz stellen lassen für den sie bestimmt sind. Im ganzen bin ich mit der Wirkung sehr zufrieden, aber es fanden sich auch Sachen, die mit wenig Mühe zum Vortheil geändert werden müßen. Auf eine so große Distanz, wirkt eben manches doch anders als im Atellier. Nach dem Carneval gehe ich dran, und mache ein Ende. Zu Ostern wird es zwei Jahre, daß ich die ersten Striche gemacht habe. Dazwischen ist die Sammlung der „Reisebilder" wovon Dein tapferer Schwiegersohn*) einiges gesehen hat, bis auf 28 Stück angewachsen. Kann sein ich bringe es bis zur allgemeinen Ausstellung, die dieses Jahr in Cölln Statt hat, bis auf 36, dann könnte ich ausstellen. Gehts nicht ist's auch recht, gar zu stark hetzen mag ich mich auch nicht. Zu Volksliedern, von Dr. Scherer gesammelt, habe ich 6 Zeichnungen gemacht, eine große Arabeske für die Frau Dietz, gelegentlich einer Feier, ihrer 25jährigen Sängerschaft. Mehrere Wochen verschlang auch eine Ueberarbeitung der Photographien von den 7 Raben, behufs einer gehörigen und wohlfeileren Ausgabe, die hoffentlich bald erscheinen wird. Mit der andern bin ich nicht sehr einverstanden. Wie froh bin ich daß die Schacher Geschichte ein Ende hat, und Contraktus unterschrieben ist. So alt ich bin, kann ich die Saurei nicht gewöhnen Kunstsachen als Gegenstand des Mäkelns und Schacherns behandelt zu sehen. Ich krieg immer das Fieber. Nach Cölln habe ich vor mit der Frau zu reisen, und die Einladung nach Antwerpen mitzumachen, woran sich eine kleine Meerfarth anreihen sollte. Mit der Kirchen Arbeit habe ich dann große Steine vom Herzen, und will mirs gut gehen laßen, wenn es Gottes Wille ist. Grüße Tochter und

*) Dr. Max Rieger in Darmstadt.

Enkl die jetzt die allerwichtigsten Personen sind Frau Kinder Schwiegersohn und alle Freunde und schicke oder bringe Deine Lieder bald.

Dein alter Freund Schwind.

München 5ten Febr. 1861.

XXXIV.

Lieber alter Freund!

Ich weiß nur so viel, daß ich diesen verrückten Zustand Dir gegenüber nicht mehr aushalten kann. So oft ich an Dich denke steigt mir alles Blut ins Gesicht. Und wenn Du noch so bös auf mich bist, und Anstalten gemacht hast mich ganz zu vergessen und aus der Zahl Deiner Freunde auszustreichen, und auf die Gefahr hin daß Du mir gar nicht antwortest, melde ich mich doch wieder als einer den eine Reihe langweiliger ermüdenter und ärgerlicher Umstände, die endlich noch unterstützt werden von Beschämung und Zaghaftigkeit, abhalten können zu schreiben, aber nicht vergeßen machen können, was er an Dir seit so langen Jahren gehabt hat, und was auch noch so seltene Mittheilungen für einen Werth haben. Laß also Deinen Groll, wenn Du einen hast fahren, und schreib mir daß Du der alte wackere Freund bist, der eine so lange, unverantwortliche und zu meinem Kummer und Schaden fortgesetzte Duselei vergeßen kannst. Ich könnte eine Menge zu meiner Entschuldigung anführen — Hinhalten von den Dietzischen Spannungen und Häkeleien — ich habe über Jahr und Tag keine Musik bei mir im Haus gehabt — aber alles das ist nichts. Ich hab gefehlt gegen Dich und möchte es nun alles wieder gut haben, und hoffe Du wirst mirs nicht abschlagen.

Denk ein wenig daran daß ich mit Sehnsucht auf eine Antwort warte, und was Du mir für eine Freude machen kannst.

Dein alter Schwind.

München 1ten Juny 1862.

XXXV.

Liebster Freund!

Als ich Deinen Brief erhielt, rief ich aus, das ist ein Freund mit Gold nicht aufzuwiegen. Der schönste Brief war in Gedanken fertig, ein schönes Packl Kupferstiche zusammengedacht, — da bringt der Guckuk einen werthen Vetter, der mich ein Paar Tage in Anspruch nimmt, dann wird der häusliche Krieg von Schubert aufgeführt, dann reist meine Anna nach Carlsruhe, kurz es ist alle Abend was da daß ich nicht zum schreiben komme. Ueberdieß ist zu gestehen, daß ein weiß Gott nicht grundloser Mißmuth, mich aller Correspondenz, abwendig gemacht hat. So flink ich früher im Schreiben war, so bin ich selbst mit meinen Brüdern kaum auf dem laufenden geblieben, und bin mit den werthesten Leuten ganz auseinander gekommen. Eine halb unfreiwillige Ungeselligkeit, bringt mich nach und nach zur Ungeselligkeit. Ich weiß daß es nicht gut ist, und doch weiß ich nicht zu helfen.

Du willst von mir erzählt haben also laß Dir berichten. Vorigen Winter fing die kleine Anna, die jetzt größer ist als ich, an zu tanzen. Ich zog also als Elternpaar auf, mit der Frau Louisl in der stattlichsten Ausgabe. Am Aschermittwoch zeigten sich die ersten Spuren von Appetitlosigkeit, ... was man hier, das spazierende Schleimfieber nennt. Man liegt nicht im Bett und wird immer elender. Die Sache wurde im Frühjahr noch ärger durch zeitweis auftretende Magenkrämpfe. Es wurde Mineralwaßer getrunken, und gegen Ende Juni, auf die Vermuthung von Gallensteinen hin nach Carlsbad gegangen. Meine stattliche Frau kam sehr mager wieder zurück — und ein ruhiger Landaufenthalt erschien sehr nöthig zur Erholung. Wir gingen nach Starnberg, und statt sichtlich zuzu-

nehmen wurde nichts beßer, ... die Gelbsucht trat auf, und eine Nacht kam wo ich meinte es wäre aus. Eine Ohnmacht nach der andern, Schmerzen ohne Ende, und endlich ein gänzliches Erstarren. Sie sagen das sei die Crisis gewesen. Sie war ganz elend aber die Gelbsucht verschwand, die Schmerzen blieben aus, und jetzt schmeckt uns das Essen wieder, auch ein Glas Wein oder Bier, man war sogar dieser Tage im Theater, und es sieht aus als sollte die Carlsbader Erklärung, daß bis gegen Weihnachten die vollkommene Gesundheit sich herstellen sollte — in Erfüllung gehen.

Ich war noch im Winter an einer elenden Grippe fast sechs Wochen kampfunfähig. Bis halben Mai hin waren die Compositionen und großen Cartons fertig für Fresken in der Kirche von Reichenhall. Aus dem Malen wurde aber diesen Sommer nichts, weil ein Gewölbe einging und daher das Verputzen der Kirche sich zu weit hinausschob. Nebst zehn großen biblischen Figuren für Glasmalereien nach Glasgow — zehn Compositionen für Glasmalereien nach London — ist im Laufe der Zeit, die bewußte Samlung lyrischer Lieder (Dein Schwiegersohn hat die erste Portion bei mir gesehen) bis gegen 40 angewachsen. Es handelt sich noch um 3—4, dann ist das ganze beisammen, und ich habe den Kopf wieder frei. Die letzte Ausführung kann dann immer wieder vorgenommen werden. Wäre jetzt das ein Unglück wenn diese Samlung nach Frankfurt käme. Die Stiftung ist dafür da, und die Schlingel kaufen schon seit langen Jahren nicht um einen Kreuzer. Ich bin aber doch sehr zufrieden daß ich die Sache unternommen, und seit fünf Jahren jede freie Zeit darauf verwendet habe, und danke dem Himmel daß ich die Mittel dazu habe und auftreiben kann, um dabei auszuhalten und die Rahmen zu bezalen. Im Augenblick erwarte ich eine letzte Entscheidung in einer mir sehr wichtigen Sache. Es handelt sich um die Dekoration eines Saales in Wien. Ich habe die Zauberflöte vorgeschlagen und der Bauherr ist von der Idee entzückt. Aber obgleich ein weiß Gott wie vielfacher Millionär findet er meine gewiß bescheidene Forderung zu hoch. Ich habe nun erklärt, ich könnte herabgehen, wenn ich, statt zwei Sommer nach Wien zu gehen, um die Sachen an die Wand zu malen sie hier auf Leinwand malte, und man setzte sie ein. Die Räume sind derart, daß ich von meiner Composition nicht eine Figur wegzulassen, und kaum etwas dazu zu machen brauchte, und es wäre so wichtig, daß endlich einmal etwas gemacht würde, was bei uns zu Haus ist. Wenn die Sache in Ordnung kommt — so wird es wahrscheinlich herauskommen, daß ich mein Annerl in Carlsruh abhole und über Darmstadt nach Hause reise. Ich habe doch keine Ruhe bis ich wieder einmal bei Dir war.

Daß Hofmann*) nach Dresden gezogen ist habe ich nicht gewußt. Von Plönnies**) Pensionirung habe ich durch einen heß. Chvauxleger Leutnant, v. Dahl, dem ich Grüße an Dich aufgetragen habe gehört. Rudolf Hofmann***) ist wohl für die Malerei verloren und Schade darum. Er scheiterte auch daran, daß seine Ideen nur in deutscher Sprache vorgetragen werden konnten, und man forderte sie in französischer. Man sagte ganz einfach ein Maler muß malen können (welcher Unsinn!) und verstand den französischen Dr. darunter, und alle Welt glaubte es.

Per parentesin könntest Du mir einen sehr wichtigen Dienst erweisen. Es war mit dem Prinzen von Wales und dem Prinzen Bräutigam von Heßen, ein Darmstädter Hauptmann hier ein sehr freundlicher Mann. Er begleitete die beiden Prinzen überall hin, also auch zum Photographen Albert. Ob er nicht sagen

*) Historienmaler Heinrich Hofmann, jetzt Professor an der Akademie in Dresden.

**) Wilhelm von Plönnies, Großherzogl. hessischer Major, als Militairschriftsteller und Dichter bekannt, starb 1871 zu Darmstadt.

***) Professor R. Hofmann, Großherzogl. hessischer Gallerie-Inspector in Darmstadt.

könnte ob der Prinz von Wales ein großes Exemplar von den 7 Raben gekauft hat? Sehr wichtig.

Die kleine Oper von Schubert hat mich ganz glücklich gemacht. Welche einfache unschuldige Freude eine schöne Musik zu machen, und welch ein Reichthum von Talent, und Instinkt für das dramatische. Mit einiger Erfahrung wäre er hinter Weber nicht zurückgeblieben.

Leb recht wohl alter Freund empfiehl mich Deiner Frau und allen Freunden und behalte lieb

München 3ten Nov. 1862.

Deinen alten Schwind.

XXXVI.

Liebster alter Freund.

Dein Brief traf mich, am Anfang einer tüchtigen Arbeit, einer Reihe von Fresken nämlich, hier in der Kirche, die meine ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt. Um 6 Uhr gehts an, um 6 Uhr Abends ist manchmal noch nicht zu Ende, da kostet es alle Mühe nur das allernöthigste zu schreiben. Jetzt ist aber ein allernöthigstes da, nämlich meinen Brüdern, Schwägern, und allernächsten Freunden mitzutheilen, daß unsere brave Anna, sich verlobt hat, mit Dr. Jakob Siebert in Frankfurt wenn Du ihn etwa kennst.

Möge ihr der Himmel alles Glück schenken, mir hat sie nie den leisesten Kummer gemacht.

Schön ist daß von da an, das Ziel aller Ausflüge Frankfurt sein wird und daß selbes nicht weit von Darmstadt liegt.

Meine Frau, die seit fast zwei Jahren immer kränkelte, erholt sich, nach dem zweiten Besuch von Carlsbad, Gott sei tausend Dank sichtlich. Das Essen schmeckt ihr wieder, die Leberfarbe vergeht, und die Heiterkeit kehrt zurück.

Mit meiner hiesigen Arbeit glaube ich eine Nuß aufgeknackt zu haben: mit einfachen ja den einfachsten Mitteln, einen reichen und feierlichen Eindruck hervorzubringen. Es sind um die Kirche herum vertheilt, die 14 Stationen des Kreuzwegs, neben dem Altar anfangend und auf der andern Seite schließend, und in der Chor Nische über dem Altar die hl. Drei Einigkeit, und 4 Heilige sämmtlich über Lebensgröße. Die Stationen Cirkl von 4 Fuß Durchmeßer. Alle Welt ist höchst zufrieden.

Empfiehl mich bestens Frau und Kindern nebst Dr. und Drn. Rieger, Plönnies Hofmann etc. und der Himmel gebe daß wir uns bald wieder einmal zu sehen kriegen. Das Musikfest am 30ten wäre keine schlechte Gelegenheit.

Meine Arbeit hält mich noch zwei Wochen hier, dann logire ich in Nieder Pöking bei Starnberg.

Lebe wohl und vergiß nicht

Deinen alten Freund

Reichenhall 25ten Juli 1863. Schwind.

XXXVII.

Lieber Freund!

Ich würde unsrer guten Frau Diez und Dir, sehr unrecht thun, wenn ich hingehn wollte und fragen, ob sie auch eine so freundliche Auszeichnung zu schätzen wiße oder nicht. Dedicire Du drauf los und sei versichert, daß sie sich allerschönstens bedanken, und ihre größte Freude dran haben wird. Sie ist die Frau Sophie Diez

k. b. Kammersängerin welches die allerhöchste ihrer Würden ist, nebenbei ist sie, Hof Opern und Capellsängerin und geborene Hartmann, wohnt, Promenadeplatz. Du solltest nicht glauben, daß die treffliche Frau nachdem sie vor zwei Jahren, ihre 25 te Jahresfeier bestanden jetzt noch immer größere Parthien übernimmt und immer schöner singt. Jammerschade daß Du zu dem Musikfest nicht gekommen bist — Du hättest Deinen Ohren nicht getraut was die Frau leisten kann, und es steht überhaupt dahin, ob so ein Orchester und Chor jemals wieder zusammen kommt. Dazu die Virtuosenleistungen die ich eigentlich nicht ausstehen kann, aber eine Geige, wie Joachim, da lacht einem das Herz im Leibe. Du mußt Dir einen vorstellen, der alle disparaten Geigenkünste namentlich die der Doppelgriffe, od. besser des zwei und dreistimmigen Spiels, in der höchsten Reinheit besitzt, und von da aus ein volles Herz und das feinste Verständniß ins Feld führt. Ihr müßt doch nicht gar so Angst haben, vor dem bißl Klima in München. Von der ganzen musikalischen Einwanderung und die hat nicht übel gezecht mitunter, ist kein Mensch krank geworden.

Lachner ist ein wenig älter geworden dirigirt aber immer noch dem Deixl ein Ohr weg. Zu meiner großen Freude finden seine neusten Arbeiten — Suiten — immer mehr Anerkennung. Du solltest schon einmal kommen um seine Lebens Geschichte zu sehen, von mir gezeichnet.

Von mir ist wenig zu schreiben. Von der Kirchen Arbeit bin ich recht müd nach Haus gekommen, und habe seitdem nichts gemacht als 5 alt und 5 neutestamentliche Compositionen für ein gemaltes Fenster in eine neue Kirche in London, und ein Paar kleine Bildchen für die bewußte lyrische Samlung — es werden grade auch 40 sein. Im Lauf des Winters wird sie ganz fertig werden. Es giebt immer was zu feilen dran.

Nach der Anna ihrer Hochzeit (24. Nov) will ich dann die Zauberflöte anfangen.

Meine Frau ist nach dem zweiten Besuch von Carlsbad, wenigstens wieder so weit, daß sie wieder hinlänglich essen kann, wenn auch mit einiger Auswahl. Mein Herrmann ist von der Carlsruher Schule zurück, und bleibt ein Jahr zu Haus, um noch einen Ingenieur Curs zu sich zu nehmen.

Es freut mich für Dich, daß Deine Buben ordentlich weiter machen. Man sollt's nicht glauben, wie das vorwärts geht. Von der Frau Tochter schreibst Du gar nichts. Sind Kinder da? quanti?

Die Frau Siebert wird schon einmal nach Darmstadt hinüber kommen. Kommst Du aber eher nach Frkft. so wohnt sie großen Hirschgraben resp. goldenefeder Gaße No. 11 über zwei Stiegen. Siehst Du denn unsern alten Freund Ignaz nicht, der in Frkft. Kapellmeister ist?

Also mit der Fr. Diez vorwärts gemacht, willst Du ihr durch mich schreiben, stehe zu Diensten. Empfiehl mich schönstens an Frau Familie und alle Freunde und behalte lieb

Deinen

M. 8ten Nov. 1863. alten Freund Schwind.

XXXVIII.

(Poststempel vom 1 ten Februar 1864).

Lieber alter Freund!

Ums neue Jahr welches die richtige Zeit des Briefschreibens ist, war ich in Wien, in voller Thätigkeit und Lauferei. Man hatte mich vor Weihnachten von Seite des Comites der Stadt Erweiterung, eingeladen zu kommen, um Rücksprache zu nehmen, wegen der, im neuen Opernhaus auszuführenden Fresken. Nach verschiedenen Hin- und Herreden ergab sich für mich eine auch von der Straße sichtbare Loggia, auszufüllen mit Bildern aus der Zauberflöte. Du weißt daß ich mich

schon lang damit herumtrage daß bereits alles componirt ist, und jetzt steht mir eine architektonische Eintheilung zu Gebot, in der ich kein einziges meiner projektirten Bilder anslaßen, und kaum etwas dazu componiren muß. So käme ich denn in meinen alten Tagen — vorigen Monat wurde ich 60 Jahr alt, noch einmal ins Feld. Ich glaube daß meine Argumentation vollkommen richtig war. In einem Opernhaus in Wien muß ohne alle Frage Mozarts Name vorn an stehen, und wieder von allen seinen Opern, entschieden die Zauberflöte, die entschiedenst deutsche, dem Stoff nach eine Verherrlichung der Macht der Musik, dem Costüm nach diejenige, die einen gewißen nothwendigen Grad von Symbolisirung erlaubt. Hiermit gloria in excelsis.

Meiner Frau geht es wenigstens so weit beßer, daß sie sich satt eßen, und Gott sei Dank gut schlafen kann. In Folge der Carlsbader Cur ist sie mit Herzklopfen geplagt, wovon es heißt, das es sich verlieren wird. Die Frau Doctorin in Frankfurt schreibt sehr vergnügte Briefe. Es wird der Merz nicht weit vorrücken so sitz ich auf und fahre nach Frankfurt, wo ich Dir dann auch meine zweite Tochter produziren werde.

In Lachners Haus ist es traurig. Die Frau die ihr ganzes Lebtag gesund war, hat die Brustwassersucht, das ist nicht mehr zu verkennen Frau Dietz ist die alte lustige, singt schöner als je, hat aber noch keine Schedlischen Lieder dedicirt bekommen. Warum? Leb recht wohl, grüße Frau und Kinder alle schönstens von mir und den meinigen und schreib bald wieder Deinem alten

Freund Schwind.

XXXIX.

München 2 ten April 1865.

Lieber Freund!

Ich habe es acht Tage lang versäumt, Dir die frohe Nachricht mitzutheilen, daß mich meine Frau Tochter in Frankfurt durch die glückliche Geburt, eines gesunden und starken Mädchens, zum Großpapa, und die Frau zur Großmama befördert hat. So weit wären wir also, und für den Rest wird unser lieber Herr Gott sorgen.

Sehr erfreulich ist außerdem zu melden daß meine Frau, Kleinigkeiten abgerechnet, sich fortwährend, eines trefflichen Schlafes und Appetittes erfreut, auch wieder nudeldick geworden ist, also für gesund anzusehen ist. Ich sage Dir, zwei Jahre lang anzusehen wie die Frau nicht eßen kann, und alle Tage magerer und elender wird, und endlich dem Verhungern nahe ist, das flößt einem curiosen Respeckt ein vor einem Beafsteak und einer Halben Bock, wenn die mit Gusto als Frühstück genoßen werden. Meine Wenigkeit betreffend, kann ich zwar nicht umhin älter zu werden, aber Auge und Hand sind noch immer gut genug, um der Arbeitslust zu genügen die mich Gott sei Dank immer noch nicht verlassen hat. Seit wir uns zu letzt, leider zu kurz gesehen haben habe ich die sämmtlichen Zauberflöten Compositionen gemacht, im December nach Wien gebracht, wo sie ohne die geringste Beanstandung, im Gegentheil mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden, bis zu der allerhöchsten Person hinauf, die nebenbei gesagt, ganz anders fragen und Antworten anhören kann, als Seitdem habe ich fast alle Cartone, die größten voraus, gezeichnet, und hoffe, daß die sehr zahlreichen mellieur's, die ich applicirt habe, der Sache gut thun. Summa, da die Bilder auch von der Straße gesehen werden, werden täglich einige 50000 Wiener verurtheilt sein, einen Blick auf Kunstwerke zu werfen, in denen keine Spur, von der herschenden Schweinerei zu finden ist, und das freut mich. Auch wird es nicht schaden, wenn gegenüber dem anwachsenden musikalischen Unsinn, und anerthum, das Andenken an Mozart, so oft als möglich aufgefrischt wird. Nebenbei bin ich jetzt daran die kleinen Bilder fertig zu machen und zu schließen — ist also was geschehen. Kommt dann die Nachricht, daß in

Frankfurt, Besuch angenommen wird, ich denke Anfange Mai, sitze ich auf, und mache eine recht frohe und nöthige Vacanz. Die Zauberflöte bringe ich mit. Mi Vincenz Lachner ist verabredet, daß er nach Frankfurt kommt, ich hoffe Du kommst auch dazu. Der alte Franz war mit mir zugleich in Wien, und führte seine Suite Nr. 2 mit dem größtmöglichen Beifall auf. Bereits habe ich Anfänge der Suite Nr 4 bei ihm liegen sehen, die beste Antwort auf den Blödsinn mit Wagner

Grüße von Frau und Marie und Deinem

alten Freund Schwind.

XL.

Lieber alter Freund!

Nebst meinem herzlichsten Dank, für freundliche Aufnahme und Einreibungen, habe ich die Ehre zu melden daß ich in demselben Coupe, dessen Einsamkeit nur durch einen Bekannten, von Würzburg bis Augsburg, nicht unangenehm, unterbrochen wurde, glücklich und schläfrig, auch nebenbei von Nuß glänzend in München angekommen bin. In Starnberg fand ich die ganze Familie am Bahnhof, und sitze wieder in meinem Pfahlbau, noch etwas duselig und mit einer schwachen Erinnerung an den verkrexten Muskl.

Hofmanns Antrag mit nach Wien zu gehen, ist eine erfreuliche Errungenschaft. Er möge es ja nicht ad acta legen, und da er doch einmal einen Theil seiner Seele den Kupferstichen verschrieben hat, die Sache so ins Auge fassen, daß er ja auch zwei Monate mir und den dritten den Sammlungen widmen könnte. Das würde auch seinen gottgelobten Behörden besser einleuchten. Ich lasse ihn nicht mehr aus. Zunächst wird jetzt eine Zeitlang spazieren gegangen, das weitere wird sich finden.

Auf der Route Würzburg Anspach sah ich zwei Städte die sich durch ihr äußeres sehr empfehlen. Aschaffenburg durch sein buschiges Aeußere, und Lohr am Main durch seine stille waldige Umgebung und sein friedliches Aussehen. Was aber für eine Nation drinn wohnt das weiß der Guckuck! Mein alter Bruder in Wien sucht auch nach einem Tuskulo, wird aber auch nichts rechtes finden. Vielleicht ist im Jenseits ein Winkl, der wohlfeil und behaglich zugleich ist.

Ich hoffe daß das Kinderfest glücklich abgelaufen ist, empfehle mich der unsichtbaren Fräulein Clara bestens und verbleibe Dein und Deines ganzen Hauses

alter Freund

Schwind.

Nieder Pöcking 19ten Sept. 1865.

XLI.

Lieber alter Freund!

In der Freundschaft, ist das neue Jahr, eine Art österliche Zeit, wo man sich wieder nähert, in Ermanglung anderer Anregung. Meine zwei Töchter sitzen am Clavier und studiren an Deinen Liedern. Die kleine, die sehr gute Ohren hat, und eine ganz hübsche Stimme, bringt sie in ihrer unbefangenen Weise ganz gut zu Stand. Ich bin also in der richtigen Athmosphäre an Dich zu schreiben. Thatsächliches hat sich eine Menge zugetragen. Nie hat mir mein kleines Malepartus am See so gut gefallen, als wie ich an einem schönen Tage wiederkehrte, und die meinigen zufällig am Bahnhof waren. Ich blieb noch bis Anfang October draußen und machte mit Behagen meine Sammlung von Geräthschaften fertig. Zwanzig Blätter mit 50—60 Gegenständen, Uhren, Oefen, Schmuckkästln, Garten Geschirre, Spiegeln und was weiß ich alles. Sie machten einiges Aufsehen, und wurden

für die Nürnberger Gewerbschule um 1000 f. angekauft. Die konnte ich gut brauchen, denn das Haus hatte ein neues Dach nöthig, und die Badhütte einen neuen Steg. Ich machte mich daran gewisse Gelegenheits Gedichte zu sammeln und solche die ich im Kopf hatte aufzuzeichnen, kurz ich richtete mich ein behaglich zu privatisiren, da kam ein Hofrath aus Wien um mit mir, wegen Bildern in das Foyer des Opernhauses zu unterhandeln. Es stehen da 14 Büsten von Compositeuren und über jeder ist eine Lünette = 10 zu 12 Schuh 4 zu 6 Schuh Durchmesser. Wer kann so was abweisen? Ich brauche die Sachen nicht selbst zu malen, weil sie eingesetzt werden, einige davon waren eigentlich schon da — für Mozart war von der Zauberflöte das nöthige übrig geblieben, und den Gelegenheits Gedichten eingereiht. Ich machte also in Gottes Namen den Contrakt am 11. November, und am 9ten des nächsten Monats, war ich mit den fertigen Compositionen, in colorirten Zeichnungen auch noch beim Kaiser. Es fand weder bei ihm noch beim Minister noch beim Comitte irgend etwas den geringsten Anstand, im Gegentheil erndtete ich allen möglichen Beifall. Jetzt zeichne ich an den Cartons. Anfangs Mai gehe ich nach Wien, und zwar nehme ich meine Frau und die Tochter Marie mit mir. Die kleine wird hier trefflich untergebracht, und mein Sohn ist seit 1. Dezember, als Ingenieur Praktikant, in Dollnstein, zwischen Eichstädt und Nürnberg. Und was glaubst Du, wo ich in Wien meine Residenz aufschlage? Bei meiner alten Freundin der Witwe Gutherz. Sie wohnt im eigenen Haus ganz in der Nähe des Praters, am fürstlich Rommofskyschen Garten, den sie gemiethet hat. Es fand sich eine kleine Wohnung im dritten Stock mit der Aussicht in den Prater, wo wir unsre Studenten Wirthschaft etabliren werden. Ich bin so froh darum, da ist meine Frau und Tochter, auch gut versorgt, und wir haben Luft und was wir brauchen. Mein Bruder wohnt nicht weit, und die Schwimmschule ist auch in der Nähe. Hier haben wir kein angenehmes Leben Wie unbehaglich Lachners Stellung ist, kannst Du Dir denken. Hast Du die Suiten gesehen? Die erste und zweite sind zu 4 Händen arrangirt. Ob es mit der dritten und 4ten der Fall ist weiß ich nicht. Die dritte wurde in den letzten Concerten mit größtem Beifall gegeben.

Meine Frau ist Gott sei Dank gesund, die Marie aber mußte schon ein Paar Bälle in die Schanze schlagen, was sie übrigens sehr heiter durchführt. Leb recht wohl und schreib wieder einmal

Deinem alten Freund
Schwind.

M. 28ten Juni 1866.

Schönste Grüße allerseits.

XLII.

Lieber Freund!

Voriges Jahr, Anfangs September pochte ich an Deiner Thür, wie der Ritter Toggenburg, aber höchst vergeblich, denn Du warst nicht nur ausgezogen, sondern auch verreist, auf lange ausbleiben. Seitdem führe ich ein eben so langweiliges als arbeitsames Leben, und spüre bereits ganz deutlich, daß ich bei den ersten leidlichen Tagen davonlaufen werde, und zwar in's Preußische nach Frankfurt, bei welcher Gelegenheit ich hoffe, Dein neues Quartier zu entdecken. Mittlerweile haben uns Deiner Weißsagung gemäß, die Preußen geholfen zu was das wird sich zeigen, von was? von dem leidigen Bundestag, von ein Paar Fürsten um die kein Schade ist, und von etlichen Millionen, die mich nicht rühren. Mir persönlich haben sie von 4 Vettern geholfen, braven jungen Leuten, wovon einer eine 20jährige Wittwe hinterläßt, und haben mir den Aufenthalt in Wien außerordentlich erheitert. Jede Familie hatte, wo nicht ihre Verluste, so ihre Sorgen und Aengste, die allgemeine

Stimmung war eine terrible, kurzum es gehörte etwas Archimedes dazu, um in der Wirthschaft fortzumalen. Und Gott sei Dank, das ist mir gelungen. Ich marschirte früh halb 6 Uhr aus, war um 7 an der Arbeit, um 10 Uhr ging ich in ein Wirthshäusel, wo mich fast täglich wer besuchte und arbeitete dann weiter bis 4—5 Uhr, fuhr nach Haus, und brachte den Abend in einem wundervollen alten Garten oder im Prater zu. Meine Frau war alle Tage von 7—2 im Spital, wusch ihre 100 Wunden aus, und die Marie flickte Hosen und Hemden. Der Anblick der vielen Verwundeten der Anfangs entsetzlich war, wurde nach und nach etwas erfreuliches weil man sah, daß die guten Burschе gute Tage hatten. Die Wiener schleppten alles an, endlich Briefpapier Bücher, ja es machten sich manche ein Geschäft daraus sich Briefe diktiren zu lassen. Ich hatte, und habe noch, eine kleine Wohnung in der Resi Gutherz ihrem Haus, sah sie also alle Tage. Leider starb ihr, während wir da waren ihre zweite verheirathete Tochter. Sie selbst war diesen Winter wieder krank, und erholt sich sehr langsam. Das Haus W , wo ich meine frohen Tage hatte, ist aufs traurigste heimgesucht. Ums neue Jahr waren wir noch froh beisammen, bis zum Mai war der 20jährige Sohn gestorben die Mutter geisteskrank, der Mann an seinem Vermögen beschädigt, und die schöne Tochter liegt an einem kranken Knie darnieder, und kann höchstens auf Krücken gehen. Das will was heißen. Hoffentlich kommts dieß Jahr etwas besser, denn das Alles war kaum zum Aushalten. 13 Carton sind fertig, es fehlt noch Roßini, der wird mich nicht umbringen, dann giebts noch so kleine Sachen und ich hoffe einige Wochen Rastag heraus zu bringen, bevor es im halben Mai wieder ans Fresko malen geht. Lachner hat diesen Sommer gar nichts machen können, jetzt arbeitet er an einer Suite die Oster Sonntag in Mannheim aufgeführt wird. Wir unterhalten uns davon, Igna; aus Frankfurt, Scheffel aus Carlsruh, Möricke aus Stuttgart und Hrn. Schedel aus Darmstadt, hin zu persuadiren, und auf dem Heidelberger Schloß ein Glas Wein zu trinken. Qu'en dittes vous?

Meine Frau ist leider wieder gefallen, und der alte Schaden am Knie ist wieder da. Sie geht im Haus herum, traut sich aber nicht auf die Gaße, seit 8 Wochen! Die Tochter Marie tanzt ein wenig ist sehr aufgeräumt und macht ganz leidlich Musik. Frau Dietz, die diesen Winter ihr 30tes Theater Jahr gefeiert hat, ist noch immer auf dem Strumpf. Als Elvira hat sie wieder Triumphe gefeiert, wie noch nie. Erzält habe ich genug, jetzt gehts ans fragen, nach Deiner Frau, Kinder und Enkl, nach Freund Hofmann, dem schlecht eingerahmten nach Deinem Schwiegersohn versteht sich. Von der vorgehabten Werthheimer Expedition habe ich läuten gehört aber nicht schlagen.

Leb recht wohl und schreib bald einmal

Deinem alten Freund

M. 9ten Febr. 1867. Schwind.

XLIII.

Frankfurt 3ten Nov. 1868.

Lieber alter Freund!

Weißt Du was jetzt recht schön wäre? Wenn Du mich in Frankfurt besuchtest. Ich wohne bei meinem Schwiegersohn J. Siebert, großen Hirschgraben 12. 2 St. Es kommen Züge an

Ich bin bis 10 Uhr zu Haus und komme vor Tisch nach Haus. Wir essen zusammen und nach einem kleinen Schläfchen, während deßen Du Dich an einer Menge mithabender Zeichnungen divertiren kannst, besuchen wir die Frau Hofstatt — und Abends kannst Du entweder nach Haus fahren, oder Freitag ein Museums Concert, Samstag eine Probe von einem Lachnerischen Clavier Quintett, oder

Sonntag deßen Aufführung bei Hofmann, oder Montag ein Concert zum besten des Pensionsfond's, mit Fr. Lachnerischer Suite Nr. 5 unter deßen eigener Leitung — Joachim auf der Geige, und deßen Frau zwei Arien singend — mitmachen und dann in irgend einem Wirthshäusel schlafen — denn Nachtquartier ist leider nicht in meiner Macht Dir anzubiethen. Dient auch zur Nachricht, daß Sonntags Franz und Ignaz Lachner bei uns essen. Da hast Du also einen ganzen Speiszettel, ich hoffe Du wirst Dir was aussuchen. Mit Uebernachtung wärs mir natürlich noch lieber. Zwei Zeilen Ankündigung wären auch nicht übel. Grüße Deine werthe Familie und Freund Hofmann — vielleicht hat er auch in Frankfurt was zu thun.

Dein alter Freund

Schwind.

XLIV.

(Poststempel: Frankfurt 6/11. 68.)

Lieber Freund!

Das sind schöne Geschichten! Hast so brave Söhne, und eine glücklich verheirathete Tochter was brauchst Du denn da Nerven zu haben? Uebrigens kenne ich doch aus Erfahrung, daß man nicht immer auf seinen Nerven mag Stunden lang auf sich herumgeigen laßen. Komm Samstag, komm Montag, und gienge das wieder alles Verhoffen auch nicht, so versteht sich von selber, daß ich Dich besuche.

Dein alter Freund

Schwind.

XLV.

Den für heute angesetzten Besuch in Darmstadt hat es theils verregnet, theils hab ich ihn verschlafen. Werde also Montag mit dem acht bis neun Uhr Zug erscheinen. Freund Hofmann wird gebeten, sich für den Morgen so weit frei zu machen, daß wir in die Gallerie und Handzeichnung Sammlung steigen können. was bisher immer skandaleuser Weise unterblieben ist. Mündlich mehr. Wenn Du etwa morgen herein kämst, so findst Du was zu essen und meine Frau, die wegen eines kranken Beines ziemlich an's Haus gebannt ist.

Auf frohes Wiedersehen Dein

alter Freund Schwind.

23. März 1869.

Frankfurt, Goldfeder Gasse N. 11 2. St.

Den Brief mit dem Situations-Plan hab ich glücklich vergessen.

XLVI.

Lieber alter Freund!

Das Jahr muß man nicht zu Ende gehen lassen, ohne zu schreiben, sonst geht's nicht mehr. Du wirst Dich geärgert haben, daß ich nicht nach Darmstadt gekommen bin — und ich bin froh, daß ich Dich wenigstens fragmentarisch in Frankfurt gesehen habe, denn dießmal war kein Weiterkommens. Erstens schon weil drei Besuche — jeder nach der entgegengesetzten Seite an mir zogen, und alle drei ziemlich gleich stark, nach Darmstadt zu Dir, nach Hofheim am Taunus, zu meiner Nichte Bertha, und nach Mainz zu dem alten Veit, den ich schon so lange nicht gesehen habe. Rödelheim und Hanau gar nicht erwähnen.

Zweitens war der Anna ihr Geburtstag, am Sonntag nach dem Donnerstag an dem ich von Frankfurt weg wollte und was willst Du da machen! Die kann so schön betteln

und läßt sich nicht abweisen! Dazu kommt noch drittens, was freilich ein arges Argument ist, man ist nicht mehr so beweglich als in jungen Jahren. Obendrein von hundert Seiten in Anspruch genommen, (wenn ich je wieder Zeichnungen mit mir nehme die dann die ganze Welt sehen will!) kommt man zu keinem Entschluß. Du weißt was ich für ein voiageur war, und jetzt kostet es immer Entschluß. Item ich bin nicht zum Loch hinausgekommen, ärgere mich darüber und kanns nicht ändern. Bei Mörike habe ich mich einen Tag aufgehalten, im schönsten frischen Schnee — für das erste Grün war der Besuch verabredet. So geht's. Ich kam ziemlich zurecht nach Haus, zur Erkrankung meiner Frau. Aber so was wird bedeutend schöner, wenn die Mittel, die helfen sollen, nicht vertragen werden. Jetzt endlich werden sie gewohnt, und es geht vorwärts. Das ist alles, abgesehen daß es an und für sich schon traurig ist, auch der künstlerischen Produktion so förderlich.

Genug, zu Weihnachten sind wir beisammen gesessen, ziemlich einsam, aber doch über das schlimmste weg, und da kann man schon froh sein. Eine neue Arbeit, mit der ich mich schon lange trage, ist vortrefflich im Gang. Die Reise hat mir gut angeschlagen. Du mußt wissen, daß mich der Doctor med. fortgeschickt hat, weil ich ganz auf dem Hund war, das hat mir in Frankfurt auch noch angehängt. So machen wir also weiter so lang's Gott gefällt.

Aber mit Dir o Freund, hat es nicht glänzend ausgesehen. Keine Musik hören keine Menschen sehen wollen — was sind das für Geschichten? Nervosität — lange Weile kann's auch sein — so alt bist Du auch noch nicht. Du solltest doch ernstlich dazu thun. Wie ein altes Clavier — frisch beledern. Das wär' das rechte — aber die Aerzte verstehn's nicht. Ein recht gutes neues Jahr, das könnte helfen und das wollen wir uns allerseits von Herzen wünschen.

Dein alter Schwind.

Grüße an Hofmann, Plönnies, Felsing's, Cramolini.
Grüße an die grüne Bettstadt*). Grüße den Manen Dullers**).

XLVII.

Lieber alter Freund!

Dieses Jahr soll doch nicht, ohne gar keinen Brief, herum kommen. Ich finde noch am letzten Abend eine ruhige Stunde, um Dir zu schreiben, daß, obwohl es nicht möglich war, in die Darmstädt Gegend zu kommen — denn ich machte im Frühjahr eine Reise zu meinem Sohn, in's tiefe Ungarn, und im Dezember, zu der Tochter Marie nach Wien, ich doch noch immer so frei bin, mich zu Deinen Freunden zu zählen, und anzunehmen, daß es Dich freut, von mir zu hören und Du gern bei der Hand sein wirst, einige Nachrichten ergehen zu lassen. Außer euren heillosen Erdbeben-Geschichten war von Darmstadt nichts zu hören.

Gott sei Dank war ich das ganze Jahr gesund, und wünschte von Herzen das Gleiche von meiner Frau sagen zu können, die gar zu oft, von so Nerven Lumpereien Zahnschmerzen und wie diese Qualen alle heißen, geplagt ist. Etwas ist es doch am Ende, daß sie ausgehen kann und ißt und schläft. Bei den Kindern geht es auch gut. Unser Herrmann wird gelobt über den grünen Klee, baut eine Brücke über einen Donau-Arm, der freilich fast 700 Fuß breit ist, verdient Geld, und ist mit seiner Situation unter den Barbaren ganz zufrieden. Bei der Wiener Tochter steht das zweite Kind bevor, und die Frankfurterin singt einen gewaltigen Sopran mit Leidenschaft und Ausdauer.

*) Der länglichviereckige Mathildenplatz in Darmstadt, in der Nähe meiner ehemaligen Wohnung, heißt im Volksmund die „grüne Bettlade".

**) Bei seinen Besuchen in Darmstadt versäumte Schwind selten, sich das Haus zu betrachten, in welchem sein verstorbener Freund Duller gewohnt hatte.

Mit meiner Arbeit habe ich das verrückteste unternommen, was man anfangen kann, eine ganz große Geschichte nämlich, die mich mit ganz wenig Unterbrechung, das ganze geschlagene Jahr in Anspruch genommen hat. Und noch habe ich jetzt ein paar Wochen daran zu feilen! Daß man so was nicht zwanzig Mal an die Wand wirft, ist ein wahres Wunder! Item es ist die Geschichte von der schönen Melusine in Form eines Frieses 19″ hoch 46 Schuh lang, in Wasserfarben ausgeführt bis aufs letzte: Jetzt fehlt nur noch, daß es durchfällt. Laß Dir ein gesundes und glückliches Neujahr anwünschen, für Dich und Dein Haus, grüße alle Freunde und schreibe bald ein paar Zeilen frohen Inhalts

Deinem alten Schwind.

Münch. 31 Dz. 1869

XLVIII.

Lieber alter Freund!

Dient zur Nachricht, daß ich seit Anfangs October, mit meinen Augen in Unordnung bin, und erst seit kurzer Zeit schreiben kann, und das sehr sparsam. Sonst hätte ich das neue Jahr nicht so lange verstreichen lassen, ohne bei Dir vorzusprechen. Ich war mit meiner Frau Krankheitshalber in Reichenhall (gut angeschlagen) bei meiner Tochter in Wien, dann allein in Marienbad, wurde aber, durch die Kriegs-Erklärung nach Hause gesprengt. Mein Sohn Felddienst untauglich, arbeitet an seinen Ingenieur Arbeiten fort, nicht gar weit von Belgrad. August und September brachte ich in Starnberg zu und componirte 26 Blätter zu Grillparzers Werken. Es sollte ein Geschenk werden zu seinem achtzigsten Geburtstag — mußte aber natürlich zurückgelegt werden. Seitdem bringe ich meine Tage herum, wie? das weiß ich eigentlich nicht. Gott sei Dank, kann ich seit vierzehn Tagen wieder etwas lesen und schreiben. Meinen Augen fehlt nichts aber die Augenmuskln thun ihre Schuldigkeit nicht recht, wodurch ich doppelt sehe. Vom Krieg haben wir schon hübsch gelitten. Von den Neffen meiner Frau (Badenser) sind zwei auf einmal geblieben in der Schlacht von Nuit, ein dritter verwundet und gefangen und noch ein Dutzend im Feld, für mich um so trauriger, als ich mich für das berühmte deutsche Reich gar nicht erwärmen kann. Sieht mehr einer Caserne gleich, als einem Cultur-Reich. Meintwegen.

Sei auch so gut und schreibe einiges wie es Dir geht. Du siehst, ich wehre mich dagegen, unsre alte Freundschaft nicht in die Brüche gehen zu lassen, das muß genug sein, denn ich muß aufhören. Prost Neujahr alle für Dich und Deine Familie, nebst den besten Grüßen.

Dein alte

Freund Schwind.

M. 16. Jann. 1871

Wenige Wochen nach diesem Schreiben erhielt ich die Nachricht von dem am achten Februar erfolgten Tode des treuen Freundes.

Andreas Achenbach.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Als ich zum ersten Mal vor 44 Jahren in der Heimathsstadt eine Gemäldeausstellung sah und einen Ausstellungskatalog zur Hand bekam, las ich an der Spitze des Namensverzeichnisses der Künstler als den des Autors des Bildes Nr. 1: „Andreas Achenbach in Düsseldorf". In keinem Jahr während der seitdem verflossenen langen Zeit ist das anders gewesen. Auf keiner Ausstellung hat es an einem Werk dieses Meisters gefehlt. Und wie sein Name immer an der Spitze stand, so ist das, was er ausstellt, auf dem Gebiet der Landschaftsmalerei wohl jedes Mal auch „Nummer Eins" gewesen. So lange schon wird er als einer unserer Besten genannt und gepriesen, daß Jeder, der ihm zum ersten Mal persönlich begegnet, meist sehr überrascht ist, den frischen kräftigen Mann von verhältnißmäßig jugendlichem Aussehn in ihm zu finden. Scheinen sich seine Anfänge doch in einer fast schon nebelhaften Vergangenheit für unsern Blick zu verlieren. Bis zu den fernen ersten Jugendzeiten der Düsseldorfer Malerschule muß man zurückgehen, um zu diesen Anfängen Andreas Achenbachs zu gelangen. Aber man hat sich dabei zu erinnern, daß er als Knabe schon in dieselbe eintrat und, diesem Alter noch nicht entwachsen, schon seine ersten Erfolge errang.

1815 ist Andreas, der ältere der beiden berühmten Brüder, zu Cassel geboren. Sein Vater wurde durch seinen kaufmännischen Beruf zu wiederholten größeren Geschäftsreisen veranlaßt, auf welche er den jungen Sohn mitnahm. Diese Reisen erstreckten sich zum Rhein und andererseits bis nach Petersburg. Sehr wahrscheinlich ist durch diese früh empfangenen Anregungen und mannigfachen Eindrücke schon des Knaben Sinn für die landschaftliche Natur, für die charakteristischen Unterschiede der Gegenden, der Beleuchtungen und

Luftstimmungen und sein lebendiges Interesse daran erweckt worden. Seine Neigung zur Malerei, sein Wunsch, sich ihr ganz zu widmen, muß sich schon sehr zeitig mit Entschiedenheit geltend gemacht haben. Nachdem die elterliche Familie sich 1823 in Düsseldorf niedergelassen hatte, trat Andreas 1827, zwölf Jahre alt, in die dortige Akademie als Schüler ein.

Es war ein Jahr nach dem Beginn der Neugestaltung und Neubelebung dieses Institutes durch Wilhelm Schadow, den von Berlin dorthin berufenen neuen Director. Unter den jungen Künstlern, welche als Schüler demselben zum Rhein folgten, war einer von der größten Begabung für die Landschaftsmalerei: C. F. Lessing. Seine ersten Schöpfungen dieser Art machten auf einen ihm gleichaltrigen Genossen, der in Düsseldorf von seinem Handwerk, der Buchbinderei, zur Kunst übergetreten war, Johann Wilhelm Schirmer, einen so bestimmenden Eindruck, daß er sich von der Historienmalerei ab- und der Landschaft zuwandte. Bereits 1836 wurde dieser Hilfslehrer an der Düsseldorfer Akademie; und mehr noch als Lessing, dessen Begabung eine sehr viel feinere und reichere war, ist er es seitdem gewesen, unter dessen Leitung sich die jungen Talente der Landschaftsmalerei dort heranbildeten.

Achenbach ist, wenn auch wohl nur für eine kurze Zeit, in ein Schülerverhältniß zu dem um sieben Jahre älteren Künstler getreten. Aber der Lehre eines Meisters hat er wenig bedurft. Er ist eine der seltenen, ganz aus dem Vollen geschnittenen Künstlernaturen. Das Handwerk der Malerei hat er spielend gelernt. Grübeleien und Träumereien haben ihm auch in der Jugend nie die Klarheit, Unbefangenheit und Sicherheit des Blicks für die Natur getrübt, nicht die frische Kraft der Production gelähmt. Schon im fünfzehnten und sechszehnten Jahre trat er mit Landschaftsbildern hervor, welche die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten. Die Motive dieser Arbeiten entlehnte er der Natur der rheinischen Länder. Ich kann von diesen Erstlingsbildern nicht nach eigener Anschauung derselben sprechen. Er selbst mag heute nicht mehr wissen, wohin sie gerathen, in welchen Privatgalerien und Cabinets sie versteckt sind. Man berichtet, daß die ersten, wie das ziemlich selbstverständlich ist, nicht ganz frei gewesen seien von dem Einfluß der damals auch in der Landschaftsmalerei und nicht nur in Düsseldorf herrschenden romantischen Richtung von jener bewußt elegischen Stimmungsmalerei, deren größter Vertreter Lessing in seinen Jugendjahren war.

Die Landschaftsmalerei ist von dem Gipfel, den sie zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gleichzeitig in Italien, Frankreich und Holland erreicht gehabt hatte, während des achtzehnten stetig herabgesunken. Die beiden Poussin hatten die landschaftlichen Naturformen mit der edlen Willkür hochgestimmter, vor Allem nach der Schönheit und Größe in der Erscheinung trachtender, Künstlergeister zu Bildern einer Phantasiewelt gefügt, welche von allem Kleinen, Dürftigen, Armseligen der vergänglichen Wirklichkeit befreit, als der würdige Schauplatz des kampf- und schmerzlosen Daseins eines höheren Geschlechts erschien. Claude Lorrain hatte in viel reicheren Maß als

jene Beiden mit den gesteigerten und „gereinigten“ Naturformen die Werke und Zeugnisse des menschlichen Schaffens, großartige Architekturen, Monumente, Tempel und Paläste, gruppirt, das Wasser idealer Meeresbuchten und Häfen mit prachtvollen Galeeren-, Handels- und Kriegsfahrzeugen belebt. Und wie Keiner vor ihm war er in das geheimnißvolle Leben und Weben der Luft und des Lichtes eingedrungen, hatte er es erreicht, die Welt in Sonnenglanz gebadet, die Gegenstände vom Aether umflossen, die Fernen von zartem Nebelduft umwoben und reizend verschleiert, und die Färbung der Landschaft durch die ewig wechselvollen Beiden: das Element der Atmosphäre und die Kraft des Lichtes, bedingt, in seinen Bildern zu zeigen. In den Niederlanden aber war die realistische Landschaftsmalerei von Ruysdael, Hobbema, Everdingen, Cuyp, Potter, Van der Velde, Van der Meer und manchen Anderen zu gleich herrlicher Blüthe gelangt. Aber hier hatte die Kunst auf den alten Hochmuth der menschlichen Seele verzichtet, welche die Werke des Schöpfers in der Natur meistern und nach ihren eigenen „Schönheitsgesetzen“ umformen möchte. Gerade in der möglichst reinen und selbstlosen Hingabe an die reale Erscheinung der gegebenen Landschaft und in deren möglichst treuer Schilderung suchte sie ihre Aufgabe und ihren Ruhm. Nicht nur in der des allgemeinen Charakters, der Terrain- und Vegetationsformen, des Wassers und der Wolkenbildung, in allen wechselnden Stimmungen der Tages- und Jahreszeiten, des Wetters und Lichtes; — auch in der liebevollen Schilderung eben des Details, der „Zufälligkeiten“, dessen, was von der idealistischen französisch-italienischen Kunst als häßlich, als kleinlich und unwürdig nicht der Beachtung für werth gehalten, übergangen und verleugnet worden war. —

Während des achtzehnten Jahrhunderts aber scheint ebenso wie jener hohe, reine Schönheitssinn, jener Adel der Phantasie, der sich in den Landschaften der Claude und Poussin offenbart, auch der gesunde, offene Blick für die schlichte Wahrheit der Natur, die Liebe, das Herz und das Verständniß für deren feine Reize den Künstlern völlig verloren gegangen zu sein. In immer hohler und immer trockener, manierirter und phrasenhafter werdenden Nachahmungen der großen französischen und holländischen Meister befriedigte sich die Landschaftsmalerei ihrer meisten Nachfolger während fast eines Jahrhunderts.

Claude Lorrain und Poussin aber bewiesen während desselben immer noch einen mächtigeren Einfluß als jene großen Holländer. Die Nachahmer der Letzteren verfielen völlig in Rohheit. An dem Beispiel der Ersteren aber bildete sich eine Reihe von „Prospectmalern“ und Malern „historischer Landschaften“, in denen Geist und Phantasie nicht so völlig erstorben waren, während oft reiche decorative Wirkungen von ihnen erzeugt wurden. Selbst entschieden realistisch angelegte Künstlernaturen wie Philipp Hackert und Joseph Vernet vermögen sich nicht von der Herrschaft des von jenen Idealisten inaugurirten Stils zu befreien. Hackert zumal, von Haus aus ein nüchterner und prosaischer Kopf, welchen sein Talent auf eine trockene Nach-

bildung der Wirklichkeit wies, sehen wir in fast allen seinen Darstellungen der Letzteren unter dem Bann des Beispiels jener eminent poetischen Meister. Das Resultat dieser Bemühungen, das in seiner Kunstweise zu vereinigen, was sich nothwendig ausschließen muß, treue und genaue Veduten zu malen und doch dabei den Schein einer erhöhten idealen Natur zu wahren, ist, wie es denn auch nicht anders sein konnte, ein höchst fragwürdiges geblieben.

Im Gegensatz zu ihm sehen wir J. Koch in Rom um die Wende des Jahrhunderts der wirklichen Natur der Landschaft der bestimmten Gegend entschieden den Rücken kehren. Er schaltet mit den, von der südlichen, italienischen Landschaft gegebenen Naturformen mit der souverainen Willkür Poussins, um Scenerien und Lokalitäten eines goldenen Zeitalters zu bilden, welche er mit Göttern und Heroen, den Gestalten der antiken Mythe und Heldensage, entsprechend belebte. Aber die Kunst der Malerei war längst verloren gegangen, die Tradition war versiegt. Diese heroischen Landschaften Kochs sind hart und trocken gezeichnet; ihre Bäume und Felsen sind nicht von Luft umflossen, ihre Farbe ist schmelzlos, schwer, bunt und conventionell. — Charakteristisch für die Epoche ist es, wie auch in der Landschaftsmalerei dieser Uebergangsepoche derselbe Proceß sich vollzog, wie in der deutschen Bildung und Literatur. Von der Begeisterung für das classische Alterthum, für die antike Schönheit ging die neue Bewegung der deutschen Geister in Italien wie in Jena und Berlin aus. Aber die „romantische Schule" in der Poesie wie in der bildenden Kunst war das schließliche Resultat der rasch absolvirten Entwicklung dieser Bewegung. Von Carstens antiken Göttern bis zu den Nibelungen und den Faustbildern des Cornelius, den „altdeutschen" und prärafaelitischen Heiligen und Madonnen seiner jungen Strebensgenossen, und von Kochs „classischen" heroischen Landschaftsdichtungen zu denen der romantischen Burgkapellen-, Klosterhof- und Ruinenlandschaften seiner unmittelbaren Nachfolger ist es nur ein kurzer, schneller Weg gewesen. Die deutsche Landschaftsmalerei während des ersten Viertels unseres Jahrhunderts scheint kaum noch andere Aufgaben zu kennen, als Träume der schwärmerisch gestimmten, an der neu erwachten romantischen, das Mittelalter verherrlichenden, Dichtung und der alten nationalen Minne-, Helden- und Sagenpoesie entzündeten, Phantasie in Bildern zu verwirklichen. Bei Schinkels Gemälden verschmilzt sich diese Neigung merkwürdig genug mit der in ihm so mächtigen Tendenz auf strenge classische Schönheit der Linien und Adel der plastischen Formen, selbst in der Landschaft. Die Rücksicht auf Wahrheit der Natur, auf Möglichkeit und gar auf Farbenwirkung und Entfaltung malerischer Meisterschaft steht dagegen erst in zweiter Reihe. Theils mittelalterlich gothische, theils antike und Renaissance-Architekturen, in deren Entwurf des geborenen Baukünstlers Eigenart und Talent sich nicht verleugnen, nehmen einen besonders breiten Platz in diesen inhaltreichen Compositionen ein. Belebt sind dieselben, wo es sich nicht, wie in dem Bilde „Die Blüthe Griechenlands", direct um die Schilderung antik-hellenischer Zustände handelte,

meist durch Figuren in jenen conventionellen Costümen, welche in der Epoche der deutschen Romantik als die allgemein „mittelalterlichen“ galten.

Angesichts so bedeutender Beispiele und unter dem mächtigen Einfluß der herrschenden Stimmung, des Geschmacks und der gleichzeitigen Literatur, konnte die Abwendung von dieser Richtung der Landschaftsmalerei, die Umkehr zu gesünderen Principien seitens der jungen Generation unmöglich plötzlich erfolgen. Ein allmäliger Untergang erst hat dieselbe auf andere Wege geleitet. In Lessings Erstlingsbildern kann man denselben Schritt für Schritt verfolgen. Aber er und seine Genossen begannen zuerst wieder die reale Natur unbefangen zu studiren und — malen zu lernen. Wenn auch sie in ihren Landschaften vor Allem den romantischen Stimmungen der eignen Seele Ausdruck zu geben suchten, so geschah das mehr und mehr in den treu der Wirklichkeit nachgebildeten Naturformen, welche sie sich gewöhnten ohne die conventionelle Brille der Stilisten und Idealisten anzusehen und aufzufassen. Für die Letzteren blieb Italien noch längere Zeit die erwünschte Quelle der ihnen genehmsten malerischen Motive, in deren Gestaltung sie die gegebene Natur nach dem mit herzugebrachten, von Poussin und Claude abgeleiteten, Canon und Recept der höheren Kunstschönheit modeln und arrangiren zu müssen und zu können glaubten.

Wenn ein Künstler nach Naturell und Anlage nicht dazu geartet war, dauernd, oder auch nur für längere Zeit, sich dem Bann einer Tradition in Bezug auf die Naturanschauung und Darstellung zu fügen, so war es Andreas Achenbach. Sein resolutes frisches Wesen emancipirte sich davon noch schneller und radicaler wie Schirmer und Lessing.

Viel trug zur Beschleunigung seines Bruchs mit der damals noch herrschenden Richtung der Landschaftsmalerei der Umstand bei, daß er auf frühzeitig gemachten, wiederholten ausgedehnten Reisen, und speciell solchen durch nordische Zonen, mannigfache und stärkere Natureindrücke in sich aufzunehmen Gelegenheit erhielt, als sämmtliche andere Genossen. Mit geübtem und gereiftem Auge und bereits mit großer Sicherheit und Leichtigkeit der Hand ausgerüstet, begleitete er 1832 und 1833 wiederum, wie ehedem im frühen Knabenalter, seinen Vater auf dessen Fahrten nach Holland, über die See nach Hamburg und weiter nach Riga. Zwei Jahre darauf trat er selbstständig und zu dem ausschließlichen Zweck des Studiums eine Wanderung nach Dänemark, Schweden und Norwegen an. Die Letztere ist für die moderne deutsche Landschaftsmalerei eine Entdeckungsreise geworden. Achenbach hat ein ihr bis dahin unbekannt oder seit Everdingen vergessen gewesenes, fruchtbares Herrschaftsgebiet für sie gefunden und einen Strom von deutschen Künstlern dorthin seinen Spuren nachgelockt, welche dasselbe seitdem gründlich ausgebeutet haben. — Zwei andere Studienreisen, 1836 nach den Tiroler und bayrischen Gebirgslanden und 1839 eine nochmalige nach Norwegen, sind dieser für ihn so entscheidenden gefolgt. Die Resultate seiner ersten skandinavischen Naturstudien, Bilder aus norwegischen Bergen, Wäldern und Fjorden, waren es,

welche seinen Künstlernamen zuerst im ganzen Vaterland bekannt machten und ihm die allgemeine, widerspruchslose, sich immer steigernde Schätzung erwarben. Ich entsinne mich noch sehr deutlich des mächtigen Eindrucks, den das erste, im Jahre 1838 zu uns in den preußischen Osten gelangte Bild einer norwegischen Kiefernhaide mit verstreuten Felsblöcken auf uns machte. Von schwermüthigen romantischen Stimmungen oder von „idealem Linienzuge" war in diesem klaren objectiven Bilde einer Natur von höchst charaktervoller Physiognomie freilich nichts zu spüren. Nicht ihres Malers Gemüthsleben, sondern das eigenste Leben und Wesen dieser Landschaft zum Ausdruck zu bringen, schien dies Bild gemacht. Eine köstliche, echt nordische Frische strömte davon aus. Die prächtigen Kiefern mit ihren rosig bräunlichen Stämmen und Zweigen und den matt schwärzlich-grünen Nadelmassen ihrer Kronen erschienen uns in einer Wahrheit und mit einer Meisterschaft und Präcision ohne Gleichen unter den gleichzeitig ausgestellten Landschaften hingemalt mit fettem und doch delicat zeichnendem Pinsel. Man täuscht sich zwar oft genug über die Dauerhaftigkeit solcher Eindrücke moderner Bilder. Wie oft haben wir, wenn wir nach einer längeren Reihe von Jahren derartige Gemälde wiedersahen, die einst alle Welt entzückten und zur Bewunderung hinrissen, die Empfindung gehabt: das könnten kaum dieselben sein, oder sie hätten uns damals schmählich betrogen. Andreas Achenbachs Schöpfungen aber haben bisher noch immer Stich gehalten. Darin gleichen sie denen A. Menzels. Und so zweifle ich nicht, daß auch jenes Werk heute nach zweiundvierzig Jahren noch ziemlich ebenso vor unserem, seitdem so viel gereifteren und verwöhnteren, Sinne und Urtheile bestehen würde, wie damals vor dem naiven Blick. Spiegeln Achenbachs Bilder auch nicht die subjectiven Gemüthsstimmungen und Seelenzustände ihres Malers, so doch desto treuer die solide Kraft, Gesundheit und Klarheit seines Wesens. Vorübergehendem Modegeschmack der Zeit und des Publikums hat er nie geschmeichelt und nie sich beugen mögen, und dennoch fand er sich eigentlich nie wie ein „Verkannter" im Gegensatz zu der modernen Anschauung und dem modernen Urtheil.

Unter der conventionellen Auffassung und unter dem technisch-malerischen Ungeschick hatte die See- und Marinemalerei in Deutschland im ersten Viertel dieses Jahrhunderts mindestens eben so zu leiden gehabt, als die andern Zweige der Landschaftsmalerei. Das Meer war unsern Künstlern eine fremde Welt, zu deren wirklichem gründlichen Studium ihnen mit der Gelegenheit auch die rechte Lust gefehlt hatte. Achenbach hatte früher schon dies Element in seiner lächelnden Anmuth und seinem ruhigen Glanz, wie seinem finstern Grollen und Toben, seinem stürmisch aufgeregten Wogen, Brausen und Schäumen kennen gelernt. Und gelernt auch, ihm sein tausendfach wechselndes Erscheinen abzusehen und die treu im Gedächtniß bewahrten lebendigen Bilder in markiger Kraft überzeugend zu schildern. Zum ersten Mal sah ich damals in den letzten Dreißiger Jahren in Achenbachs Meeresbildern auch von einem deutschen Maler die See, die mir selbst von

früheſter Kindheit an ſo vertraut und genau bekannt war, deren Rauſchen und Toſen mir wie eine liebe Heimathsmuſik klang, ſo gemalt, daß ihr Waſſer ein wirklich flüſſiges, bewegtes Element, ihre Wellen nicht aus Blech geformt, ihr Wellenſchaum und Giſcht nicht aus weißer Watte gebildet ſchienen, daß ich das Heulen des Sturmes, das „Anſchwappen", das Knirſchen und Donnern der Brandung aus dieſen Bildern zu hören meinte. Mit ſeinen erſten Meeresbildern: dem Seeſturm an der ſchwediſchen Küſte von 1836 (in der neuen Pinakothek zu München) und dem ſtrandenden Schiff von 1837 (im Städelſchen Inſtitut zu Frankfurt) begann Achenbach in unſerer ganzen deutſchen „Marinemalerei" eine wahre Revolution. Es war, als hätte er unſeren Malern damit erſt den Sinn für dieſe Seite des Naturlebens erſchloſſen. Hochbegabte Nachfolger hat er gefunden. Aber bis dieſen Tag noch iſt er von keinem derſelben auf dieſem Gebiet übertroffen worden, wie Eminentes auch Meiſter wie Hildebrandt, Gude, Dücker u. A. darin geleiſtet haben. Das Meer ſcheint der einfachſte, der monotonſte Gegenſtand der Malerei zu ſein und iſt doch von einem völlig unerſchöpflichen Reichthum der mannigfachſten Motive durch den unbegrenzten Wechſel ſeiner Erſcheinung, welche auch die geringſten Veränderungen der Luft, des Lichtes, des Wetters, ebenſo wie die Verſchiedenheiten der Tageszeiten auf ſeiner Oberfläche, in deren Geſtalt und Färbungen hervorbringen. Es gleicht darin der Luft, dem Himmel ſelbſt, der ſich darüber wölbt und ſeinen Glanz auf der glatten Fläche, wie auf den Wogen und Kräuſelwellen ſpiegelt. Dazu kommt noch die Mannigfaltigkeit der Strand- und Küſtenformationen und all das Schiffstreiben und -Leben, welchem Ufer und See zum Schauplatz dienen. Keines dieſer Elemente der Marine-Malerei, das Andreas Achenbach ſich nicht gründlich zu eigen gemacht hätte. Schlechthin unzählbar iſt die Menge der großen und kleinen Meeres- und Küſtenbilder, die unter ſeinen nie raſtenden Händen hervorgegangen ſind. Oft wiederholte Studienwanderungen, beſonders an der niederländiſchen Küſte, erweiterten und reiften ſeine Kenntniſſe und ſeine Darſtellungsfähigkeit dieſer Dinge immer mehr und mehr. Die damals hochgeprieſenen, franzöſiſchen See- und Marine-Maler, wie Lepoitevin und Gudin, hatte er ſchon in den Vierziger Jahren auf dieſem ihrem eigenſten Gebiet geſchlagen. Bald war es der gelbliche, flache Strand mit den niederen Dünen, von Scheveningen, der ſchon Achenbachs alten, großen holländiſchen Vorgängern Van der Velde und Backhuyzen Stoff und Gegenſtand in ſo manches Meiſterwerk gegeben hatte, mit ſeinen auf den Sand gezogenen Fiſcherbarken, ſeinen breit, ruhevoll und niedrig heranfluthenden und über den feſten, flachen Uferſand dahinſpülenden Wellen und der leicht umflorten und doch lichtgetränkten, feucht dunſtigen Luft darüber, dem er ſeine Bilder entlehnte. Bald wieder ſchilderte er die Hafeneinfahrten oder die weit in's Meer zu deren Schutz hinausgebauten, hölzernen Molen niederländiſcher Küſtenſtädte mit dem tobenden Meer, das gegen die Pfähle und Planken donnert und hochaufſpritzend Schaum und Giſcht wie einen Sprühregen auf die, gegen den Sturm ankämpfenden, von der über ſie

hinstürzenden Fluth fast hinweggeschwemmten, Theerjacken schüttet. Gerade in diesen Bildern ist eine unvergleichliche Energie, ein leidenschaftliches, dramatisches Leben entwickelt. Die ganze temperamentvolle Mannhaftigkeit Achenbachs prägt sich darin energisch aus. Zuweilen strebte er in seinen Seebildern noch gesteigerte dramatische Effecte dadurch hervorzubringen, daß er das tragische Menschenschicksal, das Unterliegen im Kampf mit den übermächtigen Naturgewalten des Meeres, zum Gegenstande seiner Darstellung wählte. So in dem 1842 von ihm gemalten, heute in der Galerie zu Karlsruhe befindlichen Bilde, welches den Untergang des Dampfschiffes „The president" auf offenem Meer durch gewaltige, das Fahrzeug zerdrückende Eismassen schilderte. Dann wieder traten die skandinavischen Reiseeindrücke in den Vordergrund. Statt des flachen, gelben Strandes und der weichen, niederen Sanddünen der holländischen Küste malte er jene schroffen, starren, von düsteren Fichtenwäldern gekrönten, granitnen Uferklippen norwegischer Meeresbuchten, gegen deren festes Gestein die Brandung fruchtlos knirscht und leckt, Bilder von einer ernsten und grandiosen Pracht der Scenerie und des ganzen malerischen Charakters, welche die Mehrheit des Publikums wohl noch stärker enthusiasmirt haben, als jene feinen und stillen niederländischen Strandlandschaften und Marinen. Ich kann die ganze Reihe der derartigen Werke unseres Meisters bis zu den jüngsten derselben, welche zu den köstlichsten Zierden der Düsseldorfer wie der Berliner Ausstellung gehörten, hier nicht im Einzelnen verfolgen. Ich wende mich zu seiner Thätigkeit in der, jener letzten skandinavischen Studienreise im Jahre 1839 folgenden, Zeit zurück. Das Werk, welches damals neben jenen Meeresbildern unter Achenbachs Landschaften den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf mich gemacht hat, ist die herbstliche Waldlandschaft vom Jahr 1843. Sie wurde vom Consul Wagener angekauft und ist mit dessen Sammlung, dem Kern der heutigen Berliner Nationalgalerie, in diese übergegangen. Wie oft ich sie dort auch wiedersehe, — ihre Wirkung ist noch immer kaum weniger mächtig, als damals. Im Vordergrund ein dicht mit Schilf bewachsener Waldteich, an dessen Ufer dunkle Eichen und Buchen wachsen. Während über diesen Vordergrund sich breithin der tiefe Schatten des schweren herbstlichen Regengewölks legt, fällt auf die Laubmassen der Bäume am jenseitigen Ufer, an welchem ein Weg vorüber führt, die zerrissenen Wolken durchdringend, ein Sonnenstrahl. Das rothbraune und gelbe Buchen- und Eichenlaub leuchtet goldig in dessen Schein auf, während der feuchte Herbstwind durch die Baumkronen stürmt, die Zweige schüttelt, daß man ihr Rauschen zu hören meint, die todten Blätter losreißt und vor sich her treibt. Die moderne Landschaftsmalerei verschmäht im Allgemeinen, zumal in Herbstbildern, eine derartig genaue und feste Zeichnung des Details der Laubmassen, wie sie hier noch beliebt ist. Sie arbeitet vorzugsweise auf den Ton hin, sucht bei der Schilderung des Waldes vor Allem die Effecte zu erreichen, welche das Auge des Kurzsichtigen innerhalb des Dickichts empfängt, der keine Blätter, keine scharf umrissenen Partien unterscheidet, sondern nur den Totaleindruck in

einander verwebter, flimmernder, dunkler und sonniger, größerer und kleinerer Tonmassen aufnimmt. Ein Waldinneres von Diaz z. B. bildet den strikten Gegensatz zu einer Darstellung wie diese Achenbach'sche. Aber Letztere gilt darum nicht im mindesten geringer; um so weniger, als in ihr trotz jener Bestimmtheit und Genauigkeit der Zeichnung der rechte Ton wahrlich nicht minder fein und genau getroffen erscheint.

In dem Entstehungsjahre dieses merkwürdigen Bildes trat sein Autor zum ersten Mal eine Studienreise nach Italien an. In jener krankhaft erregten Epoche, welche dem deutschen Revolutionsjahre vorausging, wurde alles Thun und Verhalten jeder bekannteren, hervortretenden Persönlichkeit in unserem Vaterlande im Lichte der politischen und kirchlichen Parteistellung beurtheilt und mit diesem Maß gemessen, je nachdem gepriesen und verherrlicht oder verdammt. So nahm man von liberaler Seite auch an dieser Romfahrt des berühmten rheinischen Künstlers, welche durch seine Hinneigung zum Katholicismus motivirt sein sollte, auf Grund freisinniger Principien schlimmen Anstoß. Viele der damaligen gesinnungstüchtigen Geister im deutschen Publikum wie in der Künstlerschaft thaten nicht wenig entrüstet über den angeblichen Abfall dieses bisher so freien männlichen Charakters. In beklagenswerther Verirrung und Schwäche sollte er sich „unter das Joch Roms reuig gebeugt" haben. Es wurde damals schon mit derselben liebenswürdigen Unbefangenheit und Gleichgiltigkeit gegen die thatsächliche Wahrheit, wie wir sie heute so herrlich in unseren wohlunterrichteten Journalen floriren sehen, über Achenbach erzählt, er habe bekannt, daß auch die Landschaft des protestantischen Nordens durch die Glaubensleere ihrer Bewohner gleichsam entgöttert sei, und daß es des wahren Künstlers würdiger wäre, die Natur jenes Landes zu schildern, welches aus seiner Eigenschaft als Herrschersitz des Stellvertreters Christi und des alleinseligmachenden Glaubens einen höheren Adel und eine göttliche Weihe empfange. Welcher geringe Kern von Wahrheit in diesen verzerrten kraß gemalten Geschichten und Gerüchten steckte und welche inneren Vorgänge im Gemüthsleben des Künstlers damals stattgefunden und ihn zu dem allerdings damals stattgefundenen Uebertritt zum Katholicismus bestimmt haben mochten, ist mir, wie wohl den meisten ihm ferner Stehenden, unbekannt geblieben. Es wäre überflüssig und für meinen Gegenstand auch höchst gleichgültig, sich heute noch in Betrachtungen über diese rein private innere Angelegenheit Achenbachs einzulassen. Er verweilte drei Jahre in Italien, machte mit den Gebrüdern Fries, den Landschaftsmalern, eine längere Reise durch Sicilien und brachte eine große Zahl von Studien und Bildern aus italienischer Natur nach Düsseldorf mit zurück. Ihre Bearbeitung zu abgeschlossenen Kunstwerken beschäftigte ihn dann zunächst. Diese italienischen Landschaften des Meisters hatten, was uns heut kaum glaublich klingt, damals, wie ich mich noch so sehr klar entsinne, die „Bekehrung" ihres Malers schwer zu büßen. Die Kunstkritik der liberalen Blätter spielte ihnen ziemlich übel mit und rächte die angebliche „Sünde gegen den Geist", deren man den Meister

nun einmal zieh, an ihnen. Aber auch die objectivere, spätere Kritik hat diesen italienischen Landschaften nie gleich hold zu werden vermocht, wie seinen nordischen. Ich bekenne für mein Theil, daß ich in Denen, welche ich davon kenne, keine von den Eigenschaften vermißt habe, welche Achenbachs norwegische, holländische, westfälische Landschaften auszeichnen. Es ist noch immer eine verbreitete und nachgebetete Behauptung deutscher Aesthetiker, daß die italienische Natur von einer ganz besonderen höheren, idealeren Eigenart sei, die durchaus „eine stilvolle Auffassung verlange, welche die Natur in der Ruhe ihrer eigenen Schönheit nimmt, den Rhythmus ihrer großen Bildungen in der Reinheit ihres Licht- und Luftlebens einfach hervorhebt". — Ein an die Darstellung nordischer Landschaft gewöhnter Profaner, wie Andreas Achenbach, müsse in Folge dessen nothwendig immer unfähig zu ihrer rechten Schilderung bleiben. Ich bekenne, daß ich mich, seit ich diese italienische Natur wiederholt selbst gesehen und beobachtet habe, keineswegs von der Berechtigung jener Sätze überzeugen kann. Es ist Achenbach von einem unserer berufensten und feinsinnigsten Kunstschriftsteller, Kenner und Forscher, sogar zum Vorwurf gemacht worden, daß er die „südliche Natur in Bewegung und Aufruhr geschildert hat, wobei er nothwendig ihren eigentlichen Reiz, die in reiner Luft aufleuchtende Formenschönheit zu gutem Theil hätte aufgeben müssen". Ich wüßte aber nicht, daß diese Natur des Südens schlechterdings zum schönen Wetter in Parmanenz prädestinirt wäre. Sie hat sich genau ebenso mit dem schlechten Wetter in jeder Form, mit Sturm und Regen, Schnee und Eis abzufinden und muß deren Unbill über ihre gepriesene ideale Formenschönheit ebenso ergehen lassen, wie unsere nordische Landschaft. Meinungen von der italienischen Natur, wie sie sich solchen Aussprüchen kundgeben, wurzeln noch immer in Poussins und Claude Lorrains idealen Landschaften. Heut sind sie mythisch geworden und können auf zutreffende Richtigkeit keinen Anspruch mehr machen. Gern sähe ich einmal jetzt, nachdem Achenbachs Bruder Oswald uns in zahllosen Bildern die italienische Landschaft in einer früher nicht gekannten Treue und in vollkommener Freiheit von der conventionellen Anschauung geschildert hat, jene italienischen Bilder von Andreas wieder, welche damals so vielfach befremdeten; die Bilder vom Aetna, vom Vesuv, von Palermo, der Seesturm an der sicilianischen Küste und jenes mir unvergeßlich eingeprägt gebliebene Bild: „Pantaleone" in Sicilien. Ich bin überzeugt, sie bestänben die Probe vortrefflich. Auch sie würden die Sicherheit des Blickes, die Freiheit und Objectivität der Naturanschauung und die außerordentliche Kraft und Kunst Achenbachs, das Charakteristische jedes landschaftlichen Natureindrucks im Bilde festzuhalten und wiederzugeben, glänzend beweisen. Daß nicht alle solche italienischen Bilder auf der gleichen Höhe der Vollendung stehen, wie jenes Pantaleone, daß der in der neuen Pinakothek zu München befindliche „Herbstmorgen in den Pontinischen Sümpfen" nicht zu seinen glücklichsten Schöpfungen gehört, mag dabei rückhaltslos zugestanden werden.

Uebrigens ist die italienische Episode des Meisters ohne weitere, länger

nachwirkende Folgen geblieben. Die Furcht, den Neubekehrten zum Nazarener im Leben und in der Kunst werden zu sehen, wollte sich nicht bestätigen. Er ist der frische und lebensfreudige Weltmann, der klare, kluge Kopf, der stolze, unabhängige vornehme Mensch und Künstler geblieben, der er war.

In den Fünfziger Jahren trat sehr bemerkbar eine entschiedene Wandlung in seinen malerischen Tendenzen ein. Es schien, als ob die großen, alten, holländischen Meister, daß speciell Ruysdael, Hobbema und Van der Meer von Delft ihn zu einer intimeren Beschäftigung mit ihren Werken und zu deren Studium angeregt hätten. Wenigstens wies jenes große Bild der Wassermühle mit dem rothen Dach und dem im Regenwind rauschenden Gehölz im Hintergrund vom Jahre 1856 durch viele, gewiß nicht trügerische Zeichen auf ein solches eingehendes Studium jener Meister und auf ein Eindringen des congenialen Geistes dieses modernen in die Geheimnisse ihres Schaffens hin. Von da ab folgten sich auf unseren Ausstellungen neben den See-, Hafen- und Strandbildern von den Niederländischen Küsten, besonders häufig und ausschließlich Darstellungen aus westfälischer Landschaft. Unter den Gegenden des großen, vielgestaltigen Vaterlandes, welche dem Landschafter die willkommensten Motive bieten, zählt gerade die Natur Westfalens zu den reichsten und ausgiebigsten. Freilich immer nur für den, welchem der Sinn erschlossen ist für die intimen und verborgenen Reize der Landschaft, die nicht mit großen und pomphaften effectvollen Scenerien, nicht mit mächtigen Gebirgsgipfeln, Hochwäldern, idealen Linienzügen und zauberischen Beleuchtungs- und Farbenschauspielen prangen und blenden kann. Sie bietet dafür den steten Wechsel von Ebenen, Thälern, Hügeln und mittleren Höhen mit Eichengebüsch und kleinen Gehölzen bestanden, die Felder von lebendigen Hecken durchzogen und getheilt; die Gehöfte einzeln abgesondert von einander, von alten Bäumen umrauscht, von Gräben umgeben. Nie hat ihr ein Künstler ein lebhafteres Gefühl, ein freudigeres Interesse entgegengebracht, nie einen sympatischeren Blick für diese echt malerischen Vorzüge der westfälischen Landschaft bewiesen, als Andreas Achenbach. Die ihr entlehnten größeren und kleineren Bilder, oft Ausschnitten aus dem bescheidensten Stück ländlicher Natur gleichend, gehören zu seinen erquickendsten Schöpfungen. Selten schildert er sie im lachenden Sonnenschein, in friedlicher Ruhe des stillen Sommer- und Frühlingstages, unter blauem oder von lichtem Gewölk durchzogenem Himmel. Am liebsten malt er sie, wenn bleigraues Regen- und Wettergewölk sich über den Hügeln und Baumkronen heraufwälzt und der Wind in den dunklen Wipfeln rauscht. Die Meisterschaft, die er so oft in der Malerei des Wassers und des Wellenschaumes auf seinen Bildern des aufgeregten Meeres bewiesen hat, zeigt sich hier nicht geringer in der Darstellung bergab eilender Bäche, die sich schäumend und krystallklar zwischen den Steinblöcken in ihrem Bett drängen und thalwärts zwischen den grasigen Ufern hinab oder über die Räder umbuschter alter Mühlen hinstürzen.

Wieder eine neue Note sahen wir Achenbach in der Mitte der sechsziger

Jahre anschlagen. Damals auf der Berliner Ausstellung von 1866 erschien das heut im Besitz der Nationalgalerie befindliche Bild „Ostende". In einer völlig ungewohnten Gestalt trat uns der seit so lange bekannte Meister darin entgegen. Hier ist Alles den großen Tonwirkungen untergeordnet. Nicht See und nicht Landschaft gaben die malerischen Motive der Darstellung. Eine Reihe von alten, mit Ziegeln gedeckten Häusern am inneren Hafen schiebt sich, von dem plumpen Thurm der Kirche des Orts überragt, in die Tiefe des Bildes hinein. Auf dem Gewässer im Vordergrunde sind Schiffer mit dem Entladen und Befestigen eines großen Bootes beschäftigt; Fischerfrauen hocken dort neben einander sitzend am Boden. Ueber den dunklen Dächern der Häuser steigen dichte, geballte Wolkenmassen auf, die zum Theil das Licht der gegenüberstehenden Sonne glänzend reflectiren. Die Tongebung hat eine außerordentliche Energie, Tiefe und Glut, welche bei Achenbach, dessen Scala bis dahin jederzeit eine kühlere, dessen Farbe zuweilen sogar eine etwas glasige war, im hohen Grade überraschte. Man sah eben, daß er sein letztes Wort noch lange nicht gesprochen, das letzte Ziel seiner Entwickelung noch nicht erreicht hatte. Diesem Bilde verwandt ist die große Ansicht von Amsterdam, durch die er auf der Pariser Weltausstellung von 1867 vertreten war (heut in der Galerie Ravené befindlich). Die Absicht, das Werk dort auszustellen, mag den Meister zu einer gewissen Outrirung in den Tönen verleitet haben, um des großen und frappanten Effectes völlig sicher zu sein. Auch in den Bildern dieser Periode ist der Einfluß der großen alten holländischen Meister auf ihn unverkennbar. Hier aber scheint es speciell Rembrandt, dem er in Bezug auf die Gewalt und Glut des Tons und der Wirkung nacheifert. Die Berliner Nationalgalerie besitzt noch ein drittes Bild Achenbachs aus demselben Jahrzehnt, 1869 gemalt, das gerade in Bezug auf die Feinheit und Wahrheit der Tongebung bei der größten Tiefe und wundervollem Schmelz derselben das Außerordentlichste geleistet zeigt. Es stellt die Düne von Scheveningen dar, von der See her gesehen; der Ort selbst mit der alten Kirche, und seinen Ziegeldächern wird zur Linken im Mittelgrunde sichtbar; in der Ferne die Thürme des nahen Haag. Ueber dem Rande der Dünen steigt der Vollmond auf. Ein wüthender Windstoß vom Lande her treibt dichte Wolken von Sand und Staub nach vorne hin und überschüttet damit Gruppen von Fischern, Weibern und Kindern, welche, dem Strand zugehend, sich gegen die Gewalt des Sturmes zu stemmen und vor dem Staube zu bergen suchen.

In Achenbachs Productionen ist nie eine Stockung eingetreten. Mit unglaublicher Leichtigkeit und Mühelosigkeit schafft er. Aber wie alle wahrhaft productiven und fleißigen Menschen hat er dabei dennoch immer Zeit zu allerlei Nebenbeschäftigungen von der mannigfachsten Art, und zur Erfüllung ausgedehnter geselliger Pflichten. Er hat viele und vortreffliche Stücke auf Stein gezeichnet und radirt. Und keineswegs sind es nur Darstellungen desselben Genres wie seine Gemälde, in welchen er seine meisterhafte Fertig-

keit in der Handhabung dieser künstlerischen Ausdrucksmittel bewiesen hat. Achenbach besitzt einen glänzenden Humor, der sich speciell auch in köstlichen Caricaturzeichnungen offenbart. Dergleichen höchst belustigende Zerrbilder von treffendster Charakteristik hat er seit seinen ersten Zwanziger Jahren zahlreich lithographirt und radirt, zum großen Ergötzen seines Kreises und nicht am wenigsten zu dem der darin getroffenen und harmlos verspotteten Genossen. Die Mehrzahl der von ihm auf Stein gezeichneten und in Kupfer geätzten Blätter aber bilden selbstverständlich landschaftliche und speciell See- und Strandbilder.

Daß bei einer so leichten Production manches Bild aus seiner Werkstatt in die Welt gegangen ist, welches nur für den Kunstmarkt gearbeitet ist, nicht durchaus die Gediegenheit und Vollendung seiner besten Meisterwerke erreicht, erscheint sehr begreiflich. Aber welche lange Reihe von soliden und mit ebenso voller Gewissenhaftigkeit durchgeführten als genialen Arbeiten steht diesen leichteren keck hingeworfenen Stücken von seiner Hand gegenüber! Auch während des letzten Jahrzehnts folgten sich jene unausgesetzt. Es ist unmöglich, sie Alle einzeln zu citiren, die nicht nur alljährlich auf unseren großen Ausstellungen zu Berlin, Wien, München, Düsseldorf, sondern in der Zwischenzeit auch in den permanenten Gemäldesalons unserer Kunst- und Künstlervereine erschienen sind, und überall das lebendigste Interesse erweckten.

Heut im 65sten Lebensjahr steht Achenbach noch in voller ungebrochener Schöpferkraft da, alle gleichaltrigen Genossen und den ganzen jüngeren Nachwuchs, der sich doch hauptsächlich an seinem Beispiel herangebildet hat, um eines Hauptes Länge überragend. Unter den sechs Bildern, welche von ihm in diesem Sommer auf der allgemeinen deutschen Kunstausstellung zu Düsseldorf erschienen, sah ich zwei: „Blankenberger Schiffer am Stakkat von Ostende“ und „Schelde-Ufer bei Antwerpen“, die unbedingt zu den größten und vollendetsten Leistungen seines Lebens gezählt werden müssen. In dem letztgenannten war in bewundernswürdiger Weise eine Aufgabe gelöst, die Achenbach neuerdings wiederholt beschäftigt hat und welche wir auch auf dem, in den letzten Wochen in Berlin ausgestellten Bilde „Einfahrt eines Dampfers in den Hafen“ mit nicht geringerer Meisterschaft behandelt sehen: die Darstellung der, von dickem Rauch erfüllten Luft, welchen Regen und Nebel in derselben am Aufsteigen hindert, niederdrückt und zwingt, sich nahe über den Boden oder das Wasser hinzuwälzen. Bei vielen seiner früheren Bilder auch aus der Zeit seiner reifsten Meisterschaft während der Fünfziger, Sechsziger und Siebziger Jahre konnte, wenn auch schwerlich die Behandlung des Wassers, des Terrains und der Vegetation, so doch die der Luft und speciell der Wolken Widerspruch erregen. Nicht sowohl der compacte Vertrag mit der fett aufgesetzten Farbe, welcher diesen Wolkengebilden eine außerordentliche Leuchtkraft gab, als das scharf Umrissene, wenig Verschmolzene in ihrer Zeichnung, das sie oft genug eher festen, körperlichen als nebelhaften Dunstgebilden ähnlich erscheinen ließ. Auch das ist in diesen neuesten Werken glücklich überwunden. Die Luft kann nicht luftiger gemalt

sein, nicht wahrhaftiger wirken, als hier auf diesen Bildern, wo der schwärzliche Qualm aus den Schloten von Hütten und Dampfern mit strömendem Regen und Nebel kämpfend, sie erfüllt und verdunkelt und ihr damit einen malerischen Reiz giebt, wie aller Glanz der reinen Sonne des Südens ihn nicht zu erzeugen und zu verleihen vermöchte.

In unserer Zeit giebt es keine verkannten Genies mehr. Der Leistung entspricht heut überall auf jedem geistigen Gebiet auch der Erfolg und der Lohn. Achenbach ist beides im reichen Maaß und nach vollem Verdienst geworden. Und nicht nur sein künstlerisches Genie hat diesen Erfolg geerntet, sondern auch seine Persönlichkeit. Sie ist seiner Kunstweise durchaus homogen. Wer in Gesichtern zu lesen versteht, dem wird, auch wenn er das lebendige Original nie gesehen hätte, das diesem Hefte beigegebene radirte Bildniß A. Achenbachs jene Thatsache sehr begreiflich erscheinen lassen. Nicht nur die Fülle und Gesundheit künstlerischer Schöpferkraft spricht daraus. Ebenso ihr innig gesellt die rücksichtslos vordringende Energie, die Kühnheit, die stolze Freudigkeit des seiner Kraft immer gewissen Mannes, der gewohnt ist der Hindernisse zu spotten, zu siegen und zu triumphiren, und dessen Wollen und Vollbringen sich jederzeit vollkommen deckten im Leben wie in der Kunst.

Ueber Blindſein.

Von

Herm. Schmidt-Kimpler.

— Marburg. —

Es giebt gewiſſe Erinnerungsbilder aus früher Jugendzeit, die wieder und wieder zum Vorſchein kommend uns durch das ganze Leben als altbekannte dauerhafte Inventarſtücke begleiten. Nicht immer iſt es Bedeutendes, Ereignißvolles, was ſie zeigen; oft erſcheint es uns ſpäter ſelbſt ſo werthlos, daß wir gar nicht begreifen, wie grade Das ſich bewahrt und unſerm Innern eingeprägt hat, während doch leider ſo Vieles, deſſen Beſitz viel nützlicher wäre, im Fluß der Jahre verloren ging. Eines aber haben dieſe Erinnerungsbilder aus der Kindheit alle gemeinſam: nicht der Verſtand war es, der ſie ſchuf, ſondern die Sinne; und pietätvoll tragen ſie bis an's Ende das Wappen ihrer Erzeuger. Immer ſtellen ſie lebendige, farbenfriſche Scenen dar: wir ſehen deutlich Perſonen und Dinge aus längſt entſchwundener Zeit wieder vor uns ſtehen, längſt verklungene Worte ſchlagen klar und laut an unſer Ohr und rufen vergeſſene Empfindungen wieder wach. —

Eines meiner Erinnerungsbilder aus früher Jugend zeigt mir das altersgraue Haus der Berliner Blinden-Anſtalt mit breitem Hof und hinterliegendem Quergebäude, in dem eine vielgewundene Treppe in die höhern Stockwerke führte. Auf dieſer Treppe ſtand ich oft als kleiner, zu einem privaten Abc-Unterricht gehender Knabe ängſtlich an die Wand gedrückt, wenn die blinden Inſaſſen von oben her mir entgegen kommend mit ihren lebloſen Augen ſchattenhaft vorüberhuſchten. Ihr ganzes Gebahren, ihr Taſten am Treppengeländer, die unſichern Bewegungen und das neugierige Kopfwenden waren mir in hohem Grade unheimlich; ſie kamen mir wie Weſen anderer Art vor.

Und wohl nicht ganz mit Unrecht, das Fehlen eines Sinnes von der

Bedeutung des Sehvermögens müßte eine vollkommen anders gestaltete Entwickelung der geistigen und moralischen Anschauungen bei den Blinden veranlassen, — wenn ihnen nicht die Sehenden von ihrem geistigen Besitzthum mittheilten. Je mehr Sinne fehlen, um so weniger empfängt und giebt der Geist: mit den Sinnen schwindet das Leben geistig und körperlich. „Der Blinde gleicht einem Todten", heißt es wohl in dieser Auffassung häufig in den Rabbinen, und der Talmud ordnet dementsprechend an, beim Anblick eines Blinden jene Benediction auszusprechen, welche bei der Kunde vom Tode eines nahen Angehörigen gebräuchlich ist. In Berücksichtigung des Elends der Erblindeten, und weil dieses Gebrechen häufiger als die andern beim jüdischen Volke vorkam, verordneten auch die Rabbinen jeden Morgen ein „Gebenedeiet" an den Gott zu richten, der die Augen der Blinden öffnet. Die Wiege des jüdischen Volkes stand ja in dem Lande der Augenkrankheiten, in Aegypten, und der Zug durch die Wüste förderte wohl die Erkrankungen. So schaut Jeremias auf den Trümmern Jerusalems unter seinen Traumbildern, wie Blinde vom Blute der Leichen befleckt in den Straßen herumtaumeln, und kein Theil der rabbinischen Heilkunde ist so reichhaltig als der über Augenkrankheiten. Fast scheint es, als wenn dieses böse Erbtheil auch den unter uns lebenden Israeliten geblieben ist. Die Blindenzählung 1867 in Mecklenburg-Schwerin ergab unter je 383 Juden einen Blinden, während das Verhältniß bei den Christen sich nur wie 1 zu 1168 stellte. Auch sonst ist es schon aufgefallen, daß die Juden verhältnißmäßig häufig an gewissen Augenleiden, so am grünen Staar (Glaucom) erkranken; weiter soll nach H. Cohn und Magnus' Angabe, die allerdings von anderer Seite bestritten ist, Farbenblindheit bei ihnen öfter vorkommen als bei den Christen.

In Aegypten ist noch heut zu Tage die Zahl der Blinden eine colossale; man schätzt sie auf 1:100, ja in der Notice analytique der Gründer des Blindenasyls in Kairo vom Jahre 1873 wird sie sogar von 1:20 angenommen. Der rühmlich bekannte Förderer des Blindenwesens Frankl in Wien will auf einem Spaziergang in Kairo an tausend Blinde gesehen haben! Besonders viel tragen hier zur Entstehung der Blindheit die ansteckenden Bindehaut-Entzündungen (sogenannte egyptische Augenkrankheit, Granulationen, Trachom) bei.

In Mittel-Europa ist die Schaar der Blinden erheblich geringer: in Preußen (1873) kommt nur einer auf 1111, in Oesterreich (1869) einer auf 1785, in Frankreich (1866) einer auf 1191.

Nord-Europa hat mit Ausnahme Schwedens, wo im Jahre 1860 ein Blinder 1418 Sehenden gegenüber stand, wieder mehr des Augenlichtes Beraubte. So ist in England (1861) das Verhältniß von 1: 1037; in Norwegen (1865) 1: 733, in Finland (1865) 1: 307. Doch können diese amtlichen Statistiken immerhin nur eine annähernde Richtigkeit beanspruchen, wie das unter andern auch wieder die Nach-Untersuchungen Zehenders be-

treffs der Zählung vom 3. December 1867 in Mecklenburg-Schwerin so eclatant erwiesen haben. Bei namentlicher Nachforschung waren 14 von 480 als blind Aufgeführten überhaupt nicht blind: zum Theil waren es heftige, zur Zeit bestehende Augenentzündungen, die die falschen Angaben veranlaßten, zum Theil waren die Personen nur auf einem Auge erblindet oder sogar vollkommen sehend. Weiter waren durch Vornamen Verwechselungen, männliche Blinde in weibliche, und weibliche in männliche umgestaltet worden.

Besonders interessant ist in diesen Untersuchungen die Darlegung des Verhältnisses zwischen Blinden und Sehenden je nach den verschiedenen Altersstufen. So kommt z. B. bis zum 5. Lebensjahre ein Blinder auf 5540 Sehende, während im 80. — 90. Lebensjahre schon ein Blinder auf 96 Sehende, und über 90 Jahre sogar einer auf 39 zu rechnen ist. Diese Zunahme der Blinden im höhern Lebensalter kann manche auffällige Erscheinung bezüglich des Blindenstandes in den verschiedenen Ländern erklären helfen. So hat z. B. Norwegen, wie erwähnt, einen hohen Procentsatz an Blinden; aber dieser wird zum Theil dadurch hervorgebracht, daß die Leute dort älter werden als anderswo. Während nämlich die Totalsumme der Blinden in Norwegen etwa vier Mal so groß als in Mecklenburg, ist die Summe der Blinden, die über 60 Jahre alt sind, vierzehn Mal so groß. „In Norwegen werden also viele Menschen erst blind in einem Alter, in welchem sie in Mecklenburg sterben und in manchen andern Ländern schon längst gestorben sind".

Im Kaukasus (1: 900) und in China ist die Menge der Blinden ebenfalls auffallend. In letzterem Lande werden sie nach W. Reinhold schon seit Jahrtausenden in besonderen Blinden-Instituten unterrichtet. Gute Kenntnisse, Schärfung der Urtheilskraft, Uebung des Gedächtnisses und der Combinationsgabe sind in jenen Anstalten angestrebte Ziele und bewirken, daß die Blinden Chinas, weil sie geistig über dem Niveau der großen Massen stehen, als Seher und Wahrsager gelten. Die weniger berühmten Leute dieser Klasse ziehen, wie W. Reinhold erzählt, von einem Kinde geleitet, durch die Straßen und entlocken einer Guitarre melancholische Töne, um sich den Umstehenden bemerklich zu machen und zur Ausübung ihrer Kunst in dieses oder jenes Haus gerufen zu werden. Dort hört der blinde Seher schweigend die an ihn gestellten Fragen, erkundigt sich nach den nähern Umständen und nimmt die Guitarre zur Hand. Anfänglich ruhig und langsam, fliegen allmälich rascher die Finger über die Saiten, bis sie wild und grell durcheinander klingen und auch sein Inneres zu durchzucken scheinen. Die lichtlosen Augen starren in die Ferne, die Muskeln seines Gesichts zittern, und ein Glanz von Begeisterung überstrahlt sein Gesicht. Die bis dahin geschlossenen Lippen öffnen sich, in wilden Rhapsodien eigener Composition oder in Passagen aus den seiner Kunst geweihten Büchern theilt er den lauschenden Hörern die Antwort mit. Allmählich wird er ruhiger, die Miene

nimmt den gewöhnlichen Ausdruck an, die Guitarre schweigt, und der Seher zieht in andere Häuser, um einige Kupfermünzen zu erhalten, die gerade ausreichen, um sein und seines Führers Dasein kümmerlich zu fristen. Ist der Name des Sehers berühmt geworden, so wählt er sich einen sicheren Wohnsitz, bestimmt die Preise für die Ausübung seiner Kunst und sammelt oft ein großes Vermögen.

Bezüglich Japans hat mir Herr Professor Rein einige Notizen gegeben.

„Obgleich, so viel ich weiß", schreibt er, „bis jetzt keine Statistik über die Zahl der Blinden und die Ursache ihrer Blindheit vorliegt, drängen sich dem aufmerksamen Beobachter doch leicht mehrere bemerkenswerthe Thatsachen auf, zunächst die, daß der Procentsatz Derer, welche in Japan des Augenlichts entbehren, ein großer sein muß, und sodann die weitere, daß wenigstens die Hälfte aller Erblindungen von der Blatternkrankheit datirt, deren Spuren in auffälliger Weise den Gesichtern der meisten Blinden Japans tief eingeprägt sind. Diese Erscheinung ist dem intelligenten Japaner selbst wohl bekannt, und er weiß auch, welche schrecklichen Verheerungen die Blatternkrankheit sonst noch anrichtet. Darum wurde auch die Einführung des Impfzwanges als ein Segen begrüßt und dem Volke dargestellt, das sich in allen seinen Schichten willig fügt. Aber wer noch zweifeln sollte an der Wirkung der Vaccination, der lasse getrost die junge heranwachsende Generation Revue passiren und vergleiche ihre glatten Gesichter mit den entstellten vieler Erwachsener, der erkundige sich nach der Zahl der Sterbefälle und Erblindungen unter den Kindern jetzt gegen früher. Schon vor mehr als fünf Jahren sprach ich mit einem Bürgermeister eines weit im Innern Japans gelegenen Landstädtchens über diesen Punkt. Er nannte die Einführung der Petroleumlampe und der Kinderimpfung die beiden größten Wohlthaten, welche der engere Verkehr Japans mit dem christlichen Abendlande seinen Landsleuten gebracht habe. Zwei seiner Kinder hatte er an den Blattern verloren, ‚und wenn ich das demnächst zu erwartende, fünf ri (3 Meilen) weit zu einem Impfarzt bringen müßte, will ich Weg und Kosten nicht scheuen und es möglichst bald impfen lassen', fügte er seinen Mittheilungen hinzu". — Der Impfzwang wurde 1874 eingeführt. „Die Wohlthaten des Impfens" (habe ich an einer andern Stelle meines Tagebuchs bemerkt) „sind nirgends so rasch erkannt worden als in diesem Lande, nirgends hat man so strenge und fürsorgliche Maßregeln eingeführt, sie Allen zu Theil werden zu lassen, nirgends sich ihnen so willig gefügt".

Bisher hat man in Japan keine Fürsorge für die Blinden getroffen. Allgemein fällt ihnen das Kneten und Recken der Sehenden zu, eine Sitte, die sich bekanntlich auch in der Südsee, zumal auf den Sandwichsinseln findet, wo aber nicht Blinde, sondern junge Mädchen das Champoniren ausführen. Wenn ein Japaner sich erkältet hat, so läßt er nach dem täglichen warmen Bade, in dem er sich nackend oder halbnackend ausstreckt,

einen Blinden kommen und sich mit den Händen bearbeiten, was so systematisch und geschickt über alle Theile des Körpers ausgedehnt wird, wie es in einem türkischen Bade kaum geschieht. Diese Arbeiten sind das Mittel, durch welches sich japanische Blinde ernähren. Sobald die Dämmerung herankommt und oft nach zehn Uhr Abends hört man das Aufstoßen ihrer langen Bambusstöcke, das Pfeifen ihrer Flöten und den Ruf Ama-san in den Straßen. Ama-san nämlich heißt: „der Knetende, Herr", ein Name, der ihnen allgemein zu Theil wird. Die Blinden haben geschorene Köpfe und sehen aus wie buddistische Mönche, werden auch wohl als halbe Mönche und Heilige angesehen".

Wenn man auf der ganzen Welt ein Durchschnitts-Verhältniß der Blinden von 1 auf 1400 annehmen wollte, so gäbe es unter den circa 1400 Millionen Erdbewohnern 1 Million Blinde. — Aber sind wir denn berechtigt, alle Die wörtlich als blind zu bezeichnen, die hier und da so genannt werden? Wo beginnt denn Blindheit (Amaurosis) und hört hochgradige Schwachsichtigkeit (Amblyopie) auf? Es ist das eine schwer zu beantwortende Frage. Wenn wir Den blind nennen wollen, der keine Lichtempfindung mehr hat, so wäre die Mehrzahl der Blinden gar nicht blind. Ich sehe hierbei gleich ab von den subjectiven Lichtempfindungen, die durch Reizung der Netzhaut oder der Centren des Gesichtssinnes im Gehirn ausgelöst werden. Auch ohne Erkrankung der Augen haben Viele ihre Deutlichkeit und Pracht bei geschlossenen Lidern im Dunkeln empfunden: grelle Blitze, feurige Kugeln und Lichtgarben, nicht selten in bunten Farben, schießen da auf. Ferner kann man auch durch Druck auf eine Stelle des hintern Augenabschnittes, die Netzhaut mechanisch reizend, eine Lichterscheinung (Phosphen) hervorrufen. Derartiges findet sich auch bei vielen Blinden: oft ihnen zum Trost, indem sie darin einen Rest des erhaltenen, oder den Anfang wiederkommenden Sehvermögens erblicken, — bisweilen auch zur Belästigung und Qual, — wenn auch Letzteres bei Weiten nicht so häufig, wie wir es bei Tauben bezüglich der subjectiven Geräusche zu beobachten Gelegenheit haben. Aber auch die objective, durch von außen kommende Lichtstrahlen angefachte Lichtempfindung ist noch bei der Mehrzahl der Blinden erhalten. Sie erkennen noch Sonnen-, öfter selbst Lampenlicht, während die Unterscheidung der Gegenstände verloren gegangen ist: ein Theil von ihnen besitzt noch das, was man in der Wissenschaft als quantitative Lichtempfindung bezeichnet.

Es dürfte zum besseren Verständniß der uns beschäftigenden Frage dienen, wenn wir hier einmal kurz die Art betrachten, in der die Ophthalmologie die Sehschärfe und ihre abnorme Verringerung feststellt. Halten wir uns zuerst an das centrale Sehen, d. h. das Sehen des mit dem Auge fixirten Gegenstandes. Es fällt hier das umgekehrte, verkleinerte Bild des Objectes auf die am feinsten empfindende Stelle der Netzhaut, auf den gelben Fleck. Dieses Bild muß eine gewisse Größe haben, um wahrgenommen werden zu können. Bei guter Tagesbeleuchtung werden noch zwei Striche unterschieden,

deren Bilder auf der Netzhaut einen Abstand von nur 0,004 Mm. haben. Einfache Lichteindrücke, wo es sich nicht um Trennung und Abgrenzung handelt, können bei noch geringerer Größe der erregten Netzhautstelle, wie das Erkennen mancher Sterne erweist, wahrgenommen werden. Von derartigen Untersuchungen ausgehend, hat man zur praktischen Bestimmung der Sehschärfe eine Scala verschieden großer Buchstaben hergestellt, die in der entsprechenden Entfernung gehalten, gleiche, an der Grenze der Wahrnehmbarkeit stehende Netzhautbilder entwerfen und von einem normalen Auge noch erkannt werden müssen. Für die einzelnen Reihen gleich großer Buchstaben ist die Entfernung angegeben, in der sie gesehen werden müssen; dabei ist vorausgesetzt, daß kurzsichtige oder weitsichtige Augen mit den entsprechenden corrigirenden Brillengläsern bewaffnet sind. Erkennt nun Jemand die Reihe, die er auf 20 Meter sehen soll, in eben dieser Entfernung, so hat er Sehschärfe 1, erkennt er sie nur auf 10 Meter, so hat er halbe, auf 5 Meter ein Viertel Sehschärfe und so fort. Stellt sich bei einer derartigen Prüfung heraus, daß das Sehvermögen zu sehr herabgesetzt ist, um mit diesen Proben zum Ziel zu kommen, so läßt man die ausgespreizten und auf dunkelm Grunde gehaltenen Finger zählen, sie werden normaler Weise in circa 60 Meter erkannt. Schließlich sieht man, ob und in welcher Entfernung etwa noch die Zahl der Hände oder gar nur die Bewegung einer Hand wahrgenommen wird. Wenn dieses auch unmöglich ist, so wird geprüft, ob in einem dunklen Zimmer eine Lampenflamme — in ihren verschiedenen Größen — gesehen wird, indem man mit der Hand das Auge erst beschattet und dann freiläßt. Das Minimum von Lichtempfindung wird erfordert, um das Hell oder Dunkel des Tagelichts wahrzunehmen. Diese letzteren Arten der Lichtempfindung mit Einschluß der Wahrnehmung der Handbewegungen, da es sich auch hier nicht um Details-Erkennung handelt, bezeichnet man als quantitative, die andere als qualitative.

Da wir aber nicht nur mit dem Centrum der Netzhaut sehen, sondern auch mit mehr peripher gelegenen Theilen die Dinge wahrnehmen, welche sich um den fixirten Gegenstand herum befinden, so wird eine ähnliche Prüfung dieses peripheren oder excentrischen Sehens vorgenommen werden können. Den ganzen Raum, in welchem Gegenstände, die sich neben dem fixirten befinden, noch gesehen werden, bezeichnet man als Gesichtsfeld. Je weiter wir uns der Peripherie desselben nähern, um so geringer wird die Sehschärfe, um so verschwommener die Bilder, deren Farben ebenfalls undeutlicher werden. Bei der Beurtheilung des Sehvermögens muß nun sowohl das centrale wie das periphere Sehen beachtet werden; bisweilen sind beide gleichmäßig herabgesetzt, bisweilen ist nur das eine oder das andere betroffen. So giebt es Fälle, bei denen das centrale Sehen ganz aufgehoben ist, die Peripherie der Netzhaut aber noch empfindet (centrales Skotom). Im Gegensatze hierzu wird bei der mit Pigmentbildung einhergehenden Netzhauterkrankung (Retinitis pigmentosa), — auch Nachtblindheit

genannt, da anfänglich die abnorme starke Herabsetzung der Sehschärfe in der Dämmerung den fast immer der Erblindung zuschreitenden Kranken besonders auffällt, — central noch ganz kleiner Druck gelesen, während die peripheren Netzhautpartien schon empfindungslos sind. Diese Kranken sind in ihrer Orientirung und selbstständigen Bewegung außerordentlich gehindert, da hierzu besonders das excentrische Sehen benutzt wird, um seitlich gelegenen Hindernissen auszubiegen. Sie befinden sich in ähnlicher Lage, als wenn wir dicht vor ein Auge — beim Schlusse des andern — eine lange Röhre vorhalten, die nun durch ihre Wände das excentrische Sehen hindert, während sie das centrale gestattet. Schließlich kommt es auch bei manchen weit vorgeschrittenen Erkrankungen des Sehorgans oder Sehnerven vor, daß das Sehen bis auf eine außerordentlich kleine excentrische Stelle des Gesichtsfeldes vollkommen geschwunden ist. Befindet sich hier gerade ein Object, so wird es dem Kranken eben auftauchen und sichtbar werden, um bei geringer Stellungs-Veränderung sofort zu verschwinden.

Bei Erwägung dieser verschiedenen Modificationen in der Herabsetzung des Sehvermögens gestaltet sich die Frage: Wer ist blind? immer schwieriger. Selbstverständlich ist es, daß wir nur Den blind nennen werden, dessen beide Augen in der zu bestimmenden Weise an Sehkraft gelitten haben. Und doch könnten wir wohl Jemand, der noch eine bestimmte als Grenze anzunehmende Sehkraft auf beiden Augen besitzt, von der Kategorie der Blinden ausschließen, während wir einen Andern, dem ein Auge ganz fehlt, während das andere eben auf der erwähnten Grenze steht, den Blinden zuzählen müßten? Am Einfachsten würde es sein, zu sagen: der ist blind, der keine qualitative Lichtempfindung hat. Doch geht das leider nicht an, da auch Die, welche noch die Zahl der Hände erkennen oder in nächster Nähe sogar noch Finger zählen können, in der praktischen Verwerthung ihrer Gesichtseindrücke ganz den Blinden gleichstehen; auch sie sind nicht im Stande, ungeführt an fremden Orten den Weg zu finden, sie haben keine irgend erhebliche Unterstützung bei ihren Arbeiten durch den Rest des erhaltenen Sehvermögens und können unsere Schrift und unseren Druck selbst mit starken Vergrößerungen nicht erkennen; wenn es sich um Kinder handelt, wird ihre Erziehung am Besten so wie die der Blinden erfolgen. — Mit einer gewissen Zunahme des Sehvermögens aber steigt von jetzt ab die praktische Benutzungsfähigkeit desselben in deutlichster Weise. Wenn Jemand bei annähernd freiem Gesichtsfelde central Finger in einem halben bis einen Meter zählt, kann er nicht mehr den Blinden zugerechnet werden, und macht auch äußerlich nicht diesen Eindruck. Eingehende Prüfungen derartiger Kranken werden dies bestätigen. Ein mir bekannter Tagelöhner, der in Folge einer früheren Sehnerven-Entzündung nur noch Finger in einem Meter zählt, bewegt sich überall frei und erwirbt sich vollkommen selbstständig seinen Lebensunterhalt. Niemand, der ihm auf der Straße begegnet, wird ihn für blind halten. Man thut demnach gut, auf dieser Grundlage, ob der zu Untersuchende im

Stande ist, nur in nächster Nähe oder weiter, etwa über 1/3 bis 1/2 Meter Finger zu zählen, die ungefähre Grenze des Blindseins zu ziehen.

Der Blindeninstitutsdirector Pablasek in seinem trefflichen Buche: „Der Führer des Blinden von der Wiege bis zum Grabe", bestimmt das Blindsein in anderer Weise. Er unterscheidet Blindheit und Halbblindheit. Bei ersterer werden wiederum zwei Klassen angenommen: völlig blind und blind mit einem Lichtschein, der ausreicht:

a) zu bloßer Unterscheidung von Tag und Nacht,
b) zu umflorter Wahrnehmung größerer Gegenstände und lebhafter Farben,
c) zu gleicher Wahrnehmung kleiner Gegenstände, ohne daß er jedoch für den Unterricht der Sehenden ausreicht, noch sich durch optische Gläser dazu ergänzen läßt.

Ist die Ergänzung so leicht thunlich, wie bei der Kurzsichtigkeit, so besteht Halbblindheit oder Schwachsichtigkeit. Die von Pablasek hervorgehobenen Momente, wie Erkennen größerer oder kleinerer Gegenstände, sind jedoch zu unbestimmt: neben einer genauen Bezeichnung des Gegenstandes ist vor allem auch die Entfernung, in der er erkannt wird, von großer Bedeutung. Das Hineinziehen des Farbensinnes complicirt die Sache unnütz; es giebt viele Farbenblinde mit voller Sehschärfe. Von anderen Seiten wird das des freien Orientirungsvermögens als Kennzeichen der Blindheit hervorgehoben, allein auch dieses ist ebenso wie etwa die mangelnde Erwerbsfähigkeit ein zu unsicherer Maßstab. Viele hochgradig Kurzsichtige mit herabgesetzter Sehschärfe sind trotz ihrer Brille außer Stande, in belebten Straßen oder in der Dämmerung sich sicher zu führen, und sind doch nicht blind; anderseits vollbringen Blinde die complicirtesten Arbeiten. So sehe ich von Zeit zu Zeit einen bis auf quantitative Lichtempfindung erblindeten Müller, der wie in gesunden Tagen seine Geschäfte in der Mühle weiter besorgt; allerdings hat er dabei schon einige Finger-Glieder opfern müssen.

Besonders verwickelt wird die Frage, ob Blindheit vorhanden — und sie hat auch ein juristisches Interesse, da das Strafgesetzbuch den „Verlust des Sehvermögens" speciell hervorhebt, — wenn Gesichtsfelddefecte dabei in's Spiel kommen. Hier kann nur strengste Individualisirung zum Ziele führen. —

Die Ursachen der Erblindung können im Auge selbst ihren Sitz haben, sei es daß den Lichtstrahlen der Zugang zur Netzhaut abgeschnitten, sei es daß diese selbst functionsunfähig geworden ist; oder auch der Sehnerv oder seine Ursprungsstellen im Gehirn sind ergriffen. Wir haben bereits eine Reihe statistischer Arbeiten, welche die einzelnen zu Erblindung führenden Augenkrankheiten in Procentsätzen anführen; sie stützen sich auf die genaue Untersuchung der bei den Volkszählungen gefundenen Blinden oder auf Beobachtung der in den Kliniken sich Vorstellenden. Um einen kleinen Einblick in diese, von localen Verhältnissen sehr beeinflußten Ursachen zu geben,

will ich ein paar Zahlen bezüglich der ersten 3,000 Augenkranken, die in Marburg zu meiner Behandlung kamen, hier anführen. Ich bezeichne dabei als „blinde" Augen diejenigen, welche Finger höchstens in 1/3 Meter Entfernung zählen können; weiter habe ich die nicht eingerechnet, welche nur eine zeitweise derartige Herabsetzung der Sehschärfe hatten und voraussichtlich wieder sehend wurden. Deshalb sind auch die am grauen Staar (Cataracta) Erkrankten ausgeschlossen. Danach zählte ich unter 6,000 Augen (3,000 Personen) 279 blinde Augen, d. h. über 4 1/2 pCt. Doppelseitig erblindet waren 53 Personen. Von Letzteren hatten das Augenlicht verloren: durch Verletzungen 7, durch ägyptische Augenentzündung 2, durch Augenentzündung der Neugeborenen 1, durch diphtheritische Augenentzündung 1, durch grünen Staar 4, durch pigmentirte Netzhaut 3, durch Netzhaut-Ablösung 2, durch Sehnerven-Atrophie theilweise durch Gehirnleiden bedingt, 11, durch Flecken und Hervorwölbung der Hornhaut (Leukom und Staphylom) 7, durch innere, zur Schrumpfung des Augapfels (Phthisis) führende Entzündungen (Iridocyclitis) 12. In Folge angeborener Fehler waren drei Kinder blind; davon eines, dem die Augen überhaupt fehlten. Unter den gefährlicheren Augenerkrankungen in Hessen kommt besonders häufig die egyptische Augenentzündung vor. Unter 3,000 Kranken litten 405 daran, denen 20 Augen erblindet waren; ein Verhältniß, daß sich erheblich steigern würde, wenn ich die Grenze des Blindseins etwas hinausgerückt hätte. Sehr groß ist die Zahl der Augen, die, wenn auch nicht erblindet, doch eine erhebliche Einbuße an Sehschärfe erlitten haben. Es ist gar nicht selten, daß ganze Familien an dieser, seit den napoleonischen Kriegen eingeschleppten Krankheit leiden. Gemeinsames Waschgeschirr, Handtücher und das vielfach übliche Zusammenschlafen begünstigen vor Allem die Ansteckung. Verhältnißmäßig häufig ist auch die eitrige Hornhautentzündung (Hypopyon-Keratitis), auf die sich ein Theil der oben als durch Flecken und Hervorwölbung der Hornhaut bedingten Erblindungen zurückführen läßt. Bezüglich der Augen-Entzündung der Neugeborenen (Ophthalmia neonatorum) sind wir günstiger gestellt, wenngleich die kleine Zahl der bei unserer Zusammenstellung hierauf zurückgeführten Erblindungen nicht Ausschlag gebend ist. Diese würde sich erheblich erhöhen, wenn wir unter den 81 erblindeten Augen, die zur Zeit der Untersuchung Hornhautflecke oder Augen-Schwund zeigten, die ursächliche Erkrankung erkunden könnten. Doch sind nach meinen sonstigen Erfahrungen schwere Formen dieser Erkrankung hier nicht so häufig als an manchen anderen Orten. Erschreckend ist in der Richtung die Angabe des Directors Reinhardt, der unter 2,168 Blinden, die in den Jahren 1865—1873 in 22 verschiedenen Blindenanstalten Deutschlands, Hollands und Dänemarks sich aufhielten, 658, also über 1/3 als durch dieses Leiden Erblindete aufführt. Der Arzt des Blinden-Instituts in Paris, Dr. Claisse, findet unter den 208 Zöglingen der Anstalt sogar 95 durch Ophthalmia neonatorum Erblindete.

Wenn auch hier viele Fehler mit unterlaufen mögen, da sich nach Ablauf des Processes, oft Jahre nachher, nicht immer die Natur desselben mit Sicherheit feststellen läßt, so bleibt doch unter allen Umständen die Zahl der durch diese Augenentzündung hervorgerufenen Erblindungen bei Weitem zu groß, wenn man bedenkt, daß bei zutreffender Pflege und ärztlicher Behandlung — im Beginn eingeleitet — fast mit Gewißheit dieser traurige Ausgang vermieden werden kann. — Auch die Pocken lieferten früher ein großes Contingent der Blinden und liefern es heute noch in Ländern, wo die Impfung wenig verbreitet ist (so im Kaukasus, in Marocco). Einen kleinen Anhalt über die Häufigkeit des grauen Staares (cataracta), der — wenn die Kranken es erleben — auch zur Blindheit führt, bekommt man durch die Angaben, daß unter den 3000 Augenkranken 117 Staarkranke waren, d. h. solche, die mehr oder weniger vollständig Trübungen der Krystalllinse zeigten. Zum Glück kann den so Erblindeten in über 90 Procent ein ausreichendes Sehvermögen wieder gegeben werden. Diese Hoffnung und das langsame Fortschreiten in der Abnahme der Sehkraft bewirkt es, daß Staarkranke sich am ehesten in ihr Schicksal fügen. Doch ist auch hier wie bei anderen Erblindungen der psychische Eindruck, den der Verlust des Sehvermögens macht, ein individuell recht verschiedener. Für gewöhnlich nicht so heftig und stürmisch, wie man es sich vorstellt. Es kommt schon einmal vor, daß sich Jemand seiner Erblindung wegen das Leben nimmt, doch gewiß sehr selten und keineswegs so häufig als aus unglücklicher Liebe, wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse, oder um im physischen Gebiete zu bleiben, wegen heftiger Neuralgien. Ich habe nur einen derartigen Fall erlebt. Er betraf einen reichen spanischen Kaufmann, der wegen einer in Folge von Sehnerven-Atrophie entstandenen Erblindung mit seinem Arzte die ganze Welt durchreist war, und schließlich, nachdem ihm die Autoritäten in Paris, London und Wien keine Hoffnung gegeben, auch nach Berlin kam. Es war im Jahre 1870 und der berühmte Ophthalmologe Albrecht v. Gräfe vor Kurzem gestorben — ein Tod, dessen Nachhall in dem Geräusch der kriegerischen Werbetrommel erstickt war. Zur Zeit befanden sich nicht grade viele Augenärzte in der Residenz, und der Begleiter des Spaniers suchte mich auf, um für seinen Clienten die Stunde zu einer Consultation am folgenden Tage festzustellen. Aber ich harrte vergebens; der Spanier hatte sich kurz vor der festgesetzten Zeit in seinem Hotel eine Kugel durch den Kopf geschossen. Die legale Section einige Tage später ergab, daß beide Sehnerven in ihren nervösen Elementen vollständig zerstört und zu Grunde gegangen waren.

Bei anderen Blinden tritt bisweilen grade in dem Moment, wo sie definitiv erfahren, daß Hilfe unmöglich, eine Beruhigung ein: sie fangen an sich mit dem, was sie haben, zu bescheiden, und können wieder zufrieden und glücklich werden. Ich kenne manche Fälle, wo die verlorene Gemüthsruhe sich wieder einstellte und das die Umgebung auf's Schlimmste belästigende

Hangen und Bangen aufhörte, als schließlich nach einer Reihe anderer ärztlicher Aussprüche, die zur Beruhigung des Patienten immer noch Hoffnung auf Wiederbesserung des Sehens gelassen hatten, bestimmt erklärt wurde, daß die Erblindung unheilbar sei. Aber es ist sehr schwer zu wissen, wie weit hier die Wahrhaftigkeit des Arztes gehen soll; es hängt das ganz von der Individualität des Kranken ab. Für Manchen ist ein gewisser Hoffnungsschimmer doch noch ersprießlich, wenn er auch sonst sich in seinen Zustand findet. Es ist oft rührend, wie bisweilen noch ein kleiner Lichtschimmer Hoffnung, Trost und Freude gewährt, und mit Stolz und auch Uebertreibung dieses Sehen gerühmt wird. Daß aber der Act des Blindwerdens noch verhältnißmäßig leicht von den Meisten ertragen wird, läßt sich verstehen, wenn wir die Art, in der die Erblindung zu Stande kommt, betrachten. Außerordentlich selten beobachten wir, daß Jemand, der heute noch vollkommen gut sieht, morgen blind ist. Hier wäre wohl der Eindruck ein gewaltiger und Vernunft raubender, wenn nicht grade die Plötzlichkeit der Erblindung wiederum den Gedanken anfachte, daß der Zustand ja unmöglich dauernd sein könne und wieder vorüber gehen müsse. Manche unter uns haben vielleicht eine ähnliche Erfahrung an sich selbst gemacht, wenn sie plötzlich Alles vor sich flimmern sahen, ihnen Theile des Gesichtsfeldes verschwanden, sie Köpfe nur halb erblickten: eine Affection, die unter dem Namen Flimmer-Scotom bekannt, nicht selten von Migräne oder Kopfschmerz gefolgt ist. Wohl war es mehr Erstaunen als die Furcht, dauernd in diesem Zustande zu bleiben, welche selbst bei dem ersten Anfall sie beherrschte.

Eine schwere Erblindung, die das größte Contingent plötzlichen Sehverlustes bei früher gesunden Augen stellt, tritt bei manchen Nierenleiden auf, die urämische Amaurose. Hier ist die Erblindung vollständig und doppelseitig, geht aber in der Regel in zwei bis vier Tagen zurück. Auch die acute Form des grünen Staars kann gelegentlich in kurzer Zeit das Sehvermögen rauben.

Tritt nun, wie leider bisweilen auch bei diesen plötzlichen Erblindungsformen, keine oder keine baldige Heilung ein, so pflegt doch die Hoffnung über die erste schlimmste Zeit hinfort zu helfen. Allmälich gewöhnt sich der Kranke an den Zustand, und eine gewisse Besserung wird schon als ein großer Fortschritt dankbar empfunden. Ich habe ein neunzehnjähriges Mädchen gesehen, die mehrere Monate lang in Folge einer Sehnerven-Affection total blind war, und dennoch gar keine erhebliche Betrübniß zeigte; sie hätte schon früher einmal schlecht sehen können, und da wäre es besser geworden, also müsse es diesmal auch so sein. Sie wurde in der That wieder sehend.

Bei den meisten Erblindungen ist die Abnahme des Sehvermögens jedoch eine allmäliche. Oft ist das eine Auge bereits verloren, ohne daß die Kranken es gemerkt haben; erst eine zufällige Gelegenheit, bei der sie das bisher noch sehende schließen, zeigt ihnen zu ihrem Schrecken, daß sie mit dem offenen Auge nichts erkennen. Wenn keine entzündlichen Erscheinungen

oder Schmerzen mit der Abnahme des Sehvermögens sich verknüpfen, so wird dieselbe von älteren Personen gar nicht selten als eine natürliche Folge der zunehmenden Jahre betrachtet. Daß man nicht mehr lesen kann, selbst nicht mit einer Brille, und keine Personen auf der Straße mehr erkennt, wird Alles einfach auf das Alter geschoben. Bis zu einem bestimmten Grade ja auch mit Recht: die Sehschärfe nimmt im Alter naturgemäß ab, im achtzigsten Lebensjahre beträgt sie etwa die Hälfte der normalen. Doch ist dies immer noch eine geringe Abschwächung. Selbst die ältesten Personen können bei gesunden Augen mit den entsprechenden Gläsern gewöhnliche Druckschrift lesen. Sie brauchen nicht darauf zu verzichten, wie jene alte Dame es that, die zwanzig bis dreißig Jahre lang kein Buch mehr in die Hand genommen hatte, und nun höchst erfreut war, als sie mit entsprechender Brille die Schriftzüge ihrer Jugendzeit wieder begrüßen konnte. Das lehrt aber auch, wie leicht Viele auf exactes Sehen verzichten und mit geringerem sich begnügen, falls eben ihre Lebensverhältnisse es gestatten. Und hierin, in den Anforderungen, die die Welt und ihre Einrichtungen an die Sehkraft stellen, liegt eines der gewichtigsten Momente zur Beurtheilung des psychischen Einflusses, den eine Abnahme des Sehvermögens auf das Individuum übt. Rein objectiv hätten wir ja auch Grund, mit einer Sehschärfe 1 unzufrieden zu sein, da es entschieden angenehmer wäre, wenn eine doppelt oder dreifach so große uns zu Gebote stände, — wie das in der That bei manchen uncultivirten Völkern in großer Ausdehnung der Fall zu sein scheint. Sind wir aber deshalb unglücklich? Mit nichten! Aber warum sollen denn Die sich psychisch bedrückt fühlen, die nur halbe, viertel oder achtel Sehschärfe haben? Viele Kurzsichtige sind in der Lage, mit recht wenig Sehvermögen auskommen zu müssen: ein Kurzsichtiger, der ein Concav-Glas $^1/_3$ trägt, hat ohne dies Glas für die Ferne nur etwa $^1/_{40}$ Sehschärfe. Dies ist ihm zweifellos unbequem; aber unglücklich wird er nicht gerade darüber sein. Zufriedenheit und Glück hängt doch nicht davon ab, daß wir gerade Sehschärfe 1 besitzen. Wenn wir diese Gedanken weiter verfolgen, wo liegt da die Grenze der Sehschärfe, deren Ueberschreitung das Leben plötzlich nicht mehr lebenswerth macht? Und so ist es fast erklärlich, daß es Blinde giebt, die sehend gemacht werden können und es doch nicht wollen. Eine ältere wohlhabende Bauersfrau mit beiderseitigem grauen Staar, die noch quantitative Lichtempfindung hatte, aber nicht mehr die Hände sehen konnte, kam vor längerer Zeit in die Klinik. Es wurde ihr gesagt, daß sie durch eine Operation wieder sehend werden könnte, daß diese Operation ganz unschmerzhaft sei u. s. w. Aber damit war sie nicht zufrieden. Sie wollte etwas „zum Schmieren" haben, und als ihr das als unnütz verweigert wurde, erklärten sie und ihr Mann, sie wollten sich die Sache überlegen und erst ihren Schwiegersohn befragen. Damit zog sie ab — und ist blind geblieben. Der Schwiegersohn hatte wahrscheinlich keine besondere Vorliebe für sehende Schwiegermütter. Ein andrer Fall. Ein Mann in den besten Jahren wird in die Anstalt aufgenommen, da er durch große

Hornhautflecke erblindet war. Eine ungefährliche Operation kann ihm voraussichtlich so viel Sehen schaffen, daß er zum Fingerzählen für weitere Entfernungen kommt und damit sich frei orientiren und seinen Lebensunterhalt erwerben kann. Vor der Operation aber frägt er, ob er auch ganz so wie früher wieder sehen werde und Bücher lesen könne. Als ihm dies verneint wird, — verweigert er, sich operiren zu lassen, und bleibt blind. Derartige Beispiele ließen sich in Menge beibringen. Die Leute sind eben zufrieden mit dem, was sie haben. Und doch waren es Solche, die der Sonne goldiges Licht gesehen hatten! Um wie viel mehr wird dies für eine größere Reihe Derer zutreffen, die, blind geboren oder in frühester Jugend erblindet, gar keine Vorstellung von dem haben, was ihnen mangelt. Die Sinne, die ihnen geblieben, reichen noch hin, ihren Geist zu bilden und sie in gewisser Art zu unabhängigen Menschen zu machen. Interessant ist es, den blinden Schriftsteller Scherer über den Unterschied zwischen Blindgewordenen und Blindgeborenen zu hören:

„Wenn wir den Geisteszustand", schreibt er, „resp. den Einfluß der Blindheit auf die geistige Thätigkeit des Blinden beobachten, so haben wir Blindgeborene und Blindgewordene, welche Letztere noch Anschauungen und feste Begriffe aus ihrer ersten Lebenszeit in ihren traurigen Zustand mit hinübertragen, strenge auseinander zu halten. Denn die Erkenntnisse der Erstern und deren Urtheil sind ganz verschieden von denen der Letztern, bei welchen Erkenntniß und Urtheil gemischter Natur sind, weil sie auf ganz anderem Wege gewonnen werden Was er bisher durch die Gesammtheit seiner Sinne an Kenntnissen sich zu erwerben gewohnt war, das muß er nun auf eine ganz neue, ihm unbekannte Weise erkennen und das bisher bereits in's Bewußtsein aufgenommene auf einem ganz anderen Wege neu anschauen lernen. Wenn überhaupt ein Unterschied in dem traurigen Zustande der Blindheit angenommen werden soll, so dürfte es vielleicht der sein, daß der Blindgewordene sich unglücklicher fühlen mag, als der Blindgeborene, der die Bedeutung des Gesichtssinnes gleichsam nur vom Hörensagen kennt".

Weiter führt unser Schriftsteller aus, daß durch den Mangel des Gesichtssinns die allgemein-geistige Kraft durchaus nicht geschwächt oder gar gewichen sei. „Nicht das Gesicht ist es, welches den wesentlichen Zusammenhang der Menschen bedingt, sondern es sind Sprache und Gehör. Das Wort ist Vermittler der Gedanken, und Derjenige, welcher die Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen Anderer durch das Gehör wahrnehmen, und durch die Sprache mittheilen kann, ist der allgemeinen Bildung viel mehr und der höhern Ausbildung ungleich fähiger als Jener, der zwar sieht, aber des Gehörs und der Sprache ermangelt. Durch die Sprache wird der Mensch erzogen, und der schlummernde Geist geweckt zum Leben und zur Erkenntniß".

Man sieht, wie Scherer die hervorragende Bedeutung gerade der Sinne, die ihm geblieben sind, betont, und eine ähnliche Auffassung spricht auch der

Blinde A. Bodenbach aus, der als Deputirter in der belgischen Repräsentantenkammer so viel für den Unterricht der blinden und taubstummen Kinder geleistet hat. Im Gegensatz hierzu begegnen wir bei Taubstummen einer umgekehrten Auffassung der Bedeutung der Sinne. So schreibt der Taubstumme Berthier, Lehrer an der Pariser Taubstummen-Anstalt: „Es giebt so viel ich weiß, keinen einzigen Redenden, der nicht lieber taubstumm als blind sein wollte; in der That, wie könnte man sich einer schmerzlichen Ueberraschung erwehren, wenn man einen Blick auf das Aeußere eines Blinden wirft? Mag immerhin das Lächeln auf seinen Lippen schweben, hohe Röthe auf seinen Wangen brennen, so begräbt sich doch das Gefühl in die Stille der Gestalt, Alles an ihm bietet ein trauriges Bild des Grabes dar . . . Es ist dies ein trauriges Schlachtopfer, welches der Tod mitten unter Lebenden und selbst mitten im hellsten Glanze begleitet. Der Taubstumme dagegen genießt wie alle Menschen den Glanz der Augen, die schimmernden Farben der Blumen, die wiederkehrenden Reichthümer der Flur und endlich Alles, was die anziehendsten Reize der Natur und des Lebens ausmacht. Der Blinde wird stets ein Kind oder einen Hund als Führer und einen Stock als Stütze nöthig haben. Der Taubstumme hat weder einen Führer noch eine Stütze nöthig".

Also Beide, der Blindgeborene und der Taubstumme, bemitleiden einander; beide können sich glücklich fühlen, da sie das ihnen Mangelnde nicht in voller Schärfe empfinden. Sehr drastisch redet hier eine kleine Geschichte, die in einer Blinden-Anstalt passirte: Ein blind geborener, aber durch Unterricht vorgeschrittener Knabe wurde von einem gelegentlichen Besucher gefragt, ohne daß es sich verhindern ließe: was er lieber wollte, sehen können oder tausend Thaler? Die Antwort war: Sehen müsse ja recht hübsch sein, aber tausend Thaler wären ihm lieber. — Der Blinde von Poiseaux, von dem Diderot berichtet, antwortete in charakteristischer Bezeichnung dessen, was ihm der Tastsinn leistet, auf die Frage: ob er sehr gern Augen haben wollte: „Wenn die Neugierde mich nicht triebe, möchte ich lieber lange Arme haben!"

Der Director Roesner in Steglitz erzählt:

Am Flügel saß einer meiner Zöglinge und trug mit seelenvollem Ausdruck eine Piece klassischer Musik vor. Ein fremder Herr, der eingetreten war und zugehört hatte, fragte, sichtlich bewegt von dem Vortrage des blinden Musikers, in bester Absicht und doch — unvorsichtig: „Mein Sohn, hast Du nicht den heißen Wunsch in Deiner Seele, sehen zu können?" — Mein blinder Schüler erwiderte: „Einst habe ich es wohl gewünscht, jetzt nicht mehr! — Nun müßte ich ja das Sehen erst mühsam erlernen; ich fürchte, daß ich, wenn ich sehen könnte, nicht so sicher mit meinen Händen die Tasten des Instruments finden, nicht so sicher die Entfernungen messen könnte; ich wünsche nicht, das Sehen zu erlernen!" — —

Der Blindgeborene würde noch glücklicher und zufriedener sein, wenn nicht der Umgang mit Sehenden und alle unsere nur für Vollsinnige berechnete

Einrichtungen ihn beständig auf seinen Mangel aufmerksam machten. Dieser Vergleich ist das einzig Trübende. Daraus erklärt es sich auch, daß die Blinden so überaus empfindlich sind, wenn sie an ihren Fehler erinnert werden. So sagt der Director Meyer aus Amsterdam in einem Vortrage auf dem dritten Blindenlehrer-Congreß 1879: „Aber Mitleid begehrt der gebildete Blinde nicht; blinde Kinder, hilfsbedürftige erwachsene Blinde nehmen es wohl in Anspruch, weil es sie ängstlicher Sorge und kummervollen Druckes überheben kann; der gebildete Blinde wünscht nur, daß die Finsterniß, wozu ihn die Weisheit Gottes verurtheilt hat, und welcher er sich mit bewunderungswürdiger froher Gelassenheit unterwirft, nicht zur Langeweile führe und ihn nicht dem unerträglichen Nichtsthun Preis gebe. Er will nicht aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen werden . . . Und weil ihm seine Blindheit bei diesem Allen hinderlich in den Weg tritt, so nährt er im tiefsten Herzensgrund einen stillen Wunsch, verfolgt er unablässig ein festes Ziel, zu dessen Erreichung sich alle seine Kräfte vereinen, das ist: die Welt daran zweifeln zu machen, ob er wohl der Sehkraft entbehre; die Welt glauben zu machen, daß ihm nichts fehle". Und diese Beobachtung wird Jeder, der mit Blinden umgeht, in voller Uebereinstimmung bestätigen können. Hiermit hängt auch wohl die Benutzung des Ausdruckes „sehen" zusammen, den sie gern so wie wir gebrauchen. So sagte der blinde, verstorbene König von Hannover zu Personen, die ihm früher einmal vorgestellt waren: „Ich habe Sie schon vor langer Zeit einmal gesehen!" Er hielt Truppenparaden ab, sprach über Schönheiten der Gegend; kurz suchte sich wie ein Sehender zu benehmen. Eine andere kleine von Roesner mitgetheilte Beobachtung spricht auch dafür: Eine ältere Blinde sitzt mit einer jüngeren an einem Tisch; die jüngere hat während des Sprechens ihr Strickzeug fortgelegt, und sucht es vergeblich wieder zu erfassen. Da greift die ältere nach der Stelle, wo es liegt, und sagt, es regelrecht aufnehmend: „Bist Du denn blind?" —

Einen gewissen Ersatz für das mangelnde Sehvermögen hat der Blinde durch die erheblich gesteigerte Feinheit aller seiner anderen Sinne. Hier könnte er mitleidig auf uns herabsehen! Oft geht dies so weit, daß in der That die Sehenden die schlechteren Beobachter sind.

Der Director der Pariser Blinden-Anstalt empfing den Besuch mehrerer Damen in einem Zimmer, in dem sich auch blinde Mädchen befanden. Als die Damen ihn wieder verlassen hatten, sagte eines der erblindeten Mädchen: „Wie schade, daß die zuletzt herausgegangene Dame hinkt". — Der Director, welcher dieselbe schon lange kannte, hatte bis dahin nichts davon gemerkt; eine Nachfrage ergab aber wirklich, daß sie in einer mit Augen kaum erkennbaren Weise den Fuß nachzog.

Eine junge, mir bekannte Dame aus bester Familie und mit aller Sorgfalt erzogen, die, sieben Jahre alt, in Folge eines Sonnenstichs erblindet war, befand sich in einer Pension in Genf, wo ein jüngerer Lehrer das besondere Interesse seiner Schülerinnen erregte. Man hielt ihn seinem Aussehen entsprechend

für in der Mitte der zwanziger Jahre stehend. Nur die Blinde wollte bei den desfallsigen intimen Pensionsgesprächen nicht an diese Jugend glauben: sie schätzte ihn nach seiner Stimme für entschieden älter, mindestens Anfangs der dreißiger Jahre — im vollen Widerspruch zu ihren sehenden Mitschülerinnen. Eine gelegentliche Erkundigung bestätigte aber die Richtigkeit ihrer Wahrnehmung.

Derselben Dame, später verheirathet, wird gelegentlich der Auftrag, einem Schuldiener Müller eine gewisse Summe, die er sich abholen soll, in Abwesenheit ihres Mannes zu zahlen. Als ihr die Meldung wird, der Betreffende sei da, tritt sie auf den Corridor und fragt: Sind Sie Herr Müller? Die Antwort lautet: Zu dienen, Schuldiener Müller! Darauf wird die Zahlung veranlaßt. Als der Mann nach Hause kommt, wird er mit den Worten empfangen: Aber so einen corpulenten Mann wie den Müller habe ich doch noch nicht gesehen! Und in der That zeichnete sich Herr Müller durch einen hervorragend günstigen Ernährungszustand aus. — Dieselbe Dame ist im Stande, in der Oper aus der Stimme und Vortragsweise sich ein gutes Bild von der Persönlichkeit des Sängers zu machen, besonders sind ihre Urtheile über Form und Stellung des Mundes in der Regel zutreffend.

Mit dem Gehör nehmen, gleichsam für das Sehorgan eintretend, auch die andern Sinne an Intensität zu. So ist es bekannt, daß Blinde sehr wohl empfinden, ob sie sich in großen, hellen, luftigen Zimmern oder in engen, dunkeln befinden. Wenn hier bei Manchem auch noch ein Rest von quantitativer Lichtempfindung mitwirken könnte, so leitet doch im Großen und Ganzen mehr die gesteigerte Empfindlichkeit der Hautnerven gegen leichtere Luftbewegungen. Daß das Tastgefühl überhaupt sich hebt und verfeinert, erweist die ganze Art ihrer Beschäftigungen. Aber auch an Stärke und Zuverlässigkeit des Gedächtnisses überragen die Blinden die meisten Sehenden. In den Unterrichtsanstalten wird ihnen ein Memorirstoff gegeben, der von sehenden Kindern nicht leicht überwältigt werden würde. Was hiedurch bei guter Beanlagung erreicht werden kann, zeigt das Beispiel der schon oben erwähnten mir bekannten Dame. Als sie erblindete, sprach sie ihre Muttersprache (russisch) und fließend französisch; auch im Italienischen kannte sie die Anfangsgründe. Im Französischen hatte sie einige Monate die Anfänge im Schreiben und Lesen erlernt, doch war dies nur unbedeutend. Nach Verlust der Sehkraft — sie hat nur noch in einem umschriebenen Gesichtsfeld-Theil quantitative Lichtempfindung bei bestehender Atrophie der Sehnerven — erlernte sie im achten bis zehnten Lebensjahre in Wien die deutsche Sprache und bis zum zwölften das Lesen mit erhabenen Holzbuchstaben. Im zwölften Jahre wurde sie in Dresden in der Stech- und erhabenen Druckschrift unterwiesen und empfing Unterricht im Englischen, das sie fertig spricht. Später trieb sie auch lateinisch und kam bis zur Lectüre des Julius Cäsar. Ihre musikalische Ausbildung begann im zwölften Jahre, sie hat es nur durch das Gehör zu einer bedeutenden Fertigkeit im Klavierspielen und Singen gebracht. In Geographie, Geschichte,

Naturkunde, Literatur besitzt sie Kenntnisse, die wohl die der Mehrzahl der ihr gleichaltrigen und auf gleicher Gesellschaftsstufe stehenden Damen überragen. An weiblichen Handarbeiten ist sie geübt im Stricken von Strümpfen, Tüchern ꝛc., Häkeln, Filet und Stickereien auf Canevas. —

Aber wir besitzen ja auch sonst geschichtlich beglaubigte Beispiele genug, die von der hohen Bildungsfähigkeit der Blinden zeugen und lehren, wie sie in den verschiedensten Stellungen gewirkt und oft hervorragende Leistungen zu Stande gebracht haben. Ende des vorigen Jahrhunderts erregte besonderes Aufsehen Therese von Paradies, die 1759 zu Wien geboren war und in ihrem dritten Jahre das Sehvermögen verloren hatte. Ihre Eltern gaben ihr eine äußerst sorgfältige Erziehung; besonders wurden ihre musikalischen Anlagen ausgebildet, so daß sie im Orgelspiel eine hohe Virtuosität erreichte. Im Jahre 1784 machte Therese mit ihrer Mutter eine Reise durch Deutschland, Schweiz, Frankreich, England, Belgien und Preußen. Ueberall wurde sie an den Höfen gehört und bewundert, da neben ihren musikalischen Leistungen ihre sonstige hohe Bildung und die Lebhaftigkeit ihres Geistes Interesse erregte. Sie correspondirte mittelst einer selbst erfundenen Handdruckerei; machte sich geographische Reliefkarten, indem sie die Grenzen und Flüsse mit feinem Draht und Seidenfäden, das Meer mit Sand, und die Städte mit flachen Perlen bezeichnete. Sie kannte Personen, mit denen sie vor mehreren Jahren gesprochen hatte, gleich an der Stimme wieder. Aussprache, Ton und Accent der Sprechenden dienten ihr dazu, auf den Charakter, das Temperament und die Sinnesart derselben zu schließen. Eine besondere Bedeutung gewann ihr Auftreten dadurch, daß sie in Paris den königl. Dolmetscher Valentin Hauy in seinen Bestrebungen, eine Schule für Blinde zu gründen, bestärkte. Die große Beachtung, welche im achtzehnten Jahrhundert der geistigen Entwicklung der Blinden geschenkt wurde, giebt sich auch kund in Diderots Lettre sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient, einer Schrift, die ihm ein Jahr Einsperrung zuzog, da sich Madame de Dupré und de Réaumur durch einige Stellen beleidigt fühlten. Diderot suchte zum Zweck seiner Instruction einen Blinden in Poiseaux auf, welcher, nicht ununterrichtet, sich durch einen Handel mit selbst destillirten Liqueuren ernährte. Manche hübsche Mittheilungen werden uns da gemacht. Als der Blinde gefragt wurde, was er sich unter einem Spiegel dächte, antwortete er: „eine Maschine, die fernstehende Gegenstände, wenn sie sich in entsprechender Lage zu ihm befinden, im Relief wiedergiebt". Was unter Augen? „ein Organ, auf das die Luft denjenigen Eindruck macht, den der Stock auf meine Hand". Wie selbstverständlich, knüpft Diderot an seine Beobachtungen eine Reihe feiner und originell ausgeführter psychologischer Betrachtungen. So meinte er, es müsse die Moral der Blinden ganz anders sein als die unsrige: „Hört unser Mitleid nicht auf, wenn die Entfernung oder die Kleinheit der Objecte denselben Effect bei uns hervorbringt, wie das Unvermögen zu sehen bei den Blinden? Alle unsere Tugenden hängen davon ab, wie wir mit unseren

Sinnen empfinden, und von dem Grade, in dem die äußeren Dinge uns afficiren! So zweifle ich nicht, daß — abgesehen von der Angst vor Strafe — viele Leute weniger Furcht hätten, einen Menschen in einer Entfernung, wo sie ihn nur so groß wie eine Schwalbe sähen, zu tödten, als einem Ochsen mit eignen Händen die Kehle abzuschneiden. Wenn wir Mitleid haben mit einem leidenden Pferde und anderseits ohne irgend welche Scrupel eine Ameise zerquetschen, ist es nicht dasselbe Princip, was hier zur Geltung kommt? In der That, die Moral der Blinden ist verschieden von der unsrigen! Die eines Tauben von der eines Blinden, und ein Wesen, welches noch einen Sinn mehr hätte als wir, würde unsere Moral unvollkommen finden — um nicht noch Schlimmeres zu sagen!" Man sieht, Diderot stellt den Einfluß der Sinne auf unsere Entwickelung in eine für Manchen abschreckende Höhe. Aber schon im Talmud finden sich ähnliche Anschauungen vertreten, die auch in dem Spruche: „Die Augen sind die Pforten des Herzens" zum Ausdruck kommen. Durch die Augen findet die Außenwelt vorwiegend Eingang zum Innern des Menschen; sie sind vorwiegend die Vermittler der Sinnenlust. Selbst bei Objecten, welche die andern Sinne afficiren, ist gleichzeitige Erregung des Gesichtssinnes von hoher Bedeutung. Allbekannt tritt das beim Schmecken von Speise und Trank scharf hervor. Ja wir säßen vielleicht heute noch vergnüglich im Paradiese, wenn Eva zufällig blind gewesen wäre. Denn es heißt betreffs des verhängnißvollen Apfelbaumes: Eva schaute an, daß von dem Baum gut zu essen wäre „und lieblich anzusehen"; so bewirkte das durch den Anblick verstärkte Begehren den Sündenfall. „Der Dämon der Sünde hat nur Gewalt über das, was die Augen sehen", ist ein rabbinischer Spruch. Der gelehrte Mathinje ben Theresch aus Rom soll sich die Augen mit glühenden Eisen ausgebrannt haben, um den Verführungen eines reizenden Weibes zu entgehen.

Wo demnach die Augen fehlen, werden viele Anreizungen und Verlockungen zur Sünde ausfallen. Andererseits wird Manches nicht sündhaft erscheinen, was die Sehenden dafür halten. So wird von einer Verletzung der Schamhaftigkeit, soweit sie eben durch das Auge vermittelt wird, bei ihnen nicht die Rede sein können. Durch derartige Ueberlegungen erschien es fast gerechtfertigt, wenn von einigen Talmudisten auch den Blinden — neben den Taubstummen, Geisteskranken und Minderjährigen — die Zurechnungsfähigkeit abgesprochen wurde. Doch liegt ein Fehler in all diesen Betrachtungen. Sie wären nur richtig, wenn es sich um ein ganzes Volk von Blinden handelte und wir deren moralische Anschauungen zu construiren versuchten; sie treffen aber nicht mehr zu, wenn sie auf die vereinzelten, unter Sehenden lebenden Blinden bezogen werden. Diese haben dieselben Auffassungen und Anschauungen über Moral, wie sie in ihrer Nation bestehen; sie sind ihnen durch Vererbung angeboren und haben sich durch gleichartige Erziehung weiter — und gleichartig entwickelt. Eine ausführliche Besprechung widmet Diderot auch der Frage, ob ein Blindgeborener

gleich nach einer die Sehkraft wiedergebenden Operation Gegenstände, die er durch Betasten unterscheiden kann, z. B. eine Kugel von einem Würfel, auch mit den Augen wieder erkenne. Molineux, der die Frage aufgestellt, und mit ihm Locke halten dies für unmöglich und haben auf Grund einer Reihe von Beobachtungen von Cheselden an bis auf die neueste Zeit Recht behalten. Selbst schon einmal vorgezeigte Gegenstände wurden beim zweiten Vorzeigen nicht immer von den Operirten erkannt; oft schlossen sie geradezu die Augen, um sich durch Tasten über ihr Wesen besser zu unterrichten. In gleicher Weise fehlt ihnen jede Schätzung der Entfernung. Objecte, die weit zurück lagen, erschienen ihnen oft so nahe, daß sie fürchten, sich daran zu stoßen. Auch über die Größe sind sie im Zweifel. Alle diese Beobachtungen lehren, daß wir der Erfahrung bedürfen, um die Netzhautbilder richtig zu deuten. Für die Entstehung des Raumbegriffes selbst läßt sich nichts daraus ableiten, da die Blinden diesen schon früher beim Tasten gewonnen und benutzt haben müssen. — Von hervorragenden Blinden, die blind geboren oder in früher Jugend erblindet sind, führe ich noch an: den auch von Diderot erwähnten, berühmten Saounderson, der mehrere Werke, so ein Buch über Algebra, geschrieben hat und 1711 öffentlicher Professor der Mathematik in Cambridge war. Weiter aus früherer Zeit: den Kirchenschriftsteller Didimus (395 gestorben), den gelehrten Rabbiner R. Schescheth, Ende des dritten Jahrhunderts in Babylon lebend, und den Rabbiner Josseph, gestorben 321 zu Panbaditha in Babylonien, welche letzte Beide ausgezeichnete Schulen hielten und viele Zuhörer hatten. Die Ehrerbietung der Schüler war so groß, daß sie es nicht wagten, beim Weggehen dem blinden Lehrer den Rücken zu wenden! Im siebenzehnten Jahrhundert erwarb sich durch weitgehende Kenntnisse besondern Ruf der blinde Schönberger, der in Königsberg 1645 Vorlesungen hielt. Er verstand die französische, lateinische, griechische, hebräische, syrische, chaldäische und arabische Sprache und gab darin Unterricht. Dabei war er ein vortrefflicher Kegelschieber und schoß nach der Scheibe, die er sehr gut traf, nachdem man ihm zuvor durch Klopfen den Standort kenntlich gemacht hatte. Ferner aus neuester Zeit: Zakreis, der auf der Violine Treffliches leistete und mit seiner Kapelle, welche aus 16 Blinden bestand, in den Fünfziger Jahren in Wien besuchte Concerte gab; der berühmte Blindenlehrer Braille, der eine über die ganze Welt verbreitete Punktschrift für Blinde erfand; Franz Huber aus Genf, der eine gründliche Abhandlung über Bienenzucht verfaßte. Als diesen einst ein Freund, der an der Richtigkeit und Genauigkeit seiner Beobachtungen zweifelte, fragte, wie er so bestimmt über eine Sache schreiben könne, die er nie gesehen habe, antwortete er: Ich bin viel sicherer, daß meine Beobachtungen richtig sind, als Sie es je sein können, weil ich die Hülfe mehrerer Personen in Anspruch nehme, bevor ich etwas als bestimmt annehmen darf; Sie aber veröffentlichen schon das als allgemein richtig, was nur Ihre Augen gesehen haben. Am Ende seines Lebens sagte Huber: Fassung und Frohsinn sind zwei Himmelsgaben, die mir niemals gefehlt haben.

Auch der verstorbene König von Hannover wäre hier anzuführen. Er schlug sich als Knabe die Börse, mit der er spielte, in das eine Auge. Dasselbe erblindete sofort, später folgte das andere nach.

In vorgeschrittenem Alter erblindeten Homer, Appius Claudius, Timoleon; von biblischen Personen: Isaak, der in seinem hundertsten Lebensjahre die Sehkraft verlor und dann noch einundachtzig Jahre lebte; der fromme Tobias, der dadurch, daß ihm Excremente von Vögeln in's Auge kamen, erblindete; Simson, den die Philister in Folge der Verrätherei seines Weibes blendeten, und Andere. Der Barde Ossian klagt: Im Alter erlosch mir der Glanz der Sonne. Milton vorlor im vierundvierzigsten Jahre sein Augenlicht. Der Fabeldichter Pfeffel im einundzwanzigsten Jahre, der Professor der Geschichte in Königsberg Ludwig v. Baczko in demselben Lebensalter. Der ebenfalls erblindete verstorbene Lord Cranborne hat eine Reihe literarischer Veröffentlichungen gemacht; so ist die Geschichte der Entdeckung und Eroberung Mexicos, das Leben Philipps des zweiten von Spanien von ihm in geschichtlichen Romanen fesselnd geschildert. Von Zeitgenossen können genannt werden: der Marcheſe de Bazzanallano, der jetzige Präsident des spanischen Senats in Madrid, der Marcheſe de Castillo, gelehrter Uebersetzer von Goethes Faust in die portugiesische Sprache. Ferner die Philosophen Dühring und der jüngst verstorbene Rosenkranz und schließlich, als einem Fache angehörig, in dem die Sehkraft fast unersetzlich erscheint, der Schauspieler Weilenbeck, der, seit zehn Jahren erblindet, dennoch Hauptrollen in den Theaterstücken der Meininger Bühne spielt. —

Während in früheren Zeiten die Blindgeborenen oder in der Kindheit Erblindeten auf eigenem Wege und durch selbst erworbene Erfahrungen geleitet allmählich sich mit vieler Mühe weiter bringen mußten, ist ihnen jetzt durch zahlreiche Blinden-Unterrichts-Anstalten eine leichte Gelegenheit zur Ausbildung gegeben. In Europa wurde Ende des vorigen Jahrhunderts das erste derartige Institut von Hauy in Paris gegründet. Die erste Blinden-Verpflegungsanstalt scheint das von Welf VI. in Memmingen 1178 gestiftete St. Nicolaus-Spital gewesen zu sein, da das sonst als ältestes Blinden-Asyl angeführte Hôpital des Quinze-Vingt erst 1260 von Ludwig dem Heiligen für 300 auf seinem ersten Kreuzzuge in Aegypten erblindete Krieger errichtet wurde. Die äußere Veranlassung, welche Hauy den Anstoß zur Einführung öffentlichen Blinden-Unterrichts gab, soll folgende gewesen sein. Im September 1771 sah er 10 blinde Bettler, die täglich an einem öffentlichen Orte höchst erbärmlich musicirten und, um dennoch Zuhörer anzulocken, sich selbst lächerlich herausgeputzt hatten. Der Eine unter ihnen als Midas mit langen Ohren und einem Pfauenschweife auf dem Rücken sang, die übrigen accompagnirten äußerst burlesk gekleidet, mit hohen spitzen Mützen auf dem Kopfe und großen Brillen von Pappe ohne Gläser auf der Nase; selbst die Noten, welche vor ihnen lagen, sollten noch das Lächerliche erhöhen. Durch diesen Anblick wurde Hauy aufs Lebhafteste ergriffen und

empört, und es entstand in ihm der Entschluß, durch Unterricht und Erziehung eine geistige Hebung der Blinden anzustreben. Dabei leitete ihn der Gedanke, daß sie wohl im Stande sein würden, Buchstaben und Schrift, wenn sie erhaben wären, durch Tasten zu erkennen, da sie ja die ihnen geschenkten Geldstücke unterschieden. Elf Jahre später, weiter gefördert durch die oben erwähnte Therese v. Paradies hatte Hauy, durch mildthätige Beiträge unterstützt, bereits eine Schule mit 14 Blinden. Von Paris aus verbreiteten sich die Blindenschulen über Europa. Nach einer Zusammenstellung von Pablasek aus dem Jahre 1876 hat Frankreich (36 Millionen Einwohner) bei einem Blindenstande von ungefähr 30,000 Köpfen 13 Blindenbildungsanstalten, Großbritannien (30 Millionen Einwohner) bei 29,000 Blinden 26 derartige, Oesterreich-Ungarn (36 Millionen Einwohner) bei 29,000 Blinden 8 Bildungs- und 2 Versorgungs-Anstalten, Deutschland (40 Millionen Einwohner) hat 35, Rußland dagegen bei 72 Millionen Einwohner nur 4.

Diese Blinden-Anstalten nehmen in der Regel die Kinder erst im 10. bis 12. Lebensjahre auf. Bis dahin soll — in Ermangelung geeigneter Vorschulen —. in der Familie und auch in der gewöhnlichen Schule für sie gesorgt werden. Der Hauptzweck, den die Familien wie die Schul-Erziehung zu erstreben haben, ist der, dem Blinden neben seiner geistigen Entwicklung eine möglichst große Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu schaffen. Daher sind erblindete Kinder schon frühzeitig daran zu gewöhnen, ähnlich wie sehende Kinder ihre Glieder und Kräfte zu üben, sie müssen lernen, sich selbst zu waschen und anzuziehen und in den ihnen zu Gebote stehenden Räumen, auch im Freien an geschützten Stellen sich selbstständig zu bewegen. Durch entsprechendes Spielzeug muß man suchen ihre Tastfähigkeit und Beobachtungsgabe zu stärken. Da die Blinden-Institute bei Weitem nicht ausreichen, so besteht in Preußen eine Vorschrift (vom Minister v. Raumer 1854 gegeben), nach der blinde Kinder im schulpflichtigen Alter, wenn nicht anders für sie gesorgt ist, in die Schule der Sehenden geschickt werden sollen, und ist der Lehrer anzuhalten, soweit es möglich, ihnen einen besonderen, ihrem Gebrechen entsprechenden Unterricht angedeihen zu lassen. Leider wird aber noch oft das Allernöthigste versäumt! So heißt es in dem, in Schwäbisch-Gmünd in Würtemberg über Blinden-Anstalt und Asyl erschienenen Jahresberichte: „Sehr viele Blinde sind unehelich, aus den untersten Ständen, und Mancher von ihnen bietet ein trauriges Bild früherer Vernachlässigung. Im Frühling d. J. trat in die königliche Blindenanstalt ein Blinder, welcher körperlich gesund und wohlgebaut, auch nicht ohne geistige Anlagen, doch in dem Grade verwahrlost war, daß er im zehnten Jahre nicht allein stehen, trinken, sich an- und auskleiden konnte, und auch von gar nichts an und außer sich, selbst nicht von den Gegenständen, welche ihm als Speise in den Mund gebracht wurden, einen richtigen Begriff sich erwerben konnte, noch auch auf irgend eine Weise die große Hilfe kennen gelernt hatte, welche dem Blinden der Tastsinn gewährt". Der Knabe hatte bis dahin den ganzen Tag

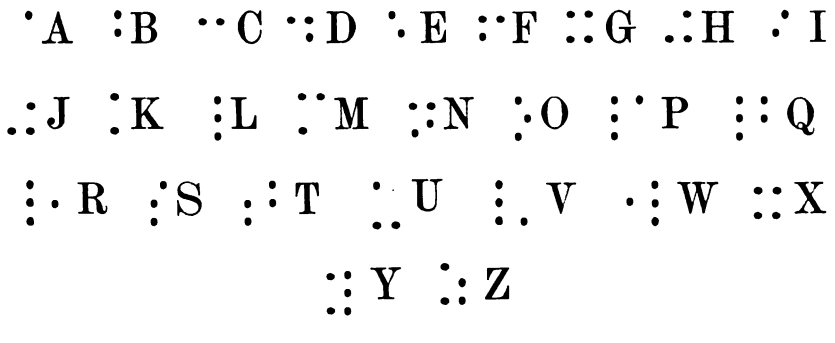
zu Hause auf einem Stühlchen gesessen, den einen Fuß an sich gezogen, mit dem andern gelegentlich ein kleines Kind wiegend. In andern Fällen wird durch elterliche Verzärtelung geschadet. So kam ein anderer Blinder in die Anstalt, der bis in sein zehntes Jahr von seinen Eltern, die meinten, ein blindes Kind könne zu gar nichts angehalten werden, gleich einem Säugling gepflegt worden war. Bei solchen Erscheinungen wäre es dringend zu wünschen, daß die Gebildeten, die Aerzte, Pfarrer und Lehrer, die blinde Kinder kennen, sich der Sache warm annehmen und bis zur Aufnahme in eine Blinden-Schule für eine möglichst zweckmäßige Erziehung Rathschläge ertheilten. In den Blinden-Schulen selbst bleiben die Kinder durchschnittlich bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahre. Während dieser Zeit werden ihnen nicht nur Schulkenntnisse, welche etwa denen einer gehobenen Volksschule entsprechen, beigebracht, sondern auch eine handwerksmäßige oder anderweitige Ausbildung, durch die sie im Stande sind, sich ihren Lebensunterhalt ganz oder annähernd zu erwerben. In manchen Blinden-Instituten wird in den höhern Klassen sogar ein sehr weitgehender Unterricht ertheilt. So sind in einzelnen Anstalten Nord-Amerikas Moralphilosophie, politische Oekonomie und die Verfassung der nordamerikanischen Staaten Lehrgegenstände. Das, was den Sehenden bei einer ähnlichen Ausbildung das Auge leistet, wird hier durch Inanspruchnahme der andern Sinne, vor Allem des Tastsinnes erreicht, wobei dann den Blinden noch die durch die Art ihrer geistigen Erziehung bedingte Stärkung des Gedächtnisses zu Gute kommt. Um ihnen die Bekanntschaft der äußern Welt zu vermitteln, giebt man ihnen, gleich wie den Sehenden einen Anschauungs-, einen methodischen Antastungs-Unterricht. Es werden dabei Blätter, Blumen, Steine vorgelegt; sie betasten lebende Thiere oder deren naturgetreue Modelle, geometrische Körper ꝛc. und werden über diese Dinge aufgeklärt. Nicht immer ziehen sie zur Untersuchung nur die Finger zu Rathe. Ein Blindenlehrer, dem es auffiel, wie ein Mädchen so genau die Theile von Blüthen, oft bis zur Zahl der Staubfäden angeben konnte, fand, daß sie dieselben auch mit den Lippen und der Zunge prüfte. Zum Lesen bediente man sich anfänglich in Holz geschnitzter Buchstaben, die auf einem Lesebrett zusammengesetzt wurden; später der Fibeln und Lesebücher, in denen die Buchstaben auf dickerem Papier im Relief hervorgepreßt dem lesenden Zeigefinger fühlbar sind. Vorwiegend wird das große Alphabet der lateinischen Buchstaben benutzt; manchmal mit kleinen Modificationen, um das Erkennen der Formen zu erleichtern. Die zu letzterem Zwecke in der Moon'schen Blindenschrift gemachte vollkommene Umgestaltung des Alphabets, welche die Buchstaben zwar leichter tastbar, aber für einen Nichteingeweihten unkenntlich macht, scheint jedoch keine große Zukunft zu haben. Das Relief kann dadurch hergestellt werden, daß die einzelnen Linien der Buchstaben als solche glatt hervorgepreßt werden, wie dies in den Berliner Blinden-Drucken geschieht, oder daß diese Linien sich aus einzelnen hervorragenden Punkten zusammensetzen, wie in den Breslauer und Stuttgarter Ausgaben. Vergleichende Untersuchungen beider Schriftformen haben ergeben, daß das

Berliner glatte Relief verhältnißmäßig die längste Zeit ohne Ermüdung mit dem Finger gelesen werden kann. So gab bei den Untersuchungen, die auf Veranlassung des sächsischen Landes-Medicinal-Collegium (Gutachten vom 15. Juni 1876) in den Berliner Blinden-Instituten angestellt wurden, ein Zögling an, daß er glatten Reliefdruck fünf bis sechs Stunden lesen könne, ohne zu ermüden. Der punktirte Druck erregt bei Einzelnen ein eigenthümliches Kitzeln, das bei längerer oder häufiger Einwirkung zu Nerven-Irritationen führen kann. Doch tritt in der Regel bald eine Abstumpfung ein; daher kann auch diese Art der Schrift, wenn die Punkte nicht zu scharf hervortreten, lange Zeit gelesen werden. Für ältere Blinde, wo der Tastsinn sich verringert hat, ist sie sogar vorzuziehen. Der Literaturschatz der Blinden ist jetzt schon ein ziemlich reicher: neben verschiedenen Bibeln in Reliefdruck, sind Lehrbücher (Naturgeschichten, Weltgeschichten, v. Roon: Mehreres aus der physischen Geographie ꝛc.), die Erzählungen und Anthologien von Klassikern vorhanden.

Der Druck mit diesen Buchstaben-Typen nimmt aber ziemlich viel Raum fort, ebenso ist das Schreiben — unter Benutzung des von Klein in Wien erfundenen Druck-Schreibeapparats mit Stachel-Typen — beschwerlich und geht langsam von statten. Briefe mit so geschriebenen Adressen werden übrigens unbeanstandet von der Post befördert.

Um eine größere Schnelligkeit im Schreiben zu erzielen und Raum zu sparen, wird jetzt von den Blinden eine Art Stenographie angewandt, bei der die einzelnen Buchstaben durch erhabene Punkte ausgedrückt sind. Die Idee zu dieser Schrift rührt von dem Franzosen Charles Barbier her. Im Detail wurde sie ausgeführt und vielfältig abgeändert von dem Pariser Blinden Braille, der 1829 darüber eine Abhandlung herausgab. Die Braille'sche Schrift bezeichnet nicht nur Buchstaben, Zahlen, Interpunctionen, sondern auch Noten durch Punkte. Der Unterschied liegt in ihrer Zahl, Stellung und Entfernung von einander; im Maximum stehen drei Punkte über, und zwei nebeneinander.

Dies ist das Alphabet:



Auf dem letzten Blindenlehrer-Congreß 1879 in Berlin ist dieser Schriftform — gegenüber der amerikanischen und der von Ludwig v. St. Marie vorgeschlagenen deutschen, die auf einer andern, zum Theil einfachern Punkt-Anordnung beruhen — wegen ihrer bereits erprobten Brauchbarkeit und ihrer allgemeinen, internationalen Verbreitung die Palme zuerkannt und beschlossen worden, daß fortan nur in Braille'scher Punktschrift gedruckt werden soll. Zum Schreiben derselben für Blinde construirte Braille eine Tafel — ähnlich wie die Schiefertafel der Kinder gestaltet — die mit sehr nahestehenden Querriefen durchzogen ist; auf sie wird das Papier gelegt, und mittelst eines Rahmens an den Rändern befestigt. Auf dem Rahmen ist eine Art schmalen Messing-Lineals, von unten nach oben verschiebbar, das entsprechend den zu bildenden einzelnen Punkt-Buchstaben dicht neben einander befindliche gleich große viereckige Ausschnitte (beiläufig 31 in einer Reihe) zeigt. Indem der Blinde nun mit dem linken Zeigefinger den Ausschnitt, in den der einzelne Buchstabe kommt, betastet, macht er mit einem in der rechten Hand gehaltenen Stift die entsprechenden punktförmigen Eindrücke. Durch die Rinnen der unterliegenden Tafel, von denen je drei innerhalb des Lineal-Ausschnittes übereinander liegen, und in die der Stift beim Eindrücken das Papier preßt, wird eine gleichmäßige Entfernung der senkrecht stehenden Punkte erzielt. Man geht mit dem Lineal linienweise von unten nach oben und punktirt mit dem Stift die Form der Buchstaben so, daß das, was unten ist, oben punktirt wird, damit beim Wenden des Blattes dem Leser die Buchstaben aufrecht im Haut-Relief erscheinen. Die Schnelligkeit, mit der geübte Blinde diese Schrift anfertigen, ist enorm. Die schon öfter erwähnte Dame schreibt damit eben so schnell — ein Wettschreiben hat das ergeben! — wie ihr Mann mit Cursivschrift; natürlich muß die Zeit, welche bei dem Uebergehen von einer Linie auf die andere durch das Hinaufrücken des Lineals verloren geht, abgezogen werden. Um den Blinden auch die Möglichkeit zu geben, eine farbige glatte Schrift zu schaffen, dienen Apparate von Hebold und Goldberg*); der erstere besteht aus einer flachen Schreibtafel von Blei oder mit Kautschukauflage. Auf diese kommt das Schreibpapier, darüber ein abfärbendes etwa blaues Papier. Beides ist durch einen Rahmen festgehalten, auf dem sich wiederum ein Messing-Lineal befindet mit kleinen viereckigen Ausschnitten. Die Ränder dieser Ausschnitte sind in der Mitte, um einen Anhalt zu gewähren, leicht eingekerbt. In je einem dieser Ausschnitte wird mit einem Elfenbeinstift ein Buchstabe (meist großes lateinisches Alphabet) auf das abfärbende Papier geschrieben und erscheint so in Farbe auf dem Schreibpapier. Diese Schrift ist, da sie nicht erhaben, natürlich für die blinden Schreibenden selbst unlesbar.

Für Blinde, die erst später die Sehkraft verloren haben, bedarf es nur

*) Die betreffenden Apparate sind bei J. Bünger in Dresden zu haben.

eines Linienblattes mit erhabenen Linien, etwa einer Papptafel mit aufgeklebten Bindfaden. Die linke Hand verfolgt dann mit Daumen und Zeigefinger die Linien und deutet die Stelle an, wo die rechte schreibt. Wie das Lesen, Schreiben und Rechnen für Blinde in erhabenen Buchstaben, Punkten und Ziffern gelehrt wird, so werden auch in der Geographie Reliefkarten und Globen benutzt. In der Physik werden ihnen die Instrumente, in der Geometrie Pappfiguren in die Hand gegeben. Wie weit mit Hilfe dieser Methoden die Bildung der Blinden fortgeführt werden kann, davon habe ich schon eine Reihe von Beispielen erwähnt. Aber selbst blinden Taubstummen konnte ein gewisser Unterricht gegeben werden. Den jüngsten Fall berichtete der Director der schwedischen Staats-Blinden-Anstalt, Herr Borg, dem es gelang, einem des Gesichtes, Gehörs und der Sprache beraubten Kinde nur mittelst des Tastvermögens Lesen, Schreiben und Rechnen und selbst einige geographische und geschichtliche Kenntnisse beizubringen. Der Musik-Unterricht der Blinden kann sich, wie erwähnt, auch der Braille'schen Notenschrift bedienen, doch wird er vorwiegend durch das Gehör vermittelt. Die Ausdehnung, welche dieser Unterrichtszweig gewinnt, zeigt der Stundenplan des Pariser Blinden-Instituts, in dem neben Gesang, Harmonielehre, Composition, Klavierstimmen noch auf folgenden Instrumenten Unterweisung genommen werden kann: Violine, Violoncell, Baß, Flöte, Clarinette, Cornet à piston, Horn, Piano, Orgel. In deutschen Anstalten wird großes Gewicht auf diesen Unterrichtszweig gelegt, doch haben praktische Gründe einzelne Anstalten veranlaßt, ihn auf Piano und Orgel einzuschränken. Man wollte auf diese Weise vermeiden, daß die Blinden, wozu große Neigung besteht, nicht das Musiciren auf leicht transportirbaren Instrumenten zum Betteln benutzen. Doch ist dieses Verfahren, das jedenfalls mit einer schweren Schädigung der Blinden, die in der Musik Ersatz für viele ihnen versagte Genüsse finden, und denen eine Flöte und Violine zugänglicher ist als Clavier, von sehr zweifelhaftem Vortheil. Der Blinde, der Lust zum Umhertreiben und Betteln hat, wird auch ohne Instrument seinem Hange fröhnen; und daß den meisten Gebern das Betteln sans phrase angenehmer ist als das mit musikalischer Begleitung, kann doch nicht in's Gewicht fallen. Der blinde Bettler wird schon Wege finden, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, wie dies jener bekannte Blindgeborene auf dem Pont des Arts zu Paris so prächtig zu Stande brachte, indem er ein Schild mit der Aufschrift: „Aveugle par naissance" mit sich herumtrug. Leider veranlaßten die guten Geschäfte, die er machte, einen andern, durch einen Unglücksfall Erblindeten, sich ebenfalls mit einem Schild, aber mit der Inschrift: „Aveugle par accident", auf dieselbe Brücke zu stellen. Dem Blindgeborenen wurde bald die Concurrenz unangenehm; er bewog daher den Andern, gegen eine Entschädigung von der Brücke zu weichen, indem er ihm auch gleichzeitig die Firma abkaufte; sein Schild trug von jetzt an die Inschrift: „Aveugle par naissance et par accident".

Von Spielen und Unterhaltungen, die den Blinden geboten werden, steht neben dem Turnen und Tanzen obenan das Kegelspiel. Der Blinde sucht mit dem Fuß oder auch mit der Kugel in der Hand das Auflegebrett, legt sich im Geist die grade Linie zu den Kegeln zurecht und schiebt, wenn er etwas Uebung erlangt hat, mit einer Gewandtheit, daß der Zuschauer im ersten Augenblick an der Blindheit mancher Spieler zweifelt. Auch das Geschäft des Kegel-Aufsetzens übernimmt ein Blinder, da er durch das Gehör über das Kommen und Anschlagen der Kugel unterrichtet wird. Weiter kann er das Würfelspiel üben, da er die Löcher tastet; Domino, wenn die Täfelchen vertiefte oder erhöhte Augen haben; Dame und Schach. Bei letztern beiden Spielen sind die weißen Felder des Brettes vertieft, und die schwarzen erhöht, oder auch die einen gerippt, die andern glatt; alle aber haben in der Mitte eine Vertiefung, in welche Zäpfchen, die sich an den Steinen resp. Schachfiguren befinden, hineinpassen. Die schwarzen und weißen Schachfiguren werden dadurch unterschieden, daß die einen etwa Knöpfe, die andern Spitzen auf sich haben. — Wenn Blinde Karten spielen wollen, so müssen die Blätter durch Nadelstiche bewirkte Hervorragungen haben, die je nach der Karte — es giebt eine ganze Reihe hierher gehöriger einfacher Systeme — eine besondere Stellung haben. Für den sehenden Mitspieler sind diese feinen Punkte bei der gewöhnlichen Entfernung und Haltung der Karten nicht zu erkennen. Die Handwerke, in denen die Blinden in den Instituten unterrichtet werden, sind vorzugsweise Korbmacherei, Seilerei und Bürstenbinderei; für Mädchen Flechtarbeiten und Mattenfabrikation. Hier können die Blinden annähernd mit den Sehenden concurriren und sich durch ihre Arbeit ernähren. Wie Moldenhawer (Kopenhagen) berichtet, lebt in Jütland auf dem Lande ein blinder Korbmacher, der sogar auch für seine kränkliche Mutter und schwachsinnige Schwester mittelst seiner Profession den Lebensunterhalt schafft, — und dieser Fälle giebt es mehrere. Auch bezüglich der Schuhmacherei scheint ein günstiges Verhältniß vorzuliegen. Der Inspector Wulf (Neukloster), der einen interessanten Bericht über diese Frage dem Berliner Blindenlehrer-Congreß vorlegte, macht bezüglich der Höhe des Verdienstes, den die ausgebildeten und entlassenen blinden Handwerker zu erzielen wissen, folgende Angaben: der Korbmacher verdient 2—18 Mark pro Woche, der Seiler 6—18, der Bürstenbinder 3—18 Mark; 6—12 Mark dürfte der Durchschnitt sein, den ein gewöhnlich begabter und fleißiger Blinder unter normalen Geschäftsverhältnissen und bei der bisherigen Art des Betriebes verdienen kann. Musikalisch beanlagte Blinde eignen sich, abgesehen von ihrer sonstigen Verwendung als Solisten in Capellen, besonders für die Stellung als Organisten — der Domorganist Franz in Berlin ist blind — und als Clavierstimmer. In letzter Beziehung übertreffen sie häufig Sehende. Ob eine ausgedehnte Verwendung der Blinden als wissenschaftliche und technische Lehrer in Blinden-Instituten anzustreben ist, darüber sind die Fachmänner uneinig, wenngleich die Tüchtigkeit Einzelner die allgemeinste Anerkennung

findet. Wenn die Blinden in den Instituten ihre wissenschaftliche und Berufsausbildung erhalten haben, so bedürfen sie meist doch noch eines weiteren Schutzes, um ihren Unterhalt erwerben zu können. Im Kampfe um's Dasein in unserer jetzigen Weltordnung hat der Mensch eben alle seine Sinne nöthig. Man hat in verschiedener Weise für die Zukunft der Blinden zu sorgen gesucht; die radicalste Art, wie sie in Wien und München eingeführt war, würde die sein, daß man die Blinden dauernd in eine Versorgungs-Anstalt aufnimmt und darin beschäftigt. Aber abgesehen davon, daß diese Art der Fürsorge aus materiellen Gründen immerhin nur Wenige treffen kann, so findet man bei den Blinden selbst lebhaften Widerstand. Sie wollen, so lange sie jung und erwerbsfähig sind, unter andern Menschen leben und sich womöglich ein eignes Heim gründen. Von 62, in einem gewissen Zeitraum aus der Versorgungs- und Beschäftigungs-Anstalt zu Wien ausgeschiedenen Pfleglingen haben nach einer Zusammenstellung von Pablasek 55 nach kürzerer oder längerer Zeit des Aufenthalts die Wohlthat des Instituts geradezu zurückgewiesen und ein größtentheils ärmliches Fortkommen an ihrem eigenen häuslichen Herd oder unter ihren Angehörigen vorgezogen. Der Gedanke, daß das Kasernen-Leben sich von Kindesbeinen an bis zum Tode hin erstrecken soll, hat, wie die Erfahrung ergiebt, selbst für deutsche Blinde nichts Anheimelndes. Man ließ diese Versuche deshalb bald fallen und suchte in der Weise die blinden Handwerker zu unterstützen, daß man ihnen (wie besonders in England, weiter in Kopenhagen, Amsterdam, Frankfurt a. M., Wien, Düren) gemeinsame freie Werkstätten zu Gebote stellte, in denen sie arbeiten können; auch wurden Geschäfte gegründet, denen der specielle Vertrieb ihrer Erzeugnisse obliegt. Gehen die Blinden in kleinere Städte, auf's Dorf, so sollten von den Leitern der Blinden-Anstalten, nach dem leuchtenden Vorbilde des Directors Georgi in Sachsen, wohlwollende und gebildete Männer interessirt werden, die sich weiter um sie kümmern, für ihre Beschäftigung sorgen und sie eventuell mit zu Gebote gestellten Mitteln unterstützen. Aber all dies liegt noch zum größten Theil im Anfang; auch hier fehlen meist die nöthigen Fonds. Und doch sind diese Armen, die in Jugendmuth und Jugendkraft selbst arbeiten und vorwärts streben wollen, vor Allem werth, daß man sie im Lebenskampfe unterstütze, einem Kampfe, in dem sie mit verbundenen Augen sich ihrer Haut wehren sollen; diesen jungen blinden Streitern, nicht den umherlungernden Marodeuren, gebührt Hilfe und Beistand. — Für arme Blinde in höherem Alter bedarf es keiner besonderen, durch die Art ihres Fehlers bedingten öffentlichen Fürsorge. Viele von ihnen haben eine Familie, in deren Schooß sie ihren Lebensabend verbringen, oder eine Stellung, in der sie auch fernerhin sich nützlich machen können. Den Alleinstehenden und Arbeitsunfähigen wird das Siechenhaus eine willkommene Versorgung bieten. Verabscheute die Jugend den Zwang und die Eintönigkeit des Anstaltslebens und sehnte sie sich hinaus in der Menschen Getriebe im freien und unaufhörlichen Wechsel des Reizes für Geist und Sinn Be-

friedigung erhoffend, so sucht das enttäuschte und abgestumpfte Alter vor Allem Ordnung und Gleichmäßigkeit des Daseins, — was es an Abwechselung bedarf, das gewähren ihm die Erinnerungsbilder aus vergangenen Zeiten. Hierin begegnen sich der blinde und der sehende Greis, wie Sinnenmangel und Sinnenschwäche.

Anmerkung. Näheres über Blindenwesen und Blindenerziehung ist zu finden bei: Roesner, Das Blindenbildungswesen (in Diesterweg, Wegweiser ꝛc. 5. Aufl. 3. Band); Knie, Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung blinder Kinder; Scherer, Die Zukunft der Blinden, Berlin 1863; Pablasek, Die Fürsorge für die Blinden von der Wiege bis zum Grabe, Wien 1867; derselbe, Die Blinden-Bildungsanstalten ꝛc., Wien 1876; Frankl, Das Blinden-Institut auf der Hohen Warte bei Wien, 1873: darin enthalten: M. Friedmann, der Blinde in dem biblischen nnd rabbinischen Schriftthume. Siehe ferner die Berichte über die europäischen Blindenlehrer-Congresse.

Bibliographie.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, K. Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, M. Philippson, S. Kuge, Eberh. Schrader, B. Stade, A. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. 23. Abtheilung. Lexikon-Format. Mit Holzschnitten und Karten. Berlin 1880, G. Grote'sche Verlagshdlg. Subscriptionspreis für den Halbband *M.* 3.

Mit dieser Abtheilung beginnt ein vor vielen anderen wichtiger Theil dieses großen Werkes: Die Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker von Felix Dahn. Der Name des Autors schließt sich dem Thema so natürlich an, daß wir uns dieses ohne jenen kaum denken können. Wie sich Ebers' Name mit Aegypten verflochten hat, so der Name Dahns mit der germanischen Urgeschichte. Seine culturhistorischen Romane aus deutscher Vorzeit, in denen eine auf gründlichster Quellenforschung basirende Gelehrsamkeit sich mit einem ausgesprochenen Talent für anmuthige Erzählung und farbenreiche Darstellung zu schöner Harmonie verbindet, haben den Ruf des vordem nur als Historiker bekannten Königsberger Professors auch in weitere Kreise getragen, und deshalb kann eine Germanische Urgeschichte aus der Feder Dahns sicher sein, das Interesse weiterer Kreise zu erregen. Mit sorgfältiger und scharfsinniger Benutzung der modernen sprachvergleichenden Forschung weiß Dahn auf Grund eingehendster quellenkritischer Studien von dem Culturzustande jener entlegenen Zeitepoche ein durch seine Mannichfaltigkeit überraschendes Bild zu geben, welches durch die reiche, nach wissenschaftlichen Principien zusammengestellte Illustration eine wirkungsvolle, veranschaulichende Ergänzung erhält. Mit stets wachsender Verwunderung betrachtet man jene charakteristischen Schmuckgegenstände, Waffen und Geräthe einer vorgeschichtlichen Zeit. Nicht minder weiß Dahn zu fesseln durch seine geistvollen Schilderungen der Culturbräuche unserer Altvorderen, ihrer Pfahlbauten, Ansiedlungen, Stammeintheilung, Nahrungsmittel, Gottesverehrung, Todtenbestattung, Kriegstaktik, Rechtspflege, Moral, Runen ꝛc. ꝛc. — Die eigentliche Geschichtsschreibung beginnt erst auf dem letzten Bogen, und zwar mit der Vorgeschichte der Vandalen bis zu ihrer Festsetzung in Afrika. Drei Vollbilder, von denen eins speciell den Pfahlbauten gewidmet ist, sowie eine Karte, „Römer und Germanen zur Zeit Trajans", sind dem Bande beigegeben.

W. E. H. Lecky, Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert. Mit Genehmigung des Verfassers nach der zweiten verbesserten Auflage des englischen Originals übersetzt von Ferdinand Löwe. 2. Band. 8. XVI u. 692 S. Leipzig 1880, C. F. Winter.

Von dem hohen Lobe, welches wir dem Werke gelegentlich des Erscheinens seines ersten Bandes an dieser Stelle haben spenden können, haben wir jetzt, wo uns das fortgeschrittene Buch vorliegt, Nichts zurückzunehmen. Der weite Blick des Verfassers, die großartige Auffassung, die unvergleichliche, an Buckle gemahnende Belesenheit und die Kunst der Darstellung — lauter Eigenschaften, die sich

auf Schritt und Tritt in dem Werke geltend machen — gestalten es zu einem der bedeutungsvollsten Bücher der modernen englischen Geschichtsliteratur, sowie der neuesten Culturgeschichte überhaupt und lassen es speciell für die dargestellte Periode der Geschichte Englands wohl als die hervorragendste Arbeit erscheinen. „Die Colonien und Schottland" — „Irland vor dem achtzehnten Jahrhundert" — „Irland 1700 bis 1760" — „Die religiöse Neubelebung" sind die Ueberschriften der Hauptabschnitte. Das Bild, welches Lecky im achten Capitel von William Pitt entwirft, ist neu und — wie es uns scheinen will — überaus treffend. Die Capitel über die Bildungsgeschichte des Methodismus sind von ganz besonderem Werthe und voll reicher Belehrung. — Die Uebersetzung verdient alles Lob.

Karl Heinrich Reck, Anna. Ein Idyll aus der Zeit der schleswig-holstein'schen Erhebung. 4. Auflage. 8. 136 S. Gotha 1880, F. A. Perthes. Cartonnirt *M.* 2.—

Oscar von Redwitz gab der Dichtung seinerzeit ein Geleite auf dem Wege, dem hier einige Sätze, als mit dem eigenen Urtheile über die Erscheinung übereinstimmend, entnommen seien. „Die Dichtung heißt eine Idylle. Sie hat aber starke, epische Züge und dahin rechne ich vor Allem den festen, historischen Hintergrund, auf welchen das reizende Bild gezeichnet ist. Die Fabel ist einfach, wie es die Natur der Idylle und des Epos erfordert. Sie bewegt sich auf heimathlichem Boden in Angeln. Ein wohlhabender Bauer auf einsamem Gehöft bildet den Mittelpunkt derselben. Er hat einst eine politische Wirksamkeit gehabt, dieselbe aber aufgegeben, weil er nicht mehr ‚freisinnig' genug gewesen. So einfach und anspruchslos die Fabel, so gelungen und meisterhaft ist die Ausführung. Sie ist namentlich reich an den feinsten psychologischen Zügen. Alle Figuren stehen ohne Umhüllung romantischen Nebels fest und sicher auf den Füßen, ohne daß dadurch der Zartheit der Zeichnung im geringsten Eintrag geschähe. Es ist, als ob die Figuren aus einem Bilde von Rubens herausträten und vor unseren Blicken wandelten. Der edle niedersächsische Stamm steht in seiner ganzen Gediegenheit vor unseren Augen. Und mit wie einfachen Mitteln ist diese Wirkung erreicht! Da ist kein lyrischer weichlicher Klingklang, keine gezierte Schilderei, kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig. Das Ganze ist mit der größten poetischen Oekonomie, in wahrhaft classischem Maße behandelt; aber man sieht, hier ist überall eine klare, poetische Anschauung, und darum kann der Dichter die Ueberzuckerung weichlicher Verslein dreist verschmähen".

Steffens Volkskalender für 1881. 41. Jahrgang. Mit Illustrationen. Berlin, Louis Gerschel.

Dieser Kalender, seit langen Jahren in Tausenden deutscher Familien ein lieber Hausfreund, verdient es, immer neue Freunde sich zu erwerben. Hermann Kletke lieferte feinsinnige Gedichte, Arnold Wellmer, E. M. Vacano und Neumann-Strela stimmungsvolle Erzählungen. Dazu eine Fülle interessanter und nützlicher Artikel und praktischer Winke aus Vergangenheit und Gegenwart, Gesundheitslehren, neueste Erfindungen und Recepte.

Friedrich Bodenstedt, Gräfin Helene. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1880. Brosch. *M.* 2; Orig.-Bd. m. Goldschn. *M.* 3.

Der berühmte Dichter des Mirza Schaffy bringt in dieser reizvollen, auch äußerlich sehr elegant ausgestatteten Novelle seinen Verehrern eine gewiß willkommene Festgabe.

Clementine Helm, Unterm Schnee erblüht. Erzählung. Stuttgart. Richter und Kappler. 1880. 16° Geb. 2. *M.*

Diese Dorfgeschichte der bekannten Verfasserin, die uns weder bauernhaft abstoßende Menschen, noch philosophirende und problematische Charaktere in Bauernkleidern, sondern schlichte Naturen zeichnet, welche „Kopf und Herz auf dem rechten Fleck" haben, werden gewiß überall mit viel Theilnahme und Wohlgefallen gelesen. Tief in der Anlage der Charaktere, die sittlichen Aufgaben des Menschen in den Kreis ihrer Darstellung ziehend, ist diese Geschichte durchweg fesselnd und anregend, ohne in den Ton der trockenen Moralpredigt zu fallen. Nicht nur die herrliche Gegend der Salzburger Alpen, auch die Bewohner des Fuscherthals, der wohlhabende, ehrenhafte, etwas harte Wildbachbauer, seine sanfte Frau Leni und seine beiden ungleichen, aber doch mit einander harmonirenden Söhne, der ungestüme Christian und der weichherzige Joseph, und deren Bräute sind wahrheitsgetreu geschildert. Wie dann die zarte Blume der Liebe und

Eintracht auf hoher Alm, trotz aller der Conflicte zwischen Trotz und Liebe, Starrsinn und Eitelkeit, sich zu schöner Pracht entfaltet, das liest sich am besten im Buche selbst.

H. Taine, Geschichte der englischen Literatur. Autorisirte deutsche Ausgabe. 3. Band. Die Neuzeit. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Gustav Gerth. 8. 557 S. Leipzig 1880, E. J. Günther Nachfolger.

Der vorliegende Band enthält die Uebersetzung des größeren Theiles vom vierten Bande der französischen Ausgabe und die des fünften — des Ergänzungsbandes — welcher dort den Titel führt: „Les contemporains". Das Werk selbst bedarf einer Besprechung nicht mehr: es nimmt ungeachtet seiner vielfachen Paradoxen und manchen schiefen Urtheils, wie es Franzosen bei der Beurtheilung fremder Culturverhältnisse nicht selten unterzulaufen pflegt, einen ganz hervorragenden Rang in der literaturgeschichtlichen Literatur Frankreichs ein und ist sicherlich eine der bedeutsamsten Arbeiten, welche das besondere Gebiet aufzuweisen hat. Taine verfügt über eine umfassende und gründliche Kenntniß der englischen Literatur, der er aus Ueberzeugung zugethan ist, er ist in das Wesen des englischen Geistes eingedrungen, wie nicht viele Franzosen vor ihm; seinen Stoff beherrscht er in ausgezeichnet schriftstellerischer Weise und der weiß ihn mit philosophischem Geist zu durchdringen. Hin und wieder gelangen die eigenthümlichen philosophischen Anschauungen Taines zu gar zu starker Geltung, der eigentliche Stoff hat mehr als einmal vor ihrer Anwendung zurückzuweichen: es ist dann, als handelte es sich um eine Philosophie der Geschichte der englischen Literatur und nicht um diese selbst. Diese Art des Verfassers macht sich gelegentlich der „contemporains" ganz besonders bemerkbar. Das hindert jedoch nicht, daß Taines dort niedergelegte Ansichten über Dickens Thackeray, Mill und Carlyle sehr treffend und tiefsinnig sind. Die Uebersetzung ist fließend und bemüht sich mit Erfolg, die sprachlichen Eigenthümlichkeiten Taines erkennen zu lassen. Durch Vermehrung der englischen Proben ist sie auch für den Besitzer des Originals von Werth. Die Uebertragung der englischen Poesien in's Deutsche ist zum Theil sehr gelungen. Die Ausstattung ist anerkennenswerth.

Jakob von Falke, Geschichte des modernen Geschmacks. Zweite durchgesehene Auflage. 8. XVI und 360 S. Leipzig 1880. T. O. Weigel. *M.* 5. 50.

Das bewährte Buch ist vor vierzehn Jahren aus dem Bedürfniß entstanden, zur Besserung des Geschmacks, der dem Verfasser damals „tief gesunken" erschien, beizutragen. „Da nun meines Erachtens, wie die Dinge heut sind, die Besserung nur durch das volle Bewußtsein über das, was man thut und will, über die Mittel und die Wirkung, durch die Kenntniß der richtigen Kunstprincipien nicht minder wie der ganzen Sachlage möglich ist, so schien es mir nützlich, ja nothwendig, dem Publikum wie dem Künstler die Einsicht zu verschaffen, wie denn dieser beklagenswerthe Zustand des heutigen Geschmacks geschichtlich geworden ist". Falke vermag jetzt seinen Lesern den Trost zu spenden, daß der gleiche Tadel wie damals ungerecht für heut wäre; in dem Hauptzweige des weiten Gebietes, das seinen Gegenstand bildet, habe sich allgemein ein frisches und reges Leben entfaltet. Aber eben weil die Ansichten geläutert sind, das Können vermehrt, das Interesse an dem Gegenstande in jeder Beziehung gewachsen und ausgebreitet, ist das Buch heut um so mehr zeitgemäß. Mit seiner ausgezeichneten Darstellung und der Fülle anregender Gedanken, die es enthält, wird es in seiner neuen, auch äußerlich überaus vornehmen Gestalt noch mehr als bisher zur Läuterung des Kunstgeschmacks beitragen und das Interesse an den darin behandelten Dingen fördern helfen. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung.

Gustav Kastropp, Kain. Mit einem Titelbilde von Karl Gehrts in Holzschnitt ausgeführt von A. Cieß. Stuttgart 1880. Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Für den vergleichenden Literarhistoriker, aber auch für jeden Freund gehaltvoller Dichtung bietet die Lectüre dieses in gediegener Ausstattung vor uns liegenden Buches ungemein viel Anziehendes. Während der Letztere den seltenen Reichthum an kühnen Gedanken, packenden Bildern und virtuoser Behandlung der Sprachformen in sich aufzunehmen sucht, wird der Erstere Betrachtungen ganz anderer Art anstellen. In der That, welch ein kaum zu ermessender Abstand giebt sich zwischen der Manier, in welcher die Geßner und Klopstock solche Stoffe

behandelten und wie heute die souveränen Beherrscher der modernen Sprache und der Dichterformen mit denselben zu verfahren wissen. Mag auch der Schmelz unmittelbarer Inspiration durch kein künstliches Bild, durch keine noch so scharfe oder gehaltvolle Redewendung ersetzt werden können, gewiß bleibt, daß die seit einem Jahrhundert in Anschauung, Sprache und Cultur in die Erscheinung getretenen Fortschritte, wie sie sich in dieser Dichtung reflectiren, einen Sieg deutschen Geistes bedeuten, auf den wir mit gutem Grunde stolz sein dürfen.

C. von Riesenthal. Das Waidwerk. Handbuch der Naturgeschichte, Jagd und Hege aller in Mitteleuropa jagdbaren Thiere. Mit 69 Holzschnitten und 13 Farbendrucktafeln nach Originalen des Verfassers. Berlin 1881. Wiegandt, Hempel u. Parey.

Der edle Waidmannssport ist heute in Deutschland verbreiteter als jemals zuvor. Während noch vor wenig Jahrzehnten die Ausübung und Pflege der hohen und niedern Jagd gewissen, exclusiven, durch Geburt und Ueberlieferung berechtigten Kreisen zustand, ist sie in Folge zahlreicher Besitzänderungen und des Emporkommens des bürgerlichen Elementes in Stadt und Land gewissermaßen ein Gemeingut der Nation geworden. Hieraus ergiebt sich die Folge, daß ein Buch über Jagd und Jagdausübung sich nicht mehr an streng fachmännische Leser wenden darf, wenn es auf Verständniß und Verbreitung rechnet, sondern daß es sich in gutem Sinne zu modernisiren weiß. Bei näherer Prüfung des vorliegenden, in äußerst geschmackvoller Ausstattung prangenden Werkes fällt nun zunächst auf, daß es fast ganz auf die zweifelhafte Ehre verzichtet, in den ausgetretenen Geleisen seiner Vorgänger zu wandeln. Es schwelgt nicht in historischen Reminiscenzen und unverständlichen Definitionen, sondern geht mit strenger Ausscheidung alles Ueberflüssigen direct auf sein Ziel los: dem Jäger und Jagdliebhaber eine auf Kenntniß der Physiologie und Lebensweise der Jagdthiere gegründete sachliche, gemeinverständliche Anweisung zu geben. Was aber weiter jeden aufmerksamen Leser anspricht, ist die schlichte, anspruchslose Art, mit welcher die eigenen Erfahrungen des Autors in den Text verwoben worden sind. Neben diesen Vorzügen sind dem Buche auch einige Schwächen eigen, die sich aber künftig leicht beseitigen lassen werden: eine nicht ganz fehlerfreie Correctur, sowie einige Verstöße gegen den guten Geschmack. (Der Ausdruck „trapsen" u. a. m. dürften später wohl vermieden werden.) Weiter haben wir bei den Angaben über die Verbreitung der Wildarten einige statistische Lücken entdeckt, die jedoch nicht derart sind, daß sie dem praktischen Gebrauche des im Ganzen überaus anregend gehaltenen Werkes irgendwie Eintrag zu thun vermöchten.

Friedrich und Paul Goldschmidt. Das Leben des Staatsraths Kunth. 8. XII und 340 S. Mit dem Portrait Kunths. Berlin 1880, Springer.

Gottlieb Johann Christian Kunth wird als der Erzieher der Brüder Humboldt, als Freund und Genosse Steins, als Mitbegründer der Gewerbe- und Handelsfreiheit in Preußen, als einer der eifrigsten Förderer des gewerblichen Bildungswesens in geschichtlichen und volkswirthschaftlichen Werken, in Streitschriften und Zeitungsartikeln oft erwähnt, aber in sehr verschiedenartiger Weise. Die Verfasser haben deshalb geglaubt, ihrerseits einen kleinen Beitrag zur Geschichte der inneren Entwicklung Preußens geben zu können, wenn sie das in ihrem Besitz befindliche handschriftliche Material zu dem Versuche benutzten, ein Bild des schlichten Mannes und seiner Thätigkeit in einfachen Umrissen zu zeichnen. Der Stellung und Wirksamkeit Kunths entsprechend, haben sie geglaubt, ihre Arbeit in bescheidenem Umfange halten zu sollen, und haben sich deshalb auch in Betreff der Briefe und Aufsätze, die sie im Anhange abdrucken, auf eine kleine Auswahl beschränkt. Der wesentlichste Theil des im Besitze der Herausgeber befindlichen Materials ist außer einigen Briefschaften die handschriftliche Selbstbiographie Kunths, die nicht für die Veröffentlichung, sondern für Kinder und Enkel geschrieben ist, und zwar ein anschauliches Bild der geistigen Entwicklung, der Persönlichkeit, des äußeren Lebensganges und der Familienverhältnisse giebt, die amtliche Wirksamkeit aber nur kurz berührt. Einiges Weitere schöpften die Herausgeber aus den mündlichen Mittheilungen ihrer im vorigen Jahre verstorbenen Mutter, einer Tochter Kunths. Von großem Werthe sind die Briefe Kunths an Wilhelm von Humboldt und Stein, die von der verwittweten Frau Staatsminister von Bülow, einer Tochter Wilhelm von Humboldts, und von der ver-

wittweten Gräfin Kielmannsegge, geborene Gräfin Kielmannsegge, einer Enkelin Steins mitgetheilt werden. Auch das Actenmaterial der Behörden, deren Mitglied Kunth gewesen, hat den Herausgebern reichen und werthvollen Stoff zugeführt. Auf diese Weise ist ein Buch entstanden, das ein treues, in liebevollen Umrissen gezeichnetes Bild eines trefflichen Menschen und verdienten Staatsdieners gewährt. Man merkt allerorts in dem Buche die von kritischem Geiste geleitete Hand eines bewährten Schülers von Ranke und die Tüchtigkeit eines auf schriftstellerischem und wirthschaftlichem Gebiete vielfach bewährten Mannes.

Hübbe-Schleiden. Ueberseeische Politik, eine culturwissenschaftliche Studie mit Zahlenbildern. 8. XV u. 257 S. Hamburg 1880, Friederichsen.

Der Verfasser hat sich durch sein auch in „Nord und Süd" anerkennend erwähntes Buch „Ethiopien" als ein gründlicher Kenner Afrikas und der Colonialverhältnisse bewiesen. Aus der reichen Anschauung heraus, welche der Verfasser durch Reisen und längeren Aufenthalt nach und nach in den überseeischen Ländern gewonnen, erweitert er heut die damals selbstgezogene Grenze, indem er sich mit dem Großen und Ganzen des Colonialwesens beschäftigt, wie es über die Welt ausgebreitet ist. Von dem ersten, „Ueberseeische Politik" überschriebenen Abschnitt beschäftigt sich ein Capitel mit historischen Parellelen. In dem folgenden werden die Wirkungen der überseeischen Politik erörtert unter dem Hauptgesichtspunkte: Steigerung der Qualität und Quantität des Wirthschaftsbetriebes und der Steigerung des Wohlstandes durch extensive Cultivation; die Resultate verschiedener Culturpolitik werden in einem vierten Capitel zum Vergleich Großbritanniens und Preußens nachgewiesen. Der zweite Hauptabschnitt beschäftigt sich mit der Frage: Culturmacht oder Seemacht; von den Einwendungen gegen überseeische Politik, den Hindernissen deutscher Cultivation handeln die anderen. — Auch dieses neue Buch des Verfassers zeichnet sich durch eine Fülle selbständiger Gedanken und durch Energie der Darstellung aus; es bietet eine durchaus anregende Lectüre selbst Demjenigen, dem das darin vertretene Interessengebiet ferner liegt. Das beigegebene statistische Material ist von großem Werth. Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich.

Georg Voigt. Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. In zwei Bänden. 1. Bd. Zweite umgearbeitete Auflage. 8. XII u. 595 S. Berlin 1880, G. Reimer.

Die erste Auflage dieses ausgezeichneten Werkes erschien im Jahre 1859; das Ganze hatte damals kaum den Umfang der jetzt vorliegenden Hälfte der Neubearbeitung. Für diese galt es dem Verfasser nicht nur die seitdem erwachsene Literatur zu verwerthen, welche inzwischen von deutscher und italienischer Seite reichlichen Zufluß erhalten hatte, sondern auch diejenigen Materien, welche in der ersten Auflage nur skizzirt waren, voller zu ihrem Rechte zu bringen, die humanistische Gedankenwelt nicht nur in den großen Strömungen, auch auf manchem Seitenwege und in reicherem Detail darzulegen. Die Thatsachen und Anschauungen mußten aus den reichlichen und reinen Quellen selbst gewonnen werden. Das Buch in seiner jetzigen Gestalt und als in sich abgeschlossene geschichtliche Darstellung der behandelten Periode, ist sicherlich eine der bedeutsamsten Erscheinungen des besonderen Gebietes. Es verdient seinen Platz neben den Arbeiten Burckhardts, Rankes und von Gregorovius, soweit diese letzten sich mit dem genannten Zeitraum befassen. Voigts Darstellung ist klar und durchsichtig, nicht selten erhebt sie sich zu künstlerischer Höhe; überall spürt man, daß man sich hier einem Manne der Wissenschaft und Schriftsteller gegenüber befindet, der seinen reichen und vielgestaltigen Stoff ganz und mit Meisterschaft beherrscht. Das Buch gehört in die kurze Reihe der Geschichtswerke, die man auch lesen kann und die aus diesem Grunde viel nachhaltigere und weiterreichende Wirkungen üben als jene anderen, welche sich in trockener Schulsprache ausschließlich an das zünftige Gelehrtenthum wenden. Auf eine geistvolle Einleitung, in der auch das Verhältniß Dantes zum Alterthume Erörterung findet, folgt das erste Buch: „Francesco Petrarca, die Genialität und ihre zündende Kraft". In dem zweiten Buch werden die Gründer der florentinischen Musenrepublik und die Wanderlehrer behandelt; dann ist daselbst von der Erweckung der classischen Autoren aus den Klostergräbern die Rede. Giovanni Boccaccio, Luigi de' Marsigli, Caluffio Salutato, Giovanni Malpaghini und Poggio stehen hier in der Mitte der Darstellung. Das dritte Buch beschäftigt sich

mit dem ersten mediceischen Zeitalter und der Erörterung des Verhältnisses von Humanismus und den italischen Republiken. Das vierte Buch schildert den Humanismus an den Höfen Italiens, ein Capitel voll Leben und Anregung. — Der Verfasser hofft dem ersten Bande den zweiten bald folgen lassen zu können. Wir machen uns diese Hoffnung zu eigen, indem wir sie zu einem lebhaften Wunsche gestalten. Die altbewährte Verlagsbuchhandlung hat das Buch in einer ihren Traditionen entsprechenden Weise ausgestattet.

Rudolf Baumbach. Frau Holde. Gedicht. Leipzig 1880. A. G. Liebeskind.

Der Autor hat sich bereits durch seine früheren Dichtungen unter den jüngeren Poeten als einen der geistreichsten, humorvollsten und mit reichstem Schönheitssinn ausgestatteten bewiesen. Das neue Buch setzt diese Vorzüge wieder in's beste Licht. „Frau Holde" ist mit Geschmack ausgestattet, etwas befremdlich ist die dazu verwandte Cursivschrift.

Ferdinand Avenarius. Wandern und Werden. Gedichte. Zürich und Leipzig 1880. Meyer & Zeller.

Avenarius ist ein ausgesprochenes dichterisches Talent. Die Art, wie er Natur und Menschen sieht, wie er die Resultate dieser Betrachtungen dichterisch behandelt, verdienen die gern gespendete Anerkennung der Kritik.

Alfred de Musset. Dichtungen, übersetzt von Otto Baisch. Bremen 1880. J. Kühtmann.

Eine Uebersetzung der Musset'schen Lyrik ist schon deshalb freudig zu begrüßen, weil zur Würdigung des Dichters eine Bekanntschaft seiner lyrischen Werke in erster Linie erforderlich ist. — Die vorliegende Uebersetzung füllt daher in der That eine Lücke aus. Sie ist, — soweit wir sie verglichen haben — ganz meisterlich. Otto Baisch hat anscheinend unüberwindliche Schwierigkeiten spielend bewältigt. Die Verse sind volltönend, ungezwungen, und der Sinn ist getreu gewahrt. Die Literaturfreunde werden Demjenigen Dank wissen, der sich dem schwierigen Geschäft der Verdeutschung mit so trefflichem Gelingen unterzogen hat und unfehlbar dazu beitragen wird, den Lyriker Musset in Deutschland endlich zu Ehren zu bringen.

A. Petöfi. Liebesperlen. Mit Beiträgen namhafter Uebersetzer, herausgegeben von Ludwig Aigner. Budapest. Ludwig Aigner.

Auch hier handelt es sich um Dichtungen, die in Deutschland bekannter zu werden verdienen, als sie es thatsächlich sind. Trotz der unermüdlichen Bestrebungen Aigners und Kertbenys, die sehr originellen Poesien Petöfi's in Deutschland populär zu machen, ist die deutsche Gemeinde, die diesen hochbedeutenden und eigenartigen Dichter kennt und verehrt, noch immer eine kleine. Die Uebersetzungen lesen sich gut und lassen die Vorzüge Petöfis vielfach erkennen. Die schwermüthigen Dichtungen Petöfis haben im Grundton und in der Stimmung Vieles mit denen seines Landsmannes gemein, der ein großer deutscher Dichter geworden ist und sich wohl nicht hat träumen lassen, daß seine bethörten Landsleute einstens die deutsche Dichtung in die Acht erklären würden.

Henrik Ibsen. Peer Gynt. Ein dramatisches Gedicht. Uebersetzt von L. Passarge. Leipzig 1881. Bernhard Schlicke.

Ibsen ist durch einige wirksame Theaterstücke in Deutschland so vortheilhaft bekannt, daß es dem neuen Drama Peer Gynt an Interesse nicht fehlen wird. Wir haben es hier mit einem Buchdrama zu thun, an dessen Aufführung in Deutschland kaum zu denken ist. Schon aus diesem Grunde werden sich Freunde des Dichters die Lectüre nicht entgehen lassen dürfen.

Karl Stieler. Hochlandlieder. Zweite Aufl. Stuttgart 1880. Adolf Bonz & Cie.

Die mundartlichen Dichtungen Stielers haben demselben so zahlreiche Freunde gewonnen, daß die ernst-gemüthvollen „Hochlandlieder" einer freundlichen Aufnahme gewiß sein dürfen. Der Dichter rechtfertigt damit auf's Neue seinen Ruf und zeigt sich seinen Verehrern in einem neuen, nicht minder glänzenden Lichte.

Rudolf Gottschall. Dramatische Werke. XI und XII. „Auf rother Erde" und „Der Vermittler". Leipzig 1880. F. A. Brockhaus.

Die beiden letzten dramatischen Werke Gottschalls haben den Weg auf die großen Bühnen von Berlin, Wien ꝛc. nicht gefunden. Das Lustspiel „Der Vermittler" ist mit mehr oder weniger Erfolg indessen an ziemlich zahlreichen Bühnen aufgeführt

worden. Nach der Lectüre läßt sich die Erwartung aussprechen, daß dasselbe, namentlich wenn die Hauptrolle in guten Händen ist, bei einem Publicum, das nicht allzu große Ansprüche macht, eine freundliche Aufnahme finden wird. Es ist ein harmloses Stück, das Niemanden kränkt und eine freundliche Stimmung verbreitet. Die Rolle der Naiven, an der der Verfasser ein besonderes Wohlgefallen hat, erscheint etwas gar zu conventionell und wirkt mit ihrer beständigen Wiederholung derselben Redensart etwas ermüdend.

Heinrich Leuthold. Gedichte. Zweite verm. Aufl. Frauenfeld 1880. J. Huber.

Im Juniheft von „Nord und Süd" knüpfte Baechtold an Leutholds Autobiographie einen — sein literarisches Wirken berücksichtigenden — Nachruf, der nicht verfehlt haben wird, das Interesse unserer Leser für das literarische Vermächtniß des unglücklichen und bedeutenden Poeten zu erregen. Die Dichtungen zeugen überall von ausgesprochenem Formentalent und sind im Einzelnen dem Besten an die Seite zu stellen.

A. Fitger. Winternächte, Gedichte. Berlin 1881. Robert Oppenheim.

Der durch sein Trauerspiel „Die Hexe" rasch bekannt gewordene Verfasser, hat sich auch als Lyriker mit Glück eingeführt. Die „Winternächte" bestätigen neuerdings, was über Fitger's Talent seitens der Kritik anerkannt worden ist.

Friedrich Roeber. Lyrische und epische Gedichte. Berlin, Otto Janke.

Die lyrischen Gedichte dieser Sammlung sind gedankenreich und stimmungsvoll und liebenswürdig. Es gehört eine besondere dichterische Begabung dazu, um Stoffen wie: Frühling, Abend, Im Walde u. s. w. noch neue Seiten abzugewinnen. Die epischen Dichtungen sind vielleicht die hervorragendsten.

Friedrich Hornfeck. Schenkenbuch. Rhein- und Weinlieder. 2. verm. Aufl. Frankfurt a./M. Heinrich Keller.

Wein und frohe Lieder stehen in innigem Zusammenhang, und zu allen Zeiten ist der dichterischen Verwerthung dieser Verwandtschaft Genüge geschehen. Zu dem Besten der Zechliteratur gehören Hornfeck's in prächtiger Ausstattung erschienene „Rhein- und Weinlieder"; von denen einige allbekannt geworden sind, ohne ihrem Schöpfer die ihm gebührende Ehre einzubringen. So manches Hornfeck'sche Lied wird citirt und beim Commers gesungen, ohne daß man sich um den Namen des Dichters gekümmert hätte. Von Hornfeck sind die classischen Verse:

„Denn flösse von St. Gotthards Höh'
Als Rheinweinstrom der Rhein,
Dann möcht' ich nur der Bodensee,
Doch ohne Boden sein".

Gemüthlicher Humor und joviale Begeisterung für den edlen Rebensaft sprechen sich in allen diesen Liedern aus.

Hermann Dickmann. Die Welt im Becher. Wiesbaden, Chr. Limbarth.

Das kleine Buch verfolgt denselben Zweck, wie die Rhein- und Weinlieder. Der vermischte, zum Theil epigrammatische Abschnitt lehrt, daß Zecher mitunter auch recht liebenswürdig boshaft sein können.

Dr. J. C. Bluntschli. Deutsche Staatslehre und die heutige Staatenwelt. Ein Grundriß mit vorzüglicher Rücksicht auf die Verfassung von Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Nördlingen 1880. C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Der gefeierte Staatsrechtslehrer hat in dieser zweiten völlig umgearbeiteten Auflage Oesterreich-Ungarn eine besondere Abtheilung gewidmet. Das politische Bündniß Deutschlands und Oesterreichs drängt mehr und mehr zu einem staatsrechtlichen. Es gewinnt daher die Ausführung des gelehrten Verfassers eine ganz besondere Bedeutung.

Aug. Reismann. Illustrirte Geschichte der deutschen Musik. Mit authentischen Abbildungen und facsimilirten Beilagen. Leipzig 1880. Fues's Verlag.

Das Werk bietet eine stattliche und umfassende Reihe bildlicher Darstellungen aus den verschiedenen Jahrhunderten dar, welche eine originelle Anschauung jeder Periode der Musikgeschichte geben. Der von dem bekannten Verfasser gegebene Text ist anziehend gehalten.

Robert Geißler. Hinnerk Brodersen. Wismar 1880. Hinstorff'sche Hof-Buchhandlung.

Es weht Seeluft in diesen Gedichten. Die Größe und Erhabenheit des Strandlebens, aber auch ihre Düsterkeit und die Schwermuth ihrer mit Wogendrang und Windsbraut kämpfenden Bewohner sind gleichmäßig zum Ausdruck gekommen. Wer die See und ihre Anwohner liebt, wird in dem Buche Vieles für sich finden.

Fritz Reuter. Dörchläuchting. Olle Kamellen VI. Wismar 1880. Hinstorff'sche Hof-Buchhandlung.

Unter Fritz Reuter's Werken ist Dörchläuchting eines der tollsten, aber zugleich unterhaltendsten. Ist jemals von einem Humoristen etwas Amüsanteres über Gewitterfurcht und Elektricität geschrieben worden? Ist je die patriarchalische Regierungsweise mit größerem Humor geschildert worden? Die Verlagshandlung hätte sich übrigens die Anmerkungen größtentheils sparen können. In Deutschland versteht man den Dichter auch ohne Commentar.

Alphonse Daudet. Der Nabob. Autorisirte Uebersetzung. 2 Bände. Mit dem Portrait des Autors. Dresden und Leipzig 1881. Heinrich Minden.

Der „Nabob" ist unstreitig einer der besten Romane A. Daudet's, streng realistisch gehalten und doch völlig frei von jenem krassen Naturalismus, wie er die Werke anderer französischer Schriftsteller, so Emile Zola ꝛc., entstellt. Daudet giebt seinem „Nabob" mit Recht den Nebentitel „Pariser Sittenbilder"; seine Figuren sind keine Phantasiegebilde, sondern aus dem Leben gegriffene bekannte Pariser Persönlichkeiten. Das Werk, welches in Frankreich bisher 67 Auflagen erlebte, wird auch in Deutschland eine große Verbreitung haben.

Hieronymus Lorm. Außerhalb der Gesellschaft. Dresden und Leipzig 1881. Heinrich Minden.

Dieser Roman spielt zum Theil in Pest, zum Theil im Innern Ungarns, das vortrefflich geschildert ist; die Hauptfiguren sind ungemein interessant, insbesondere die Heldin, Amanda von Pontré, deren Leben sich so überaus merkwürdig, eben „Außerhalb der Gesellschaft" gestaltet. Etwas zu kühn scheinen uns manchmal die phantastischen Schilderungen, z. B. bei dem Gartenfest des Grafen Toldahegyi.

Claire von Glümer, Dönninghausen. 2 Bände. Dresden und Leipzig 1881, Heinrich Minden.

Die Verfasserin giebt uns einen Familienroman in der guten Bedeutung des Wortes, sie schildert mit lebhaften Farben stimmungsvoll und spannend zugleich das Leben der altadligen Familie „Dönninghausen". Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich.

Andersen, H. C. Sechsundzwanzig auserlesene Märchen für die Kinderstube. Neu übersetzt von Ed. Lobedanz. Mit 50 Text-Ill. von Erdm. Wagner, nebst buntem Titelbilde von H. Vogel, Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

— Dreißig auserlesene Märchen für den Familienkreis. In neuer Uebersetzung unter Beigabe von: „Erinnerungen an H. C. Andersen" und „Andersen's letzte Tage" (nach Nikolai Bögh). Von Edmund Lobedanz. Mit 50 Text-Ill. und 2 Tonbildern nach Zeichnungen von Erdmann Wagner. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Die vorliegenden Ausgaben in der vortrefflichen Uebersetzung von Lobedanz empfehlen sich durch geschmackvollste Ausstattung. Mögen sich die Kinder an dem dargestellten Inhalte ergötzen und die Erwachsenen durch den dahinterliegenden tieferen Sinn zur Selbstprüfung gebracht werden, dann ist der Zweck des berühmten Verfassers, wie auch des verdienstvollen Uebersetzers erreicht!

Wilhelm Jordan, Durch's Ohr. Lustspiel. 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1878, W. Jordans Selbstverlag.

Das Lustspiel „Durch's Ohr" ist vor mehr als zwanzig Jahren gedichtet. Es ist in vielen Städten mit Erfolg aufgeführt worden und wird in der vorliegenden, veränderten Form, die der Verfasser bei der Leitung mehrerer Einstudirungen als nothwendig erkannte, voraussichtlich eine weitere günstige Aufnahme finden.

— Nibelungen. Erstes Lied, Siegfriedsage. 10. Auflage. Frankfurt a. M. 1880. W. Jordans Selbstverlag.

Kaum eine Dichtung des bekannten Verfassers hat bei den Deutschen im In- und Auslande eine solche Verbreitung und günstige Beurtheilung gefunden, als die hier in zehnter Auflage vorliegende. Der Dichter verstand es meisterlich, die öden, dämmrigen, sagenumrauschten Sitten der vorgeschichtlichen Zeit unseres Volkes in ganz wunderbarer Weise unserem Verständniß näher zu bringen und gewissermaßen zu durchgeistigen. Seine Siegfriedsage wird voraussichtlich nicht so bald vom deutschen Familientisch verschwinden, weil sie eben so edel in der Form, wie gehaltvoll dem psychologischen Aufbau nach ist.

Wilhelm Jordan, Epische Briefe. Frankfurt a. M. 1876, W. Jordans Selbstverlag.

In packender Art weiß der Verfasser die Aufmerksamkeit seiner Leser und Hörer auf das Wesen und die hohe Bedeutung der epischen Poesie zu lenken. Er bringt in diesen Briefen zu trefflicher Anschauung, was die Poesie zu leisten habe, ehe sie auf den Namen einer Dichtkunst Anspruch erheben darf. Als oberste Gattung dieser Kunst gilt ihm das Epos, und in von treffenden Vergleichen und Bildern strotzender, wuchtiger Sprache weiß er uns bis zu der heutigen letzten Epoche zu führen.

— Die Erfüllung des Christenthums. Frankfurt a. M. 1879, W. Jordans Selbstverlag.

Wie der Verfasser in seinen Andachten und in anderen Schriften vielfach Zeugniß dafür abgelegt hat, daß er überall die Wahrheit dem Schein überzuordnen versteht, so weiß er in dem vorliegenden Buche die Sätze weiter auszuführen, daß vom Glauben an die Allwissenheit Gottes die Gesammtheit unserer Wissenschaften, vom Glauben an seine Allmacht die Gesammtheit unseres Könnens die annähernde Verwirklichung ist. Hiermit will in ihrer Nothwendigkeit die nach Jordan's Ansicht größte aller geschichtlichen Thatsachen erkannt sein: daß nur die Christenheit die höchste Stufe der menschlichen Cultur zu erreichen vermocht hat.

— Festspiel zur Eröffnung des neuen Theaters in Frankfurt a. M. 2. Auflage. Frankfurt a. M. 1880. W. Jordans Selbstverlag.

Dieses Festspiel, dessen Inhalt in Auszügen und Skizzen weithin zur öffentlichen Kunde kam, erregte lebhaftes Interesse. Es wird nicht allein den Theilnehmern an der Eröffnungsfeier, sondern auch Fernerstehenden diese poetische Gabe nachträglich willkommen sein, in welcher der Dichter den Reichthum seiner Empfindung und seiner Weltkenntniß in reiner Darstellung ausströmen läßt.

— Andachten. Frankfurt a. M. 1877. W. Jordans Selbstverlag.

Wenn der Ausspruch, daß die Tendenz das Grab echter Wissenschaft und Dichtung wäre, volle Begründung hätte, dann müßte dieses Buch unrettbar zu den Todten geworfen werden. Denn es ist von Anfang bis zu Ende eine ganz bewußte Tendenz in ihm, die da von Spinoza bis zu Darwin die Verwebung des menschlichen Daseins mit dem Naturganzen predigt. Haben aber unsere größten lyrischen Dichter nicht ganz das analogische Verfahren beobachtet? Ist nicht unser Meister Goethe denselben Weg gewandelt? Und muß nicht jede echte Dichtung eine ganz bestimmte Färbung, eine entschiedene Grundrichtung haben, wenn sie nicht verwischen und charakterlos erscheinen soll? Was hier der Dichter an großen Gedanken, Erinnerungen und Ahnungen in dem klaren Strom gebundener Rede in das deutsche Volk hineinrauschen läßt, wird nicht so leicht untergehen oder vergessen werden.

Adolf Wilbrandt. Meister Amor. Roman in zwei Bänden. Wien 1880. L. Rosner.

Baldwin Groller. Junges Blut. Leipzig 1880. Eduard Wartig.

Theodor Fontane. Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik. Berlin 1880. Wilhelm Hertz.

Diese letzte, in einem zierlichen Bändchen erschienene Erzählung hat schon bei ihrem ersten Erscheinen in „Nord und Süd" den vollen Beifall gehabt.

Julius von der Traun. Excursionen eines Oesterreichers 1840—1879; zwei Bände. Leipzig 1881. Duncker und Humblot.

Die Excursionen führen den geistreichen und witzigen österreichischen Reichstagsabgeordneten Alexander Schindler, — denn Julius von der Traun ist bekanntlich nur ein Pseudonym — nach Italien, nach dem Norden Deutschlands, nach Oberösterreich und in die Alpen. Die Reiseeindrücke und Erlebnisse sind außerordentlich lesenswerth und höchst interessant geschildert.

Anna Löhn-Siegel. Wie ich Schauspielerin wurde. Aus den Anfängen meiner Theaterlaufbahn. Berlin 1880, Louis Gerschel.

Illustrirte Prachtwerke.

Bei dem ungeheuren Mißverhältniß, das zwischen den wahrhaft großartigen Leistungen des deutschen Buchhandels und dem zur Besprechung dieser Leistungen verfügbaren Raum in dieser Zeitschrift besteht, müssen wir zu unsrem Bedauern von einer selbst nur kurzen Besprechung der einzelnen Werke absehen und können mit diesen Zeilen keinen andern Zweck

verfolgen als den, durch Anführung der Titel dem Publikum das Erscheinen zu notificiren, respective die Aufmerksamkeit auf die neueren schon bekannten Erscheinungen wiederum hinzulenken. Wir führen die illustrirten Prachtwerke hier nach den Verlegern an.

Aus dem Verlage von Eduard Hallberger in Stuttgart: **„Aegypten“.** Beschrieben von Georg Ebers, mit bildlichen Darstellungen unserer ersten Künstler, Ludwig Burger, Wilhelm Gentz, Ferdinand Keller, Ernst Körner, Franz Lenbach, Hans Makart, Leopold Karl Müller, Gustav Richter, Adolf Seel, Alma Tadema, Karl Werner ꝛc. 2. unveränderte Auflage. 2 Bände in reichstem stilvollem Einbande. Eines der bedeutendsten und schönsten Werke, die aus den deutschen Pressen hervorgegangen sind.

Aus dem Verlage von W. Spemann in Stuttgart: **„Germania“.** Zwei Jahrtausende deutschen Lebens von Johannes Scherr, mit bildlichen Darstellungen von Defregger, W. Dietz, Hoff, Menzel, Fritz und Friedrich August Kaulbach, Ferdinand Keller, Knille, Piloty ꝛc.

Von der „Germania“ hat der Verleger eine kleinere, wohlfeilere Ausgabe (im Format der „Gartenlaube“) veranstaltet, die es ermöglicht, das prächtige Buch, den Schmuck einer deutschen Hausbibliothek, in den weitesten Kreisen zu verbreiten.

Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falke, mit bildlichen Darstellungen von Anselm Feuerbach, Alma Tadema, Knille, Joseph Hoffmann, Woldemar Friedrich, Bauernfeind, Preller, Alexander Wagner und Anton von Werner.

Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke mit erläuternden Illustrationen nach alten Mustern.

Kunst und Leben. Ein neuer Almanach für das deutsche Haus. Mit literarischen Beiträgen von Georg Ebers, W. H. Riehl, Hermann Allmers, Wilhelm Jensen, Braun-Wiesbaden, künstlerisch ausgeführten Radirungen nach Bildern von Ludwig Knaus, Benjamin Vautier, Bosch ꝛc. Wie man sieht, haben sich in allen diesen Werken Schriftsteller und Künstler ersten Ranges zusammengefunden. Die beiden erstgenannten nehmen unter den zu Festgeschenken bestimmten Prachtwerken eine erste Stelle ein; das letzte ist eine Erneuerung der früher so verbreiteten Jahresalmanache, und man braucht nur einen Blick auf dieses neue Werk zu werfen und es mit dem bescheidenen Vorgänger zu vergleichen, um sich von den Fortschritten, welche Deutschland in Bezug auf Technik in der Reproduction der Kunstwerke und typographische Ausstattung gemacht hat, zu überzeugen.

Aus dem Verlage der Gebrüder Kröner in Stuttgart: **Rheinfahrt.** Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Geschildert von Karl Stieler, Hans Wachenhusen, F. W. Hackländer. Illustrirt von Vautier, Knaus, den beiden Achenbachs, Ferdinand Keller ꝛc.

Unser Vaterland in Wort und Bild, geschildert von einem Verein der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands und Oesterreichs. I. Band: Das bayrische Gebirge und Salzkammergut. II. Band: Tyrol und Vorarlberg. III. Band: Steyermark und Kärnthen. Literarische Beiträge von Hermann von Schmidt, Karl Stieler, Ludwig Steub, Rosegger ꝛc. Mit Zeichnungen von Wilhelm Dietz, Defregger, Alois Gabl, Rudolf Püttner, Matthias Schmidt ꝛc. Ein vierter Band: Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee, mit Zeichnungen von Gustav Schönleber ist im Erscheinen begriffen. Auch diese Schilderungen von Land und Leuten nehmen in Bezug auf die Frische und Anschaulichkeit der literarischen Schilderung und auf die Bedeutung des künstlerischen Schmuckes einen hervorragenden Rang ein. Für die Vorzüglichkeit der typographischen Herstellung spricht schon der Name der Verleger deutlich genug, da die Kröner'sche Officin sich innerhalb der letzten Jahre zu einer der angesehensten und leistungsfähigsten Deutschlands emporgearbeitet hat.

Aus dem Verlage von S. Schottlaender in Breslau: **Ariosts „Rasender Roland“.** Illustrirt von Gustav Doré, metrisch übersetzt von Hermann Kurz, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. Zur Herstellung dieses Prachtwerkes haben sich, wie man sieht, auserlesene Geister zusammengefunden. Die ausgezeichnete Uebersetzung von Kurz ist von Paul Heyse sorgfältig revidirt und namentlich sind alle anstößigen Späße des genialen Italieners aus diesem Werke, das auf dem deutschen Familientische aus-

liegen soll, entfernt worden. Für Doré's eigenartiges Talent bietet kaum eine andere Dichtung einen so dankbaren Vorwurf. Die Zeichnungen sind in der That Meisterwerke.

Aus dem Verlage von J. G. Bach in Leipzig: **Miltons „Verlorenes Paradies"**. Illustrirt von Gustav Doré, Uebersetzung von A. Böttcher. Auch diese Illustrationen bekunden die mächtige Phantasie und großartige Erfindungskraft des genialen Franzosen. Die Vorzüge der Böttcher'schen Uebersetzung sind bekannt.

Aus dem Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart: **Italien.** Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. Geschildert von Karl Stieler, Eduard Paulus und Waldemar Kaden, mit Zeichnungen von Bauernfeind, Calame, Hertel, Heilbuth, Kaulbach, Liphart, Passini, Riefstahl. Schönleber, Skarbina, Anton von Werner ꝛc. Das fesselnde und schöne Werk, das in der Anordnung und Ausstellung mit der in demselben Verlage früher erschienenen „Schweizerfahrt" das Wesentliche gemein hat, ist von einem ungewöhnlichen Erfolge begleitet gewesen: die erste Auflage ist vergriffen.

Aus dem Verlage der Gebrüder Paetel: **Spanien,** geschildert von Theodor Simons, mit zahlreichen Illustrationen von Alexander Wagner. Ebenso interessant und anregend in der Beschreibung wie meisterhaft im künstlerischen Theile.

Aus dem Verlage von Heinrich Schmidt und Karl Günther in Leipzig: **Indien** in Wort und Bild von Emil Schlagintweit.

Ein Spaziergang um die Welt, von Alexander Freiherrn von Hübner.

Noch im Erscheinen begriffen. Die Schilderungen sind belehrend und unterhaltend. Die geschmackvollen Illustrationen rühren von nichtdeutschen Künstlern her.

Aus dem Verlage von F. Bruckmann in München:

Esaias Tegnér's Frithjof-Sage. Uebersetzt von Dr. Otto von Nordenskjöld. Mit zwölf Compositionen von Knut Ekwall in Lichtdruck und 50 Vignetten in Holzschnitten. In Prachtband *M.* 20.—

Opern-Cyclus im Foyer des Kais. Kgl. Opernhauses in Wien von Moriz von Schwind. Mit Text von D. Eduard Hanslick. In Prachtband *M.* 20.—

Faust von Goethe. Erster Theil. Mit Bildern und Zeichnungen von A. v. Kreling. In Prachtband *M.* 20.—

In diesen drei Prachtwerken, welche von der bekannten Kunstverlagsfirma F. Bruckmann mit einer glanzvollen Ausstattung auf den Büchermarkt gebracht werden, ist eine solche Fülle des Anregenden Schönen und Großartigen in Wort und Bild angehäuft, daß wir uns darauf beschränken können, dieselben allen Literatur- und Kunstfreunden zur Anschaffung zu empfehlen.

Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des XVIII. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Originalen von Dr. S. H. von Hefner-Alteneck. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M. Verlag von Heinr. Keller.

Erscheint in Lieferungen mit je sechs Kunstblättern in Stahl und Kupferstich mit Anwendung des Farbendruckes. Die sämmtlichen Darstellungen sind nach Kunstwerken aus der Zeit selbst angefertigt. Die Blätter sind chronologisch geordnet mit knappen, aber vollständigen textlichen Erläuterungen. Die Ausstattung genügt den höchsten Ansprüchen. Unter den wissenschaftlichen Costümwerken überhaupt eines der allerbesten, für Bibliotheken, Archäologen, Sammler ꝛc. ein unentbehrlicher Rathgeber.

Blätter für Costümkunde. Historische und Volkstrachten. Neue Folge. Begründet von C. E. Döpler dem Aelteren, jetziger Herausgeber Professor A. von Heyden im Verein mit den berühmtesten deutschen Künstlern. Berlin, Franz Lipperheide.

Moderne Figuren mit echten Costümen. Besondere Aufmerksamkeit ist den Volkstrachten zugewandt. Stahlstich und Holzschnitt mit Farbendruck. Bei sehr wohlfeilem Preise, 4.40 Rm. die Lieferung mit zwölf Kunstblättern und mehreren Bogen Text. Ausgezeichnete Ausstattung.

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum XIX. Jahrhundert von Albert Kretschmer, Maler und Costümzeichner an den kgl. Hoftheatern in Berlin, und Dr. Karl Rohrbach in Gotha. Verlag von J. G. Bach in Leipzig.

Die beiden sehr praktischen, gefälligen und zuverlässigen Werke, Holzschnitt mit

Farbendruck, sind besonders allen Bühnenangehörigen zu empfehlen.

Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit, gezeichnet und beschrieben von Friedrich Hottenroth. Verlag von G. Weise in Stuttgart.

Kunsthistorische Bilderbogen. Erster Supplementband. Die Bilderbogen sind für den Gebrauch bei Vorlesungen, für den Unterricht in der Geschichte und Aesthetik an höheren Lehranstalten zusammengestellt. Der jetzt erschienene Supplementband enthält bildliche Darstellungen aus der Kunst des XIX. Jahrhunderts, aus der Malerei, Plastik, Architektur, dem Kunstgewerbe ꝛc. Leipzig, A. Seemann.

Eine sehr praktische anschauliche Kunstgeschichte ohne Worte.

Haus-Chronik in Blumen- und Dichterschmuck. Eine sehr hübsch zusammengestellte Anthologie mit zahlreichen Kunstblättern, Blumendarstellungen im Stile von Hermine Stilke und Alwine Schrötter, componirt von Marie Höpffner. Zwischen den einzelnen Gedichten und künstlerischen Darstellungen sind Blätter für schriftliche Aufzeichnungen freigelassen. München, Gebrüder Obpacher.

Das in imitirtem Schweinsleder gebundene Buch ist sehr elegant ausgestattet und empfehlenswerth.

In demselben Verlage ist eine ganze Reihe geschmackvoll gezeichneter und sauber ausgeführter kleiner Kunstblätter erschienen, Sprüche aus der Bibel und andere Weisheitssprüche, zu Geschenken bei Confirmationen und sonstigen Familienfesten, allerlei Glückwünsche, Tischkarten, Kalender Lesezeichen, Blumenrahmen zum Einkleben von Portrais u. dergl. Alle diese kleinen Kunstblätter sind zierlich, sauber und geschmackvoll und mit großer technischer Fertigkeit reproducirt.

Die Hildebrandt'schen Aquarellen (Berlin, Georg Stilke) haben in der künstlerischen Reproduction für Deutschland eine neue Aera begründet. Alle Kunstverständigen sind darüber einig, daß die Facsimilirung des Originals in vollendeterer Weise niemals hergestellt ist als durch den Farbendruck von Steinbock und Loeillot, die jede Spur der mechanischen Vervielfältigung beseitigt und künstlerische Wiedergaben gefertigt haben, welche jeden Pinselstrich des genialen Aquarellisten aufweisen. Zu den 34 Blättern, welche unter dem Gesammttitel „Reise um die Erde" erschienen sind, und den 14 Blättern nach Aquarellen aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers unter dem Titel „Aus Europa" sind jetzt fünf neue hinzugekommen, deren Originale sich zum Theil wiederum im Besitz Sr. Majestät des Kaisers, zum andern Theil im Besitz des Herzogs von Ratibor befinden. Sie gehören zu den schönsten. Wir können hier nur die Sujets angeben: 1. Markt in Kairo, 2. Pyramiden von Gizeh mit der Sphinx, 3. Genua, 4. Villa d'Este in Tivoli, 5. Sörön mit der Mitternachtssonne. Diese sehr hervorragenden fünf Kunstblätter befinden sich in einer eigenartig wirkenden, sehr geschmackvollen Mappe nach japanischem Muster in Aquarell ausgeführt von Eduard Hübner.

Handzeichnungen deutscher Meister. Eine Sammlung von Bildern aus der Schweiz und Italien in unveränderlichem Lichtdruck reproducirt von Scholter und Bückmann. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag.

Das Werk zählt 14 Lieferungen, deren jede zwei Kunstblätter in Groß-Folio enthält. Die Zeichnungen sind von Bauernfeind, Diesen, Eckenbrecher, Hertel, Paul Meyerheim, Rudolph Schick, Schönleber, Bautier, Anton von Werner und Zügel. Die schönen Zeichnungen dieser modernen Meister sind mit großer technischer Vollkommenheit reproducirt.

Meisterwerke der Holzschneidekunst. Reproductionen moderner Gemälde und Zeichnungen, die ein erfreuliches Zeugniß dafür abgeben, welche Höhe die Holzschneidekunst in Deutschland in neuester Zeit erreicht hat. Im Jahre erscheinen 12 Lieferungen. Leipzig, J. J. Weber.

Die goldene Bibel. Eine Sammlung der Bibel-Illustrationen der größten Meister der Kunstepoche, herausgegeben von Alfred von Wurzbach. Stuttgart, Paul Neff.

Das alte Testament ist durch 50 Photographien nach den berühmtesten Kupferstichen vertreten. Der Herausgeber hat aus den unzähligen Bibelbildern eine Auswahl getroffen, die seinem Kunstgeschmack, seiner Feinsinnigkeit und seiner Kenntniß zu größter Ehre gereicht. Die Wiedergabe der Kupferstiche durch den

Photographiedruck ist in ihrer Treue erstaunlich. Das alte Testament ist abgeschlossen, von dem neuen Testament die erste Lieferung erschienen. Ein Kunstwerk für jedes Haus.

Aus dem Verlage von Fr. Thiel in Leipzig **„Der neue Tanhäuser"** 11. Auflage **„Tanhäuser in Rom"** 4. Aufl. Die noch immer anonym erscheinenden Grisebachschen Dichtungen sind allbekannt. Die Ausstattung dieser neuen Auflagen ist prachtvoll.

Aus dem Verlage von Friedrich Bassermann in München: **„Stippstörchen** für Aeuglein und Oehrchen" von Wilhelm Busch. Eine Sammlung von sieben kleinen Geschichten, die in dem Schaffen dieses genialen humoristischen Dichters und Zeichners eine neue Aera eröffnen. Dies gilt namentlich von den allerliebsten Geschichten: „Das brave Lenchen", „Die beiden Schwestern" und „Hänschen Däumling". Busch hat sich hier von der übermüthigen Caricatur, mit der er in seinen früheren Schriften die tollsten Wirkungen erzielte, gänzlich abgewandt und, wenn man so sagen darf, eine ideale Richtung eingeschlagen. Einige der Zeichnungen sind von ungewöhnlicher Anmuth. Natürlich erkennt man in vielen andern auch noch den ausgelassenen Caricaturenzeichner von ehedem. Das Werk ist den besten Schöpfungen von Wilhelm Busch an die Seite zu stellen. In Bezug auf die Herstellung hat der Verleger den Versuch gemacht, die englische Technik, Farbendruck auf der Buchdruckerpresse, unter Zuhilfenahme der Zinkographie, wie es bei den englischen Kinderbüchern der Fall ist, in Anwendung zu bringen. Als erster Versuch kann dieser im Ganzen als gelungen bezeichnet werden; kein Zweifel, daß da noch eine größere Vollkommenheit mit der Zeit erreicht werden wird.

Von den **Bilderpossen**, die früher einmal in einer größeren Ausgabe erschienen sind, ist jetzt die zweite Auflage in demselben Verlage erschienen. Diese derben Späße sind natürlich ganz in der „ersten Manier" des humoristischen Meisters gehalten.

Wir haben noch hier anzufügen zwei Kunstwerke, die sich durch originellen Text und reizvolle, zum Theil bedeutende Zeichnungen hervorthun. **„Künstlerlaunen"** heißt das eine mit Gedichten von Karl Stieler, Marie von Olfers ꝛc. und durch Zinkographie reproducirten Zeichnungen auserlesener, zum großen Theil Münchener Künstler. Wir machen auf dieses sehr interessante Werk besonders aufmerksam. Es ist vielleicht nicht im gewöhnlichen Sinne des Worts populär, aber es geht ein echt künstlerischer Zug durch dieses Buch, das sich an einen gewählten Kreis, an den Kunstsinn und den Kunstverstand wendet. Es hat den Vorzug, sehr billig zu sein: die dreißig Blätter kosten zusammen nur sechs Mark.

Dieselben guten Eigenschaften darf man dem liebenswürdigen und eigenartigen Werke **„Allotria"** nachrühmen, von dem jetzt die zweite billigere Auflage erschienen ist.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Verzeichniß

der Beiträge in

Nord und Süd.

Herausgegeben von

Paul Lindau.

Band I—XIV.

Breslau.
S. Schottlaender.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands

Gediegenes Fest-Geschenk.

„Nord und Süd."

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin. Verleger: **S. Schottlaender** in Breslau.

14 Bände Lex. 8°. à 27—30 Bogen auf elegantem Papier, mit je 3 Kunstbeilagen in Kupferstich.

In feinsten Original-Einbänden mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck.

Preis pro Band gebunden 8 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Inhalt des ersten Bandes.

April — Mai — Juni 1877.

Mit den Porträts von W. Riehl, A. Wilbrandt, E. Geibel. Radirt von J. L. Raab und Sonnenleiter.

Ludwig Anzengruber in Wien.
Zur Psychologie der Bauern. Wie der Huber ungläubig ward.

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.
Prolog.

Ernst Curtius in Berlin.
Griechische Ausgrabungen. 1876—1877.

Georg Ebers in Leipzig.
Alliteration und Reim im Altägyptischen.

Jacob v. Falke in Wien.
Das Fenster in der Wohnung.

Kuno Fischer in Heidelberg.
Ein literarischer Findling als „Lessings Faust".

Karl v. Gebler in Meran.
Alessandro Manzoni.

Emanuel Geibel in Lübeck. Mit Porträt.
Distichen aus dem Wintertagebuch.
Die Jagd von Beziers. Vorspiel einer Albingensertragödie.

Karl Goedeke in Göttingen.
Emanuel Geibel.

Bret Harte in New-York.
Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze. (Uebertragen von Udo Brachvogel.)

Hans Hopfen in Berlin.
Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Aus den Banden. Novelle.

Rudolph v. Ihering in Göttingen.
Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft.

Ferdinand Kürnberger in Wien.
Künstlerbräute. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.
Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Peter Paul Rubens.

Julius Payer in Frankfurt a. M.
Die englische Nordpolexpedition von 1875—1876.

Fr. Pecht in München.
Moderne Maler. Franz Lenbach.

W. H. Riehl in München. Mit Porträt.
Neue musikalische Charakterköpfe. Zwei deutsche Kapellmeister. Karl Guhr und Karl Ludwig Drobisch.

Karl Vogt in Genf.
Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.

Adolf Wilbrandt in Wien. Mit Porträt.
Dramaturgische Unterhaltungen. Mein Freund Scävola.

Inhalt des zweiten Bandes.

Juli — August — September 1877.

Mit den Porträts von Victor Hugo, L. Anzengruber, Fr. Liszt. Gestochen von Meyer, Sachs und Römer

Ludwig Anzengruber in Wien. Mit Portr.
Zur Psychologie der Bauern. Der gottüberlegene Jacob.

Ed. Bauernfeld in Wien.
Correspondenz m. AnastasiusGrün. Erinnerungen.

A. E. Brehm in Berlin.
Wildpferde in den asiatischen Steppen.

Moriz Carriere in München.
Geschmack und Gewissen.

Georg Gerland in Straßburg.
Das Gesetz der Vererbung und die Poesie.

Eduard Hanslick in Wien.
Adelina Patti. Erinnerungen.

Ferdinand Hiller in Köln.
An Franz Liszt. Mit dem Porträt v. Franz Liszt.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Monika Waldvogel. Novelle.

Rudolph von Ihering in Göttingen.
Honorar und Gehalt.

Paul Lindau in Berlin.
Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851). — In und nach der Verbannung (1851—1877). Mit dem Porträt von Victor Hugo.

Rudolph Lindau in Paris.
Der Seher. Novelle.

Friedrich Meyer v. Waldeck in Heidelberg.
Russische Censur.
Josef Rank in Wien.
Ein Volksdramatiker aus Oesterreich.
Theodor Unger in Hannover.
Kunstschreiben und Kunsttreiben.
Bernhard Wagener in Kiel.
Zwischen zwei Herzen. Novelle.
Alfred Woltmann in Prag.
Das Preußenthum in der neueren Kunst.
Aus der ersten französischen Nationalversammlung. — 1871. — Nach Briefen und aus dem Nachlaß eines Mitglieds derselben.

Inhalt des dritten Bandes.

October — November — December 1877.
Mit den Porträts von Paul Heyse, W. Lübke, M. Carriere. Radirt v. J. L. Raab.
J. Baron in Berlin.
Gemeinwirthschaft und Privatwirthschaft.
Baumfeld in Wien.
Moriz Schwind zum Gedächtniß.
Karl Biedermann in Leipzig.
Zur Entwicklungsgeschichte der Goethe'schen Faustdichtung.
H. Breitinger in Zürich.
Die Entwicklung des Realismus in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.
Moriz Carriere in München.
Der Unterschied des plastischen und malerischen Stils. Mit dem Porträt von Moriz Carriere.
Rudolph Genée in Dresden.
Der hundertj. Hamlet. Eine dramaturgische Studie.
Karl Goedeke in Göttingen.
Paul Heyse. Mit dem Porträt v. Paul Heyse.
H. Haeser in Breslau.
Salerno.
Paul Heyse in München.
Beppo der Sternseher. Novelle.
Ippolito Nievo.
Richard Liebreich in London.
Realismus und Idealismus im Porträt.
Rudolph Lindau in Paris.
Das rothe Tuch. Novelle.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Rembrandt van Ryn.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Wilhelm Lübke. Mit dem Porträt v. W. Lübke.
Wilhelm Roscher in Leipzig.
Zur Erinnerung an Friedrich List. Ungedruckte Briefe desselben. Mit einer Einleitung
W. Rüstow in Zürich.
Das schweizerische Heerwesen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der allgemeinen Anwendbarkeit des Milizsystems, auch für die Heere der Großmächte.
H. W. Vogel in Berlin.
Das Spectrum u. die chemisch. Wirkungen d. Lichts.
Adolf Wilbrandt in Wien.
Der Lootsencommandeur. Novelle.

Inhalt des vierten Bandes.

Januar — Februar — März 1878.
Mit den Porträts von Georg Ebers, Wilhelm Busch, Arnold Böcklin. Radirt von Raab, Hecht und Schick.
Ludwig Anzengruber in Wien.
Zur Psychologie der Bauern. Die fromme Kathrin'.
Bruno Bucher in Wien.
Zur Popularisirung der Kunst.
Georg Ebers in Leipzig. Mit Porträt.
Mein Grab in Theben.
F. Frensdorff in Göttingen.
Die Entstehung der Hanse.
Ferdinand Freiligrath.
Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß. (Gedichte von Robert Herrick und Th. B. Aldrich.)
Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Bohemund. Novelle in Versen.
Georg Gerland in Straßburg.
Centralasien und China.
E. Klebs in Prag.
Schädliche Nahrungsmittel. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte von Krankheiten.
Heinrich von Kleist.
Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden.
Paul Lindau in Berlin.
Wilhelm Busch. Mit dem Porträt von Wilhelm Busch.
Rudolph Lindau in Paris.
Tödtliche Fehde. Eine Skizze.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Cultur der Frührenaissance in Italien.
Jürgen Bona Meyer in Bonn.
Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen. I. Der Materialismus.
Lucian Müller in St. Petersburg.
Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers Constantin.
Fr. Pecht in München.
Arnold Böcklin. Mit dem Porträt von Arnold Böcklin.
Friedrich Sander in Barmen.
Ueber gute und schlechte Luft.
Ernst Freiherr von Stockmar in Berlin.
Die Flucht des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) am 21. Juni 1791.
Friedrich Uhl in Wien.
Herzensdämmerung. Novelle.
Fr. Vischer in Stuttgart.
Wieder einmal über die Mode.
B. Windscheid in Leipzig.
Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft.

Inhalt des fünften Bandes.

April — Mai — Juni 1878.
Mit den Porträts von Leopold von Ranke, Berthold Auerbach u. Heinrich Laube. Radirt von H. Sachs, Hans Meyer und J. Sonnenleiter.
Berthold Auerbach in Berlin. Mit Porträt.
Der Sohn des Käthchen von Heilbronn. Erzählung.
J. Baron in Berlin.
Der Normalarbeitstag.
A. de Bary in Straßburg.
Ueber die Bedeutung der Blumen.
E. du Bois-Reymond in Berlin.
Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten.
Franz Delitzsch in Leipzig.
Der Talmud und die Farben.
J. Henle in Göttingen.
Der medicinische und der religiöse Dualismus.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Ein Frühlingsnachmittag.
Julius Klaiber in Stuttgart.
Wilhelm Hauff.
Heinrich Kruse in Berlin.
Der Dänholm. Idylle.
Heinrich Laube in Wien. Mit Porträt.
Eduard Devrient.
H. Nissen in Göttingen.
Kleopatra.
H. B. Oppenheim in Berlin.
Zur Revision der Gewerbeordnung.
Eduard Ofenbrüggen in Zürich.
Schweizerische Beraseen.
Leopold v. Ranke in Berlin. Mit Porträt
Zur Geschichte der italienischen Kunst.
I. Grundlage und Anfänge; II. Giotto und seine Nachfolger; III. Quattrocentisten; IV. Uebergang vom 15. in das 16. Jahrhundert; V. Erinnerung an Lionardo und Michelangelo; VI. Raphael; VII. Tizian und einige sein Zeitgenossen.
F. Reuleaux in Berlin.
Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Aufgaben.
Carl Thomas in Prag.
Die Großmutter. Novelle.
H. Wiener in Leipzig.
Die moderne Gesetzgebung gegenüber der Waarenfälschung
Adolf Wilbrandt.
Untrennbar. Novelle.

Inhalt des sechsten Bandes.

Juli — August — September 1878.

Mit den Porträts von Joseph Victor von Scheffel, Emil du Bois-Reymond, Karl Gutzkow. Radirt von H. Sachs, Goupil & Co. und D. Raab.

L. Anzengruber in Wien.
Das Sündkind.
Karl Bartsch in Heidelberg. Mit Porträt.
Joseph Victor von Scheffel.
G. Baur in Leipzig.
Der Elsaß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung.
Karl Biedermann in Leipzig.
Lessing in England.
P. W. Forchhammer in Kiel.
Das goldene Vließ und die Argonauten.
Karl Gutzkow in Sachsenhausen. Mit Porträt.
Bogumil Dawison.
Paul Heyse in München.
Reisebriefe.
An Arnold Böcklin in Florenz. An Otto Ribbeck in Leipzig. An Wilhelm Hertz in Berlin. An die zu Hause Gebliebenen.
Rudolph Lindau in Paris.
Ein verkehrtes Leben. Novelle.
Emil Naumann in Dresden.
Clavierspiel ohne Ende.
Friedrich Ratzel in München.
Die Beurtheilung der Völker.
J. Rosenthal in Erlangen.
Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt von E. du Bois-Reymond.
Franz Rühl in Königsberg.
Theodor von Schön.
R. Schoener in Rom.
Der Palatin und seine Ausgrabungen.
Carl Thiersch in Leipzig.
Medicinische Glossen zum Hamlet.
H. W. Vogel in Berlin.
Die Telegraphenschrift des Himmels.
C. Voit in München.
Ueber die Bedeutung des Blutes.
Adolf Wilbrandt in Wien.
Der Mitschuldige. Novelle.

Inhalt des siebenten Bandes.

October — November — December 1878.

Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgénjew, Richard Wagner. Radirt von D. Raab, B. Mannfeld und J. S. Raab.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.
Eine unfindbare freie Reichsstadt. Kulturgeschichtliche Skizze.
Karl Erdm. Edler in Wien.
Eine Glocknerfahrt. Novelle.
Karl Emil Franzos in Wien.
Die Locke der heiligen Agathe. Eine moderne Legende.
Emanuel Geibel in Lübeck.
Sieben Oden des Horaz.
Siegfried Kapper in Pisa.
Klöster und Klosterleben in der Herzegovina.
Heinrich Kruse in Berlin.
Idyllen.
Die Dachreiter. Wider Wind und Wellen.
Hugo Magnus in Breslau.
Die Farbenblindheit.
F. Max Müller in Oxford.
Ueber Fetischismus. I. II.
Ludwig Noiré in Mainz.
Max Müller und die Sprachphilosophie. Mit dem Porträt von Max Müller.
Ludwig Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.
Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten. I. II.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Iwan Turgénjew. Persönliche Erinnerungen. Mit dem Porträt von Iwan Turgénjew.
K. Th. Richter in Prag.
Die Braut. Novelle.
Justus Scheibert in Stuttgart.
An den Grenzen der Strategie und Taktik.
Eduard Schelle in Wien.
Richard Wagner. Mit dem Porträt von Richard Wagner.
Bernhard Wagener in Kiel.
Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine.
Ernst Wichert in Königsberg.
Sommerfrische am Baltischen Strande.
J. H. Witte in Bonn.
Kant und die Frauen.

Inhalt des achten Bandes.

Januar — Februar — März 1879.

Mit den Porträts von Eduard Hanslick, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen. Radirt von Halm und D. Raab.

Eduard Hanslick in Wien. Mit Porträt.
Musik und Musiker in Paris.
Paul Heyse in München.
Aus der italienischen Reisemappe.
Hans Hopfen in Berlin. Mit Porträt.
Flinserls Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors.

E. Hübner in Berlin.
Laokoon.
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B. Mit Porträt.
Im Mai. Eine Symphonie.
Wilhelm von Kardorff in Wabnitz.
Die wirthschaftlichen und finanziellen Reformprojecte des Reichskanzlers.
Fritz Krauß in Zürich.
Shakespeare und seine Sonette.
Paul Lindau in Berlin.
Julian Schmidt und der „Schillerpreis".
Rudolph Lindau in Berlin.
Gute Gesellschaft. Roman.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Cultur der Hochrenaissance in Italien.
Fr. Merkel in Rostock.
Der Kuß. Eine anthropologische Studie.
Ludwig von Ompteda in Wiesbaden.
Bilder aus englischen Landsitzen.
H. B. Oppenheim in Berlin.
Das allgemeine Stimmrecht.
W. Preyer in Jena.
Die Concurrenz in der Natur.
Bibliographie.

Inhalt des neunten Bandes.

April — Mai — Juni 1879.

Mit den Porträts von Emile Augier, Anton Rubinstein und Johannes Huber. Radirt von B. Mannfeld und D. Raab.

C. Abel in Berlin.
Sprache und Aegyptische Sprache.
Asiaticus.
Die staatliche und sociale Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren (1868—1878).
Emile Augier in Paris.
Fragment.
G. Baur in Leipzig.
Die Salzburger Emigranten. Ein Leidens- und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora, zugleich ein Zeugniß für die Kirchen-Politik der Hohenzollern.
Karl Beck in Wien.
Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846.)
W. Busch in Bonn.
Der Fuß und seine Bekleidung.
M. Carriere in München.
Johannes Huber. Mit dem Porträt von Joh. Huber.
Ernst Dohm in Berlin.
Fragment. Aus einem unvollendeten Lustspiel Emile Augier's (Uebersetzung).
H. Ehrlich in Berlin.
Anton Rubinstein. Mit dem Porträt von Anton Rubinstein.
Theodor Fontane in Berlin.
Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik.
Ludwig Geiger in Berlin.
Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.
Klaus Groth in Kiel.
Kronprinzens in Holsteen. Ein Cyclus plattdeutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen.
Paul Heyse in München.
Die Madonna im Oelwald. Eine Novelle in Versen.
Johannes Huber in München.
Moderne Magie.
Paul Lindau in Berlin.
Emile Augier. Mit dem Porträt von Emil Augier.
F. Reuleaux in Berlin.
Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb.
W. H. Riehl in München.
Das verlorene Paradies. Novelle.
Isidor Soyka in München.
Ueber den gegenwärtigen Stand der Pestfrage.
B. H. Strousberg in Berlin.
Zwei Fragen, die nicht brennen.
Karl Vogt in Genf.
Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura.
Bibliographie.

Inhalt des zehnten Bandes.

Juli — August — September 1879.

Mit den Porträts v. Alexandre Dumas fils, Gustav Freytag und Reinhold Begas. Radirt von B. Mannfeld, Paul Halm und D. Raab.

L. Anzengruber in Wien.
Sein Spielzeug.
Karl Bartsch in Heidelberg.
Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes.
J. Baron in Berlin.
Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. October 1879.
August Demmin in Wiesbaden.
Sammler, Sammeln, Sammlungen.
A. Dove in Breslau.
Gustav Freytag. Mit dem Porträt von Gustav Freytag.
O. Ernst in Constantinopel.
Die Renegatin. Eine Erzählung aus dem Orient.
Carl Gerhard in Bonn.
Das Träumen.
Fr. Hemmann in Herrliberg.
Charles Scalsfield.
Ferdinand Hiller in Köln.
Adolphe Nourrit.
Paul Heyse in München.
Die Madonna im Oelwald. Novelle in Versen. (Schluß.)
J. J. Honegger in Zürich.
Alexandre Dumas fils. Mit dem Porträt von Alexander Dumas.
Johannes Huber in München.
Moderne Magie (Schluß.)
Hermann von Ihering in Leipzig.
Die Thierwelt der Alpenseen und ihre Bedeutung für die Frage nach der Entstehung der Arten.
Lothar Meyer in Tübingen.
Ueber akademische Lernfreiheit.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Reinhold Begas. Mit dem Porträt von Reinhold Begas.
Ferdinand von Saar in Wien.
Der General. Eine Novelle aus Oesterreich.
Otto von Schorn in Nürnberg.
Das Groteske und Komische in der Kunst und im Kunstgewerbe.
Friedrich von Weech in Karlsruhe.
Göthes Lilli.
Hermann Welcker in Halle.
Die persische Vierzeile und der deutsche Volksreim.
Bibliographie.

Inhalt des elften Bandes.

October — November — December 1879.
Mit den Porträts von Ernst Dohm, J. von Doellinger und Adolf Menzel. Radirt von W. Krauskopf, Wilhelm Rohr und Paul Halm.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.
Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.

François Coppée.
Olivier. Novelle in Versen. Im Versmaße des Originals übersetzt von Wolf Grafen Baudissin.

J. Friedrich in München.
Johann Joseph Ignaz von Doellinger. Mit dem Porträt von J. J. J. von Doellinger.

N. Gane.
Andrei Florea, der Curean. Aus dem Rumänischen nach dem Manuscripte und unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von Mite Kremnitz-Bardeleben.

F. Heinrich Geffcken in Straßburg i. E.
Das Problem des Völkerrechts.

Wilhelm Geiger in Erlangen.
Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Indogermanen.

Julius Hübner in Dresden.
Tintoretto.

Karl Koberstein in Dresden.
Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Tradition und Geschichte.

Friedrich Albert Lange in Berlin.
Ueber philosophische Bildung. (Schluß Februar 1880.)

Paul Lindau in Berlin.
Ernst Dohm und der „Kladderadatsch". Mit dem Porträt von Ernst Dohm.

Ludwig Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.
Woburn Abbey.
Die Trunkkrankheit in England.

H. B. Oppenheim in Berlin.
Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus.

Friedrich Oetker in Kassel.
Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurhessen.

Ludwig Pietsch in Berlin.
Adolf Menzel. Mit dem Porträt von Adolf Menzel.

Fr. Wilh. Theile in Weimar.
Das Menschengeschlecht.

Adolf Wilbrandt in Wien.
Tod und Trost. Ein Cyclus.

Bibliographie.

Inhalt des zwölften Bandes.

Januar — Februar — März 1880.
Mit den Porträts des Fürsten Bismarck, von Karl von Holtei und Franz von Dingelstedt. Radirt von Paul Halm und W. Krauskopf.

F. Eyssenhardt in Hamburg.
Der Ursprung der romanischen Sprachen.

Karl von Gebler.
Die Jungfrau von Orleans.

Ferdinand Hiller in Köln.
In Wien vor 52 Jahren.

Eduard von Hartmann in Berlin.
Die Bedeutung des Leids.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Faira. Ein erzählendes Gedicht.

R. Koffmann in Heidelberg.
Die Bedeutung des Einzellebens in der Darwinistischen Weltanschauung.

Max Kurnik in Breslau.
Karl von Holtei. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Karl von Holtei's.

Isolde Kurz in Florenz.
Haschisch. Aus dem Tagebuch eines Philosophen.

Friedrich Albert Lange.
Ueber philosophische Bildung (Schluß [siehe November 1879]).

Paul Lindau in Berlin.
Persönliche Begegnungen. Elise.

Menenius der Jüngere.
Fürst Bismarck an der Jahreswende 1879. Mit dem Porträt des Fürsten Bismarck.

H. B. Oppenheim in Berlin.
Aus den Mysterien der altfranzösischen Diplomatie.

John Paulsen in Norwegen.
Ein römisches Abenteuer. Novelle.

Heinrich Ratzel in München.
Sahara und Sudan.

Oskar von Redwitz in Meran.
Ein Brautkranz in Sonetten.

Sigmund Schlesinger in Wien.
Der Theatermann Dingelstedt. Mit dem Porträt Franz von Dingelstedt's.

August Silberstein in Wien.
Der Laden des Naz.

Karl Vogt in Genf.
Zur Physiologie der Schrift.

B. Volz in Potsdam.
Fürst Kaunitz.

* † *

Das Deutschthum in den russischen Ostseeprovinzen.

Bibliographie.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

April — Mai — Juni 1880.
Mit den Porträts von Theodor Fontane, Alfred Meißner und Emile Zola. Radirt von W. Krauskopf, W. Rohr und Paul Halm.

J. Herm. Baas in München.
William Harvey, der Begründer der neuen Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte.

Jakob Baechtold in Zürich.
Aus Heinrich Leutholds Nachlaß.

Kuno Fischer in Heidelberg.
Ueber G. E. Lessing I. II.
I. Lessings reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur.
II. Lessings Minna von Barnhelm.

Theodor Fontane in Berlin.
L'Adultera. Novelle. Mit dem Porträt Theodor Fontanes.

Gustav Hirschfeld in Königsberg.
Festfeier und Gedenktage im griechischen Alterthum.

Eduard Graf Lamezan in Wien.
Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurechnung.

Carl Lang in Offenburg.
Ueber altgriechische Musik.

Rudolph Fürst zu Liechtenstein in Neulengbach.
Die Kinder des Ostens. Novelle.
Heinrich Leuthold.
Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Baechtold in Zürich.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die pergamenischen Funde.
Alfred Meißner in Bregenz.
Toni. Novelle. Mit dem Porträt Alfred Meißners.
Ludwig Pfau in Paris.
Emile Zola.
Franz Rühl in Königsberg.
Friedrich Christoph Schlosser.
Hans Semper in Innsbruck.
Italienische Studien.
Karl Stieler in München.
Eine Winterreise an den Königssee.
Emile Zola in Paris.
Balzac (in französischer Sprache)
(in deutscher Sprache, übersetzt von P. L.)
Mit dem Porträt Emile Zolas.
Bibliographie.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Juli — August — September 1880.

Mit den Porträts von Ludwig Knaus, C. F. Lessing und Kuno Fischer. Radirt von W. Krauskopf, F. L. Meyer und Wilhelm Rohr.

George Allan in Bukarest.
Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest.
Kuno Fischer in Heidelberg.
Ueber G. E. Lessing (III. Lessings Emilia Galotti).
Theodor Fontane in Berlin.
L'Adultera. Novelle (Schluß).
Eduard von Hartmann in Berlin.
Die Krisis des Christenthums.
Paul Heyse in München.
Die Eselin.
Hans Hoffmann in Stettin.
Der schöne Checco. Novelle.
Max Jordan in Berlin.
Ludwig Knaus. Mit dem Porträt Ludwig Knaus'.
Karl Koberstein in Dresden.
Carl Friedrich Lessing. Mit dem Porträt C. F. Lessings.
Paul Lindau in Berlin.
Goethes „Faust“ als Bühnenwerk.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Kunst und der Kaufmann.
Menenius der Jüngere.
Ein Blick von der politischen Warte.
Friedrich Oetker in Kassel.
Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1862.
Friedrich Ratzel in München.
Die Wasserfälle.
Bernhard Schädel in Darmstadt.
Briefe von Moritz von Schwind.
Rudolf Seydel in Leipzig.
Das Rosenkreuz, ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion.
M. E. von Sosnowski in Posen.
Kuno Fischer. Mit dem Porträt Kuno Fischers.
Bibliographie.

Bestell-Zettel.

Bei der Buchhandlung von

.....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von **Paul Lindau**

(Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.)

.....Exemplar Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV.

elegant in Carton-Umschlag broschirt zum Preise von *M.* 6.— pro Band, in englische Leinwand gebunden mit reicher Gold- und Schwarzdruck-Pressung zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

Wohnung: Name:

.....

(Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.)

Im Nothfalle ist auch die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender in Breslau bereit, die gewünschten Bände gegen Einsendung des entfallenden Betrages direct zu liefern.

An die Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Adolay, Eduard. Krone und Kerker. Historischer Roman in fünf Büchern. Berlin 1880. Kogge & Fritze.

Allan, George. Fluch der Liebe! Novellen. Leipzig 1881. Wilhelm Friedrich.

Almanach in losen Blättern mit ca. 2500 histor.-biogr. Notizen jeden Tag ein Blatt zum Abreissen für 1881. Neunzehnter Jahrgang. Dresden 1881. Conrad Weiske.

Amyntor, Gerhard von. Im Hörselberge. Novelle. 2. Aufl. Leipzig 1881. Carl Reissner.

Andreae, Percy. Geist und Purpur. Tragödie in fünf Acten. Hannover 1880. Friedrich Busse.

Altenburger, G. u. B. Rumhold. Wappenbuch des Königreichs Ungarn und seiner Nebenländer. Budapest 1880. Gustav Grimm.

Baltzer, Friedrich. Trutznachtigall. Lieder aus der Heimat. Chemnitz, Robert Friese's Buchhandlung (Bruno Troitzsch).

Ben Sirah Militans, Abgebrochene Sätze für ABC-Kinder. Im Orient gesammelt von P. P. G. Stuttgart 1880. J. B. Metzlersche Buchhandlung.

Bernhard, Jean. Aus alter Zeit. Eine Gedankensammlung aus der ersten Blüthezeit deutscher Literatur. Für Freunde des Mittelhochdeutschen herausgegeben. Leipzig 1880. Eduard Wartigs Verlag.

Bernardini, Francesco. Novellen. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Leipzig 1880. Wilhelm Friedrich.

Besse, Dr. P. Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des Römisch-Deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. Lfg. 1—5. Leipzig 1880. J. H. Webel.

Biblioteca, moderna italiana. Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von Dr. H. Vockeradt. Bdch. IV—VII. Leipzig 1880. Veit & Cie.

Bimbächer. Der Spenglermeister Bimbächer. Posse aus dem Giessener Volksleben in fünf Bildern. 2. verm. Aufl. Giessen, Emil Roth.

Bischof. Katechismus der Finanzwissenschaft. Leipzig 1881. J. J. Weber.

Bluntschli, Dr. J. C. Gespräche über Gott und Natur und über Unsterblichkeit. Nördlingen 1880. C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Bosboom-Toussaint, Frau Major Franz. Roman. Deutsch von Stephan Born. Leipzig. Schulze & Cie.

Braun - Wiesbaden, Karl. Culturgeschichtliche Novellen. 1. Der Archimandrit. 2. Generalbeichte eines westfälischen Edelmannes. 2. Aufl. Neue Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Leipzig 1881. Carl Reissner.

Brinckmann, John. Die Tochter Shakespeares. Eine Dichtung. Rostock 1881. Wilh. Werther's Verlag.

Bruck, Julius. Bunte Blüthen. Scherz und Ernst in Versen. 2. Aufl. New-York 1880. S. Zickel.

Byr, Robert. Der Weg zum Herzen. Erzählung. 2. Aufl. Leipzig 1881. Carl Reissner.

Caro, Carl. Die Tochter Theoderichs. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien 1880. L. Rosner.
— In der Sommernacht. Novelle in Versen. Wien 1880. L. Rosner.

Centralblatt, Botanisches. Referirendes Organ für das Gesammtgebiet der Botanik des In- und Auslandes. Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrten von Dr. Oskar Uhlworm. I. Quartal 1880. Nr. 1—3. Cassel. Theodor Fischer.

Champfleury. Histoire de la caricature sous la réforme et la ligne Louis XIII à Louis XVI. Paris. E. Dentu.

Collection of British Authors, Tauchnitz Edition. Vol. 1863, 1864, 1931—33. A history of our own times by Justin M. Carthy. In five volumes. Vol. 1—5.

Conrad, M. G. Französische Charakterköpfe. Studien nach der Natur. Leipzig 1881. Carl Reissner

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. III. Jahrg. 1. Heft. Wien, Pest und Leipzig 1880. A. Hartlebens Verlag.

Diepolder, Joh. Nep., Dr., königl. bayer. Gymnasial-Professor. Der Tempelbau der vorchristlichen und christlichen Zeit oder die bildenden Künste im Dienste der Religion bei den Heiden, Juden, Mohamedanern und Christen. Mit 200 Text-Illustrationen und einem bunten Titelbilde. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

D'Heylli, Georges. La Comédie française à Londres. Paris 1880. Paul Ollendorf.

Dulk, Dr. Albert. Stimme der Menschheit. Ein Lehrbuch für kirchenfreien Religionsunterricht in Gemeinde, Schule und Haus. II. Theil. Positive Glaubenslehre. Leipzig 1880. J. G. Findel.

Eberhard, Paul. Der Brautschatz. Lustspiel in drei Acten. Leipzig 1880. Bühnenmanuscript.

Faulmann, Karl. Illustrirte Cultur-Geschichte für Leser aller Stände. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimile-Beilagen und ca. 300 in den Text gedruckten Illustrationen. Lfg. 2—5. Wien, Pest und Leipzig 1880. A. Hartlebens Verlag.

Fastenrath, Dr. Johann. Stimmen der Weihnacht. Lieder nach dem Spanischen des D. Ventura Ruiz Aguilera. Leipzig 1880. W. Friedrich.

Fellner, F. von. Animalischer Magnetismus und moderner Rationalismus. Eine culturhistorische Betrachtung. Leipzig 1880. Osw. Mutze.

Friedmann, Alfred. Ersetzter Verlust. Novelle. 8. IV u. 62 S. Hamburg 1881. J. F. Richter.

Friedrich, Friedrich. Die Liebe. Lustige Bilder. 2. Aufl. Leipzig 1881. Carl Reissner.

Gachard, M. Histoire de la Belgique au commencement du XVIII^e^ siècle. Bruxelles 1880. Librairie Européenne, C. Muquardt.

Ganghofer, Ludwig und Hans Neuert. Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Volksschauspiel in 5 Aufzügen. 2. Aufl. Augsburg 1880. B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung.

Georgens, J. D., Dr. und Gayette Georgens, J. M., v. Illustrirtes Allgemeines Familien-Spielbuch. Vorführung aller bekannteren Spiele für alle Kreise zur körperlichen Erholung und geistig-gemüthlichen Erheiterung und Anregung im Freien wie im Zimmer. Mit zahlreichen Text-Abbildungen, einem Frontispice und einem aquarellirten Titelbilde, acht grossen Einführungsbildern, Tabellen, musikalischen und verschiedenen anderen Beigaben. 1. Heft. Vollendet in 16—17 Heften (zu je 5—6 Bogen) à 50 Pf. oder einem Bande geheftet zu etwa ℳ 8. 50, elegant gebunden zu etwa ℳ 10. — Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Geschichtslexicon. Supplement zu Meyers Conversationslexicon. 1. Heft. Berlin 1881. Aug. Bolms Verlag.

Gnevkow, A. Aus dem Goleise. Roman. Berlin. Albert Goldschmidt.

Glogau, B. Novellen. Berlin 1880. Wilhelm Hertz.

Grotesche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Bd. 12. u. 13. Tannhäuser, ein Minnesang von Julius Wolff. Mit Portraitradirung nach einer Handzeichnung von Ludwig Knaus. 2 Bde. Berlin 1880. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Groth, Klaus. Drei plattdeutsche Erzählungen aus Schleswig-Holstein. Berlin 1881. Freund & Jeckel.

Hahn, R. Edmund. Schöne Frauen. Roman. 2 Bde. Dresden 1881. E. Piersons Buchh.

Hartmann, August. Volksschauspiele. In Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt. Mit vielen Melodien nach dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Leipzig 1880. Breitkopf & Härtel.

Hiller, Ferdinand. Wie hören wir Musik? Leipzig 1881. Wolfgang Gerhard.

Hübner, Alexander Freiherr von. Ein Spaziergang um die Welt. Mit ca. 350 Abbildungen. Lfg. 1 u. 2. Leipzig 1880. Heinrich Schmidt und Carl Günther.

Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. 25—30. Lieferung. Leipzig. Otto Spamer.

Illustrirtes Donau-Album. Malerische Reise von Regensburg bis Sulina. Mit 25 grossen Illustrationen, zahlreichen Abbildungen und erklärendem Text in 4 Sprachen: Deutsch, Französisch, Englisch, Ungarisch. Prachtwerk. Wien. A. Hartlebens Verlag.

Illustrirte Welt. Deutsches Familienbuch. 29. Jahrgang. V. Heft. Stuttgart. Ed. Hallberger.

Irmin von Veihel-Müller. Die Nibelunge. Dramen-Cyclus. I. Brünhilt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Pfungstadt 1880. L. Götz.

Jahrhundert, Unser, von Otto von Leixner. Lfg. 7 u. 8. Stuttgart. J. Engelhorn.

Jensen, Wilhelm. Ueber die Vivisection, ihre Gegner und Herrn Richard Wagner. Stuttgart 1881. Levy & Müller.

Josefowitz, H. Cromwell. Drama in fünf Aufzügen. Berlin 1880. Stuhrsche Buchhandlung.

Kalbeck, Max. Zur Dämmerzeit. Gedichte. Leipzig 1881. Breitkopf & Härtel.

Keller, Gottfried. Der grüne Heinrich. Roman. Neue Ausgabe in 4 Bänden. 3. u. 4. Band. Stuttgart 1880. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung.

Kirchbach, Wolfgang. Salvator Rosa. Roman. 2 Bde. Leipzig 1880. Breitkopf & Härtel.

Kürschner, Joseph. Jahrbuch für das deutsche Theater. Eine umfassende Rundschau über die Zustände und Ereignisse auf theatralischen und verwandten Gebieten während des letzten Theaterjahres. 2. Jahrgang. Leipzig 1880. L. E. Foltz.

Klassiker, Militärische, des In- und Auslandes mit Einleitungen von v. Scherff, v. Boguslawski, v. Taysen, Frh. v. d. Goltz und Anderen, herausgegeben von G. v. Marées. Heft I—V, enthaltend: 1. Heft Friedrich der Grosse; „Die Generalprincipia vom Kriege" u. A., erläutert und mit Anmerkungen versehen von Taysen, mit 20 Plänen im Text. 2. Stereotyp-Aufl. 2. 3. 4. u. 5. Heft. Carl von Clausewitz: Die Lehre vom Kriege, erl. u. m. Anm. vers. von v. Scherff. 2. Stereotyp-Aufl. Berlin 1880. F. Schneider & Cie.

Kleinpaul, Dr. Ernst. Poetik für Dichter und alle Freunde der Poesie. 8. verm. umgearbeitete Aufl. III. Leipzig 1880. W. Langewiesche.

Kohler, Dr. J. Das Autorrecht. Eine civilistische Abhandlung. Zugleich ein Beitrag zur Lehre vom Eigenthum, vom Miteigenthum, vom Rechtsgeschäft und vom Individualrecht. Jena 1880. Gustav Fischer.

Köhler, Carl. Woahina oder Gewogen und zu leicht befunden. Eine Südsee-Geschichte. Berlin 1880. Friedrich Luckhardt.

Kölner Dom, Der. Eine Gedenkschrift zur Feier der Vollendung desselben am 15. October 1880. Düsseldorf 1880. Schaub'sche Buchhandlung.

Krasewski, J. J. Ausgewählte Werke. Bd. 1—3. Die Gräfin Kosel, historischer Roman. 2 Bde. Ulana, Dorfgeschichte, aus dem Polnischen übertragen von E. V. Szrajber. Wien, Pest und Leipzig. A. Hartleben.

Krylóf's sämmtliche Fabeln. Aus dem Russischen übersetzt und mit einer Einleitung begleitet von Ferdinand Löwe. Leipzig 1874. F. A. Brockhaus.

Lasker, Eduard, Wege und Ziele der Culturentwicklung. Essays. Leipzig 1881. F. A. Brockhaus.

Leander, Richard. Träumereien an französischen Kaminen. Märchen. 12. Aufl. Leipzig 1880. Breitkopf und Härtel.

Lecky, William Eduard Hartpole. Entstehungsgeschichte und Charakteristik des Methodismus. Aus dem Englischen von Ferdinand Löwe. Leipzig und Heidelberg 1880. C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

Le Roman des familles, Revue Bi-Mensuelle, publiée sous la direction de M. G. van Muyden. Nr. I. 1880—1881. Berlin. Leo Liepmannssohn.

Leitner, K. G. Ritter von. Novellen und Gedichte. Wien, Pest und Leipzig 1880. A. Hartlebens Verlag.

Leitner, Ritter K. G. v. Novellen und Gedichte. Wien 1880. A. Hartleben.

Lichtstrahlen aus Fr. v. Hellwald's Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. Augsburg 1881. Lampart & Comp.

Literaturgeschichte, Illustrirte, von Otto von Leixner. Lfg. 22—28. Leipzig. Otto Spamer.

Loménie, Louis de. Les Mirabeaux. Nouvelles études sur la société française au XVIIIe siècle. I et II. Paris. E. Dentu.

Lotheissen, Ferdinand. Molière, sein Leben und seine Werke. Frankfurt a. M. 1880. Literarische Anstalt. Rütten & Loening.

Michael, C. Die Begebenheiten im „Rothen Igel" oder: Die Wirthshauspest. Geschichten aus dem wirklichen Leben zu Nutz und Frommen für Jedermann, mit Kopfleisten, Initialen und einem Titelbilde. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Mohren, Bruno. Gedichte. Zürich 1880. Verlages Magazin (J. Schabelitz).

Moleschott, Jac. Die Einheit der Wissenschaft aus dem Gesichtspunkt der Lehre vom Leben. Giessen 1879. Emil Roth.

Molière. Ausgewählte Lustspiele. In fünffüssigen, paarweis gereimten Jamben übersetzt von Adolf Laun. Mit Molières Portrait nach dem Original von Mignard. Leipzig 1881. W. Friedrich.

Moser's Notiz-Kalender als Schreibunterlage für das Jahr 1881. Berlin 1880. Berliner Lith. Institut.

Musikgeschichte, Illustrirte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Naumann. Heft 5. Stuttgart 1880. W. Spemann.

Nordau, Max. Vom Kreml zur Alhambra. Culturstudien. 2 Bde. Leipzig 1880. Bernhard Schlicke.

Oppel, Karl, Dr. Das alte Wunderland der Pyramiden. Geographische, geschichtliche und culturhistorische Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüthe sowie des Verfalles des alten Aegyptens. 4. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 200 Text-Abbildungen und Karten, einem Hieroglyphen-Alphabete, sowie 4 Buntbildern. Nach Zeichnungen von C. F. Kümsch und Anderen. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Pasqué, Ernst. Frau Musica. Vier Erzählungen: Karl Maria von Weber. — Adolf Adam. — Johann Joachim Quantz. — Monsigny. 2. Aufl. Leipzig 1881. Carl Reissner.

Passow, A. Die schwarzen Napoleone in Südafrika. Schilderungen des Lebens und der Sitten der Banlu-Völker, unter besonderer Berücksichtigung des Krieges der Engländer mit den Zulu. Mit Kopfleisten, Initialen und fünf Tonbildern. Leipzig und Berlin, Otto Spamer.

Paulitschke, Dr. Philipp. Die geographische Erforschung des afrikanischen Continents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Wien 1880. Brockhausen und Bräuer.

Phister, Hermann von. Chattische Stammes-Kunde. Volksthümliche, sprachliche und geschichtliche Arbeit. Mit genauer Karte des stammheitlichen Gebietes, sowie der sechs chattischen Gaue. Kassel 1880. E. Hühn.

Polko, Elise. Unsere Musikklassiker. Sechs biographische Lebensbilder. Mit sechs Portraits. Leipzig. Heinrich Schmidt und Karl Günther.

Postweesen, Das — und seine Entwicklung von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Drei Vorträge von Franz Ilwolf. Graz 1880. Leuschner und Lubensky.

Proelss, Johannes. Ein neuer Sängerkrieg auf der Wartburg. Festspiel an dem vom Burgherrn der Wartburg den zu Weimar tagenden deutschen Schriftstellern am 27. September 1880 gegebenen Feste etc. Leipzig 1880. C. Reissner.

Reden, Die, des Abgeordneten von **Bismarck-Schönhausen** in den Parlamenten 1847—1851. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Th. Riedel. Berlin 1881. Carl Heymann.

Rehmke, Johannes. Die Welt als Wahrnehmung und Begriff. Eine Erkenntnisstheorie. Berlin 1880. G. Reimer.

Reichardt-Stromberg, Mathilde. Die Staatsbürgerin. Leipzig 1880. Otto Wigand.

Reubke-Bellhac, Marie. Um Rache. Dramatisches Gedicht in einem Acte. Darmstadt 1880. Bühnenmanuscript.

Richter, Paul Emil. Verzeichniss der Periodica aus den Gebieten der Literatur, Kunst und Wissenschaft im Besitze der K. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Nach Titeln, Herausgebern und Materien geordnet und mit Unterstützung der Generaldirection der Königl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft. Dresden 1880. Hermann Burach.

Roger, G. Le carnet d'un ténor. Troisième édition. Paris 1880. Paul Ollendorf.

Rohdanowitz S. von. J. J. von Kraszenski in seinem Wirken und seinen Werken. Eine biographisch-kritische Skizze. Dresden. Commissions-Verlag von Heinrich Morchel.

Roland, A. Der blaue Schleier. Novelle. Gotha 1880. C. F. Windaus.

Roth, Dr. Karl. Ueber Wald und Waldbenutzung nach conservativen Grundsätzen. München 1880. J. Lindauer.

Saar, Ferdinand von Tempesta. Trauerspiel in fünf Acten. Heidelberg 1881. Georg Weiss.

Sachs-Villatte. Encyclopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Hand- und Schul-Ausgabe. Berlin 1880. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Schmitz, Clemens. Oesterreichs Scheyern-Wittelsbacher oder die Dynastie der Babenberger. Geschichtliche Studie zur siebenhundertjährigen Wittelsbacher-Feier veröffentlicht. München 1880. Cäsar Fritsch.

Schmidt-Weissenfels. Zweiter Frühling. Roman. Berlin. Gustav Behrend. (Hermann Förster.)

Schneider, Georg, Heinrich. Der thierische Wille. Systematische Darstellung und Erklärung der thierischen Triebe und deren Entstehung, Entwickelung und Verbreitung im Thierreiche als Grundlage einer vergleichenden Willenslehre. Leipzig. Ambr. Abel.

Schreiber, Emanuel. Die Selbstkritik der Juden. Berlin 1880. Carl Duncker.

Schroen, Egmont. Die Guitarre und ihre Geschichte. Ein Vortrag, gehalten im Leipziger Guitarre-Club. Leipzig 1879. C. A. Klemm.

Schultze, Victor. Unter dem Kreuz. Culturgeschichtliche Erzählung aus dem christlichen Alterthume. Mit gegen 35 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und einem bunten Titelbilde. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Schweiger-Lerchenfeld, A. von. Das Frauenleben der Erde. Mit 200 Illustrationen. Lfg. 13—20 (Schluss). Wien, Pest und Leipzig 1880. A. Hartlebens Verlag.

Schwerin, Gräfin Josephine. Der ist es. Roman. Berlin. Albert Goldschmidt.

Seemann, Dr. O. Mythologie der Griechen und Römer. 2. verb. und verm. Auflage. Mit 79 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig 1880. E. A. Seemann.

Simchowitz, S. Sch. Der Positivismus im Mosaismus, erläutert und entwickelt auf Grund der alten und mittelalterlichen philosophischen Literatur der Hebräer. Wien 1880. M. Gottlieb's Buchhandlung.

Skizzen, Neue rumänische. Uebersetzt von Mite Kremnitz. Leipzig 1881. Wilhelm Friedrich.

Sohr, Aurelie. Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken. Weimar 1880. Herman Böhlau.

Spir, A. Vier Grundfragen. Leipzig 1880. J. G. Findel.

Sterne, Carus. Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1880. Gebr. Borntträger.

Straube, Th. Neue französische Grammatik in Versen zur schnellen und gründlichen Erlernung der grammatikalischen und orthographischen Regeln der französischen Sprache. Jena 1880. Hermann Costenoble.

Thüngen, Karl Philipp, Freiherr von. Wild und Wald. Vademecum für Jäger u. Jagdfreunde. Mit 50 Text-Illustrationen nebst Titelbild. Nach Zeichnungen von Albert Richter. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Ugény, E. v. Bilder aus dem Familienleben der höheren Stände. Leipzig 1881. W. Friedrich.

Uhland, W. H. Handbuch für den praktischen Maschinen-Constructeur. Eine Sammlung der wichtigsten Formeln, Tabellen, Constructionsregeln und Betriebsergebnisse für den Maschinenbau etc. Unter Mitwirkung erfahrener Ingenieure und Fabrikdirectoren. Vier Bände mit gegen 1000 Textfiguren und 40—50 Tafeln in Photolithographie. In ungefähr 25 Lieferungen. Lfg. I—X. Leipzig 1880. Baumgärtner's Buchhandlung.

Uhland, W. H. Die Strassenbahnen, deren Anlage u. Betrieb einschl. einer fasslichen Geschichte der bedeutendsten Systeme und eingehender Untersuchung der verschiedenen Arten von Zugkraft, als: Pferdekraft, Dampf, Heisswasser und comprimirte Luft, sowie einer Beschreibung der verschiedenartigen Betriebsmaterialien und Aufstellung der Anlage, und Betriebskosten mit specieller Bezugnahme auf die Strassenbahnen in Grossbritannien. Von Dr. Kinnair Clark, C. J. Autorisirte deutsche Ausgabe, durch Beifügung der neuesten Verbesserungen, sowie der wichtigsten Strassenbahn-Anlagen Deutschlands erweitert. 2 Bde. Mit vielen Holzschnitten und circa 20 Tafeln in Photolithographie. Leipzig 1880. Baumgärtner's Buchhandlung.

Universum, das neue. Lfg. 2. Stuttgart. W. Spemann.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von G. von Boguslawski. Band VII. Nr. 6, 7 und Extra-Nummer. Berlin 1880. Dietrich Reimer.

Vierordt, Heinrich. Gedichte. Karlsruhe. A. Bielefelds Hofbuchhandlung.

Walcker, Dr. Karl. Schutzzölle, laissez faire und Freihandel. Eine lehrbuchartige Erörterung der wichtigsten industriellen und landwirthschaftlichen Schutzzölle. Leipzig 1880. Rossberg'sche Buchhandlung.

Weltbrecht, Carl. Gedichte. Neue Ausgabe. Stuttgart 1880. Adolf Bonz & Cie.

Werner, Reinhold. Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben. Berlin 1880. A. Hofmann & Cie.

Wichert, Ernst. Rauschen. Ein Strandidyll. Leipzig 1881. Carl Reissner.

Wilbrandt, Adolf. Robert Kerr. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien 1880. L. Rosner.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 15. Bd. 4. u. 5. Heft. Berlin 1880. Dietrich Reimer.



CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

Gegen
äuschung.

le Flasche ist mit
obenstehender
hutzmarke ver-
ien und mit der
Firma:
Carlsbader
ineralwasser-
Versendung
bel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
r in anderer als
n bezeichneter
Verpackung
kommende Salze
id gefälscht
und
d das Publikum
ervor gewarnt.

Carlsbader
Sprudel-Salz
in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen
Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:
Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife
in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser

Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München: Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wassern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath. Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.